

Friedrich Hackländer

Ein Winter in Spanien

Der Titel des vorliegenden Buches nöthigt mich, in paar einleitende Worte zu schreiben, denn es mag vielleicht einer Entschuldigung bedürfen, Spanien, das herrliche, südliche Land, das in unserer Phantasie mit Sonnenschein und Blütenstaub lebt, das wir nicht zu trennen vermögen von dem Begriff lauer, entzückender Sommernächte nach glühendem Tagesbrand, im *Winter* bereist zu haben. Aber Verhältnisse bestimmen den Menschen, und eine Reise, deren Ausführung während des Sommers mir und meinen Freunden schwierig war, konnte zur Winterszeit leichter unternommen werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß Staub und unerträgliche Hitze, die in manchen Reisebeschreibungen eine so große Rolle spielen, uns ebenfalls für die kältere Jahreszeit bestimmten. Wenn wir hierbei so manches von dem so reizenden spanischen Volksleben verloren, so hatten wir dagegen bei unsern Zügen durch das Land gute Gelegenheit, das Innere desselben kennen zu lernen; und gerade der Winter gestattete es uns vom Sattel des Pferdes frei umzuschauen, wogegen uns der heiße Sommer fortwährend in den dunstigen Eilwagen mit seinen engen Fenstern gebannt hätte. Übrigens bin ich weit

entfernt, irgend einen der verehrlichen Leser in Betreff einer Reise nach Spanien für den Winter bestimmen zu wollen, aber eben so wenig, Jemanden zu einer Tour durch das Land während der Sommerszeit zu veranlassen. Wer Spanien auf bequeme und angenehme Art besuchen will, reise im Frühjahr der Küste entlang und mache einen Abstecher von Malaga nach Granada, und von Cadiz über Sevilla nach Cordova, so hat er das Schönste gesehen, was die Erde ihm zu bieten vermag.

Wenn ich auch bei meiner Reise manches Ungemach zu ertragen hatte, so wurde dasselbe doch gemildert durch die Gesellschaft zweier lieben Freunde, mit denen ich die angenehmen Stunden doppelt genoß, und in deren Begleitung die unangenehmen durch guten Humor, durch Scherz und Lachen verkürzt wurden.

Dabei lehrte mich der eine dieser Freunde, Baumeister *Leins* von Stuttgart, der, noch ein junger Mann, hier in einem der schönsten und prächtigsten Bauwerke der Neuzeit den ganzen großen Schatz seiner Kunst entfaltet, und sich dadurch einen guten, wohlverdienten Namen in Deutschland gemacht, die herrlichen Bauwerke Spaniens kennen und verstehen, und seine gründliche Aufzeichnungen waren mir bei Entstehung dieses Buches von außerordentlichem Nutzen. Der Andere, der Maler Theodor *Horschelt* von München, ebenfalls ein treuer Freund in allen Verhältnissen, stellte mir seine gesammelten, zahlreichen und schönen Skizzen zur Verfügung, von denen ich gewiß Gebrauch machen werde, wenn die Gunst des Lesers mir erlaubt, in einer neuene Auflage das bescheidene Gewand meines Buches zu illustriren. Für *Horschelt*, der uns in Oran

verließ, um noch längere Zeit in den französischen Kolonien Afrikas zu bleiben, war diese Reise ein bedeutender Wendepunkt in Leben und Kunst, denn wenn auch schon seine früheren Bilder den vollen Beifall der Kenner erhielten, und kaum beendet angekauft wurden, so hat er doch vor Kurzem ein größeres, wirklich herrliches Gemälde für seine Majestät den König von Württemberg beendet und so eine Frucht dieser Reise hervorgebracht, die seinem Namen einen guten und dauernden Klang verleihen muß.

Was ich nie für möglich gehalten, habe ich hier unwillkürlich getan, – eine Vorrede geschrieben, und bitte den Leser um Entschuldigung, mit dem feierlichen Versprechen, mich eines solchen Mißbrauchs seiner Geduld nie mehr schuldig machen zu wollen. – Vorrede ist eigentlich falsch: es müßte Nachrede heißen; denn erst, wenn das Buch beendet ist, sagen wir dem geneigten Leser noch ein paar passende Worte, wie wir ja einen guten Freund, der uns besuchte, bis an die Hausthüre begleiten und mit der Bitte entlassen, *bald wieder zu kommen, wenn es ihm bei uns gefallen,* – womit ich denn auch hier auf der Schwelle *meines* Hauses von dem freundlichen Leser Abschied nehmen will.

Haide-Haus, bei Stuttgart, im September 1855

F. W. Hackländer.

ERSTES KAPITEL. NACH ITALIEN.

Abreise von Stuttgart. Ein Eisenbahnbild. Das Neckarthal. Herbstliche Zeit. Ein Kirchlein. Bergriesen. Geißlingen. Ulm. Biberach. Ravensburg. Das Haus des Hannikel. »Durlesbach fertig«. Bodenseedampfer. Rorschach. Ein Freund. Schweizer Telegraphen. Über den Splügen. Chiavenna. Donna è mobile! Gewitterstürme. Colico und der Dampfer Adda. Fahrt auf dem Comersee. Regenmantel, Regenwetter und Passagiere. Der energische Kellner. Como. Postwesen auf der Eisenbahn. Hôtel Reichmann.

An einem warmen schönen Herbstmorgen, es war der 8. Oct. 1853, bestieg ich mit meiner Familie in Stuttgart den Eisenbahnwagen, um eine Reise nach Italien und Spanien anzutreten, – »fertig, fort« rief der Zugführer, und es ist das die letzte Abfertigung, das Signal zur Abfahrt – fertig, fort! – man hört es oft wenn man kleine Ausflüge in der Umgebung macht und freut sich alsdann den dunkeln Bahnhof verlassen zu können. Heute aber, wie das »fertig, fort« den leichten Faden zerriß, der uns noch an die Heimath band, und wir gleich darauf langsam vorwärts fahrend, noch einmal im Fluge die betrübten Gesichter der Freunde und Bekannten sahen, die uns vom Abschied schmerzlich bewegt das Geleite gegeben, winkend mit der Hand und mit feuchten Augen, unser letztes Lebewohl ebenso erwidern – heute bewegt das einfache »fertig, fort« unsre Herzen, und wir, die wir abreisen, sitzen schweigend und gedankenvoll – an die Zukunft denkend, an den langen Weg vor uns, und auch viel und gern an eine glückliche Heimkehr. Nur die Kinder freuen sich des Fahrens und schauen mit glänzenden Augen in das vielfarbige Grün des Schloßgartens, an dessen Gränzen wir dahinfliegen, rücken aber nun ängstlich zusammen, als uns die Locomotive in

den Rosensteintunnel hineinreißt, und lachen erst wieder als wir jenseits des Berges das sonnenbeglänzte Neckarthal erreichen. —

Ja es war ein schöner heiterer Tag, aber die Sonnenwärme hatte den klaren Himmel redlich erkämpft, erst nach langen heftigen Gefechten schlug sie die irdischen Nebelschauer aufs Haupt und zwang sie sich in ihre Schluchten und Berge zurückzuziehen. Wohl schwebten noch längere Zeit einige Nachzügler, als Wolken zusammengeballt, an dem tiefblauen Himmelsgewölbe dahin, doch führte der schöne Tag die Besiegten wie im Triumph mit sich; ihre weißen Massen dienten seiner Schönheit als Relief, und er benutzte sie, um die glühende im bunten Herbstschmuck prangende Gegend hin und wieder mit zierlichen leicht vorüberziehenden Wolkenschatten neu zu schmücken. So fuhren wir dahin in ziemlich leerem Wagen, weßhalb es denn auch möglich war, selbst gegen das Reglement hin und da an die Thür zu treten, um einen Blick in das schöne Neckarthal hinauszuerwerfen. Bis nach Göppingen hinauf dampft die Locomotive fast unter lauter Obstbäumen dahin, die sich über der Bahn die Hände reichen und jetzt ihre reifen Früchte in gelb und roth beinahe auf die Wagendecken herabhängen lassen. Zur Rechten begleitet uns der Neckar bald in breitem Sand- und Kiesbette, bald durch mächtige Mauern eingeengt, die ihn auf die Seite drücken und ihm einen Platz für den Schienenweg abnöthigen; hier stürzt sich der Fluß schäumend über ein Wehr hinab, dort trägt er geduldig und ergeben das Joch einer alten hölzernen Brücke mit ihren plumpen unregelmäßigen Formen, während sich bei Untertürkheim die zierlichen Geländer

der so eben neuentstandenen eisernen Gitterbrücke wohlgefällig in seinen klaren Fluthen abspiegeln. Zur Linken haben wir die Abhänge der Berge, welche die Eisenbahn tragen, auf ihnen alte und neue Schlösser, Wartthürme, an ihrem Fuß freundliche Dörfer, meistens in kleinen heimlichen Nebenthälern liegend. Die Ernte ist aller Orten vorüber, kaum weht der Wind über die Stoppeln, und schon wird ein Theil der Felder von dem unersättlichen Menschengeschlecht wieder zu neuem Dienst vorbereitet; der Pflug reißt hier die dampfende Erde auf, dort wird die Seele der Landwirthschaft ausgebreitet, und während man an dieser Stelle noch Kartoffeln ausgräbt, wirft man drüben schon wieder die Wintersaat aus. Aber dieses Leben, diese Bewegung in der herbstlichen Landschaft ist so mannigfaltig, so schön, die Erde hat sich, nachdem sie alles hingegeben, mit dem armseligen Überrest ihres reichen Sommers herrlich geschmückt, und lächelt uns noch einmal freundlich zu, ehe des Winters kalte Hand über sie dahinfährt und von ihr streift den letzten Schmuck, die gelben und rothen Blätter, die schon jetzt bei jedem Lufthauch, ahnend ihr baldiges Vergehen, ängstlich an den matten Stielen zittern. Die Gärten, an denen wir vorüberdampfen, sehen schon recht traurig und verwahrlost aus, die halbvertrockneten Stängel und verwelkten Kräuter sind niedergetreten; Unkraut wuchert triumphirend über sie empor und lacht recht höhnisch zu den hohen Dahlien auf, die gestern noch stolz ihre bunten Köpfe trugen, und sie jetzt, durch den Reif verletzt, tief und traurig herabhängen lassen. Die gelben Capuciner haben schon ein zäheres Leben, und ihre hellen Blumen leuchten noch ziemlich frisch aus dem dunkeln Laub

hervor; – vorbei – vorbei! Dort in einem Waldwinkel weidet eine Schafheerde, und die weißen Thiere treten aus dem Grün deutlich hervor, der Hirt und sein Hund schauen uns nach, der Mann ist nachdenkend, er hat so traurige Gedanken über die Eisenbahn und das wilde Getriebe, das mit ihr hier in den stillen Thälern entstanden.

Während wir nun auf der einen Seite an dem Fluß dahinfahren, der bald den Eisenbahndamm bespült, bald in einem weiten Bogen das fruchtbare Thal durchzieht, kreuzen wir häufig die alte Landstraße und sausen hier an Fußwanderern vorbei, die alle das Gesicht gegen uns kehren, oder an Frachtwagen, die mit weißem Tuche überdeckt sind und, obgleich mit kräftigen Pferden bespannt, doch gar nicht von der Stelle zu kommen scheinen. Das alles lassen wir im Augenblick hinter uns, und wenn wir uns dort oben am Berge das weiße Haus mit seinen grünen Läden und rothem Ziegeldach betrachten, und die Augen fest darauf heften, so kommt es uns vor, als drehe sich das Gebäude langsam, um uns nachzuschauen. Neben diesem Hause, nicht weit davon, steht ein altes graues Kirchlein mit ehrwürdigem Schlafmützenthurm; von ihm aus gehen zwei weiße Mauern, die wie zwei lange Arme den stillen Friedhof umfassen; auch das Kirchlein schaut uns mit seinen gothischen Fenstern grämlich nach, scheint aber dabei die Arme fester zusammenzuziehen und flüstert wahrscheinlich zu den Ruhenden hinab, die früher auch hier vorüberzogen im Sonnenglanz und Leben: Laßt sie nur dahinsausen mit ihrem Feuerwagen, das hat alles sein Ende, und auch die da unten werden über kurz oder lang ihr Plätzchen

finden; schläft nur, schläft! Es ist gut, daß in diesem Augenblick eine Schaar lustiger Tauben von dem Hügel nebenan emporfliegen und alle trüben Gedanken zerstreuen, denn man blickt ihnen gern nach, wie sie so dahinschießen mit ihrem glänzenden Gefieder, bald in einem dichten Haufen, bald weit auseinander und zerstreut, und wie sie nun dort auf der Höhe langsam einfallen neben einem Bauer mit Ochsen und Pflug, der gegen den klaren blauen Himmel wie eine dunkle Silhouette absticht. Aber an allem dem fliegen wir vorüber, immerzu, immerzu! Jetzt rast die Maschine mit aller Kraft dahin, jetzt fühlen wir, wie sie langsam ihren Lauf mindert, um pfeifend und stöhnend endlich anzuhalten, eine neue Station mit altem bekanntem Leben. Passagiere, die sich herandrängen, bald gleichgültig ausschauend, bald mit ernster Miene rückwärts blickend nach den Ihrigen, die scheu auf dem Trottoir stehen bleiben, und leicht zusammenfahren, wenn überflüssiger Dampf zischend auffährt, während der Conducteur zur Eile treibt, und die Glocke demgemäß ihre drei Zeichen so schnell hintereinander gibt, als habe sie eigentlich wichtigeres zu thun und gebe sich nur so nebenbei aus purer Gefälligkeit mit dem Läuten ab – gleichviel, die Locomotive pfeift, hustet und stöhnt erst langsam, dann immer geschwinder, die Häuser an der Bahn fangen wieder scheinbar an rückwärts zu fliegen, von den Menschen die uns angaffen sehen wir nur eine lange Reihe unerkennbarer Gesichter, Bäume huschen vorüber, die letzte Stätte des Orts liegt eben erst hinter uns, und schon rasseln wir an dem nächsten Bahnwärt-erhäuschen vorbei, wo der Beamte steht, den Arm ausgestreckt wie ein Telegraph, während sein kleines Kind vor der Thür sitzt und: »die Eisenbahn« ruft; doch würden wir

kaum die erste Sylbe vernehmen können, wenn das übrigen bei dem Getöse möglich wäre, denn wenn es »bahn« ausspricht, sind wir schon eine gute Strecke weiter. Hinter Göppingen wird das Thal auf Augenblicke weiter und ausgedehnter, und wir können uns deßhalb nicht mehr so mit den Einzelheiten von unserm Wege beschäftigen, auch ist fast alles heute Morgen schon dagewesen und kehrt immer wieder, die Felder in gelb, grau, grün, die Wälder mit ihrer prächtigen Färbung von Violett bis ins helle Roth, durch welche man nun die Form fast eines jeden Baumes erkennt. Die weißen Häuser mit den gelben glänzenden Welschkornkränzen, der getrocknete Flachs am Boden in langen regelmäßigen Linien, schnatternde Gänse, staunende Pferde und wichtig dreinschauende Ochsen; nur ein einsamer Waldweg an dem wir vorübersausen fesselt vielleicht unsere Aufmerksamkeit für einen Moment; dort steigt er vergessen die Höhe hinan, der arme Pfad, der einstens, wie alle andern, nach Rom geführt, nun aber von niemand mehr betreten wird; denn umsonst sagt ein morscher melancholischer Wegweiser, gleich einem zurückgekommenen Bodenbesitzer: »nur hereinspaziert«, man zuckt die Achseln und fliegt vorüber.

Dort ist der hohe Stauffen, der Rechberg und Staufen-eck, die auf Augenblicke in die Höhe zu streben scheinen, um dann wieder hinter andern Bergen zu verschwinden; die Fremden schauen dem ersten lange zu und denken wohl: majestätisch genug sieht er aus, das Fundament des so mächtigen und so unglücklichen Kaiserhauses; ja majestätisch ernst und traurig, eine gewaltige Pyramide, die auch ohne Hieroglyphen, getreu und deutlich, ihre riesenhafte Geschichte erzählt!

Ich glaube, es war der liebe und freundliche Justinus Kerner, der mir einstens eine eigenthümliche, aber, wenn man das Auge dafür hat, sehr wahre Ansicht über die Formation der Berge des Fils- und Neckarthals mittheilte, eine Ansicht die ich wenigstens immer bestätigt fand, wenn ich so im Dahinfahren träumend und sinnend die Höhen beschaute; jeder Berg hat nämlich, so sagt er, die Gestalt eines Riesen, bald in sitzender, bald in liegender Stellung. Dort sieht man deutlich den zusammengebückten Oberkörper, das Haupt tief auf die Brust herabgesenkt, den Schooß und die Kniee scharf abgezeichnet, während die Füße ins Thal herabhängen; weiterhin ruht ein anderer lang ausgestreckt, den Kopf mit dem Arm unterstützt, und blickt behaglich mit übereinandergeschlagenen Beinen zu uns hernieder, vielleicht im Stillen lächelnd über das sonderbare Spielzeug, das er da unten sieht und das sich dampfend in weiten Schlangenlinien um ihn herumwindet, scheinbar so geschwind und doch für ihn schneckenhaft langsam. Denn wir brauchen ja eine geraume Zeit bis wir von seinem Kopf zu seinen Füßen gelangt sind, aber wir wollen so geräuschlos wie möglich vorübergleiten, um die Aufmerksamkeit dieser respektablen Riesenfamilie nicht allzu sehr auf uns zu ziehen; denn sonst könnte es einmal einem der jungen Bengel, die winzig hinter den alten hervorlauschen, in den Sinn kommen, mit der derben Faust nach uns zu langen, um die seltsam vielgliedrige Wagenschlange in der Nähe zu betrachten. Also auch hier ohne Aufenthalt vorüber, immerzu, gegen die hohen Berge der schwäbischen Alb hin, die wie eine kolossale Mauer unsern Weg zu versperren scheint.

Aber der geneigte Leser wird den Kopf schütteln, daß ich mir erlaube, ihn hier spazieren zu führen, ohne ihm das geringste neue mitzutheilen, nur altes, aber für mich so gern gesehenes, Feld, Wald, Flur und Haide, Dörfer und Berge, in immer wechselnder neuer und schöner Pracht; vielleicht freut sich aber auch ein einsam Lesender, denn ich schreibe ja nicht für die Passagiere und Mitreisenden, nicht für Glückliche, die ebenfalls in diesem Augenblick in der Welt herumfliegen, die wie ich die freie herrliche Luft durstig einsaugen, sondern ich erzähle das ja alles den Freunden, Bekannten und Unbekannten, die jetzt zu Hause sitzen in der dunkeln Stube, und will glücklich sein, wenn ich ihnen damit einen kleinen heitern Augenblick verschafft, wenn ich ihnen vielleicht zurückgerufen einen ähnlichen Tag, den sie ebenfalls verlebten im glänzenden Sonnenlicht, in gleicher Pracht und Herrlichkeit, will zufrieden sein, wenn es mir gelungen für manchen, der mit mir fühlt, einen kleinen Spalt zwischen diesen Zeilen zu eröffnen, durch welchen er hinausblicken kann in die freundlichen, bunten, glänzenden Berge, die mich umgeben.

Während wir nun eben von Geißlingen langsamer aufwärts dampfen, will ich alles Ernstes die Phantasien dahintenlassen und mich eines gesetzten Betragens befleißigen, wie es sich für einen soliden Reisebeschreiber ziemt. Daß hier die Bahn zu 1 auf 40 steigt, wissen wir bereits; ebenfalls daß sie sich in engem und weitem Bogen an dem Felsenabhang hinwindet, auch daß man die grüne Kirchthurmspitze des genannten Ortes bald weit unter sich sieht und auf der Hälfte der Steigung in ein stilles friedliches Waldthal hineinblickt, das tief zu unsern Füßen liegt mit murmelndem Wasser und Mühle »in einem kühlen Grunde«, einsam und

verlassen an der jetzt pensionirten Landstraße. Das Liebchen, welches vielleicht dort gewohnt hat und verschwunden ist, konnte wohl den Lockungen der Eisenbahn nicht widerstehen und fuhr gen Ulm, der alten Stadt an der Donau, jetzt Bundesfestung mit sehr vielem und schönem Militär.

Auch wir kamen gegen halb 1 Uhr dorthin, um nach einer halbstündigen Mittagsrast durch die ausgedehnten Ebenen Oberschwabens weiter zu fahren. Alles hat hier einen andern Charakter, die Gegend ist flach, die Aussicht fast unbegrenzt, nur hie und da haftet das Auge gern an einem majestätischen Schloß, einem prächtigen Kloster oder an alten malerischen Städten, wie Biberach und Ravensburg, die noch immer wie gerüstet dastehen im verwitterten Steinharnisch, umgeben von Mauern und Thürmen. Eine angenehme Abwechslung ist endlich der Schussendobel, den man über viele Brücken hinweg klirrend und saugend hinabrast, wieder einmal durch dichten Wald, zwischen Bergen dahin und über klares Wasser. Der Schussendobel hat zwei Merkwürdigkeiten: das Haus des großen Hannickel, ein altes morsches graues Gebäude, ganz wie eine Zigeunerherberge aussehend, und die Station Turlesbach, letztere berühmt, weil hier außer den Conducteuren noch nie eine menschliche Seele aus- oder eingestiegen sein soll, so sagt nämlich die Tradition. »Turlesbach.« ruft der Zugführer und setzt gleich darauf hinzu »fertig«, worauf es ohne anzuhalten weiter geht.

In Friedrichshafen, wohin wir um 3 Uhr kamen, greift alles sehr gut in einander, um den Reisenden und sein Gepäck sogleich an den See und auf das Dampfschiff zu befördern, welches sich denn auch eine halbe Stunde später mit

uns in Bewegung setzte und zu dem schönen neuen Hafen hinausfuhr. Die Quais desselben, seine Uferwand und der Leuchtthurm sind nun vollendet; fest und doch zierlich erbaut, geben sie der Wasserseite Friedrichshafens ein heiteres stattliches Ansehen und gewähren den Schiffen den vollkommensten Schutz gegen alles Unwetter des zuweilen sehr aufgeregten und unartigen Sees. Von den Fahrten der Dampfboote kann man sagen, daß sie jetzt sehr zweckmäßig eingerichtet sind, um die verschiedenen Orte des Sees mit einander in Verbindung zu setzen, und der eilige Reisende braucht nun nicht mehr wie früher trauernd an diesem Wasser zu sitzen und sehnsüchtig nach Rorschach hinüber zu blicken, wohin ihm sonst die Fahrt nur an einigen bevorzugten Wochentagen vergönnt war. Auch die Restaurationen der Schiffe haben einen schönen Aufschwung genommen, denn ich erinnere mich noch sehr genau der Zeit, wo z. B. die Kaffeeschale für einen mäßig starken Mann als Fingerhut hätte dienen können, wo gute frische Butter eine Fabel war, und wo ein zähes verbranntes Fleisch Beefsteak genannt wurde – das ist, wie gesagt, ganz anders geworden, und man kann sich nun mit vieler Behaglichkeit zu einem Gabelfrühstück mit Kaffee niedersetzen, und hat, wenn man endlich nach einer guten halben Stunde aufsteht, etwas solides im Magen und gleich darauf Rorschach vor Augen, denn die Überfahrt dauert nicht viel länger.

Die Schweizer Douaniers sind sehr artige Leute und begnügen sich mit der Verneinung der sehr höflich gestellten Frage: ob man irgend etwas Verzollbares bei sich führe, worauf man ungehindert mit seinen sieben Sachen zur nahe gelegenen Post ziehen kann, um mit dem bequemen und angenehm eingerichteten Eilwagen gegen halb 6 Uhr nach

Chur weiter zu fahren. Der Fremdenzug durch die Schweiz ist in diesem Augenblick noch immer sehr stark, und wir hatten drei große Beiwagen, lauter anständige Gebäude, mit guten Pferden bespannt, dazu sind die Straßen vortrefflich, die Postillons verstehen zu fahren, und so kommt man sehr rasch vorwärts.

Es war schon Nacht und ziemlich dunkel, als wir durch das Rheinthal fuhren, welches hier über eine Stunde breit ist. An der gegenüberliegenden Bergkette Vorarlbergs liegt die Straße von Bregenz nach Chur fast parallel mit der von Rorschach; ich blickte lange dorthin, schmerzlich bewegt, und als ich durch die Finsterniß weit in der Ferne einige Lichter glänzen sah, dachte ich, es könnte Hohenems sein, wo zur gleichen Stunde ein guter edler und lieber Freund an einer schweren Verwundung auf seinem Schmerzenslager ruht und nichts davon weiß, daß von ihm in geringer Entfernung Personen vorüberziehen, die tief bewegt an sein Leid, an seinen Schmerz denken, die mit ihm fühlen, von deren Lippen eine gute sanfte Nacht für ihn erfleht wird – ein Flehen, das wie ein Gebet klingt! – Doch wir eilen dahin, immer weiter in die Nacht hinaus, um uns zittert der Schein der Wagenlaternen, vorüber huschen Bäume und Häuser, jetzt rollt der Wagen weich im Sande dahin, jetzt rasselt er durch stille Ortschaften, die lautlos, scheinbar ohne Leben daliegen, und deren Häuser uns fast erstaunt betrachten, wie aufgeschreckt aus tiefem Schlaf durch den Knall der Peitsche und das Traben der Pferde.

Neben mir im Wagen saß ein sehr artiger Schweizer, der mich unter anderm auch über das Telegraphennetz unterhielt, das nun im Begriff ist, sich mit großer Schnelligkeit über alle Kantone auszuspannen; auch an unserer Straße

standen schon die Stangen mit Glashut und Drähten und reichten sich die Hände, auf diese Art einen magischen Kreis um die Länder ziehend. Der letzte Anstoß zur schnellen Errichtung der hiesigen Telegraphen wurde bei einem Mahl in Genf gegeben, wo dortige und Baseler Kaufleute den Entschluß faßten, im Nothfall auf eigene Kosten durch eine Linie diese beiden Städte und Bern zu verbinden; als kluge Leute aber wandten sie sich vorher noch an den Bund, der denn auch nach kurzer Berathung beschloß, diese wichtige Sache selbst und schleunigst in die Hand zu nehmen. Alle Kantone und selbst die einzelnen Gemeinden interessirten sich lebhaft dafür; letztere lieferten Stangen und Platz auf eigene Kosten, und so ging denn die Ausführung rasch von statten. Da sich die Bureaux meistens mit den Postämtern vereinigt finden, so sind die Auslagen für Beamte und Betrieb ziemlich mäßig. Die Zinsen der ganzen Anlage, sowie die Unterhaltungskosten sollen sich jährlich auf 300,000 Fr. belaufen, wovon schon jetzt die Hälfte durch aufgegebene Depeschen gedeckt wird, was sich übrigens noch jeden Tag vermehren wird; denn die Schweizer waren so klug, den Telegraphentarif äußerst niedrig zu stellen: zwanzig Worte durch das ganze Land kosten nur 1 Franken, und dafür kann man sich schon einmal das Vergnügen machen, von Basel aus einen Genfer Bekannten zu fragen, wie ihm das gestrige Mahl bekommen, oder wie er geschlafen. Vielleicht die einzigen Feinde der Telegraphen sind die Schweizer Postillone. Denn sie oder vielmehr ihre langen Peitschen liegen in beständigem Kriege mit den längs der Straße laufenden Drähten und verwickeln sich nicht selten so in einander, daß der Schwager nur durch Herabsteigen

von seinem hohen Bocke und kluges Nachgeben sein Scepter wieder zu erlangen im Stande ist.

Nach Chur kamen wir um 8 Uhr Morgens. Die Straßen lagen in diesem Städtchen wie immer nächtlicher Weile ohne sichtbare Beleuchtung in tiefste Dunkelheit gehüllt; doch ist auch hier für den Reisenden eine Verbesserung eingetreten, daß man nämlich während des stundenlangen Wartens jetzt ein freundlich geöffnetes, erhelltes Gastzimmer mit gutem Kaffee etc. antrifft, statt daß man sich früher mit einem kalten Schnaps in einer sehr geringen Schenkstube behelfen mußte.

Wenn mein Bericht nicht schon so ungewöhnlich groß geworden, und der Weg von hier auf den Splügen nicht schon so oft beschrieben wäre, würde ich meinen Lesern noch einige Details mittheilen von dem großartigen Rheinthal jenseits Chur, wie der Feldbau allmählig kümmerlicher und der Baumwuchs nach und nach dürftiger wird, wie dort Felsberg in größerer Gefahr wie je schwebt, um endlich ganz verschüttet zu werden, wie die schöne Insel Reichenau heute Morgen im Glanz der Sonne so wunderbar dalag, rings umfluthet von den hier so durchsichtigen smaragdgrünen Wellen des stürmischen Rheins, und was dergleichen malerische Sachen mehr sind; so aber begnüge ich mich mit den praktischen und sage nur noch, daß man von den Überschwemmungen des Frühjahrs an der schönen Straße nichts mehr bemerkt, und daß man mit diesen Schweizer Eilwägen und ihren umsichtigen Conducteurs auf die beste Art von der Welt durch die prachtvolle wildromantische Via mala nach dem Dorfe Splügen gelangt.

Wie es im Herbst und Frühjahr bei Alpenübergängen stets der Fall ist, so hört man schon in Rorschach und Chur

bald gute, bald bedenkliche Nachrichten. Vorgestern, hieß es, habe sich der Eilwagen um vier Stunden verspätet, gestern hätten ihn 8 Pferde mühsam durch fußhohen Schnee geschleppt, und wenn es die letzte Nacht so fortgeschneit, so ständen Schlitten in Aussicht. Von all dem aber fanden wir gar nichts; nach eingenommenem Mittagessen fuhren wir langsam und sicher aufwärts, nur hatte sich hier oben die Sonne verschleiert, und der Himmel hüllte uns, wie wir allmählig emporstiegen, in seine dichten Nebelmassen. Auf der Höhe erreichten wir auch ein wenig Schnee, doch bedeckte derselbe kaum die Hufe der Pferde; die Straße selbst ist, wie immer, vortrefflich unterhalten, neue Gallerien sind gebaut und die Wegeinfassungen im besten Zustand. Von der österreichischen Mauth auf dem Splügen kann man in Wahrheit nur das angenehmste und freundlichste sagen: man begnügte sich hier mit einem sehr oberflächlichen Durchsehen unserer Koffer und Nachtsäcke, und nachdem wir auch diese Charybdis glücklich hinter uns hatten, rollten wir wohlgemuth gen Italien hinab. Bald verließen wir den Schnee, und auf den bisher ganz kahlen Felsen zeigten sich hie und da wieder verkrüppelte Nadelhölzer, tiefer unten schlanke und hohe Tannen und magerere Wiesen mit munter herumspringenden Ziegen. Wasserfälle stürzten lauttosend von den Felsen in die Abgründe oder unter dem Damm unseres Weges hindurch, der bald rechts, bald links in den kühnsten Wendungen die kolossale Steinwand hinabklettert. Die Poststation Campo Dolcino lag mit ihren kleinen schwärzlich grünen Häusern öde und einsam da, wie immer; man befindet sich dort noch fortwährend zwischen ungeheuern Bergwänden, nur vor sich sieht

man sie etwas gelichtet. Da theilen sie sich mehr auseinander und durch die grauen starren Massen erblickt man tief unter sich freundlichere Formen, statt dem einförmigen Grau in sanfter, röthlich-violetter Färbung; das sind schon die Berge, deren Fuß der schöne Comersee bespült. Auch wir kommen bald dort hinab, noch einige unheimliche Felspartien haben wir zu passiren, noch einige Zickzackwege, welche die guten und sichern Pferde in vollem Trabe hinablaufen, dann wird die Gegend rechts und links reicher und lieblicher, die Häuser bekommen schon ein wohnlicheres Ansehen, Laubholz aller Art, worunter viele zahme Kastanien und welsche Nüsse, beschatten unsere Straße; die öden Steinmauern, die bisher unsern Weg begränzten, verwandeln sich in zierliche Veranden, überrankt von wehendem Weinlaub, und bei sinkender Nacht erreichen wir Chiavenna. Hier in den engen Straßen sind alle Buden geöffnet, Lichterglanz strahlt in unsere Augen; der Wagen rasselt fürchterlich auf dem Pflaster, die Postillone knallen übermäßig mit ihren langen Peitschen, und vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser hält eine große Orgel und spielt aus Rigoletto:

Donna e mobile
Comme il vento! — — —

Das Hôtel zur Post in Chiavenna war früher in der Hand eines deutschen Wirthes und ein sehr guter Gasthof, jetzt wird es von Italienern verwaltet und man ist gezwungen, sich mit den ärmlichen vernachlässigten Einrichtungen des Hauses zu begnügen, da es das Einzige ist, in welchem fremde Reisende ein Unterkommen finden. Wir erhielten die besten Zimmer gegenüber der malerischen Ruine des

alten Schlosses von Kleven, die ich bei meinen früheren häufigen Reisen nach Italien so oft gesehen. Sehr ermüdet, wie wir alle waren, legten wir uns bald zur Ruhe und schliefen nun zum erstenmal jenseits der Alpen wie wir zu Hause sagen, fest und ungestört wie in der Heimath.

Durch die regelmäßige Befahrung des Comersees mit Dampfbooten von Colico nach Como, und durch die Eisenbahn von Camerlata nach Mailand, erreicht man letztere Stadt mit größerer Bequemlichkeit als sonst, obgleich man an der Geschwindigkeit etwas verliert, da man hiedurch sich entschließt, nach mühseliger Splügenfahrt die Nacht in Chiavenna zuzubringen. – Freilich geht von dort immer noch der Nachteilwagen nach Mailand, da aber derselbe erst den andern Tag gegen Mittag ankommt, und der Zug von Camerlata nur um sechs Stunden später, so wird jeder, der zu seinem Vergnügen reist, Comersee und Eisenbahn vorziehen. Mit eigenem leichten Wagen und Extra-postpferden würde man vielleicht bei sehr gutem Fahren in vierunddreißig Stunden von Stuttgart nach Mailand gelangen können; man müßte alsdann nämlich den zweiten Tag um 1 Uhr Colico am Ufer des Sees erreichen. Außer der kaiserlichen Post gibt es in Chiavenna noch ein paar Gesellschaften, bei denen man zur Fahrt nach Mailand für Dampfboot und Eisenbahn sein Billet löst, und alsdann für nichts mehr zu sorgen hat. Obgleich die Post ein paar Lire theurer ist als diese Gesellschaften, thut doch der Reisende, der des Landes und der Sprache nicht vollkommen mächtig ist, besser mit ihr zu fahren.

Ein klarer heiterer Himmel, der uns von Chiavenna bis an den See zu Theil wurde, versprach einen freundlichen Tag; die Schluchten der Alpen, durch welche uns gestern

unser Weg geführt, lagen in tiefvioletter Färbung hinter uns, die Sonne vergoldete ihre Felsenkronen, färbte aber auch zu gleicher Zeit Nebel und Wolken, die langsam aufstiegen, mit einem glühenden Roth. Der Weg von Chia-venna führt auf einer ebenen, theilweise gut unterhaltenen Straße am Fuße der Gebirgsausläufer hin, die hier, zerbröckelt, voll Klüfte und Spalten und wild zerrissen, bei jedem Regenguß eine Menge Sand und Steine ins Thal hinabrollen, welche die Landstraße, namentlich zur Frühjahrszeit, vielfach verderben und oft unsicher, ja gefährlich machen. So passirten wir die Stelle wo, ich glaube es war im Monat Junius dieses Jahrs, der Eilwagen von Gewittersturm und heftigem Regen erfaßt und vollständig weggeschwemmt wurde, so daß sich nur der Postillon und der Conducteur auf einem Pferde retteten, Passagiere waren glücklicherweise nicht im Wagen. Die Straße, obgleich wieder hergestellt, glich immer noch einem jetzt vertrockneten Flußbett, und große Kieselmassen, sowie ansehnliche Felsstücke bedeckten weithin die Felder.

Um halb ein Uhr erreichten wir Colico, den kleinen gefährlichen Ort, rings mit Sümpfen umgeben, wo der Reisende, der hier übernachtet, sehr leicht vom Wechselfieber befallen werden kann. Ja sogar des Nachts bei der Durchfahrt soll man sich vor dem allzufesten Schlafen hüten, und ein vorsichtiger Conducteur vergißt selten, dieß seinen Passagieren bei der Abfahrt von hier in Erinnerung zu bringen.

Auf dem See dampfte schon das kleine Boot, die »Adda«, und schaukelte kaum merklich auf dem Wasser, doch war das Wasser nicht so tief grün und klar, wie ich es sonst wohl hier gesehen, denn leider hatte sich der Himmel überzogen und schmutzig graue Regenwolken spiegelten sich

in der Fluth wieder. Die Abfahrt ging für ein italienisches Dampfboot ziemlich regelmäßig von statten, auch wurde von den Schiffsleuten nicht allzuviel Geschrei und Spektakel gemacht, nur blieb ich längere Zeit zweifelhaft, wer der eigentliche Befehlshaber des Bootes sei; denn ein wohlgenährter Mann in Schiffsjacke und Mütze, mit mächtigem schwarzem Backenbart, der sich bei der Abfahrt wenigstens das Ansehen gab, als sei seine Person auf dem Radkasten unumgänglich nothwendig, nahm kurze Zeit nachher eine Serviette auf den linken Arm und erkundigte sich höflichst, ob wir una collazione wünschten. Das Verdeck des kleinen Bootes war recht bequem eingerichtet, auf den Bänken an der Wand lagen hohe Polster, auch hatten wir vollkommen Raum, denn von Colico aus bestanden sämmtliche Passagiere des ersten Platzes aus der auf allen Reisen immer unvermeidlichen englischen Familie mit Büchern und Karten in der Hand und den stets aufmerksamen und erstaunten Wesen. Die Freude auf dem Verdeck mit frischer angenehmer Luft, mit Polster und englischer Familie sollte übrigens nicht lange dauern, denn schon bei den ersten Regentropfen, die bald nachher niederfielen, flüchtete sich die letztere in die Kajüte, die Sitze wurden uns von den allzu vorsichtigen Bootsleuten fast mit Gewalt unter einem unaussprechlichen Theil des Körpers weggezogen, und da der See sich vollständig in Regen und Nebel einzuhüllen begann, so brachte sich Alles was nicht wasserdicht war, ebenfalls schleunigst unter Deck. Ich machte hievon eine Ausnahme, denn ich hatte mir nicht umsonst in Stuttgart einen sehr theuren Regenmantel angeschafft, und fühlte mich nun recht glücklich, dieses Kleidungsstück endlich einmal benützen zu können; damit angethan hielten mich

die Bootsleute wahrscheinlich für einen englischen Courier oder dergleichen, denn sie behandelten mich mit außerordentlicher Hochachtung. Um noch ein Wort über meinen schönen Regenmantel zu sagen, den ich ja nicht mit einem ordinären Mackintosh zu verwechseln bitte, so hielt er freilich den Oberkörper vollkommen trocken, bildete aber unten in jeder Falte eine förmliche Dachrinne, wodurch alles von den Knien abwärts in einer beständigen und sehr unangenehmen Feuchtigkeit erhalten wurde.

Der See war schlecht gelaunt, er hatte schwere Wolken tief auf sich herabgezogen, und seine Fluthen, mürrisch und verdrießlich, hatten hie und da weiße Schaumkronen aufgesetzt, und schaukelten in kurzer Zeit das Schiff mehr als gerade nothwendig war; die Farbe des Wassers war dunkelgrün fast wie die Nadeln der Cypressen, rund an den Ufern aber tiefgrau und schmutzig schien es fast eins zu sein mit den Bergen und Felsen die hier fast überall keck und schroff in den See abfallen. Die zahlreichen prachtvollen Villen und die malerisch gelegenen Städte an seinem Ufern waren kaum zu erkennen, und nur einzelne mächtige Paläste schimmerten, obgleich undeutlich, aus dem Nebel und Regen hervor. Und was für ein Regen war es, mit dem wir heute bedient wurden: man hätte das Wasser zuweilen füglich einen Wolkenbruch nennen können, wobei ich übrigens meinem Regenmantel zulieb tapfer auf dem Verdeck aushielt, fast allein mit einem dicken italienischen Ehepaar, das sich indessen unter dem Schutz eines so kolossalen rothseidenen Regenschirms befand, wie ich nie etwas ähnliches gesehen, sowie mit dem Lenker unseres Schiffes, der, in graues Wachstuch gehüllt, zusammengekauert am Steuerruder, saß und mit seinem ebenfalls grauen Gesicht

einer verwitterten Steinfigur glich, auf die ein Wasserfall herabstürzt, dessen Tropfen nach allen Seiten hinausspritzen.

Zuweilen warf ich einen Blick in die Kajüte, doch da unten war es indessen fürchterlich geworden, das Dampfboot hielt nämlich jeden Augenblick um zahlreiche Passagiere aufzunehmen, die in großen mit Segeltuch überspannten Barken trotz des strömenden Regens von allen Seiten ankamen. Dabei gab es komische Auftritte genug; die ängstliche Hast, mit der man suchte an Bord zu kommen verursachte manchen Fehltritt, manche Vergeßlichkeit, und oft wenn die Barken schon wieder abgefahren waren, stürzte irgendeine Dame an die Schiffswand und schrie nach einem Packetchen oder nach ihrem Sonnenschirm, den sie in der Eile zurückgelassen. Ja es waren viele Sonnenschirme heute zu sehen, und dazu reiche und elegante Toiletten, für schönes Wetter eingerichtet von Unglücklichen, die sich nach dem heitern Himmel von heute Morgen eingerichtet, auf eine Fahrt über den herrlichen See gefreut und nun so schlimm von Wind und Regen mitgenommen wurden. Da saßen sie denn alle zusammengepfropft in der engen Kajüte mit langen Gesichtern, und in einer wahrhaft unerträglichen Hitze.

Bis jetzt hatte der Wind nicht vermocht, die Regenwolken zu zertheilen, oder über den See hinwegzujagen, sie hingen fast unbeweglich und schwer zwischen den Bergen; glücklicherweise aber erhob sich ein schärferer Luftzug, und zwar angesichts von Como, so daß wir die Hoffnung hatten, uns wenigstens trocken ausschiffen zu können. Alles strömte aus der engen Kajüte aufs Verdeck, und

jeder schien glücklich, wieder frische Luft athmen zu können. Mit dem Anlegen ans Ufer hatte es indeß noch seine Schwierigkeiten; der Kapitän – ich hatte ihn endlich herausgefunden – ließ die Maschine zu früh halten, und statt daß wir mit der Schiffsseite, wie es sich gebührt, an die Landungsbrücke fuhren, kam der Schiffsschnabel in ziemlich verdächtige Berührung mit dem Geländer; alle Hände beorderten sich selbst aufs Deck, und jeder der Schiffsmannschaft bemühte sich dem Kapitän mit vielem Geschrei Befehle geben zu helfen, wodurch der Dampfer denn auch merklich zurückwich, und wir vielleicht wieder nach Colico gekommen wären, wenn nicht der Mann mit der Serviette und dem schwarzen Backenbart energisch eingegriffen und, zugleich mit Kapitän und Matrosen an einem Tau ziehend, das vorwärts und glücklich ans Ufer gebracht hätte. Bei dem Herüberbringen des Gepäcks durch das Hafenthor, hinter welchem der Wagen stand, der uns nach Camerlata hinaufführen sollte, kamen, wie gewöhnlich, noch allerlei Wortwechsel zwischen den verschiedenen Facchini vor, die größtentheils mit einem solchen Aufwand von heftigen Redensarten und wilden Pantomimen geführt werden, daß der Fremde jeden Augenblick glaubt, jetzt würden die Messer gezogen und es gebe ein blutiges und allgemeines Handgemenge; aber nichts von allem dem – plötzlich ist der Streit zu Ende, die Parteien klopfen sich auf die Schulter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und jedermann geht beruhigt seinen Weg.

Como ist eine recht freundliche Stadt mit hohen steinernen Häusern, von denen viele bei uns für Paläste gelten würden; die Straßen sind vortrefflich gepflastert und haben

für die Räder der Wagen zwei schmale Streifen von harten Steinen, durch welche das Fahren sanft und geräuschlos gemacht wird. Auf einem Platz steht die Statue Volta's, in weißem Marmor ausgeführt. An freundlichen mit Bäumen bepflanzten Spaziergängen um die Stadt fehlt es nicht; doch wird, seit die Eisenbahn eröffnet ist, der breite und gut unterhaltene Weg nach Camerlata hinauf für Fußgänger, Reiter und Fahrende am meisten benützt. Man braucht eine gute halbe Stunde, um von der Stadt auf den Bahnhof zu fahren, genießt aber, während man langsam aufwärts steigt, eine schöne Aussicht auf die umliegenden Schlösser und Villen, sowie auf einen Theil des Sees. Die Einrichtung der Wagen auf dieser Eisenbahn ist nach dem amerikanischen System; alle sind bedeckt, die erste Classe sehr elegant, und auch die zweite anständig genug eingerichtet, mit schwarzledernen Sitzkissen und gepolsterter Rücklehne. Das Fahren dagegen geht ziemlich langsam von staten, obgleich die Stationen weit von einander entfernt sind, und man die Maschinen tüchtig könnte auslaufen lassen. Es dunkelte bereits, als wir abfahren, doch verloren wir dadurch bei der bekannten Einförmigkeit der lombardischen Ebene nicht viel; rechts und links hat man nichts wie flache Felder mit Maulbeerbäumen bepflanzt, an denen sich Reben in langen Gewinden emporschlingen.

Die einzelnen Stationen waren belebt durch zahlreiche Aus- und Einsteigende und die Höfe derselben beleuchtet durch lodernde Pechpfannen, die ihren röthlich zitternden Schein auf die neugierigen Gesichter der Mitfahrenden warfen, die bei jedem Anhalten in großer Anzahl die Köpfe zu den Wagenfenstern hinausstreckten. Einen wahrhaft

mühsamen Dienst haben bei den Fahrten hier die österreichischen Polizeibeamten, welche durch alle Wägen gehen und sich von den Reisenden die Pässe erbitten, wofür man einen Empfangschein erhält; doch verfahren sie dabei der größten Artigkeit, und man ist durch diese Maßregel viel weniger geplagt als früher, wo man oft lange Zeit genöthigt war, unter den Thoren der Stadt still zu halten.

Wir erreichten Mailand gegen 7 Uhr, und wurden in einem eigenen Wagen nach dem Postgebäude gebracht, hier aber durch einen furchtbaren Regenguß noch eine Zeitlang festgehalten, denn Mailand, obgleich eine so elegante und in vielfacher Beziehung so wohl eingerichtete Stadt, entbehrt immer noch eines geregelten Fakersystems; weder für Geld noch gute Worte war ein Wagen zu bekommen, und um nicht vielleicht bis in später Nacht sitzen zu bleiben, mußten wir die Regenschirme auspacken; ich war genöthigt, meinen jüngsten Sohn auf den Rücken zu nehmen, den andern in meinen schon vielfach gepriesenen Regemantel zu wickeln, und so hielten wir unsern Einzug in das Hôtel Reichmann, wo wir aber bei freundlichem und herzlichem Empfang die Mühseligkeiten der bisherigen Reise bald vergaßen. Der deutsche Reisende befindet sich überhaupt bei Herrn Reichmann wie zu Hause; obgleich Gasthof ersten Rangs, kann man hier ein stilles behagliches Familienleben führen; die ganze Dienerschaft spricht deutsch, die vortreffliche Küche erinnert an die Heimath, und das herzliche Entgegenkommen des Herrn Reichmann sowie seiner liebenswürdigen Mutter erleichtert dem Reisenden jeden Verkehr, und läßt ihn nicht fühlen, daß er in der Fremde ist.

ZWEITES KAPITEL. VON MAILAND NACH FLORENZ.

Mailand. Die Villa reale. Erinnerungen an Vater Radetzky und sein Hauptquartier. Ballet in der Scala. Der Courier nach Genua. Räubergeschichten. Eine Regennacht. Das Meer!! Genua. Guardia civica. Straßenlieder. Die italienischen Seedampfer und ihre Versprechungen. Sonntag in Livorno. Ankunft in Florenz.

Mailand hatte ich seit den wichtigen Ereignissen des Jahrs 1849 nicht mehr gesehen; damals war alles voll Militär, in den Straßen begegnete man auf Schritt und Tritt Offizieren jeder Waffengattung, wogegen die Bürger sich mehr bei sich und zu Hause hielten. Heute fand ich das ganz anders, fast nur auf den Wachen und Posten sah man österreichische Soldaten, und man konnte durch mehrere Straßen gehen, ehe man einem Offizier in weißer Uniform begegnete, wogegen mir der sonstige Straßenverkehr lebhaft und geräuschvoll, wie in frühern Zeiten erschien. Gewiß ist daß das wahnsinnige und verbrecherische Unternehmen des 6. Februar 1853 nichts weiter zurückgelassen hat als eine tiefe Entrüstung der ganzen Bevölkerung gegen die Anstifter desselben, die, wie schon so oft, hinter den Coulissen spielten, und selbst ungesehen, ihre armen verblendeten Acteurs nach mißlungenem Attentat ihrem traurigen, wenn auch verdienten Schicksal überließen. Eine Vorsichtsmaßregel gegen abermalige Überfälle einzelner Individuen auf die kaiserlichen Wachen besteht darin, daß man die Posten vor dem Gewehr mit eisernen Gittern umgeben hat, hinter welche sich im Nothfall die ganze Wache zurückziehen kann; eine Einrichtung, die auch in Paris schon seit vielen Jahren besteht. Das einzige militärische Schauspiel, welches man in diesem Augenblick in Mailand sehen konnte,

bestand täglich um 1 Uhr in dem Aufziehen der Wache vor der kaiserlichen Burg, wobei eine der vortrefflichen Musikbanden auf dem Domplatze spielte. Zahlreiche Menschenmassen fanden sich meistens dabei ein und lauschten mit sichtlichem Behagen den mächtigen Klängen, die, an dem kolossalen Dom wiederhallend, über den weiten Platz dahinbrausten.

Einer meiner ersten Gänge war nach der Villa reale, dem damaligen Hauptquartier des Feldmarschalls, wo ich so viel angenehmes, ja großes erfahren und gesehen. Lebhaft erinnere ich mich jener Zeit, als ich den Corso hinabging und nun links auf den mit Bäumen besetzten Platz einbog, der an den Garten des Palastes gränzt und sich bis zum Eingang desselben erstreckt. Wie lebhaft war es damals hier, welches Gewühl von Offizieren aller Waffen, zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen, die aus dem Hauptquartier kamen und dorthin gingen; Freunde und Bekannte aus entfernten Garnisonen, die sich lange nicht gesehen und sich nun eilig im Vorübergehen ein freundliches Wort zuriefen oder flüchtig die Hand schüttelten – auf Wiedersehen morgen, übermorgen – draußen wenn's losgeht – *t'schau* – leb wohl – und dahin eilten alsdann die jugendlich kräftigen Gestalten, um sich vielleicht wenige Zeit nachher mit dem Orden geschmückt wiederzusehen – oder auch vielleicht nie wieder. Dort unter den Bäumen hielten beständig Ordonanzen, Husaren oder Stabsdragoner hoch zu Pferde, oder abgesessen sich an den Sattel lehrend; und wenn man näher zur Villa reale kam, wie lebendig und bewegt wurde es da, wie ritt und ging es ab und zu! Am Eingangsthor sah man meistens die hohen Gestalten der Grenadiere mit

den schwarzen Bärenmützen über den ernsten braunen Gesichtern; Gewehr im Arm schritten sie auf und ab, oder saßen neben einander auf hölzernen Bänken am Thor. Mittags spielte stets eine Musikbande im Hof, und dabei gab man seinem militärischen Freunde ein Rendezvous, man plauderte mit einander, man lachte, man spazierte auf und ab lustig und guter Dinge, bis sich hinten im Hof die gewisse Thür öffnete, und der kleine Mann heraustrat, die Hände auf dem Rücken, etwas vorn über gebeugt mit dem so lieben und freundlichen Angesicht; da schwiegen plötzlich alle Gespräche, die Lustwandelnden standen still, die Gruppen lösten sich auf, und jeder Säbel, ehrerbietig an die Seite genommen, stieß klirrend auf das Pflaster, und in jeder Brust regte sich ein eigenes Gefühl: es war, als müsse man den alten Marschall, so oft er erscheine, mit einem lauten jubelnden Lebehoch empfangen.

Das alles dachte ich, als ich vom Corso auf jenen Platz mit den Bäumen einbog, der jetzt so lautlos und ohne Leben dalag; ein leiser Lufthauch rauschte durch die Blätter und schien mit mir von vergangenen Zeiten plaudern zu wollen. Außer mir ging niemand unter den Bäumen; das Ohr vernahm nicht mehr das Wiehern eines Pferdes, nicht mehr das Klirren eines Säbels – kein freundliches Begrüßungswort – alles, alles still und einsam. Vor dem Thore des Palastes schlenderte ein einzelner Wachtposten auf und ab, im Hofe brütete die Sonne, und war hier nichts zu erwecken als ein melancholisches Echo der eigenen Schritte; die Thüren waren verschlossen, die Fenster verhängt, und erst nach langem Suchen gelang es mir, einen Portier aufzufinden,

der mich gähnend versicherte, das Innere der Villa sei verschlossen und er habe keine Erlaubniß, die Zimmer zu öffnen. So war es mir also nicht vergönnt, jene Gemächer noch einmal zu betreten, wo ich das Glück hatte, dem Marschall vorgestellt zu werden, wo ich die Generale Heß und Schönhals kennen gelernt hatte, wo ich durch meinen edlen und lieben Freund, den unvergeßlichen Grafen Gustav Neiperg, den leider der Tod hinweggerafft, eingeführt wurde – wo wir so heiter dinirten, und wo Adjutanten und Ordonanzen, die jungen tapfern Kiebitze des Marschalls, ihr heiteres Wesen trieben. Ja nicht einmal hineinblicken durfte ich in die untern Räume, wo sich die Kanzleien befanden, aus denen ich so manchen unsterblichen Bericht schrieb, wo Oberst Eberhardt den freundlichsten Wirth machte, und wo uns der Erstürmer der Villa rotunda, der tapfere General v. Reischach, den höllischen Proteus erklärte. Sie sind vor der Hand dahin jene Zeiten, und ich empfand es an diesem Morgen recht schmerzlich, von all den lieben Bekannten und Freunden, die einstens hier beisammen, nun weit auseinander zerstreut leben, nicht einen einzigen mehr zu finden. Wem aber von allen diese Zeilen zu Gesicht kommen, der möge sie als einen herzlichen Gruß von mir annehmen und als ein Zeichen daß ich der damaligen Tage stets in Freundschaft und Dankbarkeit gedenke.

Nur der Eintritt in den Garten der Villa reale wurde mir gestattet, und ich machte mir das traurige Vergnügen, eine Viertelstunde in den jetzt so einsamen Gängen herumzuspazieren. Auch auf dieser Seite des Palastes waren Laden und Thüren fest verschlossen, und an den Zimmern des Marschalls hingen die weiß und gelben Vorhänge vor den Fenstern herab. Dort stand er so gern und schaute hinab

auf den grünen Rasenplatz vor der breiten Treppe, auf die ruhige Fläche des kleinen Sees mit seiner Insel und seinem Tempel. Damals kam das Frühjahr, über Nacht waren die Knospen aufgesprungen, und die kahlen Äste von gestern zeigten sich heute zart und frisch belaubt – jetzt war es auch hier Herbst geworden, Bäume und Büsche hatten sich gelb und roth gefärbt, und schon bedeckten herabgefallene Blätter den Boden, obgleich die Sonne wie an jenem Tage glänzend und klar auf Palast und Garten herniedersah. Glücklicherweise entdeckte ich hier noch zu guter Letzt ein paar alte Bekannte, doch war es unmöglich, sich mit ihnen zu verständigen: zwei große Schwäne nämlich, die schon zu jener Zeit hier gehaust, schwammen heute noch eben so stolz und schweigsam auf den Fluthen des Sees umher; sie hatten ihre Köpfe hoch erhoben und würdigten meinen freundlichen Zuruf keines Blicks.

Von Mailand weiß ich in der That sonst nicht viel zu berichten; nur will ich mir noch erlauben ein paar Worte über die Scala zu sagen, wo ich einer Aufführung von Oper und Ballet beiwohnte. Das weite unermessliche Haus ist im Innern etwas restaurirt worden, und erscheint glänzend und prachtvoll wie immer; es ist eigentlich zu groß in allen seinen Verhältnissen, denn wenn man sich nicht nahe bei der Bühne befindet, so geht für den Zuschauer nicht allein alle Mimik verloren, die namentlich zum Verständniß eines Ballets so nothwendig ist, sondern die Figuren der Darsteller schrumpfen scheinbar so zusammen, daß man sich oftmals der Idee nicht erwehren kann, man habe es mit sehr künstlichen Marionetten zu thun.

Das Parterre war am heutigen Abend recht gut besetzt, die Sitze desselben fast alle besetzt, und in dem weiter

zurückgelegenen übergroßen Stehplatz wogte eine große Menschenmasse wie gewöhnlich hin und her; man kam, man ging; hier wird geplaudert, dort gelacht; an dieser Seite sprechen einige laut und ungenirt über Sänger und Sängerinnen, während an einer andern Stelle sich eine Gruppe mit nicht leiserer Stimme über die Ereignisse des Tages unterhält; auch die Melodien der Oper werden von einzelnen Enthusiasten mitgesungen, wogegen andere durch ein kräftiges Zischen zur Stille auffordern, um selbst gleich darauf die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn durch ein überlautes bene oder bravo auf sich zu ziehen.

Zuweilen werden diese Ausrufungen von andern durch Händeklatschen begleitet, noch öfter aber rufen sie ein wahres Hohngelächter hervor: so summt und wogt es im Parterre durch einander, und wenn man die Augen von der Bühne ab und fest darauf hinwendet, so könnte man glauben, man befinde sich auf der Gallerie irgend einer Börse oder sonst eines Ortes des öffentlichen Verkehrs. Auch die Logen fand ich besetzter als in den früheren Jahren, und wenn auch noch hie und da in den ersten Rängen manche schwarze Lücke klafft, so glänzen doch wieder von allen Seiten die schönen Augen der Mailänderinnen, elegante Toiletten und weiße Arme und Schultern hervor unter Spitzen, künstlichen Blumen und Brillanten. Auch hier wird viel geplaudert und gelacht, Lippen und Fächer sind in der emsigsten Bewegung, und dieß allgemeine Leben ist um so verschiedenartiger und blendender, als die Aufmerksamkeit aller nicht nach der Bühne gerichtet ist, sondern jede Loge einen kleinen gesellschaftlichen Kreis bildet, der für sich handelt, denkt und plaudert. Bekanntlich sind ja

in allen italienischen Theatern die Logen durch feste Wände von einander getrennt, man befindet sich wie in einem kleinen Salon. Drei höchstens vier Personen haben in einer schon großen Loge kaum Platz an der Brüstung, die andern sitzen nebeneinander auf den kleinen Divans an den Wänden, und nur, wenn etwas besonderes auf der Bühne vorgeht, drängt sich alles vor, um hinauszuschauen; woher es denn oft kommt, daß das Haus, welches jetzt von unten gesehen ziemlich leer erscheint, im nächsten Augenblick Tausende von Gesichtern zeigt, die sich überall neugierig hervordrängen. Es gehört hier in Italien sehr zum guten Ton, die Logen der Häuser, wo man eingeführt ist, wenn auch nur auf kurze Zeit, doch fleißig zu besuchen, und es wird für eben so unhöflich gehalten, sich hier längere Zeit nicht sehen zu lassen, als wenn man es vernachlässigte die gewöhnlichen Besuche im Hause selbst zu machen.

Plötzlich aber ändert die Musik Tempo und Tonart; es tritt ein beliebter Sänger, eine geschätzte Sängerin auf, und alles Gespräch verstummt. Lautlose Stille liegt über dem ganzen Hause, worin das Parterre mit gutem Beispiel vorgeht; die Damen in den Logen beugen sich über die Brüstung, Augen und Lippen sind regungslos, selbst das kokette Spiel mit dem Fächer hört auf. Man kann sich denken, daß der Künstler, für diese allgemeine Aufmerksamkeit dankbar, sein möglichstes thut; er singt vortrefflich und überschüttet das Publikum mit den weichen italienischen Melodien, die, hier gesungen, so zu Herzen gehen. Er ist sich seines Sieges im Voraus bewußt und steigert sich deshalb zur höchsten Kraft und Anstrengung – jetzt hat er geendet, und ein wüthender Beifallssturm bricht los; man tobt, man schreit, man ist außer sich; das Parterre leistet

das Übermögliche im Spectakelmachen; jede Dame in ihrer Loge hört von den anwesenden Herren mit einer wahren Wonne die entzückten Ausrufungen über den Sänger, als wären das ebenso viele Komplimente über sie selbst und ihre schönen Augen. Aber nun ist das Feuerwerk verpufft, und die sprühenden Raketen von so eben lassen die Nacht um so finsterner erscheinen; alles wendet sich zu seinen Nachbarn, und mag weiter auf der Bühne geschehen was da will, niemand schenkt dem ferner die geringste Aufmerksamkeit.

Man gab am heutigen Abend Ernani, Verdi's alte ausgesungene Oper, mit ziemlich mittelmäßigen Kräften, wie überhaupt die gegenwärtige Stagione, was den Gesang anbelangt, ziemlich schlecht bestellt ist. Der erste Act ging denn auch ziemlich spurlos vorüber, und das Publikum that, als geschehe auf der Bühne gar nichts; die meisten Zuschauer schienen nur des Ballets wegen gekommen zu sein, und als die Musik desselben anfang, wurde es schon bedeutend stiller im Hause. Die Ballette der Scala waren von jeher berühmt, sowohl wegen ihrer Composition mehr aber noch wegen der Pracht der Decorationen, der Costüme des zahlreichen und gut eingeübten Balletchors und der großen Tänzerinnen, welche in Mailand ihren Ruf begründeten. Früher konnte hier keine Stagione glänzend sein ohne Namen wie der der Taglione, der Elßler, der Cerito oder wie sie alle heißen mögen. Das heutige Ballet hieß »*Un fallo* – Ein Fehltritt«; es war eine venetianische Geschichte, deren Knoten sich auf einem prachtvollen Maskenball schürzt, wo nämlich ein reicher und edler Venezianer, der dieses Fest in seinem Palast veranstaltet, nach demselben von einem falschen Freund auf die Gallerie geführt wird, wo er

sieht, wie seine dem Libretto nach übrigens tugendhafte Frau einem Liebhaber, den sie abgewiesen, ein Andenken dieser traurigen Stunde gibt; seine Wuth erwacht, und es ist wahrhaft grauenhaft mit anzusehen, wie er nach dem Takt der Musik mit verzerrten Zügen in gräßlichster Eifersucht über die Bühne schreitet. Einige sechzig Tänzer und Tänzerinnen im Hintergrunde verwundern sich *à tempo* darüber und während die Männer zu gleicher Zeit die Hände erheben und mit dem Kopf wackeln, was in der Balletsprache heißen soll: »etwas fürchterliches geschah«, tanzen die Damen sehr ausdrucksvoll: »laßt uns eilen, die Herrin zu benachrichtigen«. Darauf folgt im zweiten Act eine häusliche Scene mit Händeringen und Thränen von Seite der Frau, sowie vielem Fußgestampfe von Seite des Gemahls, worauf sich letzterer im dritten Act entschließt, der Sache ein kurzes Ende zu machen, indem er seinen Nebenbuhler erdolcht; unglücklicherweise aber hält ein leichtsinniger armer Teufel in derselben Straße ein Rendezvous, stolpert, als er nach Hause gehen will, über den Ermordeten und wird ergriffen und eingesteckt. Vierter Act: großes Gericht im Saal des Dogenpalastes mit außerordentlicher Pracht; der unglückliche junge Mensch wird zum Tode verurtheilt, sein Richter, jener venezianische Nobile, der wirkliche Mörder, hilft den Unglücklichen verdammen; da erscheint der falsche Freund aus dem ersten Act wieder, und während hinten die Rathsherren und Gerichtsbeisitzer viel mit ihren Armen und Beinen umherschlenkern, sagt jener vorn zum Nobile: Du – nimm Dich – in Acht – meine Augen – sahen daß Du – ihn erdolchtest – rette ihn – oder mich soll der Teufel holen wenn ich Deinen Collegen nicht alles erzähle. Der Verbrecher stürzt zerknirscht von der Bühne, und im

fünften Act sehen wir eine ländliche Scene, vielleicht der öffentliche Garten bei Venedig, wo das ganze Balletchor sich bemüht, tanzend seinen Schmerz an den Tag zu legen, daß der arme junge Mensch, den sie alle kennen, verurtheilt ist – Paukenwirbel und Trompetengeschmetter – da erscheint nicht der Henker oder sein Opfer, sondern – um durchs Angenehme das Traurige zu versüßen, die liebliche Maywood, eine der graziösesten Tänzerinnen, welche es in diesem Augenblick gibt, und tanzt ein so reizendes *pas de deux*, daß man die Augen schließen möchte und sie lange nicht mehr öffnen. Im sechsten Act endlich sind wir während der Nacht auf der Piazzetta, eine der prachtvollsten Decorationen die ich lange gesehen. Weit hinten leuchtet das Meer im Mondschein, glänzend erhellte Gondeln fahren vorüber, während der Dogenpalast und die Procurazien im Licht Tausender von Lampen strahlen. Der arme Verbrecher wird zum Tod geführt, aber hinter ihm her kommt das bekannte weiße Tuch, hundertzwanzig Arme und Beine tanzen Gnade! Gnade! man stürzt einander in die Arme, die Geliebte des jungen Menschen, die wir vom Rendezvous her kennen, wird herbeigeführt – ungeheurer Jubel; das kolossale Orchester der Scala wird noch unterstützt von einem zahlreichen Musikchor auf der Bühne, bacchantische Lust schallt rings umher, die Bewegungen der Tänzerinnen werden in ihrer Herzensfreude immer wilder und ausschweifender, und, um mich eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, sieht man, ehe der Vorhang fällt, bei einer letzten verzweifelten Anstrengung nichts als Himmel und Tricot.

Es gibt gewisse Zeitungen, die sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, ihren Lesern einen möglichst

schlechten Begriff von der Sicherheit italienischer Landstraßen beizubringen; namentlich erzählt man viel von Räubereien in der Lombardei, ja ähnlichen Sachen, die sich dicht vor den Thoren Mailands zugetragen. Ich hatte mir einige dergleichen Facta gemerkt, um mich an Ort und Stelle darnach zu erkundigen, fand aber fast alles übertrieben, und die größte Räubergeschichte schrumpfte, in der Nähe gesehen, zu einem unbedeutenden Ereigniß zusammen. Auch über die Straße von Mailand nach Genua wurde mir schon zu Hause in dieser Richtung manch übles gesagt, und auch hier sollte eine Stunde nach dem Ave Maria, also bei anbrechender Dunkelheit, manch unheimliches vorgefallen sein. Doch wußte in Mailand auch davon niemand ein Wort, und man versicherte mich, Diligencen und Couriere seien seit undenklichen Zeiten nicht mehr belästigt worden.

Um von hier nach Genua zu gelangen kann man sich dieser beiden Transportmittel bedienen; die Diligencen gehen etwas langsamer, kosten dafür auch weniger, doch sind die Wagen nicht so bequem wie die des Couriers, welcher sich eine kaiserl. königl. österreichische und königl. sardinische Anstalt nennt, auch die Wappen beider Reiche practicabel mit sich führt; denn wenn man den Ticino überschritten hat, verschwindet der Doppeladler vom Wagenschlag und das weiße Kreuz nimmt seine Stelle ein. Man muß die Plätze für den Courier ein paar Tage vorher bestellen, da der Zudrang von Reisenden beständig sehr groß ist, und hier, wie in ganz Italien, keine Beiwagen gegeben werden. Der Courier hat im Coupé außer dem Platz für den Conducteur noch zwei andere, und im Innern acht Plätze, drei vorwärts, drei rückwärts, und zwei Sessel, Poldrone genannt, an den Wagenschlägen.

An dem Tag, wo wir abfahren, war der Courier ebenfalls vollständig besetzt und schwer mit Gepäck beladen, auch außerdem beschwert mit einigen dreißig umfangreichen Geldpaketen; eine herrliche Gelegenheit für irgend einen Räuberchef, wenn ein solcher dagewesen wäre oder es gewußt hätte, in dem Fall aber auch vielleicht für uns ein gutes Ableitungsmittel.

Sämmtliche Eilwagen werden hier in Italien immer noch, wie auch bei uns in frühern Zeiten, vom Sattel aus geführt, dazu hat jedes paar Pferde seinen Postillon, weßhalb es auch nie sehr rasch vorwärts geht; die Sattelpferde können bei dem Zug nicht viel mitwirken, da jedes genug an dem langbeinigen Schlingel zu schleppen hat, der, die Arme hin- und herwerfend, auf dem Sattel sitzt und bei jeder Veranlassung, namentlich in den Städten, unsinnig mit seiner Peitsche knallt. Durch die schönen und glatten Straßen Mailands fuhren wir ziemlich rasch und freuten uns, daß der Courier auf diese Art im Stand sein werde, seine Fahrzeit nach Genua von 16 Stunden einzuhalten. Kaum aber hatten wir das Thor hinter uns, so verfiel er in ein sehr langsames Tempo, und der Conducteur sprach achselzuckend von der *Strada cattiva*. Es ist das ein Lieblingswort der italienischen Postillone, und ich hab' es hören müssen bei schönem und schlechtem Weg, bei Schmutz oder Staub, bei Regen und Sonnenschein. Die Straße war allerdings von dem vielen Regen der vergangenen Woche etwas durchweicht, doch hätten sich daraus z. B. die fünf kräftigen Pferde der ehemaligen französischen Mallepost nichts gemacht, hier aber hatten wir sechs italienische Rosse, schwache Thiere, von dürftigem Körper, mit mangelhaftem Geschirr.

Die Straße nach Pavia ist schön, breit, aber langweilig; sie läuft beständig an dem Ufer des Canals hin, welcher den Ticino mit dem Po verbindet, und auf welchem man hie und da eines der flachen schwarzen Boote sieht, die uns, von Pferden oder Maulthieren gezogen, begegnen oder in den zahlreichen Schleußen auf- und absteigen. Rechts und links ist die Aussicht auf das flache Land durch Bäume und Rebengewinde verdeckt, und nur zuweilen blickt man auf die endlosen Felder hinaus, sieht dort ebenfalls endlose Baumreihen, tiefe Wassergräben oder junge Reisfelder, deren frisches Grün aus dem schlammigen und nassen Boden, der zu seinem Wachsthum nothwendig ist, eben erst hervorgebrochen ist.

In Pavia erwachten wieder Kriegserinnerungen auf das lebhafteste in mir, als wir durch die engen steilen Straßen gegen den Ticino hinabfuhren. Dort auf dem Balkon jenes Eckhauses stand der Marschall und ließ die Truppen bei sich vorüberdefiliren, unten im Hause in dem großen Thorbogen standen wir fast den ganzen Tag des zwanzigsten Märzens, und wechselten mit den lustig Vorüberziehenden Gruß und Handschlag. Drunten auf dem Fluß behauptete die alte steinerne Brücke heute wieder die Herrschaft allein. Gott weiß, wie ihre beiden leichten Schwestern von damals sich jetzt befinden, und in welch finstern Magazin die armen Pontons nun träumen mögen von jenen schönen Tagen, wo sie stolz darauf waren die österreichische Armee tragen zu dürfen, die unter Jubelruf und beim Klang der Musik an das jenseitige Ufer zog.

In Gravellona ist die piemontesische Gränze und dort wurden unsere Effekten auf eine, ich muß gestehen, sehr

nachsichtige und höfliche Art durchsucht. Auf dem Postschein, den man in Mailand für den Courier erhält, steht die Bemerkung: »Der Wagen halte weder zum Souper noch zum Diner, wonach sich der Reisende zu richten habe«, was wir denn auch wie alle übrigen Passagiere gethan, und uns mit kalter Küche versehen hatten, die wir in dem Dämmerlicht des sinkenden, sehr regnerischen Tages verzehrten. Wir hatten dazu alle Muße, denn der Courier – Gott möge ihm diesen prahlerischen Namen vergeben! – schlich trotz unserer sechs Pferde und trotz dem Geschrei und Peitschengeknall unserer Rosselenker im langsamsten Schritt durch tiefen Sand und Schmutz dahin. Ein Mailänder, der mit uns im Wagen war, gab uns die wenig trostreiche Versicherung: wir würden, anstatt am andern Morgen um 8 Uhr, nicht vor Mittag oder wohl gar erst im Laufe des Nachmittags in Genua ankommen, und der Mann hatte sehr wahr gesprochen. Zuweilen wurden die Pferde zu einem gelinden Trabe aufgemuntert, verfielen aber bald darauf wieder in ihren Schneckengang; der Wagen war offenbar für den schlechten Weg zu schwer beladen, dazu saßen wir ziemlich dicht zusammengepreßt; meine beiden kleinen Kinder, denen ich am Boden von Nachtsäcken und Mänteln ein nothdürftiges Lager hergerichtet, erhoben zuweilen ein Klagegeschrei, und meinten schlaftrunken, ihr Bett sei zu kurz und stände ja nicht einmal stille, weßhalb die Fahrt eine recht unerquickliche war.

Bei völliger Nacht und dichtem Regen erreichten wir den Po, der mit seinen ohnedieß flachen und melancholischen Sandufern dergleichen Zugaben nicht braucht, um trübselig und verdrießlich auszusehen; weißlichgrau wie

ein Nebelstreif floß er unter der knarrenden und ächzenden Schiffbrücke dahin, und schien uns obendrein liebgewonnen zu haben und festhalten zu wollen, denn am andern Ufer angekommen, klemmte er die Räder unseres Wagens so fest in seinem tiefen Sand ein, daß uns die müden Pferde nicht mehr von der Stelle brachten, und wir erst durch die kräftige Hand der Brückenmannschaft wieder flott werden konnten. Der Weg wurde von Station zu Station schlechter; hinter Tortona kamen wir in eine wahre Felspartie, denn das Gestein, womit man hier die Chaussee beschüttet hatte, konnte man nicht anders nennen: da lagen über faustdicke Kiesel und Steinbrocken schuhhoch über einander, und wenn wir zwölf der stärksten Pferde vor dem Wagen gehabt hätten, sie wären nicht im Stande gewesen, den schwerbeladenen Courier anders als im Schritt vorwärts zu schleppen. Glücklicherweise hat man auf der größten Strecke dieses Weges keine Berge zu passieren, und so kamen wir denn freilich statt um Mitternacht doch schon Morgens um 4 Uhr nach Novi. Hier trennte sich einer unserer Reisegesellschaft, obgleich er wie wir bis Genua eingeschrieben war, von uns, und den Grund zu diesem Verfahren erfuhr ich erst den andern Mittag. In Novi nämlich kreuzt die Eisenbahn von Turin nach Genua die Straße von Mailand; klugerweise blieb jener Herr hier zurück, legte sich wahrscheinlich ins Bett, schlief bis den andern Morgen um 9 Uhr, während wir fort und fort durch Morast und Schlamm geschüttelt wurden, und erreichte mit dem ersten Zug zur selben Zeit wie wir Bussala, den vorläufigen Endpunkt der Genueser Bahn, wo er zahlreiche Omnibusse fand, die ihn noch vor uns ans Ziel der Reise brachten. Aber

Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerblatt ein Kleid

sagte mir einmal ein würdiger Freund, der viel im Leben erfahren, und ich fand diesen Grundsatz selbst auf unsere Fahrt, die über alle Beschreibung mühselig und langweilig war, anwendbar. Mit dem Grauen des Morgens wurde es freilich insoweit noch schlimmer, als wir bei Arquata in die Berge kamen und noch langsamer aufwärts kletterten; abwärts ging es jetzt zuweilen im Trabe, doch war alsdann das Knirschen der Räder auf der fast bodenlosen Kieselunterlage wahrhaft nervenerschütternd; dazu verfolgten uns schon gleich nach Mitternacht schwere Gewitter, die sich mit unaufhörlichen Blitzen und fürchterlichen Regen über der Straße entluden. Unser umsichtiger Conducteur hatte vielleicht auf das himmlische Leuchten gerechnet, denn seine irdische Wagenlaterne war ihm aus Mangel an Öl oder wegen sonstiger schlechter Beschaffenheit schon hinter Novi fast ausgegangen, und glimmte nur noch so trübselig fort, daß sie bei der stockfinstern Nacht kaum im Stande war, den Rücken des Postillons an der Deichsel und die Schweife seiner Pferde zu beleuchten. In Arquata wurde uns erlaubt, ein kleines Frühstück zu uns zu nehmen; doch war Kaffeehaus, Wirth, Geschirr und alles vollkommen zu der ganzen bisherigen Reise passend: der Wirth, ein alter Mann, hatte gewiß noch nie so viele Gäste auf einmal zu bedienen gehabt und fühlte sich dieser Aufgabe auch so wenig gewachsen, daß er sich in eine Ecke zurückzog und uns die ganze Wirthschaft überließ. Da sein Vorrath an Milch sehr gering war und das Ganze »zum Eintunken« in einigen harten Zwiebacken bestand, so trennten wir uns bald

und schmerzlos von diesem ungastlichen Hause und stiegen wieder in unsern Wagen, Damen und Kinder vermittelt einer Treppe, denn die schlammbedeckte Hauptstraße des Orts erschien für zartere Füße grundlos.

Durch den Apenninen-Paß der Vocchetta führt eine prächtig angelegte Straße, die auch für uns in so weit besser zu befahren war, als man noch keine Kieselhaufen darauf ausgebreitet hatte. Doch sandt' uns der Himmel beständig neue Gewitter, deren Donner in den Bergen fürchterlich wiederhallte; der Regen, der dabei in Strömen floß, überfluthete hie und da die Straße, und stürzte, angesammelt auf allen Seiten, in schäumenden Wasserfällen von den Bergwänden herab. Dazu hingen die Wolken tief hernieder aufs Gebirg, und nach jedem Gewittersturm rieselte der Regen wohl noch eine gute Stunde sanft, aber unaufhörlich hinab, weßhalb wir den Wagen meistens verschlossen halten mußten. So keuchten die Pferde mit uns in die Berge dahin, und wir hatten gerade wieder einmal ein recht saftiges Stück Weg zu passiren, als plötzlich neben uns auf der mit der Straße fast in gleicher Höhe liegenden Eisenbahn der Zug von Novi leicht bei uns vorüberrollte; es verursachte uns dieser Anblick ein recht peinliches Gefühl, da wir, so langsam und beschwerlich vorwärts kommend, den hübschen und eleganten Convoi sahen, wie die leichten zierlichen Räder seiner Wagen auf den glatten Schienen so mühelos dahin glitten.

Die Eisenbahn von Turin nach Genua war ihrer größten Strecke nach bereits fertig und verband erstgenannte Stadt über Alessandria und Novi mit Bussala, einem kleinen Ort von welchem aus man Genua in etwa 4 Stunden

mittelst Eilwagen und Omnibus erreicht. Wenn auch diese Bahn von der Hauptstadt des Landes aus bis nach Novi nicht viele Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatte, so braucht es dagegen in Wahrheit kolossale Arbeiten, um durch die Schluchten und Berge des obengenannten Apenninenpasses zu dringen. Man kann diese Strecke Weges mit ihren vielen Brücken, Tunnels, Curven und Einschnitten der uns bekannten von Aachen nach Lüttich an die Seite stellen; auch hier war eine Schwierigkeit nach der andern zu überwinden, und wenn man das oftmals ganz von Felsen eingeschlossene Thal sieht, durch welches die Bahn sich einen Weg suchen mußte, so begreift man nicht, wie sie sich herauswinden würde; bei einer Biegung der Chaussee sieht man sie nun aber ebenfalls wenden, gerade auf die Landstraße zukommen und unter derselben verschwinden nachdem sie das Thal des reißenden Bergwassers auf einem kolossalen Viaduct leicht und gewandt überschritten. Jenseits setzt sie nun ihren Weg in einem engern Seitenthal auf die gleiche Art fort, bald an den Felsen hingleitend, bald über einen hohen Damm ziehend, und nachdem sie sich der Landstraße abermals in einem großen Bogen genähert, scheint sie es absichtlich vermeiden zu wollen, unsern Weg abermals zu durchkreuzen, und bricht durch eine Felsenwand durch, worauf sie für längere Zeit unsern Blicken entschwindet. Was man so oberflächlich von dem Bahnkörper sieht, ist außerordentlich solid, ja elegant gebaut; die Viaducte und Brücken sind aus Backsteinen mit Krönung und Verzierungen von grauem Sandstein, in Formen und Farbe angenehm und freundlich für das Auge.

Vor Ronco hatten wir nochmals einen ziemlichen Kampf mit der Straße zu bestehen; begegnende Fuhrleute sagten

uns, weiter oberhalb habe der Regen die Chaussee zerrissen, und es sei für unsern schweren Wagen unmöglich, dort zu passiren. Da wir aber wußten, daß man hier zu Lande in dergleichen Dingen gern übertreibt, so fuhren wir getrosten Muthes weiter und erreichten in kurzer Zeit jene Strecke. Dort waren schon eine Menge Menschen beschäftigt, die Straße, welche allerdings sehr gelitten hatte, wieder auszubessern, und wir kamen denn auch glücklich hinüber, wobei der Wagen übrigens stark hin und her schwankte, und wir in etwas bedenkliche Nähe mit dem Rand der Chaussee kamen, die hier in einer Höhe von über 100 Fuß neben dem Flußbett hinzieht. Bei Bussala trafen wir eine große Menge Eilwagen und Omnibusse, welche sich anschickten, die Passagiere der Eisenbahn nach Genua zu bringen. Auch von hier ist der Bahnkörper bereits beendigt und größtentheils mit Schienen belegt; wie man mir sagte, soll die ganze Strecke von Turin nach Genua, respektive S. Pier' d' Arena, einer Vorstadt Genuas, schon zu Anfang des nächsten Jahres eröffnet werden. Bei Ponte Decimo hielt man gerade Probefahrten mit ein paar Locomotiven, was die Verwunderung eines großen Theils der Einwohnerschaft in hohem Grad erregte, ja einige Weiber und ein paar Dutzend Kinder sprangen schreiend davon, als die Locomotive zischend und brausend anfang, sich in Bewegung zu setzen. Hier im Thal des oft sehr reißenden Flusses Polcevera fiel es mir auf, daß der hohe Damm der Eisenbahn aus lauter Flußkieseln zusammengesüttet war, und ich kann mir nicht gut denken, wie derselbe bei nothwendig mangelnder Vegetation haltbar und sicher wird.

Bei heiterm Himmel sieht man schon auf der Höhe zwischen Bussala und Ponte decimo das Meer vor sich liegen –

tiefblau, weit hinaus heller werdend und sich scheinbar mit dem Himmel vermischend; heut aber lagen dichte Nebelmassen an den Rändern des Gebirgs und versperren alle Aussicht. Erst in San Pierr' d' Arena sah ich sie wieder die liebe gewaltige Fluth, nach der ich schon seit Stunden sehnüchtig ausgeschaut. Die See schien verdrießlich, und ihre im Widerschein des trüben Himmels gelblich grau gefärbten Wogen bewegten sich unmuthig hin und her, flogen bald in die Höhe, sanken bald tief hinab und stürmten zuweilen in einem Anfall von Wuth gegen das felsige Ufer, daß Wasser und Schaum hoch emporspritzte.

Wie unser Reisegefährte vorausgesagt, war es denn auch 1 Uhr geworden, ehe wir den Posthof in Genua erreichten, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich über meine diesmalige Fahrt von Mailand hierher nichts besseres zu berichten im Stande bin, denn ich habe diese an sich so schöne Straße schon einigemal rasch und angenehm durchzogen, und habe zu ihrer Rechtfertigung gerne gesagt, daß nur das Zusammentreffen verschiedener für den Reisenden so verdrießlicher Umstände, als schlechtes Wetter und in Folge desselben der grundlose Boden, an unserer langen und langweiligen Fahrt schuld war. Sobald die Eisenbahn bis Genua eröffnet sein wird, thut man übrigens, um nach Mailand zu gehen, viel besser sie bis Novarra zu benutzen – eine Fahrt von etwa sechs Stunden, um von dort in 4 Stunden die Hauptstadt der Lombardei zu erreichen.

Wenn man heut über die Straßen von Genua wandelt, so findet man in dem Leben auf denselben, in der Beweglichkeit der Massen, in dem regen öffentlichen Verkehr gegen früher durchaus keine Veränderung; wie ehemals sind die

engen finstern, alle vom Hafen aufwärts steigenden Gassen mit ihren himmelhohen dunkeln Häusern angefüllt mit Menschen, Lastthieren und Wagen, die sich in einer ewigen Unruhe begegnen, folgen, drängen und stoßen. Übrigens macht man hier wenig Umstände mit einander, und wer nicht Augen und Ohren offen hat, der kann leicht von einem dahereilenden Sackträger überrannt werden, oder unsanft auf die Seite gedrückt von einem Zug Maulesel, die oft zu sechs bis acht vor einen zweiräderigen schweren Karren gespannt, mit vielem Geschrei und tüchtigen Peitschenhieben vorwärts getrieben werden. Handel und Wandel der, wie in allen italienischen Städten, auch hier offen auf der Straße betrieben wird, verengt dieselben noch mehr, und trägt mit dem Geschrei der Verkäufer, dem Raseln der Räder, dem Klopfen der Hämmer sein Gehöriges zu dem großartigen Spectakel bei, das den Spaziergänger ganz verwirrt machen kann. Dabei entströmt jeder Bude, jeder Werkstatt ein eigenthümlicher Duft, und all diese Gerüche zusammengenommen bilden einen unaussprechlichen Parfüm, der nur den italienischen Städten eigen ist, und in welchem verbranntes schlechtes Fett sowie verdorbene Früchte einen Hauptbestandtheil zu bilden scheinen.

Die höher gelegenen und vornehmern Straßen, die *Strada balbi*, *Strada nuova* und *nuovissima*, bilden zu dem Leben der tiefer gelegenen Stadtviertel einen starken Contrast; hier sieht man wenig von der Bewegung der Volksmasse, selten rollt eine der wenigen Equipagen Genuas über dieß glatte und schöne Pflaster, nur einzelne Spaziergänger sieht man hier, und das sind meistens Fremde, die betrachtend vor einem der riesenhaften Paläste stehen, aus denen namentlich die *Strada balbi* fast ganz besteht. Hier

herrschte früher der reiche Genueser Adel, und wenn die Nachkommen desselben auch noch heute dort wohnen, so begnügen sie sich mit einer einzigen Zimmerreihe, und haben größtentheils weder Lust noch Mittel, Säle, Treppen und Höfe ihrer Paläste, wie früher, mit zahlreichen Gästen und glänzender Dienerschaft zu beleben.

In der Strada nuova herrscht ein etwas regerer Verkehr als in der Strada balbi, denn hierdurch geht der Weg zu den einzigen und wunderschönen Spaziergängen Genuas, der Acqua sola, einem reizenden hochgelegenen Punkt, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen mit seinen Leuchttürmen und zahlreichen Schiffen, sowie das Meer weit hinaus überblickt. Kein Fremder, der hieher kommt, sollte es versäumen, die an diesen Spaziergang gränzende und noch etwas höher gelegene Villa Negri zu besuchen, deren freundlicher Besitzer jedem den Eintritt gern gestattet. Leider hatten auch hier die Regengüsse der vergangenen Woche arg gehaust und die auf Terrassen gelegenen Gärten stark mitgenommen; namentlich war ein heimliches Plätzchen, wo man aus dem Norden kommend die ersten Palmen im Freien wachsen sieht, sehr beschädigt und einer dieser stolzen Bäume selbst zu Boden gerissen und zerschmettert.

Genua wird immer noch als eine leicht erregbare, stolze und unzufriedene Stadt geschildert, die heut noch vor allen andern am lebhaftesten ihre traurigen Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 49 bewahrt. Für den oberflächlichen Beschauer mag es schwer sein, hierüber zu urtheilen, doch muß ich gestehen, daß mir einiges, was ich hier sah und hörte, seltsam auffiel. So wird der Nachtdienst an einigen Posten noch immer von der Guardia civica versehen, die,

im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug oft mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf, Gewehr im Arm mit großer Würde und Selbstzufriedenheit auf- und abspazierte; ferner ziehen am Tag, meistens aber des Abends, Bänkelsänger durch die Straßen, gewöhnlich ein Mann und eine Frau, er mit einer Violine, sie mit einer Guitarre versehen, und klimpern und präludiren so lange, bis sich ein ziemlicher Volkshaufe um sie versammelt; dann geht ihr Spiel in eine melancholische Melodie über, bei welcher der Mann die Stimme der Frau secundirt, und sie singen die Strophe eines Liedes, welches sie alsdann gedruckt zum Verkauf anbieten. Welchen Inhalts aber diese Gesänge sind, kann man aus einer kleinen Probe entnehmen, die ich hier mittheile; ich mußte das lange unter meinem Fenster mit anhören, und meine Leser können sich denken, daß es mir ein eigenthümliches Gefühl verursachte, als sie sangen – »Der Versagliere zieht in den Krieg«:

*Per combatter gli Allemani,
Che vantavan farci a brani;
Ignorando la sua sorte
Se inconstasse o no la morte.
Giunto in Italia
E con mano sicura
Batte i Tedeschi
Senza nissuna paura.*

Fast täglich hat man hier in Genua Gelegenheit zur See nach Livorno zu fahren; außer der englisch-orientalischen Gesellschaft, welche seit kurzer Zeit zweimal den Monat ihre großen schnellen Schiffe von Neapel nach Marseille

gehend hier anlegen läßt, gehen fast jeden Tag die Fahrzeuge zweier andern Gesellschaften, die der sardinischen Compagnie, mit guten, ziemlich großen Schiffen, sowie die kleinen und schwachen Dampfer eines andern Vereins. Obgleich die Fahrten auf den letztern etwas billiger sind, so werden sie doch von Fremden nur mit seltenen Ausnahmen benutzt, und man wartet lieber einen Tag, um mit den Dampfbooten der sardinischen Compagnie gehen zu können. Der Preis von hier nach Livorno ist für eine Person auf der ersten Classe 40 Francs, was für eine einzige Nacht ziemlich viel ist; indessen lassen die Agenten auf dem Bureau, namentlich wenn man mit Familie reist, mit sich handeln und gern von der ganzen Summe 10 Procent und auch noch mehr nach; doch muß man dieß Verfahren kennen und fest darauf bestehen. Für den Preis von 40 Francs ist die Beköstigung einbegriffen; doch will das nicht viel heißen, denn die meisten Reisenden essen am Land, und legen sich gleich bei der Abfahrt auf Sopha und Betten, um der Seekrankheit zu entgehen. Wer aber trotz dem Schaukeln des Meers seinen guten Appetit behält, und gern ein solides Nachtessen zu sich nimmt, auch am andern Morgen Kaffee mit Milch nicht verschmäht, ohne noch extra hierfür bezahlen zu müssen, der verlasse sich nicht auf die gedruckten Anpreisungen dieser italienischen Gesellschaften, sondern erkundige sich im Detail, was man zu erhalten und was man nicht zu erhalten hat. So las man z. B. auf den gedruckten Zetteln der sardinischen Compagnie: »Il passeggiere di 1a e 2a classe gode d'un completo trattamento, 1a classe vino compreso«, und als man uns auf dem Schiff hatte, bewies uns der Ristore, daß dieser vollständige Lebensunterhalt für den Tag aus einem einmaligen und sehr

geringen Essen bestehe, »denn«, sagt er pffiffig lächelnd und die Achseln bis an die Ohren hinaufziehend, »auf den Fahrbillets der einzelnen Herrschaften stehe es ja nicht anders gedruckt«, und der Italiener hatte Recht; denn im Widerspruch mit jener ersten Anzeige standen dort auf einer Ecke des Papiers die Worte: das *Trattamento* bestehe aus einem einzigen *pranzo*.

Unser Schiff war der »*Corriere Siciliano*«, ein ganz neues im Jahr 1853 erbautes Boot, seine Einrichtungen waren reich und elegant, seine Maschinen kräftig. Es schien nun aber schon einmal auf dieser Reise unsere Bestimmung zu sein, mit den Courieren nicht gut von der Stelle zu kommen. Die Abfahrt dieses Sicilianers war auf 7 Uhr Abends festgesetzt, doch wurde mit dem Einschiffen großer Wagenladungen so spät begonnen, daß wir erst um 11 Uhr aus dem Hafen hinausdampften. Der *Conducteur* des Schiffs, den einige hierüber zur Rede stellten, schloß sanft lächelnd seine Augen, schnalzte mit der Zunge und sagte darauf achselzuckend: »*Che vuole* – es ist wahr, wir fahren spät von Genua fort, sind aber binnen 5 bis 6 Stunden in Livorno; dort müssen Sie bis 8 Uhr warten, bis Sie ausschiffen können, und ob Sie nun hier oder dort im Hafen liegen, ist doch ganz gleichgültig – dieß Schiff«, dabei stieß er die Zeigefinger beider Hände zusammen, »è *d'una forza straordinaria*, und wir kommen viel zu früh an.« Dem war aber nicht so; entweder war die *forza* nicht *straordinaria*, oder der Kapitän sparte die Kohlen, was ich eher glaube; genug, wir kamen erst um 10 Uhr nach Livorno, und hatten also 11 Stunden gebraucht. Bei der Überfahrt war das Meer ziemlich bewegt: fast alle Damen litten mehr oder minder; doch

waren meine beiden kleinen Kinder so glücklich, sich während der ganzen Nacht eines außerordentlich guten Schlafs zu erfreuen. In Livorno ist man schon gewohnt, unendlich lang auf die Erlaubniß der Sanitätsbehörde zum Ausschiffen warten zu müssen; leider war's aber heute Sonntag, die Herren wahrscheinlich noch im Bett oder mit ihrer Toilette beschäftigt, und wir mußten so lange auf dem Schiff und noch dazu ohne Frühstück warten, indem schändlicherweise keine Milch an Bord war, so daß selbst einem Türken die Geduld ausgegangen wäre.

In Livorno waren alle Läden geschlossen, und sonntäglich geputzt strömte eine große Volksmenge durch die langen, breiten, aber einförmigen Straßen, elegante Bürger von Livorno mit ihren Frauen, Handwerker in brauner Sammtjacke, Matrosen der im Hafen liegenden Schiffe, nach dem Rang ihres Fahrzeugs herausgeputzt, die von den Kauffahrern meistens mit dem dunkeln farbig ausgenähten Mantel auf der Schulter, einer rothen Mütze auf dem Kopf; dort die Matrosen eines Kriegsschiffs in sauberer Jacke, mit dem breitemgelegten, reinlichen Hemdkragen, dem schwarzlackirten Hut auf dem Hinterkopf, zu sechs bis acht Arm in Arm. Langsam und faul bei ihnen vorbei schlenderten Griechen und Türken mit dem rothen Fes oder Turban, die lange Pfeife in der Hand, ohne von den andern Spaziergängern erstaunt angesehen zu werden, ebensowenig als dort die drei oder vier Neger in möglichst modischer Kleidung, deren schwarze, glänzende Gesichter so seltsam aus der rothen Halsbinde und zwischen den weißen Hemdkragen hervorschauten, – denn das ist ja etwas alltägliches in der bewegten Hafenstadt.

Von hier nach Florenz fährt man mit der Eisenbahn in vierthab Stunden. Beim Einsteigen hatte ich noch einen Kampf mit dem Billetausgeber zu bestehen, indem er für meine beiden kleinen Buben wie für zwei Erwachsene bezahlt haben wollte; ein Kerl in einer verblichenen Livree, der dabei stand, sollte Schiedsrichter sein und sprach natürlicherweise für seinen Landsmann; ich aber ruhte nicht eher, bis ich einen höhern Beamten aufgefunden, der denn auch die beiden Kinder mit einem einzigen Billet passiren ließ.

Die Eisenbahn von hier läuft vollkommen eben durch einen Theil der toscanischen Maremmen, ein ziemlich ödes und sehr feuchtes Haideland mit nothdürftiger Cultur; das Auge fliegt gern über sie hinweg nach den schönen malerischen Linien der Apenninen, die in duftiger, weicher Färbung, aber in ihren Formen ernst und gewaltig am Horizont liegen. Gern hätte ich dem schiefen Thurm in Pisa einen Blick geschenkt, doch ist der Bahnhof zu weit von der Stadt entfernt, und man sieht von ihr nichts als einige Häuser, welche durch das Grün der Maulbeerbäume und durch dichte Rebengewinde hellgelb hervorsichimmern.

Die Einrichtung der toscanischen Eisenbahn läßt viel zu wünschen übrig; die Wagen der zweiten Classe sind fast wie die der dritten auf den meisten Bahnen Deutschlands, und trotz langer Stationen wird sehr langsam gefahren. Da es schon halb 5 Uhr war, als wir Livorno verließen, so hüllte uns schon bald hinter Pisa eine finstere Nacht in tiefste Dunkelheit; auch hatten wir abermals ein Gewitter mit großartigen Regengüssen, die bis nach Florenz getreu bei uns aushielten. Es war das bei stockdunkler Nacht und sehr spärlicher Beleuchtung eine recht trostlose Ankunft;

mit Mühe fand ich für mein vieles Gepäck und für fünf Personen einen elenden Einspänner, der durch uns aber so überladen wurde, daß er bedenklich hin und her schwankte, weshalb ich es für das Gerathenste hielt, abzustiegen und zu Fuß zu gehen. Der Kutscher that ein Gleiches, und so patschten wir durch den strömenden Regen dahin. Ein dritter, sehr nothwendiger Begleiter unseres Fahrzeugs war ein Mann mit einer Laterne, welcher uns durch die finstern Straßen vorleuchtete, und durch dessen Hülfe es uns nach längerer Zeit endlich möglich wurde, die Hausnummer zu finden, die wir lange vergeblich gesucht.

DRITTES KAPITEL. FLORENZ.

Straßenleben. – Alte Paläste. – Mercato vecchio. – Via dei Calzajuoli. – Vergißmeinnicht. – Annehmlichkeiten beim Besuch der Gallerien und Kunstschätze. – Die Cascinen. – Gewühl auf dem Lungarno. – Schöner Sonnenuntergang. – Lusthäuser. – Theater. – Der Prophet als Ballet. – Ein Knabeninstitut.

Das alte liebe Florenz! Da bin ich wieder einmal in seinen Mauern, und wenn ich um mich herschaue und alles so unverändert finde, die hohen Häuser und über ihnen den tiefblauen Himmel, die Kirchen und Thürme, die Plätze mit ihren schweigsamen Statuen, immer in der gleichen Haltung, die Straßen mit demselben Getreibe wie damals, so könnte ich fast auf die Vermuthung kommen, ich sei noch vom letztenmal da. Doch habe ich glücklicherweise einen richtigen Zeitmesser bei mir, mein eigenes Herz nämlich, das mich leise schlagend daran erinnert, es seien schon etliche lange Jahre zwischen jener Zeit und heute dahin gegangen. Und es ist gut, daß jenes mir wirklich so treue Herz mich daran mahnt, wir beide seien doch um ein paar Jahre älter geworden und müßten uns schon eines gesetzteren Wesens befleißigen als damals, denn wer weiß, wohin einen sonst die Phantasie hinreißen könnte! Also Florenz ist sich vollkommen gleich geblieben, – heiter, lebendig, lustig und vergnüglich, wenn die Sonne scheint, und kenne ich wiederum keine Stadt der Welt, deren gute und üble Laune so sehr vom Wetter abhängig wäre. Bei trüben Tagen sind Straßen und Häuser gleich verdrießlich. Die Dachrinnen weinen ihren tiefen Schmerz in seltener Energie auf das Straßenpflaster nieder, die hohen Thürme haben lange Regenkappen aufgesetzt, und das Kirchengeläute tönt als wären

die Glocken vierfach mit dichtem Flor umwunden. Und der Italiener, sonst immer heiter und guter Dinge, immer lustig davonspringend, als gehöre ihm irgendein schönes, wenn auch unbekanntes Stück der Welt, den Hut keck aufgesetzt, beständig eine Cigarre im Munde, oder in Ermanglung derselben eine Arie von Verdi oder Donizetti, blickt dann trostlos empor nach seinem verloren gegangenen blauen Himmel, steckt den Kopf zwischen die Schultern, und hat ganz das Ansehen eines gestern noch sehr schönen Hahns, der heute tüchtig naß geworden. Aber la tramontana, das ist der Wind, der von den Bergen herabkommt, hat die Luft wieder rein gefegt, das Pflaster getrocknet, und Florenz ist wieder Florenz. Es ist gerade, als müßte selbst die Sonne diese Stadt liebgewonnen haben, denn sie concentrirt auf ihren Plätzen und Straßen eine solche Menge von Strahlen, von Glanz und Wärme, daß alles davon wie gesättigt erscheint und man selbst oft glaubt, nur dahin fliegen zu können, wie ein Sonnenstäubchen oder wie irgend ein bunter Schmetterling. Dergestalt aber wogt auch hier alles durch einander im ewigen Farbenwechsel ohne Ruh und Rast, strahlend in bunten Kleidern, glänzend im Sonnenlichte, durchwebt von Blumen, die man in Massen auf allen Seiten sieht, plaudernd und lachend, kaufend und verkau- fend unter lautem Geschrei und öffentlichem Ausrufe, unter dem Gerassel unzähliger Wagen, die in den engen Gas- sen in scharfem Trabe fahren und doch selten oder nie je- manden beschädigen. Dazu kommen unzählige Läden und Magazine in allen Straßen mit der reichen und eleganten Auslegung ihrer glänzenden Waaren jeder Art, um das Au- ge noch mehr zu blenden. Und wie putzt erst die Sonne die alten ehrwürdigen Kirchen und Häuser heraus mit Licht

und Schatten, wie glänzt und strahlt der Dom in seinem buntfarbigen Mosaikschmucke! An solchen Tagen wie heute erscheint auf der Höhe des Glockenthurms jedes Säulchen, jede Verzierung rein und scharf abgezeichnet gegen die blaue Luft. Und die alten finstern Paläste in den engen Straßen, wie hat sie das Sonnenlicht so schön bemalt mit hellem Glanz und tiefem Schatten! Namentlich ist dieß wunderbar schön anzusehen, wenn man in eine der dunklern und ruhigern Straßen geht, vielleicht von Piazza del Granduca östlich in das Labyrinth von kleinen schwarzen Gassen mit trotzig dastehenden altersgrauen Palästen, deren schwer vergitterte Fenster nicht dazu bestimmt scheinen, Luft und Leben ein- und auszulassen. Hier muß man den kräftigen Pinsel sehen, mit dem der große Künstler, die Sonne, malt, wie sie nur in Gold und Schwarz eintaucht, und wie es ihr gelingt, mit einem einzigen Streiflicht von der Höhe des Dachs bis hinab zu den Fundamenten, oder durch einen einzigen Strahl, der unter irgend einem finstern Thorwege vorbricht, den ganzen Anblick einer Straße, eines Platzes so mit einemmale und so prächtig zu verändern.

Und Florenz hat viele dergleichen ernste, gewaltige, ja trübe Plätze und Straßen, und braucht deßhalb zu ihrer Verschönerung unendlich viel Sonnenlicht; aber die alten Gebäude hier sind dafür auch dankbar und blicken nicht grämlich auf die neue Zeit herab; es sind würdige und gemüthliche Herrschaften, die sich zu ihrer Zeit auch des Lebens gefreut haben und nun zufrieden scheinen mit dem, wenn gleich oft kleinlichen Glanz, durch welchen sie die Jetztzeit aufschmückt. So z. B. der alte finstere Palazzo Strozzi in der Nähe des Kaffee Donney und der schönsten

der Arno-Brücken – wie er so daliegt, ein schwarzer gewaltiger Steinhafen, fast ohne Fenster, mit einem ungeheuren Eingangsthor. Rings an den Mauern befinden sich Ringe und Träger von armsdickem Eisen, sie hielten zur Zeit des Glanzes und der nächtlichen Feste zahlreiche Fackeln. An der einen Seite mündet nun der Mercato vecchio, und bis an seine Mauern gehen die kleinen Buden der Verkäufer von Obst und Früchten in den hellsten, glänzendsten Farben und von Victualien und Gemüsen aller Art; gegenüber hat sich ein Blumenverkäufer niedergelassen und hält dort im Freien eine tägliche Ausstellung der schönsten und seltensten Gewächse, wohlriechender Kräuter und duftiger, vielfarbiger Blüthen und Blumen. Dem allem kommt nun wieder das allliebende Sonnenlicht zur Hülfe, und an einem sonnig-schönen Tage scheint selbst der alte finstere Palast Strozzi, obgleich etwas ärmlich geschmückt für seine gewaltigen Verhältnisse, doch dankbar und freundlich zu lächeln.

Es ist nicht meine Absicht, eine genaue Beschreibung der Stadt Florenz zu geben; es ist das schon so oft, so genau und erschöpfend geschehen, weßhalb ich mich darauf beschränken will, ein kleines Bild des Straßenlebens, wie es im gegenwärtigen Augenblick ist, zu entwerfen, und deßhalb nur ein paar seiner Hauptstraßen durchwandern, deren lebendiges Bild sich in allen übrigen mehr oder minder genau widerspiegelt. Da wir uns gerade bei Palazzo Strozzi befinden, so nehmen wir eine der Hauptverkehrsadern, die hier mündet, den Mercato vecchio, eine schmale Straße, zwischen unendlich hohen Häusern, wo sich Bude an Bude reiht, in denen man alles findet, was das menschliche Leben zur materiellen Existenz bedarf. Die weit geöffneten

Gewölbe strömen ordentlich über von der Menge der Gegenstände und breiten sich von der Straße auf weiten Gestellen aus, so diese Straße noch mehr verengend. Hier ist Fleisch, Brod, schwere und leichte Würste und riesenhafte Käse in allen Farben und Gattungen neben- und übereinander aufgeschichtet; dabei sieht man Mehl, Reis, getrocknete Pflaumen, Feigen und die bekannten dickbäuchigen Flaschen, bis zum langen engen Hals mit Stroh umflochten und mit Papier zugestopft, enthaltend Wein und Olivenöl. Neben ihnen kommen Früchte aller Art, frische Feigen und Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen und gewöhnliche Äpfel und Birnen. Eine angenehme Abwechslung bringt dazwischen eine Bude mit schönen Kräutern und Gemüsen, alle Sorten grün durch einander, zwischen denen die purpurrothen Liebesäpfel so angenehm hervorleuchten, oder auch die übergroßen saftigen Melonenstücke, die, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen, so recht vornehin gelegt sind. Ihnen folgen die Fischhändler; die glänzenden zappelnden »Meerfrüchte« befinden sich in großen Kübeln voll frischen Wassers und werden natürlich auf der ganzen Straße zu gleichem Preis ausgeboten. In der Mitte der ganzen Länge erweitert sich der Mercato vecchio zu einem kleinen Platze, dem eigentlichen Fleischmarkt, von dem übrigens nur zu sagen ist, daß sich über ihm eine von Säulen getragene Halle wölbt, die aber, wie der ganze Platz, ziemlich schmierig und unsauber aussieht. Hinter dem Fleischmarkt fangen die Buden wieder an wie vor demselben, und da sie, wie schon gesagt, förmlich bis zum Straßenpflaster überquellen mit Früchten und Victualien aller Art, so sieht der ganze Mercato vecchio wie eine kolossale fette Guirlande aus, zusammengesetzt aus Grünem, aus Früchten,

Fleisch, Butter, Käse, Eiern, Schinken, in welche hineinverflochten sind die vielen Käufer und Käuferinnen, die handelnd auf- und abrennen, und ebenso auch die dicken Verkäufer in ihren weißen Schürzen und Jacken, heftig gesticulirend, wobei sie mit ihren großen Schlachtmessern sehr wild aussehende Bewegungen machen. Vom Mercato vecchio gelangen wir in eine andere Straße, die noch vor wenigen Jahren eine enge Gasse war, jetzt aber die breiteste und schönste geworden ist. Die Regierung, welche schon so manchen düstern Theil von Florenz mit größter Pietät für die bestehenden alten Baudenkmale gelüftet und zugänglich gemacht, hat hier eine wahre Riesenarbeit ausgeführt. Früher war die Piazza del Granduca mit dem Dome auf geradem Wege nur durch die oben erwähnte enge Gasse, die Via dei Calzajuoli verbunden, und da hier das Herz der Stadt ist, hier sich alles Leben concentrirt, so war diese Straße für alle Welt unzureichend und unangenehm. Ich erinnere mich noch recht wohl der frühern mittelalterlichen Gasse mit den hohen finstern Häusern, deren weit vorspringende Dächer sogar am hohen Mittag den Sonnenstrahlen das Eindringen neidisch verwehrten, jetzt ist aus ihr eine breite, lichte, wohlgebahnte Straße geworden mit Fußpfaden zu beiden Seiten, die ihrer ganzen Länge nach aus reichen und eleganten Magazinen besteht. Ein Pariser, wenn er sehr gut gelaunt wäre, würde ihr vielleicht das große Compliment machen, sie mit dem schmalern Theil der Rue de la Paix zu vergleichen, ein Wiener mit der Kärnthnerthor-Straße, für Florenz aber ist die Via dei Calzajuoli beides zugleich und in jeder Beziehung eine freundliche und angenehme Straße. Weder der Corso Orientale in Mailand, noch Toledo in Neapel oder die lange Zeile des eleganten Cassaro in

Palermo geben ein sprechenderes Bild des Lebens im Süden, zeigen ein klareres Gepräge des regen Treibens einer volkreichen Hauptstadt. Aber wie alles in der Welt muß man auch die Via dei Calzajuoli in ihrer guten Laune sehen, das heißt, in den Mittagsstunden eines schönen Tages des Spätherbstes, wenn die begüterten Familien den ruhigen Landsitz wieder mit dem lärmenden Getreibe der Stadt vertauschen, wenn der Fremdenzug aus dem Norden, um mich eines Ausdrucks der Schnepfenjagd zu bedienen, in sein Lätäre getreten ist. Das Pflaster ist feucht und gibt deshalb keinen Staub von sich, alle Magazine sind geöffnet, und ein tiefblauer Himmel spannt sich über der Straße aus, sowie über die Hunderte von Menschen, die in allen möglichen Anzügen, buntfarbig, summend, lachend, beschäftigt und müßig gehend hier auf- und abschwärmen. Den Mittelweg nehmen Fahrzeuge aller Art ein, vornehme Damen liegen in ihren Wagen lang ausgestreckt und lassen nur hie und da einen Blick durch die Menge gleiten, dem bald nachher vielleicht ein leichtes Kopfnicken folgt, im übrigen scheint sie weder Straße noch Lärmen, noch Magazine zu interessiren; und sie fühlen darin gleich mit ihrem Bedienten auf dem hohen Hintersitze, der mit übergeschlagenen Armen, den Hut etwas schief auf dem Kopfe, alles unter und neben sich mit souveräner Verachtung anschaut. Andere Equipagen, die folgen, bilden das vollkommene Gegentheil: da ist der Bediente zugleich Cicerone und erzählt lebhaft von der alten Strumpfwirker-gasse, von St. Michele u. dgl. m., während die deutsche Familie im Wagen ungeheuer aufmerksam zulauscht und noch mehr sieht, als wirklich da ist. Zahlreiche Miethwagen folgen oder begegnen sich und werden dem Fremden ungemein lästig, denn

wenn er eilig in eine Seitengasse ablenken will, so stellt sich ihm der diensteifrige Fiaker gerade in den Weg und bietet seine Carrozza an. Schwere bestaubte Reisewagen rollen langsam durch die Calzajuoli, und überwachte, nüchterne, blonde englische Gesichter schauen etwas gespensterhaft in den glänzenden Tag hinaus; zwischen diesen gesetzteren Fahrzeugen rollen leichte Parocino's mit den kleinen Pferdchen und dem klingenden Geschirr hierhin und dorthin; – junge Elegants erregen die Aufmerksamkeit, indem sie sich in wahren Kinderwagen bewegen – Wagen, Pferde, alles ist en miniature bis auf den oftmals dicken Besitzer selbst, der auf seinem engen Sitze nach allen Seiten überquillt. Auch Handkarren bewegen sich im allgemeinen Strome dahin, Verkäufer, die ihr ganzes Waarenlager mit sich herumschleppen, um es stückweise mit lautem Geschrei anzubieten.

Wenn man hierzu annimmt, daß die Calzajuoli der gesuchteste Theil der Stadt ist, daß man in ihren Läden fast alle Wünsche befriedigen kann, und daß schon deßhalb eine große Menschenmenge hier zusammenströmt um einer andern zu begegnen, welche nur daher kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden, so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Leben in dieser Straße. Auf den Fußpfaden zu beiden Seiten findet ein beständiges Ausweichen statt, namentlich an den Ecken, wo eine neugierige Menge die übergroßen Anzeigen und Maueranschläge aller Art liest, sowie auch vor Kaffeehäusern, wo stets eine große Anzahl junger und alter nach dem Journal gekleideter Herren sich aufhält, das Glas im Auge, die Cigarre im Munde, und mit wohlgepflegtem Haare und Bartwuchs. Mit solchen Lions ist überhaupt Florenz reich gesegnet,

die es verstehen, den Mantel malerisch umzuwerfen, sich ein unendliches Ansehen zu geben, hinter dem eigentlich gar nichts zu finden ist, als vielleicht ein paar Bemerkungen über das Wetter, sowie eine gründliche Kenntniß der letzten Verdi'schen Opern, von denen natürlicherweise eine immer göttlicher ist als die andere, und deren Melodien nachzusingen eine ihrer Hauptbeschäftigungen bildet. Einer Romanze aus dem Troubadour, welcher jetzt gerade gegeben wurde, konnte man nirgends entgehen, und ganz Florenz war in diesem Augenblick wie eine fette Wiese im Frühjahre, denn die Schlußworte jener Romanze »ricordate mi« – Vergißmeinnicht – sproßten überall lustig empor. Die Straße ist überhaupt die eigentliche Wohnung des Italieners, namentlich des Florentiners: er muß sehen und gesehen werden und zeigt sich nur in seinem besten Glanze, weißhalb man denn auch überall den reichsten und elegantesten Toiletten begegnet. Mag es dagegen zu Hause aussehen wie es will, das ist ganz gleichgültig, nur draußen ein seidenes Kleid, einen eleganten Paletot, frische Handschuhe, lakirte Stiefeln, sowie Blumen im Knopfloch oder in der Hand. Etwas dagegen habe ich in den Straßen von Florenz beständig gerne vermißt – das ist, man hört nie Kinderschrei, man sieht nie einen Betrunkenen und nie kleine Buben sich herumbalgen. Letzteres wäre auch sehr gefährlich, denn bei dem unaufhörlichen Wagenverkehr würde es der jungen Generation sehr schwer fallen, einen ruhigen Platz für ihre Faustkämpfe zu finden. Ich muß gestehen, es gibt sogar in Paris wenige Straßen, die so beständig mit Fahrzeugen aller Art bedeckt sind, wie viele hier in Florenz.

Um noch einmal auf die Via dei Calzajuoli zurückzukommen, so ist sie auch deßwegen schon von den Fremden so stark besucht, weil ihr Anfang und Ende die herrlichsten Kunstschatze der Arno-Stadt aufweist. So beginnt sie am Domplatz, der in der neuesten Zeit bedeutend erweitert wurde, und nun von allen Seiten einen freien Anblick auf dieß herrliche Bauwerk gestattet. Westlich von demselben hat man an einem großen Palast sehr sinnreich die schön gearbeiteten Statuen der Erbauer aufgestellt, und während Arnolpho aufmerksam zu den Fundamenten und dem Grundrisse herabsieht, blickt Brunelleschi träumend zu der kühnen Kuppelwölbung empor. Das Ende der Strumpfwirkerstraße ist an der herrlichen Piazza del Granduca, diesem prachtvollen Museum im Freien, mit seinen Statuen, Brunnen, Bronzefiguren, Logen und Palästen, wo sich übrigens häufig eine zahlreiche Volksmenge komisch genug ausnimmt, die den Wagen eines neumodischen Dulcamara umstehend – Mixturen und Pillen gegen alle erdenklichen Übel kauft.

Was Florenz für den Kunstliebhaber so außerordentlich angenehm macht, ist die schöne, elegante und zugängliche Ausstellung aller Kunstschatze; wie angenehm spaziert es sich in der Loggia degli Usici, wie ist hier selbst die sonst eben nicht nachahmungswerthe Durcheinanderstellung von Statuen und Bildern so glücklich und dem Auge wohlthuend gelungen, wie ungezwungen fühlt sich der Beschauer, der hier ohne Einlaßkarten und Erlaubniß täglich stundenlang umherwandeln, der sich in bequemen Stühlen vor den herrlichen Antiken, oder vor den wunderbaren Bildern Raphaels und Tizians niederlassen darf. Eben

so zugänglich ist auch die Gallerie im Palast Pitti, der Wohnung des Großherzogs, wo jedes Bild ein Meisterwerk, eine unschätzbare Perle ist, wo das Auge, wenn es vom ernsten Schauen ermüdet ausruhen will, die kostbaren Pietradura-Arbeiten der Tische betrachten kann, die in fast allen Sälen stehen, und an welcher jedem fast ein halbes Menschenalter gearbeitet, oder wo man zur Abwechslung in die kleinen zierlichen Cabinette tritt, pompejanisch verziert mit reizenden Marmor-Statuen, oder in andere Zimmer, wo von Benvenuto Cellini oder andern großen Meistern der Florentiner Goldschmiedekunst jene seltsamen Gefäße stehen, so sonderbar zusammengesetzt, aus Perlen, Edelsteinen, Gold und Emaille.

Ja, diese freundlichen Einrichtungen sind es, welche die Gallerien von Florenz für die Beschauer so unvergeßlich machen; wie wird man sich nicht beständig eines der letzten Zimmer im Palast Pitti erinnern, wo die wunderbare Venus von Canova steht, jenes herrliche Menschenbild mit dem edlen Gesichtsausdruck und dem selbst im harten Stein so weichen und elastischen Körper!

Mit der gleichen Artigkeit, mit der man jedem den Zutritt zu diesen Schätzen gestattet, wird auch von der großherzoglichen Behörde die Erlaubniß zur Besichtigung einzelner Paläste und Villen ertheilt, man braucht sich nur an die Schloßverwaltung zu wenden, um mit der größten Freundlichkeit überallhin Eintrittskarten zu erhalten.

Um in unserer Straßenschau fortzufahren, muß ich der bekannten Cascinen erwähnen, jener schönen Spaziergänge vor der Porta del Prado am Ufer des Arno, wo sich

wenigstens an Sonntagen ein großer Theil der Einwohnerschaft von Florenz zusammen findet, um unter den dichten Alleen lustwandelnd und fahrend den Klängen der schönen österreichischen Militärmusik zu lauschen, welche hier wöchentlich mehreremale spielt. Obgleich es aber hier ziemlich besucht war, erschienen mir die Cascinen diesmal stiller, ja melancholischer als in früheren Jahren; namentlich an der Seite des Flusses, wo sich sonst die elegante Welt zahlreich auf- und abbewegte, sah man jetzt wenig und einsame Spaziergänger. Diese langen Alleen an dem schönen Fluß müssen belebt sein, sonst lassen sie uns hier in der gewaltigen schönen Natur leicht nachdenkend, ja traurig werden. Die gelben Blätter der Bäume flattern langsam auf unsern Pfad herab, im Wasser spiegelt sich der glühende Abendhimmel mit seinen leicht dahinziehenden Wolken, das dunkle Laub der immer grünen Gebüsche, der Steineichen und des Epheu blickt dich so ernst und traurig an, und von den Höhen herab schauen die Klöster und Kirchen zwischen unbeweglichen schwarzen Cypressen melancholisch hervor. Du bist allein, ganz allein, und der leise Klang einer Glocke, welcher von weit her an dein Ohr schlägt, stimmt dich nicht freudiger, ebensowenig als die einzelnen Töne der Militärmusik, die du von weitem hörst, und die in diesem Augenblick ein altes bekanntes Lied spielt – ach es sind dieß oft nur einfache Klänge, aber sie treffen gewaltig dein Herz: denn sie erzählen dir von vergangenen Tagen, wo du sie ebenfalls gehört, aber wo sie dich hinrissen zu Glück und Freude.

Mit solchen Gefühlen im Herzen ist es besser man sucht das Gewühl der Menschen wieder auf, als daß man hier für sich in der Einsamkeit bleibt, und wir haben nicht weit zu

gehen, um die Mauer der Stadt zu erreichen und nach dem Lungarno zu kommen, wohin sich an schönen Tagen die ganze elegante Welt von Florenz zu bestellen scheint. Dieser Lungarno ist der Quai auf der rechten Seite des Flusses von dem Ponte alla Carraja bis hinauf zum Ponte vecchio, wo die Goldschmiede ihre Buden und Magazine haben. Auf der linken Seite des Arno ist ebenfalls ein Kai, der aber weniger zu Spaziergängen benützt wird; hier liegen große stille Paläste mit wenig Buden und Magazinen, von vornehmen Familien bewohnt, welche die Morgensonne lieben und das Geräusch der Wagen und Karren nicht gern den ganzen Tag unter ihrem Fenster hören. Wenige dieser alten Gebäude gewähren übrigens dem Auge einen freundlichen Anblick, und fast nur ein einziges kleineres Haus nicht weit von dem Ponte alla Carraja macht hievon eine freundliche Ausnahme. Es ist dieß die Villino Delci, die Wohnung des österreichischen Gesandten Baron v. Hügel; sie ist auch im Innern so fein und zierlich eingerichtet wie man es nur von dem Besitzer mit seinem bekannten Kunstsinne und fein ausgebildeten Geschmack erwarten darf. Baron Hügel, der Schöpfer der bekannten prachtvollen Anlagen in Hitzing bei Wien, hat hier aus seinen Kunstschätzen in Bildern, Bronzen, Vasen und Sachen aller Art ein reizendes Ganze zusammengestellt.

Kehren wir aber nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Spaziergang auf die linke Seite des Flusses zurück.

Die Straße ist hier nicht besonders breit, an ihr liegen die bedeutendsten Gasthöfe von Florenz, und da nebenbei die Wagenfrequenz außerordentlich groß ist, so gewinnt der Spaziergang durch das ewige Rasseln der Wagen und Karren auf dem Pflaster nicht besonders an Annehmlichkeit. In

den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr ist es überhaupt ein eingebildetes Vergnügen, am Lungarno spazieren zu gehen, und wenn es nicht zum guten Ton gehörte, sich hier sehen zu lassen, würde mancher wegbleiben; so aber läßt man sich schon etwas gefallen, man wird gedrängt und drängt andere wieder, man weicht aus, man stößt an und bittet um Entschuldigung, man verliert seine Gesellschaft, die man rechts neben sich oder hinter sich glaubt, und möchte mit Mephisto ausrufen: »was? dort schon hingerrissen?« kann aber kein Hausrecht gebrauchen, denn man muß eben mit dem Strome schwimmen. Alles drängt sich hier bunt durcheinander – Herren und Damen aus allen Ständen, wirklich elegante Toiletten und seidene Kleider in den schreiendsten Farben, österreichische Offiziere in ihren weißen einfachen Uniformen, laut, breit und vergnüglich deutsch redend, sowie toscanisches Militär in bunten vielfarbigen Anzügen. Wie überall in Florenz spielen auch hier die schönen Blumensträuße eine große Rolle, und überall durch die Menge hindurch schlüpfen die Blumenverkäuferinnen, auf dem Kopfe die großen, runden, nickenden Strohhüte, und theilen bereitwillig die schönsten Sträuße aus, ohne gerade dafür eine Gabe zu verlangen. Wenn nur dabei die vielen Equipagen nicht wären! Aber man schwebt jeden Augenblick in Gefahr, unter die Räder zu kommen, und wenn man hier auf ein lautes »Hoe« links springt, so prallt man vielleicht auf der anderen Seite an ein paar Pferdeköpfe, die gerade rechts wenden. Dieß macht denn auch alle Conversation ungenießbar; man hört nur mit einem Ohre, denn das andere ist auf ein verdächtiges Rasseln hinter uns gerichtet; man muß eine sehr schöne Bemerkung

oftmals in der Mitte abbrechen oder als Erwiderung auf eine geistreiche Frage mit einem blödsinnigen Lächeln auf die Seite springen, um seine Hühneraugen vor den Rädern eines daherrollenden ganz gemeinen Parocino zu retten.

Trotz alle dem hat aber das Spaziergehen hier am Arno seine schönen und reizenden Seiten, nur muß man warten, bis sich die große Menge wieder verlaufen hat, bis der Abend kommt, bis die Paläste an den Ufern lange seltsam gezackte Schatten herüberwerfen, bis die schweren Massen der Brücken dunkler, das Wasser des Arno aber und der Himmel über uns immer heller und klarer werden. Wie reines Silber fließt der Fluß jetzt unter den schwarzen Brückenbogen daher und nimmt nach und nach alle die schönen und glühenden Töne des Himmels an. Vor uns haben wir die Chiesa di Castello mit ihrer großen Kuppel und dem kleinen schlank und zierlich geformten Glockenthurme – hinter ihr hinab verschwindet die Sonne und zeigt uns dort jede Säule, jede Verzierung, jedes Kreuz scharf abgezeichnet auf dem hellen Himmel; aus allen Öffnungen der Kuppel und des Glockenthurms scheint für einen Augenblick Feuer hervorzubrechen, und die Strahlen, welche dort hervorzucken, erfüllen das ganze Thal mit einem violetten, glühend angestrahnten warmen Dufte. Die alten Kirchen und Schlösser auf den Höhen scheinen aufzuathmen unter diesem letzten herzlichen Kusse, ja selbst drüben das

ehrwürdige San-Miniato in seinem schwarzen Cypressen-Walde glaubt man noch einmal wehmüthig lächeln zusehen. Aber die Sonne geht nicht in ungetrübtem Glanze hinunter, eine Wolkenschichte am Horizont scheint ihr Feuer erlöschen zu wollen, wird aber dafür bestraft und lodert nun selbst in wilder Gluth empor – für uns ein herrlicher Anblick – denn hinter der Kirche di Castello bricht es hervor wie eine gewaltige Feuersbrunst, so daß weit an dem Himmel hinauf eine glühende Lohe schlägt . . . So sah ich sie noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz untergehen meine liebe schöne Sonne vom Lungarno, und wenn sie auch mit noch solcher Pracht verschwand, so machte es mich doch traurig und nachdenkend, denn sie ging hier für mich auf lange Zeit unter – vielleicht für immer – – denn wer kann dem Wetter und den Umständen trauen! Sie hatte so etwas menschlich rührendes an diesem Abende bei ihrem Niedergang und gab ein Bild so manchen Lebens; sie ging dahin wie ein glühendes wildes Menschenherz, unter in vergeblichen, unerreichbaren Wünschen . . .

Nach und nach verblaßte die Gluth am Horizont. Die Brückenbogen der Carraja standen schwarz gegen den hellen Schein; die Menschen, die hinüberschritten, glichen unbestimmten schattenhaften Wesen; das Wasser allein erschien noch hell und glänzend, und ein einsamer Nachen, der auf dem Arno dahin fuhr, zog einen langen und dunkeln Streifen nach sich. Jetzt wurden an den Ufern die Gaslaternen angezündet, und die weißen strahlenden Lichter machten eine unbeschreibliche Wirkung gegen den noch immer röthlich gefärbten Nachthimmel und die dunkeln Massen der Häuser.

Unterdessen hat sich der Spaziergang gänzlich entvölkert; man ist zur Tafel gegangen, in die Kaffees, in die verschiedenen Theater. Ein italienisches Kaffeehaus hat nicht viel bemerkenswerthes: die Räume sind einfach, die Conversation wird sehr leise geführt, und den größten Lärm machen die Kellner, die mit einem unnachahmlichen Aplomb Kaffee, Gefrorenes und dergleichen vor den Fremden hin lanciren, und nachher die kleine Münze, die man allenfalls heraus bekommt, mit außerordentlichem Geschrei dem ganzen Kaffee verkündigen.

Was die diesjährige Theatersaison in Florenz anbelangt, so kann ich nicht viel rühmliches davon sagen. Pergola hatte einen ordentlichen Tenor, eine leidliche Prima Donna, die für eine Engländerin das Italienische recht gut aussprach und auch bei ihren Bravour-Arien gehörig ins Feuer kam; ihre Stimme ist schön, doch in den obern Lagen etwas schreiend. Gegeben wurde der oben schon erwähnte Trovatore, eine neue Oper, welche Verdi eigens für die jetzige Saison und Sänger geschrieben. Was die Musik anlangt, so läßt sich nicht viel darüber sagen. Die Florentiner sind entzückt davon und meinen, sie sei fast besser als Luisa Miller; was indessen nicht hoch geschworen ist, denn Schillers *Cabale und Liebe* wurde von Meister Verdi mit einer Musik versehen, die über alle Beschreibung langweilig ist. Aber die *Vergißmeinnicht*-Romanze reißt den Troubadour durch, denn wenn die Musik derselben im letzten Act anhebt, so rückt der Italiener unruhig hin und her, hebt die Schulter in die Höhe, blickt schmachmend an dem Kronleuchter empor, und fühlt sich, indem er sagt: *come e bello*, für den ganzen Abend hinreichend entschädigt.

In Cocomero arbeitete eine französische Schauspielergesellschaft; sie gab unter anderm »Honneur et Argent« von Ponsard, ohne aber weder das eine noch das andere damit zu verdienen, denn der Beifall war verdienstermaßen sehr gering und das Haus in allen Theilen wenig besetzt.

Im Theater Leopoldo mimte man neben einer unbedeutend und schlecht besetzten Oper den Meyerbeer'schen Propheten als Ballet, was schon der Mühe werth war angesehen zu werden. Leopoldo ist ein Theater vierten Rangs. Der Eintritt aufs Parterre kostet hier nach unserm Geld ungefähr 16 kr., und dafür hat man eine ganze Oper, freilich tant bien que mal, und ein Ballet von sieben bis acht Acten – in Summa ein Vergnügen, welches von 8 Uhr bis Mitternacht dauert. Das Publikum ist dabei sehr ungenirt, hat im Parterre den Hut auf dem Kopf, speist Feigen und Orangen, und treibt in den Zwischenacten allerlei erlaubte Kurzweil. Die Logen sind, wie in den großen Theatern, von einander abgetheilt, und bei einem Stück wie der Prophet, welches die elegante Welt ebenfalls sehen will, bemerkt man hier oft reiche und glänzende Toiletten, die dann seltsam genug mit dem Parterre contrastiren. Auf den Zetteln für heute Abend war »il Sole« mit riesengroßen Buchstaben bemerkt, und ich bin überzeugt, daß dieses bis jetzt hier noch unerhörte Schauspiel die große Menge bedeutend anzog.

Das Ballet begann übrigens mit den Schalmeyen der Hirten, wie die Oper selbst, und ich glaubte schon aus der Musik derselben ein angenehmes Potpourri zu vernehmen; doch war diese Täuschung bald zu Ende, und die allgewöhnlichste Balletmusik unterstützte Pantomimisten und Tänzer in ihren extravaganten Bewegungen. Übrigens

kommt jede Scene der Oper: Bertha wird von Overthal entführt, die drei Wiedertäufer reizen das Volk auf, und im zweiten Act erscheint Johann von Leyden, ein außerordentlich gewandter Pantomimist. Decoration und Costüm mußte man wirklich schön und elegant nennen; auch waren einige Corpstänze, namentlich im zweiten Act, so meisterhaft arrangirt, daß sie das Publikum unter einem rasenden Beifallsturm da capo verlangte; und die armen Geschöpfe auf der Bühne, außer Athem abgehetzt, zwangen sich zu dem bekannten unheimlichen Lächeln und begannen aufs neue. Darin ist das hiesige Publicum grausam und will nicht begreifen, daß von denen droben manche Lunge kaum noch zu athmen vermag und manches Herz unter rasenden Schlägen zu ersticken droht. Fortgetanzt muß werden, worauf man dann freilich den Balletmeister, die Solotänzer, die Decorationen und Gott weiß was noch alles zum Dank herausruft. Johann von Leyden wurde übrigens vortrefflich gegeben, und ich hätte nie geglaubt, daß jemand ohne Worte und Gesang, blos durch Bewegung und Mienenspiel, z. B. die Abschiedsscene von der Mutter, so wirklich ergreifend darzustellen im Stande wäre. Im dritten Act erschien das Lager von Münster. Morgendämmerung; der Prophet ordnet seine Schaaren zum Sturm gegen die Stadt; der Hintergrund beginnt heller und röther zu werden, und das Publikum rückt unruhig auf seinen Sitzen hin und her, denn der große Augenblick naht, wo il Sole sich präsentieren wird; endlich schießt sie die ersten Strahlen empor. Auf der obersten Gallerie des Hauses sieht man lachende Gesichter mit blinzeln den Augen, wie vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt. Die Lampen des Kronleuchters scheinen trüb und roth zu brennen. Unten ist das ganze Haus wie

mit gewaltigem Staub bedeckt, während sich, im gleichen Verhältniß wie auf der Bühne die Sonne emporsteigt, die Strahlen immer tiefer und weiter ausbreiten. Das Parterre ist vor Entzücken außer sich; man dreht sich herum, man lacht, man schreit, man hält die Hände vor das Gesicht, und selbst glänzend angestrahlt erblickt man lautlachend den Nachbar, dessen Gesicht so hell und rosig übergossen ist wie an einem schönen Sonnentag – und die Sonne hier ist nicht geizig; bei uns begnügt sie sich ein paar Zoll über den Horizont emporzusteigen, dann fällt neidisch der Vorhang; hier aber steigt sie glänzend und strahlend, ohne ein einzigesmal zu versagen, bis hoch an den Himmel. Der vierte Act spielt auf der Straße. Fides sammelt Almosen ein, worauf sich das Theater in eine prächtige Halle verwandelt – das Innere der Kirche darf in Italien begreiflicher Weise hier nicht gezeigt werden – der Krönungsmarsch erschallt diesmal wieder aus der Oper, und der Einzug des Propheten erfolgt in aller Pracht und Herrlichkeit. So lange der König von Zion sein ländliches Costüm trug, die kurze Jacke, das enganliegende Beinkleid, hatten seine heftigen Bewegungen und Pantomimen durchaus nichts störendes; sobald er aber in langem weißem Gewand erscheint und damit wie in einem weiten Schlafrock auf der Bühne umherrast, die Krone auf dem Kopf, Scepter und Kugel in der Hand und, wie namentlich im vierten Act, die schauerlichsten Grimassen schneidet, geht alle Illusion verloren, und Johann von Leyden sieht aus wie ein wahnsinnig gewordener Kartenkönig; so geht denn auch die gewaltige Scene wie er seine Mutter zum Niederknien zwingt, fast spurlos vorüber. Fides war in diesem Augenblick schon besser und hatte in ihrem Spiel

wirklich ergreifende Momente, so als er sie fragte: »Liebest du diesen Sohn?«, und sie ihm antwortete: »Ob ich ihn liebte?« Da war auf diesem Gesicht eine wahrhaft rührende Innigkeit, Hingebung und Liebe zu lesen.

Im Duett und Terzett des fünften Acts ist der Prophet aber nun ganz toll geworden, er raset hin und her, so daß seine langen schleppenden Kleider weit von ihm abfliegen, die Krone wird mehreremal auf den Boden geworfen und wieder aufgesetzt, mit satanischer Freude und entsetzlichem Kopfnicken zeigt er dem Publikum die wohlgefüllte Pulvermine, alles soll zu Grunde gehen, tanzte er – alles – alles – alles – Verwandlung. – Der Tanzsaal. – Diese letzte Scene des Ballets beginnt mit einem großen eingelegten pas de deux, während dessen der Prophet hinten an seinem Tisch sitzt, schmausend und zehend; auch ist er wieder ganz bon homme geworden und treibt mit den Tänzerinnen die ihn bedienen allerlei kleine unschädliche Späße – bis zu dem großen Moment, wo die Künstlerin vorne ihre letzte Verbeugung gemacht hat, und er nun hinten den Pokal ergreift um Meyerbeers wunderbares Trinklied abzupantomimiren. Darauf geht die Geschichte zum Schluß, wie wir bereits wissen. Die Dämpfe steigen aus dem Podium empor, rechts und links brechen die Wände auseinander, und im Hintergrunde brennt Münster.

Obgleich es über den mir selbst vorgesteckten Raum dieser Blätter hinausgehen würde, wenn ich mir erlauben wollte, über hiesige öffentliche Anstalten, seien es auch nur

einzelne Zweige, wie z. B. das Unterrichtswesen, zu berichten, so kann ich doch nicht umhin eine Anstalt zu erwähnen, die im Auslande wenig bekannt, und doch, namentlich für Familien, die sich längere Zeit hier aufhalten wollen, von großem Interesse ist: es ist dieß nämlich ein Institut für Knaben, von Familienvätern gegründet, welches den Zweck hat, die Kinder unter den Augen ihrer Eltern in allen nöthigen Fächern der Wissenschaft so weit heranzubilden, daß sie von hier aus in jede höhere Lehranstalt des Auslandes eintreten können. Die Gesellschaft, welche begreiflicherweise nicht die Idee hat, bei dieser Anstalt etwas zu gewinnen, ja die im Gegentheil noch große Opfer bringt, wurde im Jahre 1838 von einigen Familienvätern allein in der Absicht gegründet, ihren Kindern eine gesunde, sorgfältige und christliche Erziehung zu verschaffen. Die meisten waren deutsche Protestanten oder Angehörige der englischen Kirche, doch wurden auch Katholiken aufgenommen, und viele italienische Familien dieser Religion ließen ihre Kinder dort erziehen; doch wurde es in jüngster Zeit den letztern verboten, ihre Kinder an dem Institut theilnehmen zu lassen. Dasselbe befindet sich in Florenz Casa Minucci Via dell' Ardiglione, ein schönes geräumiges Haus mit freundlichem Hofraume und Garten, welches von dem Directorium zu deren Zwecken erkaufte wurde. Die Knaben haben hier luftige angenehme Schulzimmer und befinden sich, ohne im Raum beschränkt zu sein, beständig unter der Aufsicht ihrer Lehrer. Es gibt zwei Classen von Zöglingen: die einen welche bei ihren Eltern wohnen und

nur die Schulstunden besuchen, die andern aber, die eigentlichen Pensionäre, die gegen möglichst billige Vergütung im Schulhaus selbst untergebracht sind. Die Professoren der Anstalt sind mit größter Sorgfalt gewählt und sprechen alle deutsch. Der Stundenplan ist sehr reichhaltig: man lehrt Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch, Lateinisch und Griechisch, allgemeine Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik, Zeichnen, Singen und Tanzen. Mehrere Stunden der Woche sind für gymnastische Übungen aller Art bestimmt, und da tummeln sich denn die kleinen Kerle der verschiedensten Nationen lustig durcheinander, exerciren militärisch oder arbeiten an der Schwingstange und dem Kletterbaum. Es herrscht ein wohlthuendes angenehmes Verhältniß zwischen Kindern und Lehrern, und alles betrachtet sich wie zu einer einzigen großen Familie gehörend. Der Director des Comites ist in diesem Augenblicke Hr. Dufresne, ein Genfer Kaufmann, dessen freundliche liebenswürdige Persönlichkeit wie ein guter Geist durch das ganze Institut zu gehen scheint, und dessen Herzlichkeit das Band der Liebe und Zuneigung fester um Lehrer und Lernende zieht.

VIERTES KAPITEL. NACH CARRARA

Die toscanische Eisenbahn. Warmes Herbstwetter. Pisa und Lucca. Die Fahrtaxe im Abstreich. Il Signor Conte. Cecco und sein Parocino. Tolle Fahrt. Prachtvolle Aussicht von Monte di Chiesa. Pietra santa. Leben auf den Landstraßen. Massa und Carrara. Die zerstörte Kapelle. Der Bildhauer Schlaraffenland. Hofer. Die Marmorbrüche. Ein Gastfreund.

Durch die Eisenbahnen von Florenz nach Pisa und von Pisa nach Lucca ist Carrara mit seinen berühmten Marmorbrüchen und zahlreichen Bildhauer-Ateliers der Arnostadt um ein bedeutendes näher gerückt, obgleich man noch immer eine gute Tagreise braucht, um dorthin zu gelangen. Der Bahnhof der toscanischen Central-Eisenbahn liegt vor der Porta al Prado in der Nähe des berühmten Spaziergangs der Cascinen. Das Bahnhofgebäude ist ziemlich geräumig und besteht neben den Wartesälen, den Zimmern für die Beamten &c. aus einer geräumigen Halle, unter welcher der Zug hält und die Passagiere einsteigen; da man die Fahrbillets am Eingang in dieselbe vorzeigen muß, wo sie auch markirt werden, so wird niemanden ohne ein solches der Zutritt gestattet, weshalb es für begleitende Freunde einer besondern Erlaubniß bedarf, um eintreten zu können. Restaurationen fehlen hier gänzlich, und der Fremde, der hierauf gerechnet, muß hungrig und durstig abziehen.

Von Florenz führt die Eisenbahn flach und eben durch das Arnothal fast bis Pisa auf dem rechten Ufer dieses Flusses. Als ich abfuhr, lag Florenz in Nebel gehüllt, der von der Sonne niedergedrückt wurde, was einen schönen Tag versprach; nur die vielen Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen schimmerten deutlich hervor, das andere war

ein graues Chaos von Häusermassen und Rauch, aus welchem die hellen und tiefen Töne der Glocken, da es gerade Sonntag war, unaufhörlich hervorklangen. Die Ausläufer der Apenninen hatten sich von oben herab schon etwas mehr geklärt, und hie und da glänzten die Spitzen derselben roth angestrahlt von der aufsteigenden Sonne; so male- risch und schön sich die zahlreichen Villen und Dörfer, im Einzelnen betrachtet, an den Abhängen dieser Berge aus- nehmen, so stören sie doch den Gesamteffect der Land- schaft; nirgends hat man eine ruhige sanfte Fläche, über welche das Auge so gerne hinschweift, über grüne Wie- sengründe, durch dichtbelaubte Wälder, um droben auf der Höhe beim Anblick eines Schlosses, einer Ruine zu verwei- len. Von weitem gesehen erscheint alles wie zerrissen und zerklüftet, und die Tausende von Häusern und Villen bil- den überall Gruppen von weißen Punkten oder unregel- mäßige Linien, welche die an sich so schönen Formen der Berge unruhig machen, ja fast zerstören.

Es war der sechste November, und die Luft so ange- nehm und warm, daß es mir in einem leichten Sommerrock nicht zu kühl war. An den Ufern des Arno saßen Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, an einem andern Ort spielten junge Bursche in Hemdärmeln mit hölzernen Ku- geln, welche sie so dicht wie möglich an die Mauer irgend einer alten Kapelle warfen – ein Spiel, das man, so glau- be ich, bei uns »Anwerfen« nennt; barfüßige Kinder stan- den dabei und schienen an ihrer sehr dünnen Bekleidung vollkommen genug zu haben, und doch war es auch hier schon Winter; der Boden bedeckt mit den gelben und ro- then Blättern der Kastanien, Ulmen, Eschen, kurz all der

Bäume, die auch hier in der kalten Jahreszeit ihr Laub verlieren; die immergrünenden Bäume und Gebüsche aber, die dazwischen stehen, Steineichen, Lorbeeren, sowie die kolossalen Epheuranken, welche ganze Stämme umwunden haben und das abgefallene Laub derselben vollständig ersetzen, machen den Anblick der Gegend hier so malerisch und schön; es liegt das wie aller Effect in den Contrasten, und man kann nichts schöneres sehen als dort z. B. jenes weiße Haus mit seiner weit vorspringenden Veranda, deren Laubdach theils auf alten grauen Holzstämmen, theils auf roh gemauerten Pfeilern ruht. Unter den Fenstern hängen Welschkornkränze von goldgelber Farbe, wilde Reben, die leicht über eine niedrige Mauer geschlungen sind, sehen glänzend roth aus, und während sich eine mächtige immergrüne Eiche wie liebend über das Dach hinneigt, stehen vorn am Eingänge des Gehöftes zwei sehr hohe schwarze Cypressen ernst und unbeweglich, das Kosen der milden Luft, welches die andern Blätter leicht erzittern läßt, macht auf sie keine Wirkung, und sie verharren ungerührt, finster, ja melancholisch; es ist noch ein Glück, daß ein junges hübsches Mädchen mit üppigem Haarwuchs und schwarzen, glänzenden Augen an einem dieser mürrischen Stämme lehnt und lachend »Dio mio« ruft, während wir vorüber sausen. Die Rebgewinde haben auch schon meistens ihre Blätter verloren, und man sieht deutlicher ihre phantastischen und seltsamen Verschlingungen. Wenn ich so die alten Maulbeerbäume ansehe, welche geduldig die Uarmungen der Rebe ertragen, so kommt es mir oft vor, als thäten sie das nur zu ihrem eigenen Vergnügen, und als hielten die bejahrten Stämme zuweilen eine kleine Tanzpartie und

gebrauchten hierzu die Rebe als Guirlande oder Blumenkranz. Doch wir sind bereits dritthalb Stunden gefahren, immer an ähnlichen Gegenständen vorüber, die sich mit geringen Abwechslungen gleich bleiben, und haben Pisa erreicht, wo man beim Aussteigen durch eine fast undurchdringliche Schaar von Kutschern und Dienstfertigen aller Art, die uns selbst und unser Gepäck davonführen wollen, aufgehalten wird. Pisa ist für seine jetzige Bevölkerung viel zu groß, und seine Straßen liegen deßhalb öd und leer; man kann dieß selbst vom dortigen Lungarno sagen, der übrigens weit schöner und prachtvoller ist, als der Florentiner; wenige Spaziergänger sieht man hier in gewöhnlichen Stunden, selten rasselt eine Equipage über das Pflaster, und die großen Paläste und Häuser an den Quais stehen da ernst und trauernd. Übrigens ist Pisa bekanntermaßen eine schöne und sehr merkwürdige Stadt, im Sommer besucht von zahlreichen Fremden, welche die milde, einer kranken Brust so zuträgliche Luft einathmen und sich am Anblick der alten herrlichen Bauwerke, des Campo santo, der Kathedrale und des schiefen Thurmes ergötzen. Ach! mit dem Bild des schiefen Thurmes tritt mir eine Erinnerung aus der Jugendzeit so lebhaft vor die Seele! Ich hatte denselben auf einem Schreibheft abgebildet, konnte nicht begreifen, warum er in solcher naturwidrigen Haltung nicht umstürze, und versuchte eines Tages den Baumeister, der vielleicht Zufall heißt, auf meinem Schreibheft zu verbessern, indem ich den schiefen Thurm durch einige dicke Tintenstriche an der überhängenden Seite mit einem soliden Strebepfeiler unterstützte; dieß trug mir übrigens tüchtige Klapse ein, was aber unter anderm den Vortheil hatte, daß ich Pisa und seinen schiefen Thurm niemals vergaß.

Der Eisenbahnhof nach Lucca liegt in Pisa entgegengesetzt von dem Florentiner, und man muß die ganze Stadt durchfahren, um dorthin zu gelangen; er ist klein, etwas kümmerlich, und sieht sehr provisorisch aus. Nach Lucca kommt man in ungefähr dreiviertel Stunden durch eine wunderschöne und reizende Gegend; die Bahn führt meistens an den Bergabhängen hin, die mit Schlössern, Thürmen, kleinen und großen Villen übersät sind, und bekleidet mit einer mannigfaltigen jetzt noch tief grünen Vegetation; klare Wasser stürzen aus den Schluchten hervor, und eilen unter der Bahn durch in das flache Land, das sich auf unserer Linken in einer unabsehbaren Ebene bis zum Meer hinausstreckt. Um Lucca treten die Berge etwas zurück; es ist eine eigenthümliche Stadt, die man, einmal gesehen, nicht so leicht wieder vergißt; einst eine Festung hat es seine Gräben und Wälle behalten, und letztere, aus grauen Mauern bestehend, erheben sich in langen, geraden und regelmäßigen Linien ringsumher aus der Ebene, so die Stadt umgebend. Diese Wälle sind Spaziergänge, mit hohen, dichtbelaubten Bäumen bepflanzt, weßhalb man von außen von Lucca wenig mehr sieht als die gerade graue Mauer mit ihren Baumreihen, und über sie hinaus ragen die Thürme einiger Kirchen.

Nur bis hieher konnte ich die Eisenbahn benutzen und mußte meinen Weg über Pietra santa nach Carrara auf einem Miethwagen fortsetzen. Um einen solchen zu erlangen, ließ ich mich in die Stadt hineinführen vor eines der Wirthshäuser, wo sich Vetturini und Kutscher zu versammeln pflegen, und war auch im Augenblick meiner Ankunft von einer solchen Schaar dienstfertiger Gesellen umgeben, die einander wegstießen, sich vordrängten und mir

mit so gellender Stimme und lautem Geschrei ihre Wagen und Pferde anpriesen, daß ich genöthigt war, mir eine Zeitlang die Ohren zuzuhalten. Dabei war es ein completer Abstreich um meine werthe Person, und wenn mich einer um 10 Paoli haben wollte, so verlangte der andere 9, ein dritter 8 und ein vierter 7; ich glaube, wenn ich den Spaß länger ertragen hatte, ich wäre umsonst gefahren worden, ich würde noch Geld dazu erhalten haben. Die Kerle, die mich übrigens in ganz kurzer Zeit von einem einfachen Signor zum Cavaliere und Signor Conte vorrücken ließen, drängten sich mir gar zu pöbelhaft auf den Leib, und als ich über sie hinweg nach einem rettenden Gegenstand blickte, bemerkte ich auf der Treppe des gegenüberliegenden Hauses einen kleinen untersetzten Kerl mit einem grauen Calabreser auf dem Kopfe und angethan mit carrirter Jacke wie sie die englischen Stalleute zu tragen pflegen; um den Hals hatte er trotz des warmen Tags einen dicken Shawl geschlungen und kauete an dem Reste eines sogenannten Rattenschwanzes. Als ich ihn ansah, zuckte er die Achseln, schloß gegen die mich umgebende Menge verächtlich die Augen, indem er mir durch Pantomimen sagte: er fahre mich um sechs Paoli. Der Mann gefiel mir, ich brach mir gewaltsam Bahn durch den Kreis der andern Kutscher und ging mit jenem davon; natürlicherweise wurden ihm einige sehr unsaubere Redensarten nachgerufen, und einer sagte mir boshafter Weise, man zahle hier nie mehr als fünf Paoli für eine Fahrt nach Pietra santa. Mein Mann ließ sich aber durch alles das nicht aus dem Gleichmuth bringen, er schritt still lächelnd vor mir dahin, wobei er übrigens mit allen Leuten, die ihm begegneten, sehr bekannt that;

so grüßte er auch alle hübschen Mädchen, die ihm begegneten, bald mit irgend einem Wort, bald indem er das linke Auge vertraulich gegen sie zukniff. Es war gut, daß ich in Lucca nicht bekannt war, sonst hätte ich in dieser Gesellschaft leicht in übles Gerede kommen können. Der Wagen, den er mir als unsere Reise-Equipage vorstellte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein einfacher Parocino, d. i. ein zweirädriger Karren mit einem Sitze, der in Riemen hängt, und dessen Gabelbäume hoch auf dem Packsattel eines der kleinen lebhaften Pferdchen befestigt werden, wodurch das ganze Fahrzeug sehr hinten überhängt, was namentlich beim Bergsteigen äußerst unbequem ist. Während mein Kutscher, er hieß Cecco, sein Gefährte herrichtete, machte ich einen Gang durch die Stadt. Die Straßen von Lucca waren zu keiner Zeit sehr lebhaft, und liegen nun, seit der früher hier regierende Herzog Parma übernommen und dort residirt, in trostloser öde und Einsamkeit. Während der Sommer- und Bade-Saison wird es freilich anders sein, denn die Bäder von Lucca haben immer noch einen guten Namen, und sollen recht besucht sein.

Unterdessen hatte mein Cecco sein Pferd eingespannt; ich bestieg den schwankenden Sitz, er warf sich neben mich hin, und nachdem er mich ermahnt recht fest zu sitzen, ging es vom Fleck aus im vollen Lauf durch die engen und winkligen Straßen Lucca's hindurch über das glatte Pflaster hinweg. Ich muß gestehen, daß ich mich zuweilen scheu umblickte, denn ich konnte die Idee nicht unterdrücken, es müsse an der oder jener Ecke nothwendigerweise irgend etwas von uns hängen geblieben sein; Cecco aber lächelte vergnügt zu meinen Blicken, schnalzte mit der Zunge, zerrte an seinen Zügeln und knallte mit der Peitsche. Ich habe

nie einen Kerl von größerer Lebhaftigkeit gesehen, nicht eine Secunde lang konnte er ruhig sitzen bleiben; bald wandte er sich rechts, bald links, bald rückwärts, jetzt schaute er zu den Rädern hinab, dann stand er auf um sich den Kopf seines Pferdes in der Nähe zu betrachten, kurz, er fuhr beständig auf seinem Sitz hin und her wie – doch ich hätte mich fast eines unziemlichen Ausdrucks bedient.

Von Lucca aus führt die schöne breite Straße eben bis an den Fuß des Gebirges an zahlreichen Villen vorbei, durch kleine Dörfer unter hochstämmigen Bäumen dahin, die sich oben zusammenneigen und so ein Laubdach über unsere Wege bilden. Da es, wie schon gesagt, Sonntag war, so befand sich ein großer Theil der Bevölkerung auf der Straße, theils spazieren gehend, theils in lebhafter Unterhaltung auf den Mauern und Wegsteinen sitzend, oder auch gruppenweise in der Mitte der Straße stehend, was meinen Cecco jedesmal veranlaßte, mit vielem Geschrei an ihnen vorüber zu fahren. Unter den Weibern und Mädchen der Umgegend von Lucca sah ich viel mehr schöne Gesichter und Figuren als in der Nähe von Florenz, zuweilen bemerkte man wahrhaft herrliche Gestalten junger Mädchen, mit aufgelegtem Arm nachlässig an einen Thürpfosten gelehnt, die, wenn wir vorüberrollten, langsam, fast träge den Kopf aufhoben, dagegen unter den dunkeln Wimpern einen Blick hervorschießen ließen, der von großer Wärme und Lebhaftigkeit zeugte. Nach einer kleinen Stunde fast unaufhörlichen Galoppirens unseres Pferdchens erreichten wir den Monte di Chiesa, den ich, um das arme Thier etwas ausruhen zu lassen, zu Fuß hinanstieg.

Man kann sich nichts lieblicheres und schöneres denken als diesen Weg. Kaum hat man die ersten Krümmungen

desselben hinter sich, so ist das Thal, welches wir so eben verlassen, unsern Blicken gänzlich entschwunden, und wir befinden uns plötzlich in einer feierlich stillen gewaltigen Bergnatur; murmelnde Quellen rieseln von den Höhen herab uns entgegen und würden uns gewiß viel schönes erzählen, wenn wir ihre Sprache verstünden; die Bergwände, welche dicht neben der Straße steil in die Höhe steigen, sind dicht mit Büschen und Bäumen bedeckt, und auf der dunkeln Farbe der immergrünen Eichen und des Lorbeers zeichnen sich die Blätter des Olivenbaums mit ihrem grauen Schimmer, sowie die gelben und rothen Blätter der andern schon herbstlich gefärbten Waldbäume so mannigfaltig und prächtig ab. Die Ränder des Wegs sind mit allerlei wildwachsenden Blumen bedeckt, die ihre weißen Sterne und blauen Glocken hier kokett aufrecht tragen, dort sinnend, vielleicht trauernd herabhängen lassen. Da es bereits 4 Uhr war, so neigte sich die Sonne stark abwärts und war schon hinter dem Monte di Chiesa, den ich eben erstieg, verschwunden; die Schellen von Ceccos Pferd hörte ich nur noch in weiter Entfernung klingeln, und da sonst kein Fuhrwerk auf der Straße war, so befand ich mich ganz allein in diesen Bergen, zwischen diesen Schluchten, die schon mit tiefen Schatten bedeckt waren – allein mit meinen Gedanken, welche, ich will es gestehen, am heutigen Tage zu meiner ernsten, ja finstern Umgebung vortrefflich paßten. Glücklicherweise hatte mich die Sonne noch nicht ganz verlassen, sondern sandte durch eine Öffnung in den Bergen einen kleinen glänzenden Strahl ihres freundlichen Lichts, der die Spitzen der höher gelegenen Felswände prächtig vergoldete. Unten Nacht und Schatten, von oben Licht und Hoffnung, ein Bild unseres Lebens.

Wenn man den Monte di Chiesa hinaufgestiegen ist, und endlich auf die Höhe gelangt, so wird man durch die prachtvolle Aussicht, die man hier oben hat, vollständig belohnt; ein reicheres und herrlicheres Panorama kann man nicht leicht sehen. Da wo sich der Weg wieder abwärts neigt, steht eine kleine Kapelle mit einem Vordach, welches auf dunkeln grauen Säulen ruht. Da an dem Kirchlein setzt' ich mich nieder und blickte lang hinab auf die Kuppen und Abhänge des grünen Bergs, zwischen welchen sich der Weg wie eine gelbe Schlange in vielfacher Bewegung durchwindet, bis er endlich in einem kleinen Dörfchen, dessen rother Kirchthum freundlich emporblickt, scheinbar verschwindet und zu Ende ist; aber nur scheinbar, denn wahrscheinlich ermüdet von dem Bergsteigen, will er ein bischen faulenzen und verliert sich im flachen Land am Fuß der Felswand unter Olivenbäumen und Lorbeersträuchen.

Vor uns bildet der Monte di Chiesa eine gewaltige Schlucht, die ihren Fuß auf die Ebene vor uns setzt und uns so einen Blick gestattet weit über das flache Land hinaus bis zum Meer hin, das am Horizont in Wolken und Nebelmassen zu verschwinden scheint.

Die Färbung war unnennbar schön: durch die untergehende Sonne wurde ein Theil des Himmels mit einem Glanz bestrahlt, der von der Farbe des Goldes langsam in das feinste Roth überging, wodurch die dunkelblaue Luft, da wo sie mit jenem Colorit zusammentraf, hell seegrün erschien; all diese Farben nun spiegelten sich in den zahlreichen Wassergräben, in den Lachen der Sümpfe und Reisfelder wieder, womit die Ebene bedeckt war, und so glänzte es da unten in Gelb, Roth, Grün, Violett, als sei die ganze Fläche weit hinaus mit ungeheuern Stücken Perlmutter

übersäet, und am Horizont erschien das Meer wie eine Einfassung von dunkelm Stahl, von dem die Flammen eines ungeheuern Brandes abstrahlen.

Mit einem Gefährt wie das unsrige kann man in der Ebene rasch vorwärts kommen, bergauf und bergab geht es sehr langsam, was übrigens meinen Cecco sehr ungeduldig machte. Da ich ihm auf seine vielen Fragen wenig Antworten gab, so unterhielt er sich meistens mit seinem Pferd, welches er denn auch, sobald wir wieder in der Ebene angekommen waren, bald mit Schmeicheleien, bald mit Schimpfworten zu neuem und eiligem Lauf antrieb; jetzt behauptete er, das Pferdchen sei seine theuerste Freundin, seine liebe Emilia; doch meinte er gleich darauf, es sei eigentlich doch wohl nur aus einer Hunderace entsprossen, und die niederträchtigste Bestie, die auf der ganzen weiten Welt zu finden sei; dabei hatte er aber noch vollkommen Zeit kein Mädchen ungeneckt ihres Wegs ziehen zu lassen, bald warf er ihnen Kußhände zu, bald knallte er nach ihnen mit der Peitsche, und wenn wir zufällig einen jungen Menschen erreichten, der mit seiner Freundin von der Chaussee in einen Feldweg einbog, so sang er ihnen eine Strophe irgend eines unübersetzbaren italienischen Liedes nach.

So rollten wir, den Monte di Chiesa hinter uns, zur Rechten die Bergwand, zur Linken die Maremmen und Reisfelder, auf der ebenen Landstraße dahin; die Luft war so klar und rein, daß man jedes Baumblatt scharf abgezeichnet sah und den Draht des Telegraphen neben uns weit hinaus mit den Augen verfolgen konnte. An der Straße standen hohe Ulmen, die ihre Kronen zu einander neigten und deren Stämme stundenweit durch Reben mit einander verflochten waren; dabei wurde die Färbung in der Luft, auf der

Ebene und an den Bergwänden mit jedem Augenblick glühender, und war so weich, duftig und warm; gegen Westen lag auf dem Himmel ein wahrer Goldgrund, auf welchem sich Häuser, Bäume scharf und schwarz abzeichneten. Neben der Straße sah ich zuweilen einen einsamen dunkeln Nachen auf so hellem und ruhigem Wasser liegen, daß sein Schatten nicht einmal eine leise zitternde Bewegung zeigte. Insecten summteten um uns her, und von fern und nah vernahm man den melodischen Klang der Glocken, welche das Ave Maria läuteten. Es lag ein unnennbarer Friede über der ganzen Natur, der sich aber in Ernst und Trauer verwandelte, sowie die himmlischen Lichter rings umher ausgelöscht waren und die grauen Abendnebel aufstiegen. Zu dieser Stunde fuhren wir überdieß noch durch einen dichten Olivenwald, der an sich schon etwas düsteres und melancholisches hat. Wenn sich das Blatt dieses Baumes, auf anderm Grün gesehen, mit seinem grauen Schimmer freundlich ausnimmt, so gibt auch eben diese graue Farbe da, wo die Bäume dicht bei einander stehen, denselben etwas unbestimmtes, und sie erscheinen wie in graue Schleier gehüllt, wobei ein solcher Wald einen eigenthümlichen, obgleich nicht unangenehmen Duft aushaucht. Ein Muttergottesbild von weißem Marmor, bei dem wir vorbeirollten, und vor welchem Cecco ehrerbietig seinen Hut abzog, hatte in dieser Umgebung etwas unendlich versöhnendes.

Pietra santa, ein kleines Städtchen mit hohen Mauern und festen Thoren, erreichten wir bei völliger Nacht, was übrigens meinen Kutscher nicht abhielt, auch ohne Wagenlaterne im gestreckten Lauf hindurch zu fahren. Ich wußte wohl, daß Pietra santa einen sehr guten Gasthof hatte, »Alla

Posta« bei Bertolani Fratelli, leider hatte ich aber diesen Namen vergessen, und obgleich ich nach der ersten Locanda verlangte, führte mich Cecco dennoch nach einer kleinen Kneipe, wo es, seiner Aussage nach, vortrefflich sein sollte. Nachdem ich einmal dort abgestiegen war, ließ man mich auch nicht mehr fort, und als ich in einem finstern Erdgeschoß ein sehr schlechtes Nachtessen verzehrt und meine Cigarre angezündet hatte um noch einen kleinen Spaziergang zu machen, war es für mich ein unangenehmes Gefühl, nach einigem Umherschlendern das Haus Bertolani zufälligerweise aufzufinden, welchem der breite erhellte Thorweg, freundliche Gastzimmer und anständige Kellner ein so wohnliches Ansehen gaben.

Am andern Morgen setzte ich meine Fahrt nach Carrara wieder auf einem Parocino fort, doch war mein Kutscher diesmal ein alter gesetzter Mann mit gestickter Jacke und grauem unrasirtem Kinn. Sein Pferd paßte vortrefflich zu ihm und zeigte durchaus keine Neigung zu den schnelleren Gangarten; dagegen scheute es vor jedem Stein, vor jedem Wassergraben, und zeigte beim Stehenbleiben eine große Vorliebe für retrograde Bewegungen. So klepperten wir vorwärts, und unser langsames Fahren hatte den Vortheil, daß ich mit größerer Bequemlichkeit die immerfort schöne Gegend betrachten konnte. Hier hat alles ein malerisches und eigenthümliches Ansehen, jedes Haus, jeder Stall, jede Mauer würde sich ohne Zuthat allerliebste in einem Bild ausnehmen. Mit den Welschkornkolben verzierten sie dergestalt die Façaden ihrer Wohnungen, daß sie der ganzen Architektur genau folgen, wodurch die Gebäude mit einer goldgelben Farbe überzogen zu sein scheinen;

auch die Staffage dieser Landschaft ist so bunt und mannigfaltig, die leichten Parocino's, die uns im vollen Lauf begegnen, die Pferde mit blankem Messinggeschirr und Schellen behängt, oben auf dem Kammdeckel nicht selten mit einer kleinen Windfahne versehen, führen bald eine einzelne Person in brauner Sammetjacke und spitzem Hut, oder sind zuweilen beladen mit einem halben Dutzend stämmiger Kerle oder gewichtiger Weiber. Auch altvaterisch gebaute Miethkutschen kommen uns langsam entgegen, der Wagenkasten schwankt bedeutend hin und her, die Pferde lassen ihre Köpfe hängen, und der Vetturin, die Cigarre im Mund, zuckt vergeblich aufmunternd an den Zügeln. Oft ist die Straße weite Strecken bedeckt mit zahlreichen Ochsenkarren, welche Holz, Erde und Steine führen, die Thiere sind meistens weiß, Räder und Gestell zinoberroth angestrichen, und hoch oben auf der Ladung sitzt der Fuhrmann und lenkt das Ganze mit einer langen zugespitzten Stange und einem ausdrucksvollen Zungenschnalzen.

Bald hatten wir Massa Carrara erreicht, einen der lieblichsten Punkte, die man auf dieser Erde sehen kann. Die Stadt ist in einer Schlucht an den Berg hinangebaut, der oben gekrönt ist von den riesenhaften Trümmern einer ehemaligen Festung, vorne öffnet sich diese Schlucht auf die Ebene und das Meer, und ist bis tief hinab angefüllt mit Orangen, Citronen und Lorbeeren mit duftenden Blüten und goldgelben Früchten. Es ist eigenthümlich, daß das ganze Massa Carrara etwas ruinenartiges hat, und es ist auch wohl hauptsächlich das, was ihm neben seiner prächtigen Lage einen so besondern Reiz verleiht. Wohl gibt

es Straßen in der Stadt, die sehr wohnlich und gut erhalten sind, doch außerhalb der Mauern sieht man Veranden, Thorbogen, Garteneinfassungen in Ruinen, was um so mehr auffällt, als das Baumaterial vielfach weißer Marmor war, und man oft an zierlichen Treppen, an schlanken Säulen erkennen kann, wie sorgfältig die Gebäude einstens aufgeführt wurden, die man nun in Trümmer zerfallen ließ. Aber die Natur hat mit liebender Hand diese Wunden zudecken gewußt, und es beschleicht uns nur zuweilen ein Gefühl der Wehmuth, wenn wir in einen Garten hineinschauen, dessen marmornes Thor niedergestürzt ist, dessen Mauer zertrümmert daliegt, und wenn wir sehen, daß ihre Stellen so freundlich eingenommen wurden von duftenden immergrünen Bäumen, die sich jetzt statt des Thors am Eingang gegen einander neigen, oder von wehendem überhängendem Rebenlaub, welches nun die Stelle der Mauer vertritt. Ich hatte den Lorbeer nie so schön und kräftig wachsen sehen wie in der Umgebung von Massa Carrara, und es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man draußen vor der Stadt kleinen Kindern oder Weibern begegnet, die auf ihrem Kopf ein großes Bündel dieser edlen und schönen Zweige mit ihrer runden dunkelrothen Frucht tragen, wie man bei uns zu Land ein Bündel Reisig oder Tannenholz mit sich nimmt.

Der Platz vor dem Schloß hin ist mit einer zweifachen Allee von großen starken Orangenbäumen umgeben. Es ist dieß selbst hier in Italien eine Merkwürdigkeit, denn wo man sonst kräftige Bäume dieser Art sieht, ist das an Plätzen, wo sie durch eine Mauer, einen Fels oder dergleichen vor der rauhen Witterung einigermaßen geschützt

sind. Ehemals befand sich auf einer Seite des Schloßplatzes in Lucca eine kleine Kapelle, welche von den Franzosen zerstört und niedergerissen wurde; später füllte man diese Lücke ebenfalls mit Orangenbäumen aus, doch wollten sie nie recht gedeihen; ich sah das heute wieder, denn während die Kronen der andern Bäume voll und rund sind, auch im saftigsten Grün prangen, vegetiren die an jenem Platz kümmerlich fort mit kahlen Ästen und gelbem Laub. Natürlich behauptet der Volksglaube, der heilige Grund der zerstörten Kapelle räche sich hierdurch an den armen und unschuldigen Bäumen; die Wahrheit aber ist, daß sie durch eine Häuserlücke, ihnen gerade gegenüber, von den Nordwinden bestrichen werden, die zuweilen sehr kalt von den Gebirgen herabwehen.

Jenseits der großen Brücke aus weißem Marmor, welche sich über einen schäumenden Waldbach spannt und den Berg von Massa mit La Foce verbindet, welche durch eine tiefe Schlucht geschieden sind, fanden wir einen umgeworfenen Reisewagen, dessen beide linke Räder zerbrochen waren, und der sich an einer sehr abschüssigen Stelle mit dem Wagenkasten an das Mauergeländer lehnte; glücklicherweise war kein weiteres Unglück vorgefallen, und die vier Passagiere desselben umstanden lachend ihr Fuhrwerk, während der Kutscher fluchend bemüht war, das Gepäck herabzuwerfen. Mir unbegreiflicherweise hatte dabei nur der Telegraphendraht Schaden gelitten, denn er war an dieser Stelle zerrissen und hing neben dem Wagen herab.

Meinem alten Kutscher voraus stieg ich zu Fuß den Berg hinan, um droben von der Höhe von La Foce die herrliche Aussicht einen Augenblick genießen zu können. Tief unter sich hat man auf der linken Seite Massa Carrara, und sieht

jetzt so deutlich, wie es an den Bergen angebaut ist, unten die Stadt mit ihren gelben und weißen Häusern in einer Felsenschale voll des schönsten und frischesten Grüns liegend, oberhalb derselben das Schloß aus röthlichem Stein erbaut, mit seinen vielen Bogen, Gewölben und großen Fenstern, und endlich auf der Spitze des Bergs die alte Festung, eine schwere dunkelgraue Masse, deren Formen sich scharf auf dem blauen Himmel abzeichnen; vor uns flacht sich das Gebirge ab, die Berge werden Hügel, die Hügel immer flacher und ebener; in unserer Nähe sehen wir alles das in hell- und dunkelgrün gekleidet, weiterhin wird es violett und grau, bis unten in der Ebene die letzte Farbe vorherrscht, und alles wie Nebel und Duft erscheint, wie ein grauer kolossaler Schleier mit einzelnen Licht- und Schattenspunkten, der endlich am Horizont eingefaßt ist von dem silberglänzenden Meere.

Der Bergrücken von La Foce trennt die beiden Thäler, in denen Massa Carrara und Carrara liegt, und kaum ist man die ersten Windungen der Straße hinabgefahren, so erblickt man auch den letztern Ort schon vor sich: ein Mittelpunkt von weißen und grauen Häusern, überragt von ein Paar nicht all zu hoher Kirchthürme, um welche herum zerstreut andere Wohnungen liegen, die sich auf einigen Seiten als schmaler Streifen in die Schluchten des Gebirgs fortsetzen. So liegt Carrara vor uns tief gebettet zwischen hohen starren Felsmassen, die unten, wie alles übrige Gebirg, grün und grau erscheinen, oben aber schon von weitem seltsam erscheinende glänzendweiße Flecke, Risse und Linien zeigen, welche vollkommen das Ansehen haben, als sei da und dort in Schluchten und Höhlen eine beträchtliche Menge Schnees liegen geblieben. Die warme klare Luft

aber und die grünen Bäume sprechen vom Gegentheile und haben vollkommen recht, und was wir dort vor uns sehen, sind die berühmten Marmorbrüche von Carrara, von denen immer neue vor unsere Augen treten, sowie wir uns dem Thale nähern.

Wenn bei uns ein junger angehender Bildhauer seine ersten Phantasien in grauem Thon ausarbeitet, der später beim Brennen öfters eine andere Form annimmt als der Künstler gewollt und z. B. ein edel gedachtes Gesicht einigermaßen verzerrt wiedergibt, oder wenn er einmal so glücklich ist, einen kleinen Entwurf ausführen zu dürfen, und nun am spröden deutschen Sandstein herumhämmer, so denkt er seufzend an ein Schlaraffenland, aber nicht an das, wo der große Mandelkuchenberg existirt oder wo die gebratenen Tauben und gebackenen Ferkel inständigst bitten man möge sie verzehren, sondern er denkt an ein Land, wo die Felsen aus dem schönsten weißen Marmor bestehen, wo die Straßen mit diesem edeln Material bedeckt sind, wo selbst ganze Häuser oder doch wenigstens sämtliche Treppen, Thür- und Fenstereinfassungen, Thorbogen, Mauern, Fußpfade, Brunnenröge aus diesem glänzend weißen Stein bestehen – kurz er denkt an Carrara. Und es ist hier in Wahrheit so. Sowie man die Stadt betritt, schreitet man über Marmorsteine durch Marmorstaub bei großen Haufen zerschlagener Stücke vorbei, die vor den Ateliers liegen und genau wie weißer Zucker aussehen; aus den meisten Häusern, namentlich in der äußern Stadt, schallt uns der Schlag der Hämmer, das Knirschen der Marmorsäge entgegen, wo wir in eine weitgeöffnete Thüre hineinblicken, sehen wir zahlreiche Künstler an der Arbeit; dort arbeiten gewöhnliche Steinhauer den Block im

Rohen einigermaßen zu, daneben sind die Punktsetzer, die unter ihrem Netz von Fäden mechanisch die ganze Figur nach dem Modell des Künstlers, ohne selbst Künstler zu sein, hervorbringen; daneben steht der Meister selbst und legt die letzte Hand an sein Werk, um die Statue, die bis jetzt nur in den Formen richtig dargestellt wurde, zu überarbeiten und ihr Leben und Bewegung zu verleihen. Es ist ein heiteres vergnügtes Leben in diesen Ateliers, die Bildhauer sind guter Dinge, wenn sie nur vollauf zu arbeiten haben, und schaffen da mit Lust und Liebe an dem edeln Stein herum. Der Staub in einem solchen Atelier ist fast wie der in einer Mühle und überzieht die Kleider mit einer weißlichgrauen Farbe. Um das Haar davor zu bewahren, tragen die meisten kleine Mützen von Papier in den seltsamsten Formen auf dem Kopf.

Freund Hofer von Stuttgart, den einzigen deutschen Bildhauer, der sich in diesem Augenblick in Carrara aufhält, fand ich ebenfalls in seinem großen Atelier in voller Arbeit. Nachdem er seine herrlichen Pferdegruppen vollendet, erhielt er von Sr. Maj. dem König von Württemberg den Auftrag, mehrere Statuen über Lebensgröße in weißem Marmor für den königlichen Schloßgarten in Stuttgart anzufertigen; bereits seit einigen Jahren arbeitet er mit großem Fleiß daran, so daß er diesen großen ihn ehrenden Auftrag wohl noch im Lauf des nächsten Sommers beenden wird. Die meisten der Statuen stehen schon von seiner Hand überarbeitet vollendet da, und außer der wirklich künstlerischen schönen Ausführung, die sehr zu loben ist, hat sich Hofer bemüht, vollkommen fehlerfreien Marmor zu finden von gleicher Farbe, was bei so großen Stücken, wie er sie gebrauchte, sehr schwierig ist.

Hofer führte mich mit großer Freundlichkeit in den Ateliers von Carrara umher, und zeigte mir alles, was hier von angefangenen oder vollendeten Arbeiten von irgend einer Bedeutung war.

Carrara ist in diesem Augenblick außerordentlich beschäftigt, weßhalb denn auch die Preise des Rohmaterials und der fertigen Arbeiten gegen frühere Jahre bedeutend gestiegen sind. Steinhauer, Bildhauer, sowie auch die Ornamentisten haben alle Hände voll zu thun; Nordamerika hat große Bestellungen gemacht, und fast überall trifft man hier Statuen, dort Kamine oder Säulen, ja selbst ganze Monumente für Kirchen oder für das Freie bestimmt, die über das Meer wandern sollen; auch für Rußland wird stark gearbeitet, und eins der größten Ateliers ist schon seit längerer Zeit beschäftigt, Sachen, die zur Ausschmückung der Isaakskirche in St. Petersburg bestimmt sind, anzufertigen. Se. Maj. der Kaiser Nikolaus hat nämlich, wie man mir sagte, in Rom die Bilder verschiedener russischen Heiligen in kolossalen Dimensionen und in Mosaik ausführen lassen, für welche nun hier in Carrara die Einfassungen aus dem besten weißen Marmor erster Qualität gemacht werden; sie stellen Früchte und Blumenguirlanden vor, zwischen denen Vögel und andere Thierchen durchschlüpfen, einander folgen und so mit Laub und Blättern, welche die einzelnen Theile verbinden, eine reizende bewegte Kette bilden. Es sind dieß in der That sehr schöne Arbeiten, sowohl was Composition als Ausführung anbelangt. Hofer zeigte mir hierbei noch, daß man diese Arbeiten der größern Genauigkeit und Zierlichkeit wegen vorher in Punkte gesetzt habe, was man sonst bei Ornamenten nie zu thun pflegte. Nach Modellen von Rauch sah ich vier herrliche Genien für Se.

königl. Hoheit, den Prinzen von Preußen bestimmt, in Arbeit, sowie von demselben Meister die Reiterstatue Friedrichs des Großen, nach dem gleichen Modell des großen Monuments in Berlin, natürlich im kleinern Maßstab als dort; an letzterm hatte man erst vor kurzem begonnen, und es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn man sah, wie auf dem großen Marmorblock die Figur anfang so schattenhaft hervorzutreten.

Die Marmorbrüche von Carrara sind östlich von der Stadt gelegen, in einer Thalschlucht, durch welche der Carnone, ein zuweilen recht wildes Bergwasser, schäumend und brausend herabkommt; seine grünen Wellen haben sich ein tiefes Bett gewühlt, und treiben Mühlen und Marmorsägen. Da er in eigensinnigen Windungen seinen Lauf nimmt, so muß sich der geduldige Weg bequemen, ihm bald rechts, bald links Platz zu machen und sich zuweilen mit recht wenig Raum begnügen. In der Nähe der Stadt sind die Wände der Thalschlucht dicht mit Grün bewachsen, mit Bäumen und Sträuchen, die bis auf den Weg herunterreichen und von den steilen Ufern des Flusses in das Wasser hinabschauen – weiter oben aber wird das Thal breiter, kahler und bald sieht man auf beiden Seiten ein noch graues Steingeröll mit weißen Marmorbrocken vermischt, die von der Höhe herab im Gefolge der großen Blöcke bis unter unsere Füße gerollt sind. Lange helle Streifen von Staub und Steinen ziehen sich die Bergwand hinauf, und wenn man ihnen mit dem Blicke folgt, so bemerkt man zwischen den dunklen Felsen eine weißglänzende Fläche und sieht dort Menschen beschäftigt, die einen mächtigen Block abgelöst haben und ihn, nachdem sie vorher durch ein Hornsignal die unten Beschäftigten aufmerksam

gemacht, in das Thal hinabrollen lassen. Rauschend und prasselnd kommt er daher, alles was in seinem Weg ist zermalmend, so daß ringsum weißer Staub auffliegt, und nicht eher ruhend, bis er unten angekommen ist. Zuweilen nimmt auch ein solcher Stein eine falsche Richtung, wendet sich an irgendeinem Felsstück und stürzt nicht selten an jäher Wand hernieder, sich selbst zerschmetternd oder unglückliche Arbeiter, die vielleicht dort unten saßen und arglos ihr Brod verzehrten.

Es ist interessant, die ältesten Brüche zu besuchen – so den Bruch Colonnata, der noch aus der Römerzeit herrührt – und hier zu sehen, wie mühsam man die großen Blöcke damals durch den Meißel ablösen mußte, ein Geschäft, welches jetzt ungleich leichter durch die Kraft des Pulvers besorgt wird. Übrigens kommen heutzutage die meisten Unglücke bei den Sprengungen vor. Das Signal hierzu wird gegeben, da es aber zuweilen etwas lange dauert, bis die Mine losgeht, so schaut hier oder da ein neugieriger Kopf hervor, um von einem umherfliegenden Stück getroffen zu werden. Weit hinten im Thal des Larrione liegt der Bruch Tantiscritto, wo auf einer glatten weißen Wand Buonarotti sein Handzeichen selbst eingehauen hat, mit großen Buchstaben: Michel Angelo! Sobald die Blöcke im Thalgrund angekommen sind, werden ihnen die scharfen Kanten genommen, und sie alsdann auf die niedrigen schweren Balkenwagen geladen und durch Ochsen nach Carrara geschleppt, um dort verarbeitet oder zur Verladung nach der Marine (la Venza) gebracht zu werden. Leider wird für die Wege hier so gut wie nichts gethan, und es ist jammervoll anzusehen, wie sich oft zehn bis zwölf der armen Zugthiere abquälen müssen, um die schwere Masse, vor die man

sie gespannt, von der Stelle zu bewegen. Ein Engländer, Hr. Walton, der bei la Venza die schöne Brücke ins Meer hineingebaut, über welche man den Marmor leicht in die Schiffe ladet, geht damit um, eine Eisenbahn von den Brüchen zur Marine zu bauen; doch wird darüber eine gute Zeit hingehen und bis dahin noch eine große Anzahl der armen Ochsen eine Beute des Carraresischen Morasts und der Seuche werden, die stark unter ihnen grassirt. Die Wagenlenker hier zu Lande machen es sich im Gegensatz zu ihrem Vieh so bequem als möglich, sie sitzen meistens oben auf dem Joch, das ein paar Ochsen verbindet, das Gesicht den Thieren zugekehrt, die sie durch Worte und Hiebe aufmuntern. Es ist bekannt, daß aller Marmor aus den Brüchen verzollt werden muß, und dieß geschah früher nach dem Maß der Blöcke, in neuerer Zeit aber nach dem Gewicht, indem man die beladenen Karren auf eine Brückenwaage führt, wodurch man bis zum Loth die Schwere jedes Steins erfahren und besteuern kann.

Carrara hat ungefähr 8000 Einwohner, von denen nicht die Hälfte in den Brüchen, bei den Sägen, beim Zuhauen der rohen Blöcke und in den Ateliers, deren es etwa 60 hier gibt, beschäftigt ist. An öffentlichen schönen Bauwerken ist die Stadt sehr arm; das einzige nennenswerthe ist die prächtige antike Kirche Madonna delle Grazie, sowie das neue aus weißem Marmor erbaute Theater, das aber leer steht und es auch wohl für die jetzige Carnevals-Saison bleiben wird, denn die Herren vom Comite sind mit sich uneins, ob sie sich bis zur Oper versteigen oder mit einer Komödie begnügen sollen. Die Locanden hier sind schauderhaft, und wer eben kann, sucht um die Gastfreundschaft irgendeines Bildhauers nach, da es einige gibt, die gegen

sehr mäßige oder bei guter Empfehlung auch ohne alle Vergütung den Fremden gern ein Zimmer und Platz am Tisch gewähren. Ich war so glücklich, dieß bei Herrn Livi zu finden, den ich in einem ähnlichen Fall allen meinen Lesern nicht bloß als freundlichen, liebenswürdigen Wirth, sondern auch als sehr guten, talentvollen und geschickten Bildhauer bestens empfehlen kann.

Die Rückfahrt nach Florenz machte ich auf demselben Weg über Lucca und Pisa, war aber so glücklich, in Carrara statt des Parocino einen geschlossenen Wagen zu erhalten, in welchem ich mich trotz des Mangels jeglicher Aussicht sehr wohl befand, denn es regnete den ganzen Tag unaufhörlich und ich hatte dadurch Muße, mich auf meine spanische Reise vorzubereiten, indem ich sehr fleißig conjugirte *amo, amas, ama.* —

FÜNFTES KAPITEL. MARSEILLE.

Abschied von Florenz. Der Vectis. Englische Sitten während des Diner. Die schöne französische Küste. A la Réserve. Eigenthümlich schöne Lage von Marseille. Hafenleben. Hôtel des Ambassadeurs. Krankheit, Kälte und theures Holz. Eine Fahrt am Meer. Spaziergänge in der Stadt. Straßen und Magazine. Theater. Kaffeehäuser. Seltsame Prozessionsmusik. Ein Besuch auf Château d'If. Rekruten der Fremdenlegion. Cachot Monte-Christo. Die französischen Behörden helfen ihren Schriftstellern. Sonderbare Vertreter des deutschen Bundes. Der arme Magdeburger. Prachtvoller Abend zur Heimfahrt.

So hatte ich denn einmal wieder vier Wochen in Florenz verträumt und durch die Gunst des Wetters einen schönen Herbst verlebt, hatte die meisten der Orte wieder besucht, die ich in früheren Zeiten gesehen, jene reizende Punkte in- und außerhalb der Stadt, die man nicht mehr vergißt. Unsere Wohnung war in der Nähe des Domes, und dessen prachtvoller Glockenthurm aus weißem, rothem und schwarzem Marmor stand gerade vor meinen Fenstern. Fast jedesmal, wenn ich nach Hause zurückkehrte, führte mich mein Weg dort vorbei und an den wunderbaren Bronzethüren Ghibertis vorüber, welche das Battisterio zieren.

Auch Santa Maria Novella besuchte ich wieder, das schöne Kloster mit seiner noch schöneren Apotheke; daß ich manche Stunde im Palazzo degli Uffici und in der Galerie Pitti zubrachte, versteht sich von selbst. Die meiste Zeit brachte ich aber mit meiner Familie, der all das Herrliche neu war, auf Spaziergängen zu in der reizenden Umgebung von Florenz, und wo gibt es schönere Punkte als bei dem Lustschlosse Poggio imperiale, über welchem in der Höhe

die Villa einer befreundeten Familie lag, wohin uns ein lieber Hausgenosse, Herr L., brachte, dem ich hier nochmals meine besten, herzlichsten Grüße sage. öfters saßen wir auf der verfallenen Mauer des Klosters San Miniato unter den riesenhaften dunklen Cypressen, wo man die prachtvollste Aussicht hat auf die Stadt mit ihren unzähligen Kirchen, auf das Arnothal und die Apenninen. Häufig aber machten wir weitere Spaziergänge über Bellosguardo hinaus, wo sich eine Villa an die andere reiht, wo wir liebe Freunde fanden, die uns unvergeßlich sind, und wo wir uns Genüsse bereiten konnten, die uns in der Heimath eigentlich fremd sind. War es doch Herbst, die Zeit der reifen Feigen, und es war schon interessant für uns, sich diese Frucht vom Baume pflücken zu lassen und mit weißem Brod und saftigen Salamischnitten unter einer ungeheuren Lorbeerlaube zu verzehren, während gelbglänzende Orangen und Citronen zwischen tiefem, dunklem Grün freundlich zu uns herübernickten, wie auf dem Landhause der freundlichen Signora Sofia.

Endlich aber war es für mich Zeit von Florenz zu scheiden. Nachdem ich meine Familie hier bei lieben Verwandten untergebracht und sie bestens aufgenommen sah bei guten Freunden, wozu ich vor Allen das freundliche Haus der Madame I. rechne, der ich für alle uns bewiesene Liebenswürdigkeit und Freundschaft hiemit nochmals besten Dank sage, wollte ich meine Reise nach Spanien antreten. Was jedoch die Zeit dieser Abreise anbetraf, so mußte ich mich nach meinen beiden Freunden richten, dem Maler Horschelt aus München und dem Baumeister Leins aus Stuttgart, von denen ich denn auch eines Tages Briefe erhielt, worin sie mir anzeigten, daß sie Ende November in

Marseille eintreffen würden, von wo wir dann zusammen unsere Reise nach Spanien fortsetzen wollten.

Der Abschied von meinen Lieben wurde mir recht schwer.

Ich werde den Morgen nie vergessen, wo alle, besonders meine beiden lieben Buben, immer und immer wieder mit thränenden Augen Abschied von mir nahmen. Damals war ich sehr traurig, denn ich wußte ja nicht, ob ich Alle, die meinem Herzen nahe standen, gesund und froh wiedersehen würde.

Die Fahrt nach Livorno machte mich trübe und mißstimmig. Erinnernte mich doch bald dieses Dorf, bald jene Aussicht, Alles, Alles an die liebe Gesellschaft, mit der ich dieselbe Fahrt vor wenigen Wochen gemacht. Endlich in Livorno angekommen, war ich recht froh, in dem Gewühl der Hafenstadt einigermaßen Zerstreuung zu finden, besonders aber darüber, daß ich ein Paar deutsche Bekannte traf und so den Abend nicht einsam zu verbringen brauchte.

Damals hatte die große orientalische Dampfschiffgesellschaft angefangen, die Linie von Malta nach Marseille mit zwei schönen neuen Dampfern, Vectis und Lavalette, zu befahren, und berührte dabei die Häfen von Neapel, Civita vecchia, Livorno und Genua, ohne sich überall länger aufzuhalten, als nothwendig ist, um Passagiere und Güter ein- und auszuladen. Dadurch, sowie durch schnelleres Fahren, ward die Reise bedeutend abgekürzt, und aus diesem Grunde machten die neuen Schiffe den alten Gesellschaften eine gefährliche Concurrrenz.

Am 18. November, Morgens um 10 Uhr, fuhr der »Vectis« von Livorno, und ich schiffte mich bei ziemlich ruhiger

See und dem heitersten Wetter auf ihm ein. Ich habe selten auf dem Meer eine so klare und schöne Fernsicht gehabt, wie heute Morgen. Die langen regelmäßigen Wellen schlugen kaum merklich ans Ufer und schaukelten sanft und leicht das Boot, welches mich an Bord brachte, ohne auf den ziemlich großen Dampfer im geringsten einzuwirken; er lag unbeweglich da mit seinem schwarzen Körper in der von der Sonne hell angestrahlten Fluth, aus seinen beiden schiefstehenden Schornsteinen wälzte sich dichter Rauch hervor, während zuweilen weißer Dampf zischend und ungeduldig auffuhr. Der »Vectis« ist ein langes und schmales Boot, nach Art der Klipper gebaut, ich glaube von 1000 Tonnen Gehalt und 400 Pferdekräften; jedenfalls waren seine Maschinen übrig stark genug für das Schiff.

Die Engländer sind pünktliche Seeleute, und kaum war es 10 Uhr, so erschien der Consul mit Briefschaften und Pässen; der Anker wurde gehoben, und bald nachher dampften wir in die See hinaus. Rechts hatten wir die italienische Küste mit ihren malerisch zerklüfteten Formen und ihrer gelblich röthlichen Färbung, die wir auch bis Genua nicht aus dem Gesicht verloren, ja so nahe fuhren wir an ihr hin, daß wir später ganz deutlich die weißen Flecke der Carrareser Marmorbrüche, so wie la Spezzia mit seinem alten Schloß und schönen Hafen, dann Chiavari und die vielen Ortschaften und Villen sahen, welche das ganze Ufer fast ohne Unterbrechung bedecken.

Die italienischen Schiffe legen den Weg von Livorno nach Genua in etwa 10 bis 13 Stunden zurück. Der »Vectis« aber wollte das Gleiche in 5 bis 6 Stunden thun, und wenn man seine kräftigen Maschinen stets mit überflüssigem

Dampf in voller Kraft arbeiten sah, so konnte man glauben, er habe nicht zu viel versprochen. Dafür glühten aber auch die Schornsteine in ihren untern Theilen so, daß man kaum bei ihnen vorbeigehen konnte, und die überaus hohen Schaufelräder machten bei 34 Umdrehungen in der Minute. Bei alledem aber fühlt man sich auf keinem Schiffe so angenehm und sicher wie auf einem englischen; der Dienst wird mit militärischer Genauigkeit versehen, ja wenn man die Pünktlichkeit betrachtet, mit der alles ineinandergreift, die Ruhe und Ordnung auf dem Verdeck, das respektvolle Verhalten zwischen Matrosen, Offizier und Kapitän, wo alles nur zusammenredet mit der Hand an Mütze und Hut, so könnte man glauben auf einem Kriegsschiff zu sein. Dabei war an jungen Offizieren auf dem »Vectis« ein wahrer Überfluß, lauter hübsche Leute mit wohlfrisirten Haaren, feiner Wäsche und hellen Handschuhen, die sich mit Seekarten, Compaß und Logtafel beschäftigten. Der Kapitän war ein kleiner lächelnder Mann, mit starkem Bart und den größten schneeweißen Zähnen, die ich seit lange gesehen; er schaute mit stillem Vergnügen dem kräftigen Lauf seines Schiffes zu und rieb sich die Hände, wenn das Auswerfen des Log ergab, daß wir 16 bis 17 Meilen in der Stunde fuhren. Passagiere hatten wir ungefähr 40 an Bord, Engländer vorherrschend, einige Italiener, Franzosen und Deutsche.

Die Überfahrt von Livorno nach Marseille kostet 80 Fr., alle Verpflegung einbegriffen, und so eine englische Verpflegung genügt auch für das ausschweifendste Verlangen. Ein Frühstück um 9 Uhr ist eine wahre Ausstellung von kalten und warmen Fleischsorten aller Art, Käse, Bier, die verschiedensten Weine, sowie ungeheure Kannen Thee

und Kaffee. Der Lunch um 13 Uhr ist eine kleine Wiederholung des ebengenannten und für Mägen bestimmt, denen es zu schwer wird bis 4 Uhr zu warten, wo ein sehr copioses Diner den Reisenden gänzlich vergessen macht, daß er sich in den Räumen eines Schiffs mitten auf dem Wasser befindet. Für Uneingeweihte in englische Sitte, oder für jemand, der die Sprache gar nicht versteht, ist ein solches Essen eigentlich aber mit Tantalusqualen zu vergleichen. Ein schüchterner junger Mensch sieht die schönsten Sachen vor sich stehen, die so sehr zur Stillung seines außerordentlichen Hungers geeignet wären, umsonst, niemand bietet ihm davon an; der Kellner eilt mit vollem Teller, für andere bestimmt, an ihm vorüber, sein Nachbar schneidet das saftigste Rostbeef an, ohne ihm davon zu geben, so lange er ihn nicht freundlich darum ersucht, und das ist sehr schwer, wenn man kein Wort Englisch versteht. Auch in andere Verlegenheiten kann man hier gerathen, wie z. B. ein junger Schweizer, der neben mir saß, und vor den das schönste Exemplar eines wälschen Hahns gestellt war; ihm gegenüber befand sich eine ältliche Engländerin, die offenbar nach uns herüberkokettirte, d. h. nach dem Turkey; vergeblich ermahnte ich den Schweizer: es sei seine Schuldigkeit den Wälschen zu zerlegen und den Damen anzubieten, er wurde roth bis über die Ohren, indem er versicherte: das sei ihm gänzlich unmöglich, und als gleich darauf die Lady schüchtern sagte: »*I will thank you for a little turkey,*« meinte er zu mir: »sehen Sie, ich hatte ganz recht, sie will ja gar kein Geflügel, denn sie bedankt sich bestens dafür!« Um 6 Uhr ward zum Thee geläutet, und endlich um 10 Uhr erscheinen nochmals alle möglichen Weine, auch Rum, Brandy u. dgl., sowie Butter, Brod und kaltes Fleisch.

Der Kapitän des Vectis hatte übrigens nicht zu viel versprochen, denn nach einer Fahrt von $5\frac{1}{2}$ Stunden ließ er gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr in dem reizenden Golf von Genua den Anker fallen. Da wir nur einige Zeit im Hafen blieben, so hatte ich keine Lust ans Land zu gehen. Was sollte ich auch einsam und allein in den Gassen der alten Stadt machen, die ich noch vor wenigen Wochen in Gesellschaft der Meinigen gesehen – eine Erinnerung, die mich mehr trüb, ja traurig stimmte, und die nicht heiterer wurde, als ich auf einmal auf dem Quai dieselbe melancholische Musik hörte, von der ich erzählte, und in deren Text wir Deutsche so schlecht bedacht sind. Gegen 8 Uhr dampften wir wieder aus dem Hafen hinaus und waren bald in Nacht und Nebel eingehüllt, durch welche unser Schiff einherzog, ein schwarzes, rauchendes, feuerspeiendes Ungeheuer, mit seinen stampfenden Maschinen und kräftig schlagenden Schaufeln, welche hastig das Wasser peitschten, so daß wir beständig in weißen Schaumwellen dahinfuhren. Bald ward es ruhig auf und unter dem Deck, nur hie und da krachte eine Planke oder stöhnte ein armer Seekranker in seiner Cabine.

Der Vectis lief übrigens in der Nacht nicht so geschwind wie am Tag. Die Schornsteine waren bedeutend abgekühlt, und der Kapitän gestand offenherzig: er spare jetzt seine Kohlen, denn es sei ja doch gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder später nach Marseille komme. Sobald am andern Morgen die Sonne aufgieng – und sie erhob sich schnell und strahlend – gieng ich aufs Verdeck hinauf um mich umzuschauen. Rechts hatten wir das offene Meer, links die Küste von Frankreich, der wir auch nun bis Marseille ziemlich nahe blieben. Um 10 Uhr sahen wir den

Golf von Toulon, und gegen Mittag machte unser Dampfer eine kleine Wendung nach Norden, wandte sich um ein seltsames Vorgebirge, das nackt, steil, ja schroff in die See abfiel, worauf wir in den Meerbusen der alten Phönizierstadt einfuhren, die auf drei Seiten von der Küste und verschiedenen Inseln eingeschlossen ist. Der tiefblaue Himmel über uns, und das strahlende Sonnenlicht zeigte uns alles das im schönsten Glanz, und ich werde diesen Anblick nie vergessen: röthlichgelb, fast glänzend stieg die Küste mit ihren weichen schönen Formen aus dem grünen schillernenden Wasser empor; scharf ausgezackte dunkle Felsen bildeten rechts den Vordergrund, während links die Inseln Ratoneau, Pomegne und jener gewaltige Steinhaufen, der das Château d'If mit seinen plumpen Thürmen trägt, sich im hellsten Licht, fast weiß aus der tiefdunkeln Meeresfluth erhoben. Von hier aus ahnte man kaum die Stadt; von der Bergwand im Hintergrund des Meerbusens sah man durch Nebel und Rauch Häusermassen emporsteigen, doch ganz undeutlich, da sie fast von der Farbe der Felsen waren, an denen sie lehnten; vor ihnen stiegen Wälle und Thürme auf in gewaltigen Dimensionen, die trotzig den Eingang zum Hafen bewachten, und dazwischen bemerkte man Mastspitzen, bunte Wimpel und weiße Segel. Mitten im Golf angekommen, minderte der Vectis die Kraft seiner Maschinen, und wir nahmen einen Lootsen an Bord, der von seinem Schiff auf eine eigene Art zu uns hinaufstieg, denn er erkletterte seinen Mast und sprang von da auf das Deck des Dampfers. Mit leichten Schlägen glitt unser Schiff nun dem innern Hafen zu, an andern Dampfern vorbei, die uns

entgegenkamen, sowie an Kauffahrteischiffen der verschiedensten Größe, die mit ausgespannten Segeln den Landwind benutzten um in die See hinauszugehen.

Wenn man näher zur Stadt kommt, sieht man rechts die Höhen des Ufers mit phantastischen buntbemalten Häusern bedeckt, ein kleines Stück China, solche Formen haben sie, wie wir sie aus Abbildungen vom himmlischen Reich her kennen: luftige Gallerien, grüne sonderbare Dächer – hier ist einer der Vergnügungsorte der Marseiller aller Stände – à la Reserve, wo man gute Weine findet, Tafel zu jedem Preis und überall die berühmte Bouillabaisse, ein übrigens schauerliches Gericht aus allen möglichen Fischarten zusammengekocht. Mein lieber Freund L., dem ich sie zu Liebe, da er sie mir außerordentlich gerühmt, in den ersten Tagen meines Hierseins versucht, möge mir verzeihen; aber entweder ich habe nicht die richtige Quelle gefunden, oder das Gericht ist überhaupt nur für den Magen eines Provençalens.

Zwischen der Citadelle St. Nicolas und dem Fort St. Jean fährt man in den alten Hafen, ein langes schmales, rings von Quaien und Häusern eingefasstes Becken, tief genug für die größten Schiffe, und in seiner Lage vollkommen gesichert gegen die wildesten Stürme. Wenn man sich die Umgebungen hinwegdenkt, so hat es eine Ähnlichkeit mit dem goldenen Horn Konstantinopels; natürlich sieht man hier statt der bunten türkischen Häuser, statt Moscheen und Cypressen, große fünf- bis sechsstöckige steinerne Gebäude von grauer Farbe mit unzählbaren Fenstern, die auf das Gewühl im Hafen blicken, und lebhaft genug geht es hier zu: in langen Reihen liegen die Schiffe aller Nationen neben einander und jedes bietet ein besonderes Bild.

Hier wird ausgeladen, wozu niedrige schwimmende Gerüste an die Seite gebracht werden, auf welche man nun Fässer, Bretter, Kisten in unendlicher Zahl aufstapelt und so hinwegführt; dort wird auf gleiche Weise eingeladen, jenes Schiff ist angekommen und wird unter melancholischem Gesang der Matrosen in die Reihe der andern hineingezogen, ein anderes bereitet sich zum Auslaufen. Die Raan werden aufgezogen, die Ruder befestigt und mehrere Boote voll Mannschaft bugsiren den riesenhaften schwerfälligen Schiffskörper so langsam vorwärts, daß man kaum eine Bewegung an ihm wahrnimmt. Vor uns liegt eine ganze Reihe großer und kleiner Dampfer; einige haben angefangen zu heizen und rauchen leicht, andere lassen den weißen Dampf zischend ausfahren wie auch unser Vectis, der wie in weiße Wolken eingehüllt ist und nach allen Seiten seine überflüssige Kraft hinauspritzt. Unzählige Boote schwärmen zwischen den Schiffskolossen umher; alle sind mit dem Namen irgend eines Heiligen versehen, und die ganze biblische Geschichte schwimmt hier auf dem Wasser umher. Die Schiffer sind meistens in brauner Jacke, mit der rothen phrygischen Mütze auf dem Kopf, und bringen uns in kurzer Zeit für 1 Fr. 50 Cent. mit unserm Gepäck an den Quai d'Orleans, wo die berühmteste Straße von Marseille, die Cannebière beginnt, von der die hiesigen ehemaligen Phönizier in ihrer Bescheidenheit sagen: wenn Paris eine Cannebière hätte, so wäre es ein kleines Marseille. Übrigens concentrirt sich auch fast das ganze hiesige Leben auf die Straße und die Hafenuais, an der Cannebière sind die schönsten Läden, Magazine, die ersten Gasthöfe, die prächtigsten Cafés, und wenn man hier umherschlendert, ist man sicher, nach und nach sämmtlichen Fremden

zu begegnen, die sich in Marseille aufhalten. Die Quais an beiden Seiten des Hafens sind unendlich belebt; in langen Reihen folgt ein schwerbeladener zweirädriger Karren dem andern, mit starken, meistens grauen Pferden bespannt; die Geschirre sind mit Messing und rothen Quasten bedeckt, und an beiden Seiten des Kummets stehen lange geschweifte Hölzer wie Hörner hervor, die der ganzen Bespannung ein eigenthümliches Ansehen geben. Lastträger mit Säcken und Kisten durchkreuzen diese Linie jeden Augenblick, natürlicherweise unter vielem Geschrei, da sie oft in unangenehme Berührung mit den Wagen kommen. Schiffer stehen Cigarren rauchend in Gruppen beisammen oder irgend welche Kaufleute umgebend, die über Fracht und Ladung mit ihnen handeln; hier werden Kisten und Fässer zugeschlagen und bezeichnet, dort große Haufen Getreide von Staub und Schiffsschmutz gereinigt. Auch an Eckenstehern fehlt es hier nicht, die auf dem Werft umherlungern und auf den Augenblick passen, wo sie mit dieser oder jener Dienstleistung einige Sous verdienen können, ebenso wenig wie an Müßiggängern aller Art, welche die Straße verengen und jedermann im Wege stehen; zu den letztern rechne ich besonders die Bootsleute der griechischen Schiffe, sowie die aus Algier, Tunis und Marocco, welche man den ganzen Tag im langsamsten Schritt auf den Quais umherschlendern sieht; doch bilden sie zwischen der andern Bevölkerung für das Auge eine malerische Abwechslung, und man sieht sie gern die gelben, braunen und schwarzen Gesichter unter dem weißen Turban oder den rothen und grünen Kopftüchern in ihren kurzen verzierten Jacken oder

dem weißen Burnus, unter dem die hageren Arme hervorschauen und die knöcherne Faust, welche die lange Pfeife trägt.

Das weibliche Geschlecht ist hier nicht aufs zierlichste vertreten; die Matrosenweiber und Verkäuferinnen von Tabak, Wein und Branntwein haben ein schlampiges und schmieriges Aussehen, und wenn man zuweilen eine schlanke, wohlgebaute Gestalt sieht, die aufrechten Hauptes einhergeht und das gebräunte ernste Gesicht nur auf ihren Weg richtet, so ist sie vielleicht vom Dorf der Catalanen draußen. Zuweilen sieht man auch Mädchen aus der Gegend von Toulouse in einer eigenthümlichen, nicht unangenehmen Tracht; sie haben graue Röcke, schwarze Spenser, ein weißes Tuch, das über die linke Schulter herabfällt, und das schwarze Haar mit einem dunkelrothen Lappen umwunden.

Wie an allen Seehäfen, so herrscht auch hier ein unaussprechlicher Parfüm, ein Gemisch von Gerüchen aller Art, dessen Hauptbestandtheil die Ausdünstung des hier fast stillstehenden Seewassers bildet. Nur in der Nähe der Citadelle St. Nicolas auf dem Quai de la Rive neuve nimmt die Atmosphäre einen ausgesprochenen Charakter an, weil hier Theergeruch vorherrscht, der vom Kalfatern alter ruinirter Schiffe herkommt.

Einer unserer Reisegesellschaft vom Vectis hatte mir das Hôtel des Empereurs vorgeschlagen, ein imposantes Gebäude auf der Cannebière, doch war's mir nicht möglich, hier ein einigermaßen ordentliches Zimmer zu erhalten; man gab mir eines auf der Hinterseite des Hauses mit abgefallenen Kalkwänden, einem Steinboden ohne Teppich

und der Aussicht auf ein paar Dutzend schwarzer Schornsteine, die mir nur den Anblick eines ganz kleinen Stückchens blauen Himmel gestatteten. Da ich aber voraussichtlich mehrere Tage in Marseille bleiben mußte, – denn weder waren meine beiden Freunde eingetroffen noch fand ich Briefe von ihnen – so suchte ich mir ein behaglicheres Quartier, das ich auch im Hôtel des Ambassadeurs fand. Es ging mir hier fast wie jenem Württemberger am Cap der guten Hoffnung, der nach einem Sindelfinger fragte und einen Böblinger traf, und wenn mich auch kein Landsmann aus letztgenannter Stadt bewillkommte, so fand ich doch in dem Geschäftsführer des Hauses einen Stuttgarter, der mich aufs freundlichste empfing. Es war übrigens ein glücklicher Zufall, der mir ein angenehmes Quartier verschaffte, denn ich hatte mich wahrscheinlich auf dem Meer erkältet, und eine hartnäckige Halsentzündung fesselte mich mehrere Tage ans Zimmer. Übrigens rathe ich jedem, der es gut mit seiner Kasse meint, in Marseille nicht krank zu werden; denn für das Auflegen einiger hungrigen Blutegel und sehr unangenehmer Kataplasmen mußte ich ein ungeheures Geld bezahlen. Ohne mich in weitere Details einzulassen, will ich nur noch erwähnen, daß, wenn der Mistral durch die Straßen wehte, ich täglich für drei Franken Holz verbrennen mußte, wenn ich nicht halb erfroren vor meinem Kamin sitzen wollte.

Dabei war ich so entsetzlich allein, die Tage wollten nicht vorübergehen und die langen Abende nicht endigen. Bekannte hatte ich in Marseille so gut wie gar keine, und wenn auch zuweilen der deutsche Secretär des Gasthofs mich Vormittags besuchen kam, so blieb er höchstens eine Viertelstunde, da ihn die unerbittliche Glocke sogleich

wieder aufs Comptoir rief. Zufällig hatte ich die Bekanntschaft eines kleinen handlungsbeflissenen Landsmanns gemacht, sehr jung noch, und der besuchte mich alle zwei Tage auf eine Stunde von 7 bis 8 Uhr Abends, wenn das Comptoir geschlossen war und Privatstunden, die er nahm, noch nicht begonnen hatten. Sprechen konnte ich begreiflicher Weise nicht viel mit ihm, mein Hals schmerzte mich zu sehr, und doch war ich so froh, zuweilen ein menschliches Wesen mir gegenüber zu haben, daß ich an den Tagen, wo er kam, schon 5 Uhr auf die Uhr blickte, und mich freute, wenn der Zeiger mit jeder Minute näher auf 7 rückte. Wenn er mich freilich um 8 Uhr wieder verließ, dann fühlte ich meine Einsamkeit doppelt. War dieß doch die Stunde, wo man sich jetzt in Florenz um den großen, runden Tisch setzte, wo die Lampe angezündet wurde, und wo meine beiden lieben Buben kurz vor ihrem Schlafengehen alle möglichen Possen trieben, wenn sie dem italienischen Dienstmädchen nachäfften, die alsdann zu ihnen sprach: *Adesso è tempo di andar a letto*. Von Leins und Horschelt erfuhr ich lange nichts; ich war der Erste und Pünktlichste beim Rendezvous und dafür mußte ich nun mit meiner Einsamkeit büßen. Endlich erhielt ich ein Schreiben meines großen Malers aus Paris, worin er mir sagte, er sei von München über Stuttgart gereist, um Baumeister Leins mitzunehmen; dieser aber habe noch einige unaufschiebbare Geschäfte zu besorgen gehabt, aber sicher versprochen, in den nächsten Tagen nachzufolgen. So war denn die kleine Hoffnung vorhanden, daß unsere Reisegesellschaft nächstens beisammen sei und wir nach Spanien abreisen könnten. Ich mußte mich in Geduld fassen. Von meinen Lieben in Florenz erhielt ich begreiflicher Weise keine Zeile,

denn, da ich nicht auf einen längeren Aufenthalt in Marseille rechnete, hatte ich gebeten, die ersten Briefe mir nach Barcelona zu schicken. Endlich besserte sich mein Hals ein wenig, Dank einiger energischen Einschnitte, die mir der Arzt auf meinen dringenden Wunsch machte. Die Entzündung ließ nach, bald konnte ich wieder ohne Schmerzen eine Fleischsuppe genießen und ein paar Tage nachher wurde mir eine Spazierfahrt erlaubt.

Es war ein prachtvoller, klarer Tag. Ich fuhr gegen den wunderschönen Spaziergang zum Château des Fleurs hinauf, aus der engen dunkeln Gasse hinweg, in der mein Gasthof lag, wollte ich mit einem Male den Anblick der prachtvollsten Natur genießen. Gegen das Verbot des Arztes ließ ich ein Wagenfenster herab, denn die Sonne schien so entzückend warm, und fuhr so, nein ich schwelgte auf dem schönen breiten Wege am Ufer des Meeres dahin. Die Wellen waren vom Mistral, der vor wenigen Tagen geherrscht, noch ziemlich bewegt und schlugen tosend gegen die Felsengestade empor. Weiter hinaus hatte die See schon wieder ihre tiefblaue Farbe, die am Horizonte fast ins Schwarze überging und aus der die Gestade gegen Toulon hin, sowie vor mir die Insel Ratoneau und der helle Felsen mit dem Château d'If, blendend weiß hervorblickten. Dampfer und Segelschiffe zogen ihre Bahn; erstere finster und traurig, den langen Rauch wie einen schwarzen Schleier hinter sich drein ziehend; die andern lustig und elegant, vor dem Wind auf den Wellen tanzend, mit den weißen Segeln kolossalen Schwänen vergleichbar.

An einem kleinen Häuschen – es war eine Wirthschaft, ich glaube auf dem Schilde war sogar: *Bière allemande* angezeigt, es hatte eine kunstlose Veranda, aus ein paar Laten bestehend, die an Bäumen befestigt waren und um welche sich eine gewaltige Rebe schlang – ließ ich meinen Wagen halten. Das Häuschen stand an einer Stelle des Weges, wo eine schroffe Felswand fast senkrecht ins Meer hinabhing, an der sich die Wogen, Schaum spritzend und tosend, brachen. Ich blickte in das Meer hinaus, vergnügt, fast glücklich. Es lag ein so unermeßlicher Sonnenreichtum auf Land und See, daß das Herz davon anschwellt und freudiger schlug. Es strahlte, zitterte, leuchtete, glänzte rings um mich her von den Felsgestaden, von Meer und Himmel, und dazu wehte ein angenehmer, erfrischender Seewind, den ich begierig einathmete und der, das fühlte ich, für mein Leiden zuträglicher war als Zimmerluft und Arzneien. Ja nach beendigter Spazierfahrt hatte ich einen ungeheuern Schritt in meiner Genesung vorwärts gethan. Ich konnte seit vielen Tagen zum ersten Mal mit etwas Appetit essen und hätte auch vortrefflich geschlafen, wenn mich nicht um 11 Uhr in der Nacht der allabendliche Lärm, den die ankommenden Fremden machten, welche der letzte Pariser Bahnzug von Avignon herbrachte, wieder aufgeschreckt hätte. Heute wars besonders lebhaft und als ich eine halbe Stunde später wieder einschlummerte, war es mir gerade, als hörte ich die Stimme meines Freundes Horschelt vor der Thüre. Täuschung! dachte ich, schlief gleich darauf wieder ein und träumte von meinem Reisegefährten, daß er mir aus Paris einen Brief geschrieben, worin er mir mit dürren Worten anzeigt, er habe keine Lust, nach

dem langweiligen Spanien zu gehen, wolle vielmehr lieber in Paris bleiben, um König der Franzosen zu werden. Höchst ärgerlich erwachte ich am andern Morgen und was sah mein erster Blick? Unter der Thüre stehend die lange Gestalt meines lieben Freundes, mit dem guten lächelnden Gesichte. Ich war außerordentlich erfreut, nun einen Gefährten zu haben. Der Arzt, der nachher kam und der mich untersuchte, erklärte den Zustand meines Halses für so befriedigend, daß er mich als genesen entließ. Von Baumeister Leins wußte Horschelt nur, was er ihm nach Paris geschrieben hatte. Zu den unaufschiebbaren Geschäften seien andere noch viel unaufschiebbarere gekommen, die ihn verhinderten, zur versprochenen Zeit in Paris einzutreffen; doch habe es gar keinen Anstand, daß er uns in wenigen Tagen, jedenfalls vor dem ersten December hier überraschen würde.

Marseille hat als Stadt, das Hafenleben abgerechnet, viel Ähnlichkeit mit Brüssel, ist auch wie dieses an den Berg hinangebaut, und seine Läden, Kaffees, Spaziergänge sind hier wie dort nach Pariser Modellen eingerichtet. Sehr angenehm ist es, daß in Marseille viele Straßen mit Bäumen bepflanzt sind, die ebenfalls wie in der Hauptstadt Boulevards genannt werden, ohne ehemals Wälle gewesen zu sein.

Was die Ausstellung und elegante Einrichtung der hiesigen Buden und Magazine anbelangt, so wird darin das Übermögliche geleistet, und kann die Provinz mit der Hauptstadt concurriren. In den Hauptverkehrsstraßen der Cannebière, der Rue de Paradis, de Rome und andern herrscht Abends eine ungeheure Verschwendung an Gaslicht und macht die Nacht zum Tag, und wenn auch die

Straßenbeleuchtung selbst nicht übermäßig glänzend ist, so strahlt doch aus den sogenannten Bazars und den großen Gewölben ein blendender Lichtglanz hervor. Dabei verstehen sie es auch hier ihre Waaren elegant und lockend auszulegen; man könnte leicht versucht werden, hier in ein glänzendes Porzellanmagazin einzutreten, dort den so sehr appetitlich aufgestellten Eßwaren aller Art einen Besuch zu machen, oder gar nach Kalifornien zu gehen, einem Goldschmiedgewölbe mit den schönsten und reizendsten Sachen, wo edle Metalle und Steine durcheinander funkeln und glänzen. In einer dieser Straßen machte mir besonders ein Teppichmagazin einen heimlichen und angenehmen Eindruck; es war wie ein kleines Theater gebaut, dessen Hintergrund und Coulissen aus den weichen bunten Stoffen bestehen, deren vielfarbige Dessins von einander gegenüberstehenden Spiegeln ins unendliche wiederholt werden. Am ersten Tag meiner Anwesenheit sah ich in der Allée de Meilhan ein Gebäude, von oben bis unten vollständig illuminirt; an der Thüre waren Wachen aufgestellt, und eine Menge Volks drängte sich aus und ein. Natürlicherweise folgte auch ich dem Strom der Neugierigen, und sah, daß dieses Haus nichts mehr und nichts weniger als eine große Niederlage von fertigen Kleidern und Stoffen aller Art war, die man aber auf eine wahrhaft lächerliche Art beleuchtet hatte; außer unzähligen Lüstren, die überall von den Plafonds herabhiengen, standen Armleuchter und Lampen auf den Fußböden, in den Fensternischen, auf den Treppengeländern, kurz wo nur irgend ein Platz war um Licht anzubringen; es war hier eine fabelhafte Helle, die den Augen weh that und grell von den hellen seidnen Stoffen abstrahlte. Der Besitzer mit seinen Ladengehülfen

in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden spazierte in den Zimmern auf und ab, und da ich nicht wußte, was ich von all dem zu halten hatte, so bat ich um Auskunft. Der Principal, an den ich mich zufällig gewandt, zupfte seine Halsbinde in die Höhe, strich sich durchs Haar und sagte mir: dieß große Kleidermagazin, la Maison du Prophete, werde auf gleiche Weise drei Tage lang wie heute in demselben Glanz gezeigt, worauf am nächsten Montag der Verkauf beginne; er halte sich in Pantalons, Westen und Paletots bestens empfohlen, und sei überzeugt, meinem dringenden, längst gefühlten Bedürfniß hiedurch abzuhelpfen. Nach diesen Worten maß er mich mit einem Blick, der deutlich zu sagen schien: er specular stark auf Abschaffung meines nicht sehr eleganten Reisecostüms.

Wenn man mit frischer Erinnerung an die italienischen Theater hieher kommt, die mit ihren regelmäßig abgetheilten Logen, mit den eleganten Damentoiletten und der reichen Beleuchtung einen so angenehmen Eindruck machen, und man betritt eines der hiesigen Schauspielhäuser, so findet man einen gar traurigen Contrast. Um unten anzufangen, besuchte ich le Gymnase, ein kleines Haus mit dunklem Parterre und einem breiten ringsherumgehenden Amphitheater, welches die Stelle der ersten Gallerie vertritt. Logen gibt es hinter demselben nur einige wenige, und man sieht alles in bunter Reihe durcheinander. Über die Brüstung herab hängen Damenhüte, Shawls, Paletots, und wenn die Sitze gerade nicht sehr besetzt sind, so legt sich jeder so bequem wie möglich hin, der Arm wird auf die hintere Bank gestützt, der auf die vordere gelegt, den Hut auf dem Kopf, summt auch nach der Melodie die Gesänge

mit, oder spricht ziemlich ungezwungen mit seinem Nachbar. Man gab ein paar kleine Vaudevilles; das erste war durchaus unbedeutend, und das zweite so voll Zweideutigkeiten, die gar keine Zweideutigkeiten mehr waren, daß ich mich nicht erinnere ähnliches gehört zu haben. Es hieß *l'amour qu'est ce que c'est que cela?* und die Hauptpointe war, daß eine junge Müllerin und ein hübscher Bauerbursch, die sich unbewußt lieben, durch allerlei seltsamen Unterricht, den sie von einem alten Knecht erhalten, sowie auch durch praktische Anleitung endlich zur Erkenntniß kommen, was denn eigentlich die Liebe sei. Das große Theater, wo meistens Opern gegeben werden, ist ebenso wenig elegant und freundlich, wie das kleinere; auch hier statt der Logen im ersten Rang eine einzige große Gallerie, ebenso verziert mit herabhängenden Kleidungsstücken wie im Gymnase; Herren und Damen durcheinander, und wenig schöne Toiletten. Für den Fremden ist es sehr unangenehm, daß alle bessern Plätze für das ganze Jahr verkauft sind, und man bei einer guten Vorstellung für theures Geld das Vergnügen hat den ganzen Abend aux premiers an der Thüre stehen zu dürfen, oder vielleicht einen Platz hinter den Blechinstrumenten und Pauken zu erhalten, wo man zu wenig sieht und viel zu viel hört. Ich sah hier die Norma, welche von einer Mad. Lafont vortrefflich gesungen und gespielt wurde, namentlich den zweiten Act gab sie mit einer Gluth und Energie, wie ich in Italien von der besten Sängerin nie etwas ähnliches gehört. Sie hatte eine hohe prächtige Gestalt, und südlich leidenschaftlich war jeder Ausdruck ihres schönen Gesichts, niederschmetternd jeder Blitz aus ihren schwarzen Augen. Sever dagegen war ein vollkommener Waschlappen ohne den geringsten Geschmack in seiner

Leidenschaft für eine sehr dicke Adalgise, die übrigens sonderbarerweise der Liebling des Publicums zu sein schien. Verdientermaßen kam Norma hinter die Schliche des römischen Proconsuls; bei uns verzeiht am Schlusse die Seherin mit deutscher Gutmüthigkeit, und nachdem Sever erfahren, »welch treues Herz er hintergieng,« eilen sie gemeinschaftlich zum Tode. Mad. Lafont aber ließ sich kalt und stolz in den schwarzen Schleier hüllen, versicherte den erbärmlichen Liebhaber schließlich ihrer vollsten Verachtung, und ging, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, allein – in die Garderobe.

An sehr schönen geräumigen Kaffeehäusern hat Marseille keinen Mangel, und jedes Jahr entstehen neue, welche es an Glanz und Pracht der innern Einrichtung den andern zuvorthun wollen. So haben sie sich denn jetzt schon so gesteigert, daß zwei erst vor kurzem eröffnete, der l'Univers und Café Turc, so fabelhaft luxuriös eingerichtet sind, daß man sich nicht mehr behaglich in diesen Räumen findet. Im ersten sind alle Wände mit Spiegeln bedeckt, welche die Hunderte von Gaslichtern und sämmtliche Gäste wahrhaft unheimlich vervielfältigt in einer weiten, weiten Ferne zeigen, bis alles nur noch ein undeutliches Gewühl ist und sich die Gasflammen wie blaue Punkte ausnehmen. Die Decke wird getragen von Bronzefiguren, Faunen und Nymphen mit kleinen Amoretten, welche Blumenguirlanden halten oder um reichvergoldete Kronleuchter geschlungen sind; im Hintergrund plätschern Brunnen, dort stürzt das Wasser zwischen künstlichen Blumen und Früchten herab, die, am Tag ihre natürlichen Farben zeigend, Abends durch blaues Feuer nachgebildet sind. Die Einrichtung des Café Turc

gränzt aber ans Unsinnige; hier sind nicht nur alle Wände von Spiegeln, nicht nur sämmtliche Tischplatten, wodurch man auf allen Seiten, selbst neben den Kaffeeschalen, beständig sein eigenes, uninteressantes Gesicht sieht, sondern *horribile dictu* auch die Plafonds des ganzen Etablissements, in deren Widerschein man beständig die Gäste wie Fliegen an der Zimmerdecke mit dem Kopfe abwärts herumspazieren sieht; namentlich gewähren hierbei die Damen einen sehr ängstlichen Anblick, denn man befürchtet jeden Augenblick, es müsse nothwendigerweise etwas schreckliches da oben geschehen. Um den Wahnsinn voll zu machen sind alle Kellner türkisch gekleidet, und es macht einen komischen Eindruck, wenn unter dem rothen Fes ein gutmüthiges französisches Gesicht die Worte ruft: *»versez au quatre!«*

Sehr angenehm und behaglich ist das Café de Luxembourg, wo man vortreffliche Getränke aller Art, gute Gesellschaft und die Allgemeine Zeitung findet.

Einen Besuch auf dem Château d'If hatte ich mir aufgehoben, bis Freund Horschelt aus München angekommen sei, mit dem ich denselben gemeinschaftlich machen wollte. Einem Bekannten in Deutschland versprach ich bei meiner Abreise feierlich, mich auf dem alten Schloß umzusehen, nicht nach Mirabeaus oder Lafayettes Kerker, sondern nach den Spuren, die sich vielleicht dort noch von Alexander Dumas fabelhaftem Monte Christo auffinden lassen würden; es gibt zarte Seelen, die sich für so etwas interessieren, und was man verspricht muß man halten. Um aber jenen Auftrag in vollkommenster Ausdehnung erfüllen zu

können, machten wir einen Spaziergang um das ganze Hafenbecken, gingen durch die Vorwerke der Citadelle St. Nicolas und stiegen hinter derselben die kleine Anhöhe hinan, wo ein einfaches Wirthshaus liegt, dessen Besitzer uns die feierlichste Versicherung gab: in jener Laube vor seinem Haus, auf dem grob gezimmerten Tisch sei jene Denunciation geschrieben worden, die den unglücklichen Dantes ins Gefängniß lieferte.

Vor unsern Augen hatten wir das Dorf der Catalanen, eine Reihe kleiner ärmlicher Häuser, aber ohne die Spur einer Mercedes; rechts das Meer mit den weißen Massen des Château d'If. Wir befanden uns also vollkommen bei der Exposition des Romans und konnten unsere Fahrt nach der Insel getrost beginnen. Als wir zum Hafen hinabstiegen, begegneten wir auf dem Quai einer seltsamen Procession: weißgekleidete und ver mummt e Männer trugen das hölzerne und buntbemalte Bild irgend eines Heiligen, dem eine große Schaar Andächtiger mit brennenden Kerzen in der Hand folgte; voraus zog eine Militärmusikbande, welche mit lustigen Klängen wieder an die gestrige Oper erinnerte, denn sie spielte zu der gewiß feierlichen Handlung aus dem ersten Act der Norma die Arie Severs:

»Mit Adalgise Hand in Hand
Stand ich am Traualtare.«

Um den Preis von sechs Franken fanden wir einen alten Fährmann, der uns zum Château d'If hinausrudern wollte, doch bedingte er sich eine Zulage aus im Fall das Meer unruhig sei; die See war aber spiegelglatt, und unser Boot glitt dahin fast ohne alle Bewegung und schaukelte nur einmal bedeutend, als wir draußen in das Fahrwasser

eines der großen Dampfer kamen, der vor uns zum Hafen hinausfuhr. Man braucht eine gute Stunde um das alte einsame Schloß zu erreichen. Die Felsen, auf denen man steht, heben sich fast senkrecht aus dem Wasser hervor, und oben hängen die kleinen Eckthürme der ersten Mauer wie Schwalbennester in der Luft. Auf einem Zickzackwege, den mehrere gewaltige Thore verschließen, stiegen wir hinauf in den Schloßhof. Ein ziemlich geräumiger Platz, dessen Hintergrund das Schloß einnimmt, ein rohes Gebäude mit vier runden gewaltigen Thürmen, einige kleine Häuser, die Wohnung des Aufsehers, eine Wachtstube und ein paar Schenken liegen ohne Symmetrie umher und fassen einen Platz ein, der vollkommen uneben, hier aus dem nackten Felsen besteht, dort mit Steingeröll bedeckt ist, und in ein paar Ecken auf sehr magerer Erde einen dürftigen Graswuchs zeigt. Die Aussicht von hier auf die See, auf die felsigen Gestade des Golfs von Marseille ist wahrhaft entzückend, namentlich heute, wo die weißen Felsen wie mit goldenem Licht übergossen waren und das Meer zwischen ihnen im hellen Sonnenschein funkelte und strahlte.

Man hatte uns in Marseille gesagt, auf dem Château d'If sei eine ständige Garnison, doch fanden wir neben ein paar französischen Soldaten, welche am Thor die Wache hatten, auf dem Schloß eine sonderbare Gesellschaft versammelt. Vielleicht dreißig bis vierzig Männer trieben sich dort umher; einige gingen auf und ab, andere standen in Gruppen beisammen, dann auf verschiedenen Überresten der alten Mauer saßen viele und blickten, wie mir schien, nachdenkend in das Meer hinaus. Von einer Uniform war bei ihnen keine Rede, und wenn wir nicht gewußt hätten, daß das Schloß keine Gefangenen mehr beherbergt, so wären

wir auf die Idee gekommen, es sei gerade die Zeit des Spazierengehens für derartige Unglückliche. Man sah hier die abgetragenen Kleider, fadenscheinige Blousen, dort einen alten zerrissenen Militärmantel, hier die rothe Hose des französischen Soldaten. Erst später sollte uns dieses Räthsel gelöst werden, denn als der Aufseher des Schlosses kam, um uns dasselbe zu zeigen, hatten wir vorderhand keine Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Ein ziemlich tiefer Graben umgibt das alte Gebäude, und eine morsche Brücke mit ausgetretenen Planken führt hinüber unter einen breiten gewölbten Thorweg, durch welchen man in einen kleinen melancholischen Hof gelangt. Dieser hatte was unbeschreiblich trauriges und wahrhaft gefängnißartiges – ein würdiger Vorhof für einen Unglücklichen, der hier vielleicht auf Lebenszeit eingeschlossen wurde. Die hohen Wände des Schlosses, welche ihn umgeben, lassen kaum das Tageslicht, geschweige einen Sonnenstrahl eindringen; rechts und links sind kleine gewölbte Thüren, die in die ehemaligen Gefängnisse führen. An einer Seite windet sich von Säulen getragen eine steinerne Treppe in die obern Stockwerke und in der Mitte des Hofes befindet sich ein Brunnen, über dem unter drei eisernen Stangen an rostiger Kette ein Eimer hängt. Gleich bei unserm Eintritt sahen wir über einer kleinen gewölbten Thüre mit großen Buchstaben die Worte »Hôtel Monte Christo«; dieß war nun freilich von einem Unberufenen hingemalt worden, aber auf der kleinen schwarzen Tafel, die von Rechtswegen an derselben Thüre hing, las man deutlich: Nr. 1. Cachot Monte Christo.

Es ist in der That lobenswerth, daß die beaufsichtigende Behörde des Château d'If den französischen Schriftsteller

nicht ausschließt, vielmehr so bereitwillig auf seine Phantasie eingeht; bei uns würde man bei einer ähnlichen Veranlassung wahrscheinlich durch ein großes Placat an ein verehrliches Publikum die Warnung ergehen lassen, der Fabel keinen Glauben zu schenken, die sich der Schriftsteller N. N. unterstanden, über hiesiges königl. Gefängniß in seinem lügenhaften Buche zu verbreiten. Der Aufseher des Château d'If aber schwört auf seinen Monte Christo, indem er uns die kleine Thüre öffnet. Man gelangt in ein niedriges schmales Gewölbe, und von dort ein paar Stufen tiefer in ein finsternes Loch, das in den Felsen gehauen ist, in dem man nur gebückt stehen und vielleicht sechs Schritte machen kann. Wenn auch jene Person Dumas' eine Fabel ist, so durchrieselte es uns doch kalt bei dem Gedanken, daß hier ein Mensch Wochen, Monate, Jahre zugebracht – und daß hier wirklich Unglückliche vielleicht ihre ganze Lebenszeit verseufzten, ist wohl unzweifelhaft.

Unser Aufseher indessen wußte seinen ganzen Roman auswendig und zeigte uns in der Ecke eine aufgewühlte Stelle, wo der berühmte Verbindungsweg gewesen sei, und führte uns später durch eine andere Thüre in das Gefängniß des Abbé Faria. Die obern Räume des Schlosses enthalten ebenfalls unheimliche finstere Hallen; doch hat man jetzt mehrere durch Abbrechen der Zwischenwände vereinigt und so größere Räume geschaffen, die jedoch immer noch unfreundlich genug aussehen; hier waren elende hölzerne Schragen aufgestellt mit dürftigen Strohsäcken und mit braunen abgenutzten Teppichen bedeckt, die Lagerstätten der bedauernswerthen Gesellschaft im Hofe. Wir mußten mehrere derselben durchschreiten, um einige andere merkwürdige Kammern des Schlosses zu besichtigen, so

das Zimmer Mirabeau's und ein rundes vollkommen finsternes Gewölbe, in welchem die sogenannte eiserne Maske eine Zeitlang eingesperrt war.

So traurig der kleine Schloßhof, zu dem wir jetzt wieder hinabstiegen, auch war, so hat er doch etwas so malerisches, daß Horschelt eine Zeichnung davon entwarf; er hatte sich aber kaum hier an einer Seite auf einen Stein niedergelassen, als mehrere der Leute, von denen ich vorhin sprach, uns neugierig umstanden; sie blickten aufmerksam auf das Papier, und endlich, »o süßer Laut vom Ufer der Garonne«, hörte ich einen im reinsten Kölnisch sagen: »Es ist wohl der Mühe werth, das alte Loch hier abzumalen.« Natürlicherweise wandte ich mich an den Mann, und als ich ihn deutsch ansprach, drängten sich die andern auch hinzu, und ich muß leider gestehen, daß unter den abgerissenen Gesellen mit den confiscirten Gesichtern fast der ganze deutsche Bund vertreten war. Ehemalige badische Dragoner waren mehrere da, auch nicht wenige Preußen, von denen einer sogar in einer abgetragenen, freilich kaum mehr kenntlichen Uhlanenuniform erschien. Wir erfuhren denn auch in kurzer Zeit, daß auf Château d'If ein Depot der Fremdenlegion sei, und alle die armen Menschen klagten sehr über den hiesigen Aufenthalt und hofften sehnüchtig auf den Augenblick, wo ein Dampfboot sie fern von der Heimath nach der Küste Afrika's bringen werde. Als Horschelt seine Zeichnung beendet hatte und wir das Schloß verließen, wurde gerade zum Essen getrommelt. An dem äußern Pfeiler der Zugbrücke lehnte ein junger, schöner, großer Mann mit wohlgepflegtem Bart, der vorhin den andern seine Fahrten erzählte; er war aus Magdeburg und sagte jetzt mit einem tiefen Seufzer: »Seht, wir Deutschen

kommen immer zuletzt, jetzt sind die Franzosen in der Küche und fressen das Fett von der Suppe, und dann gießen sie für uns Wasser nach – o du Heimath.« Der Mann that mir weh und ich verstand vollkommen sein letztes Wort; denkt man doch gern und dennoch schmerzlich an die ferne Heimath, selbst wenn man in glücklichen Verhältnissen und aus freiem Willen reist, wie viel mehr aber noch, wenn man ohne Hoffnung der Rückkehr in halber Gefangenschaft auf dem Château d'If sitzt und mit Wasser verdünnte Suppen essen muß – armer Magdeburger! Die Sonne sank eben hinter der Insel Ratoneau unter, als wir das Schloß verließen und unsern Nachen wieder bestiegen; ihre letzten Strahlen gossen einen unbeschreiblich schönen Schein, einen warmen violetten Duft auf die Gestade ringsumher aus. Auf dem glühenden Abendhimmel zeichneten sich die früher weißen Formen des alten Gefängnisses jetzt dunkel und schattenhaft ab. Wir warfen einen Blick rückwärts und sahen schwarze Gestalten auf den Mauern umhersitzen, die gewiß sehnsüchtig unserm Boot nachschauten, das auf der glänzenden Fluth so leicht dahinglitt; waren wir doch freie Menschen und uns die Rückkehr in die Heimath wohl nicht verschlossen. Meer und Hafen hüllten sich allmählig in Nacht ein; kleine Fischerbarken mit weißen Segeln schossen vor uns dahin, vom Werfte beim Catalanen-Dorfe schallte ein melancholischer Gesang herüber und während sich der Abendnebel auf den Mastenwald und die Stadt herniedersenkte, erglüheten über uns am dunkeln Himmel Tausende von Sternen – bekannte Bilder – süße Erinnerungen an andere schöne Nächte.

SECHSTES KAPITEL. VON MARSEILLE NACH BARCELONA.

Abreise von Marseille. Schlechte Einkäufe. Hafenleben. Der Cid auf stiller See. Neue Reisegefährten. Mondnacht auf dem Meere. Barcelonata. Barcelona. Mauthquälereien. Die Fonda del Oriente. Spanische Briefausgabe. Eine Trauerfeierlichkeit. Bergartillerie. Neue Straßen. Die Kathedrale. Straßenleben. Das Militairspital. El Paseo nuevo. Der Garten des Gouverneurs. Auf der Rambla. Der neue Marktplatz. Die alte Stadt. Bilderläden und einfache Buchhandlungen. Fleißige Hunde. Der große Friedhof. Der Monjuich. Abends am Hafen. Theater. Spanische Tänzerinnen.

Wie in einigen anderen Seestädten findet man auch an der Börse von Marseille einen Anschlag, der besagt, welche Schiffe ankommen sollen, angekommen sind oder abgehen. Es ist das eine sehr angenehme Einrichtung, und der Reisende kann seine Abreise danach projectiren. Wir sagen: projectiren, denn es ist immer noch ein großer Unterschied zwischen der angezeigten Abfahrtszeit eines Schiffes und der wirklich erfolgten Abfahrt. Doch ist hier die Differenz nie groß, und man geht in diesem Punkte sehr gnädig mit den Passagieren um, wogegen wir später in Spanien die traurige Erfahrung machten, daß auf heute angezeigte Schiffe erst in vierzehn Tagen oder drei Wochen eintrafen, wie es uns z. B. in Barcelona erging.

Auf den vierten December war der »Cid« annoncirt, ein, wie man uns sagte, recht gutes spanisches Schiff. Mir war es nicht unlieb, Spanien unter der Ägide des tapfern Campeador zu betreten, weßhalb ich mich denn auch mit meinem Reisegefährten auf das Dampfboot-Bureau begab, um Plätze zu nehmen und einige Procente der Überfahrtspreise

herunterzuhandeln. Leider ist dieses Handeln an der ganzen spanischen Küste Mode, und wer darin etwas leisten kann, soll manchmal außerordentlich billig fahren.

Vergeblich forschten wir am Tage vor der Abfahrt noch auf allen Bahnzügen und ankommenden Diligencen, die von Paris kamen, nach unserem Baumeister Leins, der vor dem ersten December nicht erschienen war, wie er versprochen, sich aber, wie ich zufällig erfahren, in der Hauptstadt Frankreichs umher bewegte – er kam nicht, weshalb wir Briefe und Adressen nach Barcelona für ihn zurückließen und uns am vierten December mit unseren sämmtlichen Habseligkeiten auf das Dampfboot begaben. Auch waren wir beide, Horschelt und ich, recht froh, endlich Marseille verlassen zu können; es ist hier ein sehr theures Pflaster, und obendrein hatte der Maler alle Ursache, mit Marseille unzufrieden zu sein: hatte man ihm doch für theures Geld sehr schlechte Farben verkauft, und als er sich ein ledernes Riemenwerk machen ließ, um Mappe und Farbenkasten darin zu tragen, war dieses Ding so unpraktisch gemacht, daß das Eingeschnallte schon nach wenigen Schritten herausrutschte. Doch da man suchen muß, jedem Ding eine praktische Bedeutung abzugewinnen, so wurde das Riemenwerk sorgfältig aufgehoben und diente später als Freßkorb, indem wir es den Maulthieren mit Heu gefüllt umhängten. Auch einen soliden Feldstuhl hatte sich Horschelt angeschafft, der ihn aber am ersten Tage des Gebrauches fast ins Unglück gebracht hätte; denn als er auf einer steilen Klippe am Meer zeichnend saß, brach der hintere Fuß dieses Möbels, und Horschelt wäre um ein Haar in die Fluthen hinabgerollt.

Die Abfahrt des Cid war auf acht Uhr Morgens festgestellt: als wir aber eine halbe Stunde früher an Bord ruderten, stiegen erst ganz leise Rauchwolken aus dem Schornstein auf, das Verdeck wurde jetzt erst gewaschen, der Kellner machte seine Morgen-Toilette, und vom Kapitän und den übrigen Passagieren war noch keine Spur zu sehen. Das Schiff lag ziemlich am Ende des Hafens und war rings von andern Fahrzeugen umgeben, wodurch es nicht an amüsanten und lebendigen Szenen fehlte. Hier wurde aus-, dort eingeladen, zu unserer Rechten ein Schiff in den Hafen hineinbugsirt, links eines zum Auslaufen fertig gemacht. Dazu waren die Segel schon halb herabgelassen und schlugen leicht gegen den Mast, am Pavillon war die Flagge aufgezo-gen, und die Matrosen in ihren rothen und blauen Hemden hatten ein langes Tau erfaßt, vermittelst dessen sie das Schiff langsam vorwärts bewegten. Dann riefen sie ihr gewöhnliches: Oho – i! oder sangen auch wohl eine lustige Melodie, wozu sie den Takt mit den Füßen trampelten, während sie vorwärts strebten.

Endlich gegen halb neun Uhr ließ sich unser Kapitän blicken, nach und nach kamen einige Passagiere, aber sehr wenige, dann wurde der Anker gehoben, der Schornstein begann dichte und schwarze Rauchwolken auszuspeien, die Schiffsmannschaft beschäftigte sich eifrig damit, Ballen, Fässer und Koffer in den Raum hinabzustauen, dann fingen die Räder langsam an zu schlagen, und wir trieben fast unmerklich durch das Gewühl der Schiffer dem Ausgang des Hafens zu.

Es war ein prächtiger und klarer Tag; die Inseln vor dem Hafen von Marseille sowie Château d'If lagen da mit ihren gelben Felsen hell im glänzenden Sonnenlichte wie vergoldet; das Gestade zu unserer Rechten hatte eine etwas dunklere Färbung und verlor sich vor uns in einem bläulichen Streifen nach der spanischen Küste zu. Ich erinnere mich nicht, ein ruhigeres Meer gesehen zu haben, der Ausdruck »wie ein Spiegel« paßte heute vollkommen hieher; auch nicht die mindeste Bewegung war auf dem Verdecke zu spüren. Der Cid glitt so ruhig dahin, wie ein Dampfer auf dem Rheine, und man hätte wirklich an eine Flußfahrt glauben können, wenn man rechts und links die Berge und Felsen betrachtete, die Schlösser und Ruinen und rückwärts Marseille, die mächtige Stadt mit den grünen Höhen, die es überragten, und mit dem Mastenwald zu seinen Füßen.

Bald aber ließen wir alles das hinter uns, die letzte der Inseln blieb zurück, das zerklüftete Gestade gegen Toulon mit seinen zackigen, sonderbaren Felsen schien nach und nach flach und weich zu werden und schwamm endlich zu einer langen farblosen Linie. Am längsten konnten wir die weißen Mauern des Château d'If erkennen und gaben ihm noch manchen Gruß zur Bestellung auf an Frankreich und Italien, die es ausrichten konnte durch eines der vielen Schiffe, die täglich bei ihm vorüberfuhren. Auch unserer armen Landsleute von der Fremdenlegion gedachten wir, die dort oben auf den Mauern saßen und gewiß sehnsüchtig dem Cid nachblickten.

Jetzt lag zu unserer Linken das weite, gewaltige Meer, ohne Wellen, ja fast ohne Schwingung, eine tiefblaue Fläche, die das Sonnenlicht strahlend zurückwarf; zu unserer Rechten behielten wir das Ufer in Sicht, welches mit seinen malerischen kühnen Felsenbildungen, seinen scharf ein- und ausspringenden Winkeln seinen Weinbergen, Dörfern und Schlössern die beiden großen Nachbarstaaten verbindet. Wie schon bemerkt, hatten wir wenig Passagiere; uns interessirten eigentlich nur zwei Herren, die sich ebenfalls auf dem Hinterdeck befanden und, wie mir schien, geläufig Englisch zusammensprachen. Gleich Anfangs aber war ich überzeugt, daß sie keine Engländer seien, namentlich der Eine, der etwas außerordentlich Gutmüthiges und Deutsches in seinem ganzen Wesen zeigte. Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn als ich die Kajüte hinabstieg, mich dort ans Klavier setzte und ein deutsches Lied spielte, kamen Beide zu mir und baten mich in unserer theuren Muttersprache, das Lied noch einmal zu spielen. Beide Herren waren Kaufleute, seit langen Jahren in England etablirt, Herr Weinberg, ein Hamburger, Herr Erichsen, ein Däne, der übrigens auch ganz geläufig Deutsch sprach. Ich habe dieses Zusammentreffen, sowie die Namen der beiden Herren erwähnt, weil wir in Spanien längere Zeit zusammen reisten und weil beide Herren beständig für uns sehr angenehme und liebenswürdige Reisegefährten waren.

Unsere Meerfahrt ging in ihrer Gesellschaft so unterhaltend wie möglich vor sich; wir frühstückten, rauchten, spielten Domino, dinirten, befanden uns aber trotz allem dem die meiste Zeit auf dem Verdeck, um dem schönen Lauf der Ufer, wenn auch von fern, folgen zu können. Dort war Port Vendre mit seinen alten maurischen Thürmen und

dem Fort St. Helena; bald waren wir gegenüber dem Dorfe Bagnols, wo ein scharfer Gebirgseinschnitt die französisch-spanische Gränze bezeichnet. In später Nachmittagsstunde sah man auch die Bucht von Rosas mit ihren vielen Ortschaften und der alten trotzigen Araber-Burg, überragt von den schneebedeckten Häuptern der Pyrenäen, hinter denen bald darauf die Sonne prächtig niedersank.

Als es endlich Nacht geworden war, saßen wir in der Kajüte zusammen, erzählten gegenseitig von unserem vergangenen Leben und brauten einen kräftigen Punsch, bei dem wir uns so lange unterhielten, bis die Kajüten-Uhr Elf schlug und unsere Bekannten ihre Betten aufsuchten. Horschelt und ich stiegen auf das Verdeck hinauf und erfreuten uns dort noch längere Zeit an der prachtvollen, wahrhaft blendenden Mondnacht. Wohl nie sah ich eine größere Klarheit des Himmels und der See; dabei hatte letztere, von dem weißen Mondlicht übergossen, etwas unnennbar Erhabenes, ja Geheimnißvolles. Wie still und feierlich hob und senkte sich das Wasser, jedoch fast unmerklich, so, als wage es kaum zu athmen unter dem süßen Kuß des strahlenden Gestirns. Gewöhnlich wird die nächtliche Ruhe der See durch den Schlag der Wellen unterbrochen, die im Mondlicht vielfach strahlend und glänzend ebenfalls ihr Reizendes haben wie das Schlagen der Räder und das Stöhnen und Seufzen des Schiffes und der Maschine. Heute Nacht aber glitten wir so ohne alle Bewegung dahin, völlig gespensterhaft; die Wimpel hingen schlaff an den Masten herunter, kein Lufthauch bewegte die Taue, ja die Schatten, welche dieselben auf das Verdeck warfen, zitterten nicht

einmal. Vorn im Schiffe saßen die Matrosen in leisem Gespräch beisammen, und der Steuermann hinten schien unbeweglich: das Steuerruder folgte dem leisesten Drucke der Hand.

Es war eine unvergeßliche Nacht, eine Nacht, in der man oft unwillkürlich und lauschend stehen blieb, als müsse man jetzt den Gesang der Sirenen und Meerjungfern vernehmen, und als müsse man sie sehen, wie sie langsam aus der Tiefe aufstiegen, gelockt von dem weißen Mondlichte, um den schlafenden Wellen zu singen und zu spielen. Aber es kam nichts dergleichen; nur derbe irdische Gestalten unterbrachen zuweilen den Lauf meiner Phantasie: der Kellner, der jetzt schlaftrunken über das Verdeck stolperte, oder der Kapitän mit brennender Cigarre, der leise mit dem Steuermann sprach, dann in das erhellte Compaßhäuschen blickte und hierauf mit uns eine spanische Konversation anfang, die uns aber leider vollkommen spanisch vorkam. Das mochte er auch einsehen und zog sich daher bald wieder von uns zurück. Zuweilen drehte sich das Schiff ein wenig, aber so leicht und geräuschlos, daß man, in den Mond blickend, hätte glauben können, dieser spazierte zu seinem Vergnügen ein wenig um uns herum.

Jetzt verkündete vorn am Schiffe der Klang der Glocke die zweite Wache und dann war Alles wieder still wie zuvor. – Und war ich denn wirklich so weit von der Heimath, befand ich mich wirklich auf dem Cid und schwamm an den herrlichen Gestaden Spaniens? Ich konnte das oftmals selbst nicht glauben und trat dann zum Steuermanne hin, um ihn zu fragen, wann wir ankämen. Es war das ein Franzose und deßhalb verstand ich ihn, als er mir zur Antwort gab: »Wenn die See ruhig bleibt, werden wir gegen acht Uhr

Barcelona erreichen – Barcelona, eine sehr schöne Stadt«, fügte er hinzu. – Also doch! In solchen Augenblicken fiel mir immer das Lied Alfred de Musset's ein, welches Freiligrath so schön übersetzt hat:

Wer, der auf Barcelona's Gasse
Mein andalusisch Mädchen sah.
Wer sah sie stehn auf der Terrasse?
's ist meine Löwin, meine blasse
Marquesa d'Amangui ja! –

Ich konnte es zwar damals nicht recht begreifen, warum es gerade ein andalusisches Mädchen sein sollte, die auf den Gassen von Barcelona solche Wirkung hervorbrachte. Später aber begriff ich es vollkommen.

Der Tag kam schön und klar herauf, ein würdiger Sohn der vergangenen herrlichen Nacht. Auf der See bin ich immer sehr frühzeitig, und so betrat ich denn auch heute schon das Verdeck gleich nach dem gähnenden Kellner, der auf meine Frage nach den Gestaden Spaniens auf einen schon ziemlich deutlichen Landstreifen vor uns zeigte. Zu erkennen war da freilich so gut wie gar nichts; die Formen der Küste waren noch sehr unregelmäßig und wechselten ab mit hellen und dunklen Stellen. Eine der letzteren sollte Barcelona sein und die bedeutende Spitze daneben, die schon etwas klarer aus dem Wasserdunste hervorsah, der Monjuich. Es ist für mich immer ein höchst angenehmes Gefühl, so einem mir gänzlich fremden Lande zuzusteuern; man macht sich allerlei Phantasien von der Lage einer Stadt, die sich derselben dann beim Näherkommen öfters anpassen, so daß man meint, man habe sich dieselbe so und nicht anders vorgestellt.

Die Stille des Meeres hatte sich nicht geändert. Der Cid arbeitete wacker darauf los, und wie die Küste vor uns höher und höher aufstieg, so wurde sie auch deutlicher, und bald konnten wir genau unterscheiden, wo kleine Buchten ins Land hineingingen und wo die Felswände ins Meer vorsprangen und sich schnell aus demselben erhoben. Dieses war namentlich bei dem Monjuich der Fall, der in seiner imposanten Gestalt herausfordernd allein an der Küste zu stehen schien, ein trotziger Wächter, dessen Kanonen rings umher Alles beherrschen und an dessen Fuß sanft hingeschmiegt Barcelona liegt, über welche Stadt er schützend oder drohend seine eiserne Hand ausstreckt.

Hohe Gebirge erheben sich nicht hinter Barcelona, und der Horizont ist nur begrenzt von einer unbedeutenden Bergkette, schön gezackt in dunkelvioletter Färbung. Hinter derselben, rechts vom Monjuich, aber weit ins Land hinein, bemerkte man an dem klaren Morgen ziemlich deutlich einen einzelnen Bergkegel von seltsamer, sonderbar ausgezackter Gestalt – Monserrat, den heiligen Berg, dem wir ebenfalls einen Besuch zugedacht; bei unserem Näherkommen sank er langsam hinter die vor ihm liegende Bergkette, wogegen der Monjuich immer höher und stolzer emporstieg. Bald konnte man schon die Festungswerke droben erkennen, so wie den Weg, der hinauf führt – ein hellerer Streifen auf dem gelben Sandstein, bald über den nackten Felsen im Zickzack hinlaufend, bald rechts und links mit grünen Hecken besetzt.

Jetzt lag auch der Hafen deutlich vor uns, der, begrenzt durch die hohen Ufermauern, von den Häusern der Stadt

nicht viel sehen läßt. Die Einfahrt in denselben, namentlich wenn man von Marseille kommt, stimmt die Erwartungen des Reisenden sehr herab; dort das Gewühl der großen Stadt, welches am Hafen am lebhaftesten ist, die hohen Häuser, dicht an die Quais gebaut, im Hafen-Bassin selbst Hunderte von Fahrzeugen aller Nationen, worunter oft ein Dutzend Dampfer in einer Reihe, Alles voll Leben und Bewegung; hier eine stille Wasserfläche, ein fast todter Hafen mit wenigen unbedeutenden Schiffen, die wie schlafend an den Ankerketten liegen, fast gar kein Verkehr zwischen ihnen und dem Lande. Zwei kleine Dampfer in der Mitte des Hafens waren alles, was auf eine Communication mit dem Auslande deutete, rings am Strande dagegen eine unzählige Menge Schifferbarken in der bekannten malarischen Unordnung, dabei aber in Allem ihre Armuth zur Schau tragend; hinter ihnen ein sandiger Strand und dann erst bis auf die schon genannten Hafenmauern zur Linken unbedeutende Uferbauten, hinter welchen man die graue Festungsmauer sah und kleine, niedrige Häuser.

So war der Anblick des Hafens von Barcelona. Glücklicherweise brauchten wir nicht lange auf Erlaubniß zu warten, um das Land betreten zu können; wir vertrauten uns mit unserem Gepäck einem Nachen an und wurden von zwei Kerlen in zerlumpte braunen Mänteln ans Ufer gerudert. Dort hatte sich ein artiges Gesindel versammelt, um uns in Empfang zu nehmen; Strauchdiebe aller Art in abgerissenen kurzen Hosen, nackten Beinen, schmierigen Jacken, was aber alles von der blutrothen Manta verdeckt wurde, welche weithin leuchtet und den Burschen das Aussehen von Scharfrichtern gab, die mit uns schleunigst fertig

machen würden; dazu paßten auch ihre wilden Bewegungen und der Ausdruck ihrer unrasirten Gesichter.

Von uns Vieren, die wir nun ans Land stiegen, der Maler nämlich, Herr Erichsen und Herr Weinberg, sowie ich, wußte Keiner sich im Spanischen auch nur halbwegs vernünftig auszudrücken. Herr Weinberg, der ein Vocabulaire in der Hand schwang, radebrechte freilich aus demselben allerlei seltsam klingende Phrasen, welche aber den Cataloniern eben so wenig verständlich schienen, als unser ehrliches Deutsch. So standen wir denn ziemlich rathlos da, und wenn uns auch pantomimisch allerlei Hülfleistungen angeboten wurden, so ließ uns doch gerade die Verschiedenheit derselben zu keinem Entschlusse kommen. Der Eine wies uns auf unsere Fragen nach Barcelona hierhin, der Andere dorthin; eine Partie wollte unsere Koffer auf die Schultern laden, die andere auf einen Karren werfen, und ein paar Zollsoldaten schienen den Wunsch zu hegen, sie in einem der dunklen Gewölbe deponirt zu sehen, die sich in der Ufermauer befinden. Und dabei lärmten die Kerle über alle Gebühr, drängten sich uns auf den Leib und rochen nach Knoblauch, daß es zum Erbarmen war. Ich glaube, sie wären noch unsertwegen in Händel gerathen, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Retter erschienen wäre, ein wohlgekleideter Mann nämlich, der sich uns in ganz gutem Französisch als Lohnbedienter der Fonda del Oriente, des Gasthofes, den wir aufsuchen wollten, dargestellt hätte. Ihm überließen wir denn auch gleich die Sorge für unser Gepäck, welches er auf einen großen Karren laden ließ, dem wir folgten.

Es ging aufwärts das Ufer hinan durch einen halb zerstörten Thorbogen, dann kamen wir auf einen weiten öden

Platz, der einstens zum Schiffswerfte für kleinere Fahrzeuge gedient haben mochte; jetzt lagen da unbrauchbare Schiffsplanken, altes Tauwerk, rostige Anker, auch hier und da ein Haufe Ballen oder Fässer, durch Strohmatten gegen die Sonne geschützt. Dieser Platz war auf der der See gegenüber liegenden Seite mit einer langen Reihe niedriger Häuser besetzt, alle von gleicher Bauart und gleicher Höhe. Viele waren roth angestrichen, und die zahlreichen weißen Fenstereinfassungen hätten dem Anblick etwas Heimathliches gegeben, wenn nicht jedes dieser Fenster mit einem kleinen eisernen Balken versehen gewesen wäre, welcher uns erinnerte, daß wir endlich in Spanien waren. Es war eine kleine Stadt, die vor uns lag, aber mit unscheinbaren Häusern, so ärmlich aussehend, daß wir uns schüchtern fragten: Soll das Barcelona sein? Worauf uns übrigens der Lohnbediente zu unserem Trost mit einem sanften Lächeln sagte: Das ist nur die Vorstadt Barceloneta; dieselbe ist übrigens nicht unbedeutend, neuer als die große Stadt, und ihre Straßen laufen ganz gerade und durchschneiden einander rechtwinkelig. Hier ist das Fischer- und Matrosenviertel, es gibt hier viele Kneipen und viele Tabakläden, dazwischen Gewölbe mit bunten Schifferhemden und rothen Mantas, welche Farbe für dieses Kleidungsstück hier in Catalonien Mode zu sein scheint.

Die Straßen sahen recht öde und leer aus, eben so die Häuser; die meisten Fenster waren verschlossen, zum Theil auch nur mit weißen Gardinen verhängt, und nur hie und da lehnte eine weibliche Gestalt an dem Balkongeländer, mit vollen Körperformen, blassem Gesicht und sehr schwarzen Haaren, die mit silbernen Nadeln aufgeputzt waren.

Barceloneta, zwischen 1755 und 1775 durch den Marquis de la Mina gegründet, ist sehr lang gestreckt, und wir brauchten eine gute Viertelstunde, ehe wir die Gräben und Mauern der wohlbefestigten großen Stadt erreichten. Das Thor, welchem wir uns näherten, hatte uns schon von Weitem, sehr hell von der schmutzigen Häusermasse, an der wir vorbeikamen, abstechend, durch seine seltsame Formenbildung und die Prätension seiner ganzen Anordnung, die ein ganz modernes Bauwerk verrieth, besonders interessirt; die zwei Thorbogen neben einander, der eine zur Ein-, der andere zur Ausfahrt bestimmt, schienen die völlig geschlossene Kreisform zu haben, eingespannt zwischen einen Wald von griechisch-dorischen Säulen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich auch fast so, denn aus der untern Hälfte der Kreise war nur ein so großes Stück ausgeschnitten, um eine ebene Schwelle zu erhalten. Der Aufwand an reichen Architekturformen und die Präcision der Ausführung wären einer besseren Gesamtanordnung werth gewesen.

Hinter dieser Puerta del Mar sah es auch nun gleich ganz anders und großstädtisch aus. Vor uns hatten wir einen weiten, wohlgepflasterten Platz, in dessen Mitte man eben irgend ein Denkmal aufzurichten im Begriffe stand, dessen ansehnlicher, würfelförmiger Unterbau bereits fertig war. Auf einer Seite des Platzes befinden sich vier- bis fünfstöckige Häuser, neben diesen die sehr gering aussehende Lonja oder Börse, links ein großes Gebäude mit Arcaden, unter welchen sich, beiläufig gesagt, ein Kaffeehaus befindet, das »Zu den sieben Thüren« heißt. Dieses besagte die

Inschrift auf der gleichen Anzahl Eingänge in sieben verschiedenen Sprachen, worunter sich auch eine deutsche befindet. Es ist dieß der Palast eines Amerikaners, in welchem nach den Bürgerkriegen Espartero wohnte, als sich der Hof damals hier befand, und der Balkon des Siegesherzogs war dem der beiden Königinnen gerade gegenüber, denn rechts am Platze ist der königliche Palast, ein rothes Gebäude in einem mittelalterlich sein sollenden Style; doch sind die theilweise sehr geschmacklosen Verzierungen nur gemalt. Es ist darin eine Nachahmung des Dogenpalastes zu Venedig versucht worden, aber blos der Schein statt des Wesens; die fingirten Incrustationen bunter Marmorplatten, die halb gothischen, halb arabischen Einzelheiten und die ausgezackte hölzerne Mauerkrönung geben dem Ganzen ein sehr barockes Aussehen. Hübsch nahm sich nur der im Hauptstockwerke auf die ganze Hauslänge sich erstreckende verglaste Balkon aus, eine in dieser Ausdehnung uns noch ganz neue Sache, die wir erst mehr im Süden des Landes in vielerlei mannigfaltigen Arten wiederfinden sollten. Unmöglich kann ich hier noch zwei Schilderhäuser unerwähnt lassen, blau und weiß angestrichen, in Zeltform, da ich nicht leicht etwas Plumperes der Art gesehen habe.

Neben dem Palast ist das Mauthgebäude, wohin unser Karren dirigirt wurde. So viel Unangenehmes man mir auch schon über die spanische Mauth gesagt, so fand ich doch, daß die Barceloneser besser sei als ihr Ruf; die Leute behandelten uns recht artig, ließen freilich unsere Koffer öffnen, begnügten sich aber damit, mit der linken Hand

nur leicht auf den Kleidungsstücken umherzufahren, wogegen die Rechte, wie ich nicht läugnen darf, eine vielsagende Bewegung machte, die ich denn auch durch Hineingleitenlassen einer Peseta alsbald ausglich. Diese Visitationen in Spanien, abgesehen von hier, wo wir von Frankreich kommend die Landesgränze betraten, sind nicht genug zu rügen und für den Reisenden wahrhaft empörend. Jedes miserable Nest glaubt das Recht zu haben, den müden und hungrigen Reisenden unter dem Thore festzuhalten und Geld von ihm zu erpressen; denn nur das ist die Absicht. Bei unseren späteren Touren zu Pferde brauchte nur Einer vorauszureiten und einfach seine Börse hervorzuziehen, so verlangte man nicht einmal, daß das Maulthier abgepackt wurde, sondern ließ uns nach Spendung einiger Peseten (die Peseta ist vier Realen, gleich einem französischen Franc) ruhig weiter ziehen.

Nachdem wir mit der Mauth fertig waren, folgten wir abermals dem Lohnbedienten; er hieß Maurice, und ich kann ihn jedem meiner Leser, der zufällig nach Barcelona kommt, bestens empfehlen. Von dem freien Platze gerieten wir gleich in das Gewühl der Stadt, das in den sehr engen Straßen, die mit vier- bis fünfstöckigen Häusern besetzt sind, in einigen Vierteln wahrhaft betäubend ist. Heute war es Sonntag, und die hellen und tiefen Glockenstimmen der vielen Kirchen riefen die Andächtigen zur Messe. Maurice, der den Karren führte, eilte indessen so schnell vorwärts, daß wir beständig nach ihm zu sehen hatten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Und so mußten wir denn ziemlich theilnahmlos an der bunten, uns begegnenden Menschenmenge vorübereilen, welche in ihren

Costümen viel Neues für uns darbot, namentlich die bunten Mantos, welche die Männer über ihre Schultern hängen hatten, die seltsam geformten catalonischen Hüte von schwarzem Filz mit ziemlich breitem Rande, oben sich verengend, vor allem aber die zahlreichen Schaaren des weiblichen Geschlechts mit der reizenden Mantilla, Blumen im Haar, scharf gezeichneten Augenbrauen und glänzenden Augen.

Nach ziemlich langem Marsche kamen wir endlich auf eine breite Straße nach Art der Pariser Boulevards, eben so wie diese mit Bäumen besetzt – die Rambla, der Hauptspaziergang der Barceloneser, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, ihr öffentlicher Garten, ihr Alles in dieser Hinsicht. Hier befinden sich die Theater, die vorzüglichsten Kaffeehäuser und die ersten Gasthöfe, unter ihnen die *Fonda del Oriente*, uns als der beste bezeichnet, wo wir unsere Einkehr hielten. Monsieur Maurice sorgte auch hier auf beste für uns, und bald waren wir vier auf dem ersten Stock installirt; H. und ich hatten ein gemeinschaftliches großes Zimmer, an welches zwei Schlafkabinette stießen; der Fußboden war mit guten Teppichen bedeckt. Dazu hatten wir uns mit dem Oberkellner über Frühstück und Diner verständigt und sollten für Alles zusammen Jeder täglich 30 Realen zahlen, ungefähr 3 Fl. 30 Kr., was keine übertriebene Forderung war.

Wenn ich eine fremde Stadt betrete, ist es für mich ein wahres Vergnügen, ohne Ziel und Zweck in den Straßen umher zu streichen, mich bald hierhin, bald dorthin wendend, wobei ich es dem Zufall überlasse, mich zu führen,

wohin es ihm beliebt. Natürlich dauert eine solche Promenade immer mehrere Stunden, denn ich flaniere in aller Beharrlichkeit umher, betrachte mir Menschen, Häuser, Straßen und Magazine. Dadurch bekomme ich einen frischen, ursprünglichen Totaleindruck, der sich mir später nicht mehr verwischt, und der auch nach langer Zeit in dem inzwischen schon verschwimmenden Bilde einer Stadt in meinem Gedächtniß wie ein heller Streifen zurückbleibt. Auch hier in Barcelona hatten wir kaum unsere Schiffstollette etwas corrigirt, so betraten wir die Rambla und folgten dem Strome der Spaziergänger, gleichviel, wohin er uns treiben würde; doch hatten wir nur wenige Schritte gethan, als wir schräg unserem Gasthofs gegenüber den Correo, die Post, bemerkten, wohin wir uns wandten, um nach Postrestante-Briefen für uns zu forschen. Was diese betrifft, so hat man in ganz Spanien ein eigenthümliches Verfahren für die Ausgabe derselben. In einem Vorplatze der Post findet man nämlich große Listen angeklebt, worauf, mit einer fortlaufenden Nummer versehen, die Adressen aller Briefe aufgeschrieben sind, welche postrestante einliefen. Selbstverständlich sind diese Listen in den größeren Städten, wie hier in Barcelona, sehr zahlreich, und man hat große Mühe, seinen eigenen, meistens arg verstümmelten Namen aus den Hunderten der anderen heraus zu finden. Da man alsdann am Postschalter nur die Nummer anzugeben braucht, unter welcher der Brief auf der Liste vorgemerkt ist, um ihn zu erhalten, so kann man sich denken, daß hiedurch mancher Mißbrauch geschieht; denn jeder Unbefugte kann ohne irgend welche Legitimation eine beliebige Nummer fordern und erhält vielleicht meinen Brief, was auch häufig

genug vorkommen soll, weißhalb Fremde viel besser daran thun, ihre Briefe an irgend einen Banquier adressiren zu lassen oder an den Consul ihrer Nation, welche sich meistens ein Vergnügen daraus machen, ihren Landsleuten auf diese Art behülflich zu sein.

Obgleich es für die allgemeine Promenade auf der Rambla noch ziemlich früh war – erst elf Uhr Vormittags –, so war doch eine ansehnliche Menschenmenge da, welche etwas zu erwarten schien. Ohne zu wissen, um was es sich handle, warteten wir ebenfalls und vernahmen bald die Klänge eines Militärmusikcorps, welches sich auf dem Spaziergange gegen uns herbewegte. Doch habe ich nicht leicht etwas Erbärmlicheres gehört, als diese Musik. Obgleich die große Trommel so wie ein paar Becken ihr Möglichstes thaten, einigen Takt in dieses Musikcorps zu bringen, so konnten sie doch damit nicht zu Stande kommen, und jeder der Musici schien nicht bloß eine andere Takt- und Tonart, sondern auch sogar seine eigene Melodie zu spielen. Und das Ganze klang immer toller, je näher das Musikcorps an uns heran kam. Jetzt defilirten sie bei uns vorbei; die Leute sahen gar nicht schlecht aus, waren auch gut uniformirt und marschirten mit der größten Ostentation vorüber, denn sie nahmen die ganze Breite der Rambla ein, und um dieß zu bewerkstelligen, hatte jeder Musicant zwischen sich und dem Nebenmann einen Zwischenraum von wenigstens drei Schuh – ein wahrer Horreur für ein preußisches Herz, dem die »Führung« beim Marsch zur zweiten Natur geworden ist.

Hinter dem Musikcorps kamen ein paar Bataillone Infanterie. Die Leute sahen gut aus, und ihre sauberen Uniformen hatten etwas vom französischen Schnitte an sich; nur

waren die Farben heller und bunter, man sah viel Roth und Gelb. Ihre Fahnen waren mit schwarzem Flor umwickelt; das muß etwas zu bedeuten haben, eben so die einzelnen Kanonenschüsse, die sich vom Monjuich herab vernehmen ließen, sobald die Truppe die Rambla betrat. Natürlich nahmen wir unsere Spazierstöcke hoch in den Arm und marschirten, in Erinnerung an unsere Jugendzeit, im Schritte neben dem Musikcorps her, welches sich am Ende der Rambla vor einer kleinen Kirche aufstellte, deren Façade mit schwarzem Tuch beschlagen war. Ein General der Garnison war gestorben, und ihm galten diese Trauerfeierlichkeiten. Eine große Menschenmenge umfluthete die Kirche, doch bemerkten wir, daß nur Wenigen der Eintritt gestattet wurde. Auch wir traten in den Vorhof und wandten uns in französischer Sprache und mit der Bitte an einen Offizier, uns den Eintritt erlauben zu wollen. Obgleich uns der Spanier gewiß nicht verstand, so schien er doch unseren Wunsch zu errathen und ließ uns mit einer freundlichen Handbewegung und einigen höflichen Worten passiren.

Überhaupt ist Höflichkeit und ein sehr zuvorkommendes Betragen gegen Fremde ein schöner Zug im spanischen Charakter. Mit der größten Bereitwilligkeit erhält man auf seine Fragen jederzeit die beste Antwort, und wenn man selbst sehr schlecht Spanisch spricht, so bemüht sich der Angeredete, den Sinn dessen, was man ihm sagen will, zu verstehen, und hilft gern mit einem erklärenden Worte. Das ist so in allen Schichten der Gesellschaft; der Arbeiter hilft einem bereitwillig irgend ein Haus aufsuchen, und es ist mir später öfter passirt, daß aufs eleganteste gekleidete Herren mehrere Straßen mit mir gingen, um irgend Jemanden zu suchen, den wir oft erst nach vielem Fragen

in einem Hinterhause fanden. Dann schied der freundliche Führer, meistens mit einem freundlichen Händedruck und dem bekannten »*a la disposicion de usted*«, was so viel heißt, als: ich bin auch später ganz zu Ihrer Verfügung.

Wir traten also in die Kirche, die ebenfalls mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und angefüllt war von Offizieren aller Waffen und Grade. Die Fenster waren dicht verhängt, und es brannten in dem Kirchenschiff und dem Chor eine unzählige Menge von Wachskerzen, deren rothe, wehende Flammen die bunten Uniformen und das viele Gold und Silber an denselben mit düsteren Streiflichtern beleuchteten, was einen eigenthümlichen Effect machte, der noch erhöht wurde durch die melancholischen Klänge einer Trauermusik, die, unterstützt von einer Sängerschaar, im Chor aufgestellt war. Dazu donnerten zuweilen die Kanonen vom Monjuich dumpf herüber und es ertönten die Gebete der Priester. Auf einem hohen Katafalk in der Mitte des Kirchenschiffes lag der Verstorbene unter einer weit herabfallenden schwarzen Sammtdecke, die mit Silber gestickt war und deren vier Ecken je von einem Unteroffizier gehalten wurden, welche regungslos wie Statuen an ihrem Posten aushalten mußten, weßhalb sie aber auch häufig abgelöst wurden.

Als die Trauerfeierlichkeiten bis zu einem gewissen Grade gediehen waren, dessen Bedeutung ich übrigens nicht anzugeben vermag, wo das Musik- und Sängercorps in der Kirche eigentlich viel zu laut für den kleinen Raum derselben einsetzte, ertönte auch die Musik draußen auf der Rambla, und zwischen den dumpfen Kanonenschüssen von der Festung herab krachten die Geschütze jetzt in unmittelbarer Nähe von der Kirche, was mich veranlaßte, diese zu

verlassen, um zum ersten Male dem Feuern einer spanischen Batterie zuzusehen. So sehr uns Anfangs das Feuern mitten in der Stadt überraschte, so wurden wir doch alsbald gewahr, daß den Barcelonesen dieß keineswegs ungewohnt war, und beim Umschauen sahen wir am Ende der Rambla als Schlußpunkt der Muralla del Mar eine hohe Bastei über den Platz hereinragen, aus deren Scharten man die Rambla der Länge nach nordwestlich bestreichen kann, und von wo aus etwaige Volksaufläufe kräftig zerstreut werden können, auch wohl schon zerstreut worden sind.

Es war Bergartillerie, die sich auf einem kleinen Platze neben der Rambla aufgestellt hatte, für mich von besonderem Interesse, da ich dieselbe bisher noch nie manövriren sah. Es sind kleine Geschütze, die dreipfündige Vollkugeln und Granaten schießen; die Laffette ruht auf Rädern, hat aber keine Protze, da sich der Munitionskarren auf dem Rücken eines Maulthieres befindet, welches rückwärts aufgestellt wird. Die Fortbewegung des Geschützes geschieht vermitteltst zweier anderen Maulthiere; beide haben Packsättel, wovon jeder mit Packtaschen und dergleichen einen Centner wiegt. Ein Maulthier trägt die Laffette – Corunna, ein Gewicht von zwei Centnern, das andere das metallene Rohr, Pieza, von gleichem Gewichte. Die Munition im zweiten Kasten besteht aus sechs Granatwürfen und zwei Kartätschenladungen und wiegt circa $1\frac{1}{8}$ Centner. Die Bedienungsmannschaft jedes Geschützes besteht aus acht Leuten, drei, welche die Maulthiere führen, und drei, welche bedienen, mit zwei Mann Reserve.

Bei der großen Last, welche die Maulthiere tragen müssen, sind diese sehr ausgesucht und waren hier vortrefflich

im Stande; sie werden nicht vor dem sechsten Jahre genommen und sind mit einzelnen Ausnahmen bis zum sechszehnten und achtzehnten Jahr im Dienste. Eigenthümlicher Weise nimmt man nur dunkelfarbene Maulthiere zur Bergartillerie, indem man aus Erfahrung wissen will, daß die hellfarbenen nicht so kräftig seien; man wählt kurze, gedrungene Thiere mit starker Brust und Hals, rundem Rücken und kurzen festen Beinen. Das schwarze Geschirr ist so einfach wie möglich, das Kopfzeug besteht aus einer Trense und der Hufbeschlag ist ohne Stollen; dabei werden diese Maulthiere im Gegensatz zu allen übrigen, welche man in Spanien sieht, nicht geschoren. So viel ich bei dem heutigen Schießen nur mit der Manövercartouche bemerken konnte, bedienen die Leute ihre Geschütze rasch und pünktlich. Ob irgend ein anderer Staat Bergartillerie in dieser Art besitzt, weiß ich nicht genau, doch ist sie für das gebirgige Spanien gewiß von großem Nutzen; man kann sie fast wie die Raketenbatterien verwenden, denn das gepackte Maulthier ist ja im Stande, auf dem schmalsten Pfade sehr steile Berggipfel zu erklettern. Dabei soll ihr Marsch außerordentlich schnell sein, so daß Infanterie auf längere Zeit nicht folgen kann. Die Bergbatterie that noch einige Schüsse, dann wurden Rohr und Laffette, wie schon bemerkt, jedes getrennt, auf die sehr feurigen Maulthiere gehoben, ich sah' ein paar, die schwer beladen, kaum zu halten waren, obgleich ihre Nasen durch tüchtige Knebel auf stärkste zusammengedrückt waren, und an diesem Knebel wurden sie geführt.

Der Trauergottesdienst ging jetzt zu Ende, die Kirche entleerte sich, und die Truppen marschirten ab unter einem

Trommelschlag, so langsam, so melancholisch und schläfrig, wie ich bis jetzt nichts Ähnliches gehört; doch war derselbe nicht gedämpft, wie gewöhnlich bei Trauermärschen, und ich hörte das gleiche Tempo später, öfters auch beim Exerciren. Nachdem sich die ganze Menschenmenge verlaufen, nahmen wir unseren Spaziergang wieder auf.

Für einen Fremden wäre es sehr schwer, sich in den Straßen von Barcelona zurecht zu finden, wenn man nicht, wie z. B. in Paris die Seine oder die Boulevards, auch hier zwei große Linien hätte, auf welche man beim Umherstreifen immer wieder zurückkommt, die Muralla del Mar, so wie die Rambla. Die letztere bildet mit der ersteren einen rechten Winkel und scheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, von denen die gegen den Monjuich zu das alte, die gegen die Citadelle hin das neue Barcelona genannt werden könnte. Letzteres ist weit glänzender und belebter; hier reihen sich Läden, Magazine und Gewölbe an einander, und an diesen erkennt man die emporstrebende große Stadt. Die Magazine fangen an, sich nach französischem Schnitt zu formiren, und große helle Spiegelfenster, welche fast die ganze Breite des Hauses einnehmen, lassen eine reiche Auswahl von Waaren aller Art sehen, hier Gold und Silber, dort Krystall und Porcellan, und neben einem Gewölbe voll buntfarbiger Teppiche sieht man kostbare Stoffe in Seide und Sammt, von denen sehr viele in Barcelona selbst erzeugt werden. Der Gewerbefleiß der Catalonier ist bekannt und um so anerkennenswerter, da Barcelona wohl die einzige Stadt Spaniens ist, welche bedeutende Fabriken und Manufacturen hat. Es gibt hier eine Menge Spinnereien, Webereien, Druckereien, die Strumpfwirkerei ist sehr ausgebildet, eben so die Anfertigung von Tressen

und Fransen aller Art, so wie grober und feiner Lederarbeiten. Der Verkehr, den dieß in den Straßen hervorruft, ist außerordentlich, und es gibt Stadtviertel, welche sich in dieser Hinsicht mit den belebtesten von Paris messen können. Die eleganten Gewölbe und Magazine, von denen wir vorhin sprachen, befinden sich hauptsächlich in der Straße Ferdinands VII., welche von der Rambla nach dem Constitutionsplatze führt. Früher war dieses nur eine enge Gasse, doch fing man schon vor mehreren Jahren an, sie ansehnlich zu erweitern; und das geschah, um einem längst gefühlten, dringenden Bedürfniß abzuhelpfen. Der Constitutionsplatz, sehr hoch gelegen und nicht mehr im nächsten Bereich der Kanonen des Monjuich, war nämlich bei den zahlreichen und blutigen Aufständen, welche die Stadt von jeher beunruhigten, der Herd der Empörung; dort war der Palast der Provincialdeputirten, und auch meistens die Häupter der Aufständischen, welche da ziemlich agitiren konnten, denn wegen der engen Straßen war es unmöglich, mit Kavallerie und Geschütz gegen sie zu operiren. Dort hinein hat man nun durch die neue Straße eine artige Bresche gelegt, sie führt in gerader Linie auf die Rambla und hat eine Breite von ungefähr fünfzig Schuh.

Trotzdem man dort noch immer beschäftigt war, ein vorzügliches Pflaster von breiten Steinplatten, so wie Gasröhren zu legen, welche Arbeiten die Passage erschwerten, so bedienten sich doch die Barceloneser häufig dieser neuen Straße, ja, es war an den glänzenden Magazinen vorbei hier ein beständiges Spazierengehen, so daß man oft Mühe hatte, sich durch den Menschenstrom durchzuwinden.

So vergingen mehrere Tage mit Wanderungen durch die Stadt, die H. und ich theils gemeinsam, theils Jeder allein

ausführten, bis wir eines Abends, zum Diner heimkehrend, unseren dritten längst erwarteten Gefährten, den Baumeister Leins, auf der Treppe des Hôtels zu unserer größten Freude uns entgegeneilen sahen. Er war, da in langer Zeit kein Schiff von Marseille nach der spanischen Küste mehr abging, auf dem Landweg über die Pyrenäen zu uns gestoßen, und nachdem er uns ausführlich seine Reiseabenteuer erzählt, unterhielt er uns später, während wir auf der Muralla del Mar unter sternenhellem Himmel und im Widerschein Tausender von Lichtern der Stadt am Meer uns ergingen, von der überraschenden Schönheit von Toulouse, dessen Gebäude allermeist in gebrannter Erde und zum Theil in höchster Vollkommenheit ausgeführt sind, von den dortigen alten Meisterwerken des Bildhauers und Architekten Bachelier, von dem prächtigen Platze des Capitols, von der St.-Sernin- und Dalbadekirche, und als er uns den riesigen, leider unvollendeten Dom von Narbonne, die originellen alten Bauwerke von Perpignan, und seinen Übergang über die Pyrenäen mit den Mühsalen des Weges über la Junquera und Figueras, Gerona nach Matarò geschildert, mußten wir gestehen, daß, wenn er auch den längeren und beschwerlicheren Weg gewählt, seine Ausbeute doch die Annehmlichkeit unserer Seereise weit aufwog.

Des anderen Morgens gingen wir zusammen auf den Constitutionsplatz zur Besichtigung des dortigen alten Stadttheiles, der uns, je genauer wir die übrige Stadt kennen lernten, durch seine interessanten alten Bauten immer stärker anzog. Die Straße San Fernando durchschneidet denselben, und einander gegenüber erheben sich zwei merkwürdige Gebäude, welche die ganze Länge des Platzes einnehmen: diessseits der oben genannte Palast der

Provincialdeputirten, jenseits der Palast des Gouverneurs, auch Udiencia genannt. Beide Gebäude haben zwar moderne Façaden, aber der innere Kern ist alt und noch ganz wohl erhalten.

In dem ersten fesselt den Besucher gleich nach Überschreitung des Hofes die ganz eigenthümliche Art des Abschlusses der Treppe von der Vorhalle. Aus der Übergangszeit des Gothischen in die Renaissance, ist der große Bogen des Treppenaufganges bedeckt mit der reichsten Sculptur; zwei kleine Thüren, zu beiden Seiten mit gothischem freistehendem Maßwerk überwölbt, schließen sich beiderseits in schiefer Stellung an erstere an; Säulenbündel, spiralförmig um die dazwischenstehenden Pfeiler gewunden, ziehen sich bis zum Capital empor und bilden mit dem großen Wappenschild in der Mitte und den Statuen, die daneben stehen, das pikanteste Ensemble, das man sich denken kann. Der große Saal im oberen Stockwerke ist ebenfalls sehr merkwürdig.

Die Udiencia, noch älter, hat im Äußeren noch die dreitheilige Fensterform, mit seinen Marmorsäulchen abgetheilt, so fein, daß man sie mit der Hand umspannen kann, und über jedem das dreifach durchbrochene Kleeblatt. Der Hof im Innern gehört zu dem Kecksten, was in der Architektur je geleistet worden. Das von einer frei im Hofe aufwärts führenden Treppe mit zierlich durchbrochenem Steingeländer zugängliche Hauptstockwerk kehrt eine ringsum laufende Spitzbogenstellung gegen den Hof herein, ebenfalls mit unglaublicher Dünne der Säulchen, die in Gruppen von vier an einander gewachsen, stehen; aber diese Colonnade ist nicht von Grund aus unterstützt, sondern ruht auf einer Anzahl um die ganze Breite des Bogenganges

hervorragender Consolen, wodurch sich der Hof im oberen Stockwerk verengt und diese Bauweise noch um so kühner erscheinen läßt, weil über dem Säulengang im Hauptstock sich noch ein schweres, massives drittes Stockwerk befindet. Die Nebenseite dieses Palastes geht auf eine enge finstere Gasse, und der Hof ist von dieser durch eine hohe Mauer abgegränzt, die Chapuy im *Moyen-âge archéologique* so schön abgebildet hat. Über dem Thor in der Mitte ist der heilige Georg, den Drachen erlegend, in wunderschöner gothischer Einrahmung, und die Mauer mit einem herrlichen Aufsätze von durchbrochener Arbeit mit Fialen und Laubwerk gekrönt. Die Thoröffnung ist mit schweren Thorflügeln aus dunklem Holz verschlossen und übersät mit großen zugespitzten Nägeln, die drohend in die Straße herausragen. So hat dieser Bau ein durchaus finsternes Ansehen und eine gleichsam trotzige Abgeschlossenheit nach außen.

Diese enge melancholische Gasse weiter verfolgend gehen wir immer zwischen fast schwarzen, massiv gebauten Häusern, die, obgleich sie wenig Luft und Licht haben, doch in den Zeiten ihrer Erbauung von keiner armen Classe der Gesellschaft bewohnt wurden. Blickt man an ihnen hinauf, so sieht man nur einen schmalen Streifen des schönen spanischen Himmels, zu gleicher Zeit aber, wie zierlich, phantastisch und prächtig diese Häuser erbaut sind. Willkürlich ist oft ein Fenster breit, das andere schmal, aber die meisten sind mit Sculpturen versehen, von schlanken zierlichen Säulen getragen und lassen ahnen, daß hinter ihnen ein trauliches Gemach liegt, dem sie Licht und Luft verleihen. Fast alle diese Gebäude haben eine große Ausdehnung und man erräth leicht, daß sie einen Hof und einen kleinen

Garten umschließen. Das Ziel findet diese Straße bei der Kathedrale, die uns lange festhielt, und deren Kreuzgang durch ein gastlich geöffnetes Portal uns zum Eintritt einlud.

Dieser Kreuzgang unterscheidet sich wesentlich von denjenigen, die wir bei den alten germanischen Klöstern zu sehen gewohnt sind, welche blos aus einem, den vier-eckigen Klosterhof umgebenden Spaziergang unter Bogen bestehen; der hiesige aber ist noch überdieß auf drei Seiten von Kapellen eingefaßt, so daß jedem Bogen des Kreuzganges eine dahinter liegende Kapelle entspricht, welche wie dieser mit zierlichem Sterngewölbe überspannt und mittelst hoher Eisengitter von demselben abgeschlossen ist.

So bildet dieser Kreuzgang gleichsam eine Kirche im Freien, und nicht allein die glücklichen Dimensionen desselben und die edlen Verhältnisse der Pfeiler und Bogen, die Schönheit der Gitter, die kräftige Vegetation des grünen Platzes in der Mitte, so wie der reizende Brunnen in der Ecke machen diesen Ort zu einem der anziehendsten, die es geben kann. Wenn auch an den Altären der Kapellen, die aus den verschiedensten Zeiten herrühren, hier und da sehr ausschweifende Formen vorkommen, so verleiht doch gerade diese Mannigfaltigkeit und diese abwechselnde Färbung der zahlreichen Wand- und Altarbilder und die zum Theil phantastischen Ausschmückungen dem Gesamt-Anblick einen solchen Reichthum, daß man sich nur schwer von diesem schönen und bei allem Ernste doch so freundlichen Hofe trennen kann.

Ich habe der Eisengitter, welche die Kapellen abschließen, erwähnt, und sie verdienen in der That die ganz besondere Aufmerksamkeit des Kunstfreundes; sie sind sämmtlich aus geschmiedetem Eisen, und die einzelnen senkrechten Stäbe derselben, oft zierlich gewunden und cannelirt, endigen oben in Blumenbüschel; aber diese sind von so gewählten Formen und so lieblich mit einem wahrhaft griechischen Gefühl gruppirt, daß sie zu den Meisterstücken mittelalterlicher Metallarbeit gehören.

Der Brunnen, der meist in den Kreuzgängen auf der halben Länge einer der Seiten in den Hof hinauspringend angebracht ist, befindet sich hier in der Ecke, beschattet von einigen hochstämmigen Bäumen; aus der Mitte des größeren unteren Beckens erhebt sich auf einem niederen Untersatz eine zierlich gearbeitete achteckige Schale, aus ihren senkrechten Achteckseiten dicke Wasserstrahlen speiend, und eine kleine niedliche Bronzestatue eines gewappneten Ritters, wohl des heiligen Georg, bildet die Spitze; das baldachinartig über das Ganze gespannte Gewölbe ist an den Rippen ausgezackt, und diese sind an den Kreuzungen mit hübschen Schildern ornirt. Eine erquickende Kühle verbreitet dieser Brunnen in seiner Umgebung, nach dem man immer wieder umschauf, wenn einen die Betrachtung entfernter Gegenstände von ihm abgezogen.

Ganz in seiner Nähe führt eine herrlich eingerahmte Spitzbogenthür in den südlichen Kreuzarm der Kathedrale. Ein mächtiger, majestätischer Bau! Wie gewaltig wird man, aus dem klaren, sonnigen Hofe tretend, von dem geheimnißvollen Dunkel in diesem weit ausgehöhlten Raume erfaßt! Je tiefer man nach dem Süden kommt, um so mehr

verschwindet aus den Kirchen die Lichtmenge, die den nordischen Kirchen des Mittelalters durch ihre vielen schlanken Fenster zugeführt wird; hier sind die Fenster an und für sich schon viel kleiner, und eine große Zahl derselben ist zugemauert, so daß die zahlreichen Kerzen ein wirkliches Bedürfniß sind, da auch den lichtgebenden öfFnungen ein Theil ihrer Kraft entzogen wird durch Glasmalereien, die meistens mit dunklem oder nachgedunkeltem Grunde leuchtende Punkte in Roth, Blau, Grün zeigen, deren Zeichnungen und Ornamente aber schwer zu enträthseln sind.

Nach einigem Verweilen entwirren sich die in der anfänglichen Dunkelheit sich nach oben verlierenden Säulenbündel; das Auge verfolgt die aus ihnen sprossenden Rippen bis zu deren Vereinigung in dem hoch oben schwebenden Gewölbe, und unwiderstehlich fesselt den Beschauer der allmählig klarer hervortretende herrliche Anblick des Chores, dessen schlanke Formen von einem bewundernswerthen Ebenmaße sind und dessen weit und weiter entfernte polygonisch hinter einander weglaufende Bogenreihen im reichsten Spiel von Streiflicht, Halbdunkel und Schlagschatten durch die Vieltheiligkeit und die magische Dämpfung der Helle einen unvergeßlichen Eindruck machen.

Der Hochaltar, umgeben und gekrönt von einem hohen, reich durchbrochenen gothischen Schnitzwerk mit zierlichen Giebeln, ausgefüllt vom feinsten Maßwerk und unterbrochen von unzähligen kleinen Pyramiden, ist an seinen beiden, nach vorn gekehrten Flügeln von zwei auf gewundenen Säulen stehenden vergoldeten Engeln begränzt, die wie die Wächter des Heiligthums glänzend aus der verschwimmenden Dämmerung hervortreten.

Am westlichen Ende beim Haupteingang ist das Mittelschiff durch eine hohe achteckige Kuppel mit kunstvollen Gewölb-Durchdringungen abgeschlossen, eine sonst seltene Anordnung, die aber eine sehr schöne Wirkung macht. Die Orgel der Kathedrale ist ein bedeutendes Werk, prächtig von außen und im Tone von gewaltiger Wirkung. Wir sahen hier zum ersten Mal eine Partie der Pfeifen horizontal in die Kirche hereinragen; ob der Ton hiedurch verstärkt wird, weiß ich nicht anzugeben, aber sie machen einen ganz eigenen Eindruck, denn aus dem Halbdunkel hervor, in dem die Orgel steht, sehen sie aus wie eben so viele blitzende Posaunen, von unsichtbaren Händen gehalten und von unbekanntem Odem geblasen, und ihre tiefen Töne dringen gewiß mit ernster und ergreifender Mahnung herab zu der im Gebete versunkenen Menschheit. Eigenthümlich ist die untere Verzierung der Orgel, welche, aus braunem und vergoldetem Holzschnitzwerk bestehend, in einen Saracenenkopf endigt, der mit langem schwarzem Barte so täuschend gemacht ist, daß man nach dem ersten Anschauen unwillkürlich zurücktritt und, an einen blutigen Scherz früherer Jahrhunderte glaubend, meint, jetzt müssen sich die halbgeöffneten Lippen krampfhaft schließen, jetzt die Augenlider über die blitzenden Augen niederfallen und sich darauf der ganze Kopf mit tiefer erschreckender Blässe überziehen. Etwas Angenehmes hat dieses Saracenenhaupt durchaus nicht, doch hat seine Anwesenheit hier unter der Orgel gewiß irgend einen Grund, den ich aber leider nicht erfahren konnte.

Dem erhabenen Inneren der Kathedrale entspricht aber keineswegs das Äußere der Kirche; in winkelige Gassen versteckt, bietet es sich nirgends zu einem Gesamt-Anblicke dar. Die Thürme sind unbedeutend, und die einem großen Platze zugekehrte westliche Giebelseite ist noch eine unvollendete rohe Mauer, wie an vielen italienischen Kirchen, und dazu noch stellenweise sehr ungeschickt und verschnörkelt bemalt.

Gleich neben der Kathedrale scheint uns ein interessantes Haus, obgleich seine Mauern fast schwarz sind und trotzig in die Höhe ragen, durch den Wechsel der Zeit schon zugänglicher geworden. Seine beiden Flügel sind durch eine Gartenmauer verbünden, über welche ein außerordentlich hoher Orangenbaum herübernickt und sich mit dem grünen Laub und den goldgelben Früchten so gar anmuthig in dieser finsternen Umgebung ausnimmt. Die Thorflügel sind halb geöffnet, und nachdem wir einen Augenblick den zierlichen bronzenen Thürklopfer bewundert – er stellt ein fabelhaftes Thier vor, welches zwischen den Vorderpatzen das Wappen des Erbauers trägt – schauen wir in den Hof hinein und erstaunen über die Zierlichkeit desselben, sowie auch über die Melancholie, welche seine theilweise Zerstörung ausspricht. Hier befinden sich mächtige Citronen- und Orangenbäume, die immer noch grünen und blühen, während der Strahl des Springbrunnens in der Mitte des Hofes, der früher so anmuthig zu erzählen wußte, schon längst versiegt ist. Auch die Marmorplatten des Bodens sind hier und da zersprungen, eben so einige von den Säulen, welche eine kleine Halle im Hintergrunde des Hofes trugen. Man sieht auch wohl, daß diese Stelle lang kein menschlicher Fuß mehr betreten, denn Steinbrocken

aller Art, Marmorüberreste und herabgefallene Ornamente sind dort zusammengetragen, und zwischen ihnen gingen Schlingpflanzen auf, die sich anmuthig darüber hinrankten. Rechts neben dem Thore wand sich eine schlanke Treppe frei in den ersten Stock hinauf, welche auch heute noch von den Bewohnern des Hauses benutzt wurde, denn wir sahen auf den Stufen derselben ein paar hübsche Kinder spielen, welche Orangenblätter abrissen und sich damit bewarfen.

Alle Gebäude in der Nähe des Constitutionsplatzes waren in früheren Zeiten und sind wohl auch jetzt noch die Wohnungen hoher und niederer Geistlichkeit. Für uns, die wir oft hierher spazierten – denn wir fanden hier Jeder in seiner Richtung zu thun: unser Baumeister, indem er Ornamente maß und zeichnete, Horschelt, der eine hübsche Mädchenfigur oder ein paar kecke Gestalten, die an den alten Thorbogen lehnten, in sein Skizzenbuch nöthigte, und mir, der ich diese finsternen Häuser so gern mit Gestalten einer alten, längst vergangenen Zeit bevölkerte – war besonders das Gebäude mit dem seltsamen Thürklopfer von großer Anziehungskraft. Wir nannten es nur das Priesterhaus. Oben statt des Daches hatte es einen Bogengang mit kleinen zierlichen Säulen, und dort genoß man gewiß eine entzückende Aussicht über Land und Meer. In unseren Träumen war es uns oft zu Muthe, als müsse jetzt plötzlich dort oben eine wohlgenährte Gestalt im langen schwarzen Kleide lustwandelnd erscheinen, während zu gleicher Zeit aus einem kleinen zierlichen Fenster im unteren Stocke, das von den Blättern der Orangen dicht beschattet war, leise Lautenklänge und gedämpft ein Lied, von schönen Mädchenlippen gesungen, hervortönte.

Wie treue Wächter umgeben übrigens diese finsternen Häuser den mächtigen Bau des Domes von Barcelona.

Unseren Spaziergang verfolgend, betreten wir die Calle de Escudellers, wo sich ebenfalls Hunderte von Läden und Magazinen an einander reihen; doch sind hier weniger die glänzenden Gewölbe als in der Straße Ferdinand's VII. Hier kauft die immer ab- und zuströmende Menge Stoffe und Geräthschaften für den täglichen Gebrauch, und während man dort meistens elegante Toiletten, feine Paletots und glänzende Damenroben sieht, bemerkt man hier mehr Gestalten aus dem Volke und die Costüme der ländlichen Bewohner aus der Umgegend von Barcelona. Hier ist das Gewühl belebt durch die über die Schulter geworfene lange Manta, meistens in Roth, Blau oder Grau; auch bemerkt man hier den langen braunen Mantel mit dem kleinen Kragen über die Achsel herab, ein Kleidungsstück, welches die Spanier so gewandt und malerisch umzuwerfen verstehen. Vorherrschend sind die kleinen zugespitzten Hüte, die oftmals verzierte rund geschnittene Jacke, kurze Hosen und weiße Gamaschen. So stehen die Männer in und vor den Gewölben, Papiercigarren rauchend, während sie lachend und plaudernd um die verlangten Artikel handeln. Und dazwischen sieht man das weibliche Geschlecht in der unentbehrlichen Mantille, die meistens schwarz und selbst bei der niederen Classe von Spitzen oder Seide und nach der Laune der Besitzerin mehr oder minder phantastisch aufgesteckt ist.

Das Gewühl und der Lärm in diesen Hauptstraßen Barcelonas ist an den Wochentagen wahrhaft betäubend, und dabei sind die Gassen so schmal, daß der Menschenstrom oft kaum den schweren Karren auszuweichen vermag, die,

mit Fässern und Kisten beladen, meistens in langen Reihen daherkommen. Doch bemerkt man auch hier den angenehmen Grundzug und Charakter der Spanier, sich gegenseitig mit größter Höflichkeit zu behandeln und sich nicht leicht aus der guten Laune bringen zu lassen. Ein junges Mädchen, an das man unsanft hingestoßen wird und dessen Mantille man zerdrückt, wendet sich um und wird lachend sagen: Das ist ein kleiner Schaden, der durchaus nichts zu bedeuten hat! Sie blitzt uns mit ihren schwarzen Augen an und hüpfert davon. Kommt man vielleicht zufällig in verdächtige Berührung mit den Rädern eines Karrens, so sagt der Führer desselben auf die artigste Weise von der Welt: Erweisen Sie mir die Gunst, sich in Acht zu nehmen. Auch das beständige Cigarrenrauchen ist mit daran schuld, daß gänzlich Fremde bei einander stehen bleiben und ein paar Worte zusammen plaudern; hier bittet man um Feuer, dort reicht man selbst die Cigarre einem Fremden zum Anzünden, wobei es häufig vorkommt, daß, wenn dieser sieht, mein Endchen sei bedeutend herabgebrannt, er sich gleich daran macht, mir aus dem Vorrath von Papier und Tabak, den er stets bei sich trägt, eine neue zu drehen. Natürlich schlägt man das niemals ab, der Spanier sagt: *a la disposicion de usted*, langt nach seinem Hute und entfernt sich freundlich grüßend.

Je mehr man sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto seltener werden die glänzenden Magazine, und man kommt nun in Gassen, wo Sattel und Riemenzeug aller Art verkauft wird, Fuhrmannspeitschen, Hüte und Manta's von der größten Sorte. Hier glaubt man sich oft, was Leben und Verkehr anbelangt, in einer Gasse von Damaskus oder Kairo zu befinden; denn der Schuhmacher sitzt mit seinen

Gesellen auf der Gasse, der Schneider flickt Röcke unter Gottes freiem Himmel und die Obstverkäuferin nebenan hat hier wie im Oriente die gleichen Früchte ausgestellt: Orangen, Citronen Granatäpfel, Datteln und Feigen. Was übrigens in ganz Barcelona, und leider nicht auf angenehme Art an den Orient erinnert, das ist der gänzliche Mangel aller Dachrinnenröhren, um das Regenwasser auf den Boden zu leiten, weßhalb denn bei Regenwetter das himmlische Wasser auf beiden Seiten der Straße von den Dächern herab wie aus unzähligen Gießkannen niederschießt.

Quer über die enge Gasse ist hier ebenfalls wie in vielen orientalischen Städten eine alte Matte gespannt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, und wenn man dort jene beiden Gestalten aus der Gegend von Sitgas und Tarragona betrachtet, nach Art der Beduinen in langem weißem Mantel, um den Kopf ein buntfarbenes Tuch, mit den gebräunten Gesichtern, den blitzenden Augen und dem schwarzen Barte – Einer hält, um die Täuschung vollständig zu machen, da er ein Viehtreiber ist, eine lange Lanze in der Hand, – so könnte man glauben, es seien Araber aus der Wüste von Gizzeh. In diesem Stadtviertel sieht man auch kleine heimliche Kneipen; nach der Straße zu weit offen, zeigen sie dem Blick ein oft finsternes und schmieriges Gemach mit grob gezimmerten Tischen und Bänken; an der Decke hängt der Weinorrath in gegerbten Häuten von Ziegen und Schweinen; Hals und Pfoten sind zugebunden und die Körper sehen unförmlich geschwollen aus. Der Wein soll sich in ihnen recht gut halten, bekommt aber einen Beigeschmack, der für eine Zunge, die nicht daran gewohnt, sehr unangenehm ist. Die öffnung vor diesen Kneipen ist

häufig mit einer Matte überhängt, aus dem Inneren dringen zuweilen Guitarrenklänge hervor, und als Wirthshauszeichen oder Schild hängt draußen eine brennende Lunte, deren sich auch die Vorüberwandelnden zum Anzünden ihrer Cigarren bedienen.

Natürlicher Weise gibt es auch hier in Barcelona Straßen, welche nicht von dem eben erwähnten Verkehr berührt werden, wo Beamte oder große Kaufleute wohnen, wo man weder Boutiquen noch Magazine sieht. Hier sind meistens stattliche aber finstere Gebäude, vier bis fünf Stockwerke hoch, und man kann oft eine lange Strecke wandeln, ehe man ein menschliches Wesen sieht; hier oder dort lehnt wohl eine Mädchengestalt an einem der Balkons, und unten am Thore sitzt vielleicht ein Bettelweib, welches mit stummer Geberde die Hand ausstreckt, wenn der Spaziergänger einen Augenblick stehen bleibt. Und trotz der öde und Stille dieser Straßen bleibt man hier gern an einzelnen Häusern stehen und schaut zuweilen in die kleinen reizenden Höfe hinein. Freilich sind diese meistens durch eiserne Gitter verschlossen, welche aber doch den Blick nicht abhalten können, der entzückt bemerkt, wie der Hof mit Marmorplatten bedeckt ist und wie ein Springbrunnen seine klaren Strahlen emporschleudert mitten zwischen die Zweige der Orangen und Citronen hinein. Auch Höfe mit alter und ernster Architektur bemerkt man hier, mit stolz gewölbtem Eingange, mit Säulen, welche Arcaden tragen, und mit einer prächtigen Treppe im Hintergrunde, die, quer an dem Hause aufsteigend, gewundene Säulenschäfte zeigt, reich verzierte Capitäle und schwere Steingeländer, auf welchen zierliche Bildwerke ausgehauen sind – Gestalten aus dem alten Testamente oder Neptun mit seinen

Seepferden und Tritonen. Oft, wenn ich allein auf den Straßen strich, hörte ich aus einem dieser Höfe ein leichtes Hüsteln und war angenehm überrascht, unseren Baumeister zu finden, der sich da zeichnend und Cigarren rauchend stundenlang amüsirte. Für ihn, so wie für den Maler war auch in den Straßen von Barcelona genug zu finden, und wenn nicht gerade immens eine schöne Architektur an Gebäuden oder Höfen, so oft nur der Blick in einen langen dunklen Gang, an dessen Ende durch eine schmale Thüre im scharfen Contrast Licht und Sonnenglanz hereindrang, eine roh zusammen gezimmerte Veranda beleuchtend oder eine kleine gewundene Treppe, die versteckt und geheimnißvoll in den oberen Stock führte.

Eine riesenhafte Palme, die wir bei unserem Umherstreifen zwischen Häuserlücken hervorragen sahen mit weit ausgebreiteten Blättern – ein Anblick, der mich mächtig anzog, denn Palmen sind mir immer noch eine liebe Erinnerung an Syrien und Ägypten –, führte uns in ein altes ehemaliges Kloster, das jetzt zu einem Militärspital eingerichtet wird – ein lieber, reizender Platz. Von außen durch hohe, geschwärzte Mauern dem Blicke der Vorübergehenden entzogen, besitzt dieses Kloster einen vollkommen erhaltenen Kreuzgang von zierlichen gothischen Arcaden, mit Säulen von erstaunlicher Dünne und niedlich mit Blätterwerk ausgemeißelten Knäufen, der in seiner einfachen Schönheit, in seiner Ruhe und Stille im länglichen Viereck einen kleinen Garten umgibt, wie man nichts Poetischeres sehen kann; die Säulen sind so fein, daß man kaum zu glauben vermöchte, die darauf ruhenden Spitzbogen könnten sich halten, wenn nicht an den vier Ecken kräftige, flache

Strebboegen in der Richtung der Diagonale die Bogenstellungen mit den dicken Umfassungswänden rückwärts verspannen würden und so im Vereine mit der vieltheiligen Balkendecke, die über dem Gange liegt, den beruhigenden Eindruck einer genügenden Festigkeit erweckten. Lorbern und Orangen bildeten dichte Gruppen in demselben, unter welchen sich kleine Steinbänke befinden, von denen einige noch besonders gegen die Sonne geschützt sind, indem man sie mit Veranden bedeckte, die höchst einfach aus Lattenwerk und Weinlaub bestanden und ganz willkürlich hier und dort an den Zweigen der Bäume festgemacht waren. Gebüsche und Bänke umgaben einen kleinen freien Platz in der Mitte des Gartens, wo sich der unentbehrliche Springbrunnen befand, hier aber mit einem klaren Wasserstrahle versehen, der hoch hinaufgeschleudert wurde und mit schwarzen, ernsten Cypressen zu wetteifern schien, welche den Brunnen und das dazu gehörige Steinbassin umstanden. Die gothischen Arcaden des Kreuzganges standen doppelt über einander, und obgleich die obere Reihe zugemauert war, sah man doch deutlich Säulen, Bogen und Capitäle. Der Campanile der Klosterkirche oder eigentlich der Glockenstuhl – denn er besteht nur aus einer einzelnen mit Bogen durchbrochenen Mauer, die auf der Wand des Kreuzganges ruht – schaut, von der Sonne beschienen, freundlich zwischen den Cypressen durch den Hof herein, und die in seinem Bogen schwebenden Glocken feiern jetzt wohl für lange Zeit, da keine Mönche mehr da sind, die ihrem Rufe folgen.

Die Gestalt dieser Kreuzgänge ist eine unendlich glückliche und gut gewählte; es spaziert sich so angenehm darin umher, und was in einem Parke die verschlungenen Wege

sind, das sind hier die Ecken des Ganges, welche das Einerlei eines langen Spazierganges wohlthuend unterbrechen. Dabei waren die Mönche vor Sonne und Regen geschützt, und die Umgebung, die sie hier hatten, unterstützte sie bereitwillig in ihren mannigfachen Betrachtungen. Der heitere Blick, welcher gern auf dem Laub und den Blüten des Gartens, auf den von der Sonne beschienenen Blumen und dem glitzernden Wasserstrahl verweilte, wurde ernst und düster, wenn er sich alsdann auf die Steinplatten des Bodens niedersenkte oder auf die Wände des Kreuzganges, wo eine lange Reihe von Namen derer eingehauen war, die einstens hier gewandelt, ebenfalls umgeben von Blütenduft und Sonnenglanz.

Dieses Kloster liegt dicht an der südöstlichen Stadtmauer, und wenn man dieser folgt, so kommt man in ein ärmliches Stadtviertel, welches aber nicht uninteressant ist. Die engen Gassen laufen hier eigensinnig durch einander, finster und schmutzig, zuweilen durch kleine Plätze unterbrochen, wo Häuser niedergerissen wurden, deren Formen man noch deutlich erkennt an den Mauern der stehen gebliebenen, gerade wie die Überbleibsel eines Schwalbennestes, das man von der Mauer herabgestoßen. Auch recht feuchte Winkel gibt es hier, welche sich wuchernde Pflanzen zu Nutze gemacht haben, die, hoch auf dem Dache entsprossen, längs den grauen Mauern herabgekrochen sind. Hier und da erblickt man auch einen freundlichen Balkon, neben dem sich eine mächtige Weinrebe hinaufschlingt, deren Ranken oben, durch Latten oder Pfähle unterstützt, ein weit vorspringendes Schattendach bilden.

So umherschauend, und bald hier, bald dort stehen bleibend, kommen wir auf einen breiten, mit doppelten Baumreihen bepflanzten Spaziergang, el Paseo Nuevo, der parallel mit der Rambla läuft, gegen diese aber sehr einsam und öde liegt; er ist zu sehr vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um von der eleganten Welt benutzt zu werden. Doch scheint sich hier die jüngere Generation oder vielmehr die Bonnen und Wärterinnen derselben ein Rendezvous zu geben; denn wie z. B. im Garten der Tuilerien zu Paris auf einer Stelle, die wegen ihrer sonnigen Lage la petite Provence heißt, sieht man auch hier eine große Anzahl geputzter Kinder, die sich unter den Bäumen umhertummeln und allerlei Spiele treiben. Ich kann hier nicht eine eigenthümliche Kopfbedeckung der kleinsten dieser Kinder, welche anfangen laufen zu lernen, unerwähnt lassen. Es sind das Fallhüte von Stroh geflochten, die wie ein Turban aussehen, und dem Kopfe beim Niederstürzen eine elastische Unterlage geben. Die kleinen Spanierinnen mit sehr großen und glänzenden Augen tanzen im Kreise, während die jungen Dons exerciren und Soldaten spielen; denn in dieser Richtung sehen sie hier treffliche Vorbilder; dieser Spaziergang stößt nämlich an das Glacis der Citadelle, und auf demselben werden die Soldaten abgerichtet, müssen stehen und gehen lernen, rechts- und linksum machen, nach Zählen marschiren, ganz wie bei uns – ein Anblick, der uns denn auch deßhalb so äußerst angenehm an die Heimath erinnerte. Der heutige Tag schien den Tambours gewidmet zu sein, und diese spazierten zu Zweien oder Dreien recht melancholisch auf den Wällen und in den Gräben umher, sich und dem begleitenden Unteroffizier etwas vormusicirend.

Die Citadelle, deren Werke beim Aufstand 1843 theilweise gelitten haben, ist vollkommen wieder hergestellt; man sieht von dem Spazierwege aus deutlich die lang gezackten Linien vor sich liegen, Schießscharten und Geschütze, so wie eine einsame Schildwache. Wir lassen die Citadelle links liegen; ehe wir aber den breiten Weg verlassen, stoßen wir auf einen kleinen melancholischen Garten, mit Mauern und einsamen Gittern eingefast, den einstens ein Gouverneur der Citadelle für sich und seine Familie angelegt. Jetzt ist eines seiner Thore dem Publikum geöffnet, durch welches wir denn auch eintreten. Der Garten ist klein und erscheint als eine große Spielerei, wie die Essenz eines großen Parkes: Laubgänge, Alleen en miniature, Seen und Teiche wie Entenpfützen, Hügel, die man fast mit einem guten Schritte übersteigen kann, auf ihnen kleine Pavillons zu anderthalb Personen, und im Verhältniß dazu Marmorstatuen, die alten Götter darstellend, wie sie wohl in ihrer Jugend ausgesehen haben mögen; auch eine kleine Menagerie fehlte nicht, in welcher neben Vögeln einer sehr niedrigen Rangclassen auch ein armer Lämmergeier war, der trübselig auf das gewaltige Meer hinausblickte, welches man hier und da zwischen den Zweigen durchglänzen sieht.

Vom Glacis der Citadelle haben wir nicht weit zur Puerta del Mar mit ihrem großen Platze, über welchen wir hinwegschreiten, bei dem schon erwähnten Caféhause der sieben Thüren vorbei, und auf einer breiten Rampe hinauf zur Muralla del Mar, wo wir dem Gewühl und Geräusch der Stadt, dem Spectakel der Feilen, Meißel und Hämmer, dem Schwirren der Webstühle, dem Rasseln der Maschinen, dem ganzen unendlichen Lärmen des gewerblichen Fleißes, den man an allen Enden der Stadt hört, glücklich

entronnen sind, wo das Auge, nicht mehr geblendet von dem buntfarbigem, sich eng durch einander drängenden Menschenstrom, endlich ausruhen kann. Diese Muralla del Mar, eigentlich eine prachtvolle Terrasse, die sich in einer Breite von sechszig Fuß an die Brustwehr der Hafenmauer lehnt, ist eine der angenehmsten Promenaden Barcelonas. Vor uns haben wir den Felsen des Monjuich, zu unserer Linken den Hafen, Rhede und Strand, letzteren mit seinem eigenthümlichen Leben, weiter hinaus Barceloneta und vor uns ein unermeßliches Stück des mittelländischen Meeres; rückwärts aber liegen in der Tiefe lange Reihen von Gebäuden und Palästen, Haus an Haus, von der Terrasse durch eine Straße getrennt, über die nur einige Mal, wie z. B. an der Wohnung des Gouverneurs, Brücken in das zweite Stockwerk führen.

Wie ich schon früher bemerkte, stoßen diese Hafenmauern mit der Rambla unter einem rechten Winkel zusammen. In diesem Winkel liegt das starke Fort Atarazanas, welches auf diese Art die beiden Hauptspaziergänge Barcelonas dominirt und mit seinen Kanonen bestreichen kann. Man sieht, daß hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden ist. An diesem Ende und dem anderen entgegengesetzten, bei dem Café der sieben Thüren, führen gewaltige Rampen von der Höhe der Terrassen hinunter auf das Niveau der übrigen Straßen, und ist der Anblick des Menschengewühls, zumal bei der aufziehenden Parade, auf diesen schiefen Flächen ein außerordentlich lebendiger.

An Sonntagen, wie heute, in der kälteren Jahreszeit namentlich, zwischen zwei und vier Uhr, ist nun die Rambla, die von genanntem Fort eine gute Viertelstunde lang in gerader Linie zur Puerta Isabella II. hinaufführt, mit Wagen,

Reitern und Fußgängern besäet. Für letztere ist der mittlere, mit Bäumen bepflanzte Weg, die anderen bewegen sich rechts und links von diesem auf der gepflasterten Straße längs den Häusern. Alles, was sehen oder gesehen sein will, oder was Ansprüche auf elegante Toiletten und Schönheit macht, findet sich hier auf der Rambla zusammen. Das Auge ist geblendet von dem buntfarbigen Strome, der plaudernd und lachend auf und ab wogt, der Körper aber bald ermüdet von dem ewigen Ausweichen, von dem langsamen Gehen und von dem beständigen Durchwinden zwischen dieser gedrängten Menschenmasse. Namentlich das weibliche Geschlecht ist hier stark vertreten, um gewählte Toiletten oder auch oft sehr geschmacklose Anzüge zur Schau zu tragen. Die Barceloneserinnen sind nicht wegen ihrer Schönheit berühmt: etwas derb, wohl voll und üppig, dabei aber steif, ohne die eleganten Formen ihrer südlichen Landsmänninnen, scheinen sie die ihnen mangelnde Grazie durch die bunten, auffallenden Farben ihrer Gewänder ersetzen zu wollen. Neben sehr bescheidenen und gewählten Anzügen sah ich hier andere, so aus schreienden Farben zusammengesetzt, daß sie dem Auge ordentlich wehe thaten. Glücklicherweise mindert die schwarze Mantille, wenigstens von oben herab, manchen auffallenden Anzug; doch haben auch schon Viele diese allerliebste Landestracht bei Seite gelegt und prangen in Hüten, die einstens in Paris Mode waren und stark mit wehenden Federn und bunten Bändern aufgeputzt sind. Drei Dinge findet man übrigens auch am Kopfe einer Barceloneserin selten unschön, das sind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei Vielen auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar ist, dessen sich bei uns mancher junge Offizier

nicht zu schämen hätte. Die Mädchen aus dem Bürgerstande sieht man häufig in einem Kleiderschnitte, den man fast einen altdeutschen nennen könnte, wenigstens findet man bei uns auf alten Bildern denselben Spenzer, knapp die Taille umschließend, mit kurzen, engen Ärmeln, die mit Spitzen oder weißen Manchetten eingefaßt sind – eine Tracht, sehr kleidsam, die auch seit einiger Zeit bei unseren Damen wieder Mode zu werden anfängt.

Die jungen spanischen Elegants sind einfacher gekleidet, thun aber schon ein Übermögliches in der Farbe der Cravaten und Handschuhe. Paletot und Frack haben übrigens kein ausschließendes Recht auf die Rambla, und es ist sehr angenehm, auch die Nationaltracht mit kurzer Jacke, weißen Gamaschen, spitzem Hut und farbiger Manta stark vertreten zu sehen. Dabei stehen die Träger der letzteren, was anständiges Benehmen anbelangt, hinter den Ersteren nicht zurück; ja, man könnte die meisten unter ihnen für vornehme Leute halten, die sich zu ihrem Vergnügen so costumirt haben; gewandt und anständig führen sie ihre Damen, bleiben eben so bei Begegnenden stehen, schauen lachend einem hübschen Mädchen nach, und führen ihre Papiercigarren eben so coquet zum Munde, wie der Elegant in seinen Glacéhandschuhen die Puros.

Für eine so große volkreiche Stadt wie Barcelona – sie hat ungefähr 350,000 Menschen – sieht man wenige und fast gar keine eleganten Equipagen, was wohl daher kommen mag, daß ein leichtes schönes Fuhrwerk nur in den breiten Straßen der Stadt zu gebrauchen ist, aber nicht zu Ausflügen in die Umgegend. Denn kaum hat man die Thore der Stadt hinter sich, so fängt das spanische Straßenelend an, und man geräth in fußtiefe Löcher und Geleise,

wo leichte Achsen und Räder in kurzer Zeit zusammenbrechen müssen. Deßhalb bemerkt man viele und gute Reiter und die jungen Leute von Barcelona lieben es, sich auf der Rambla vor ihren Schönen auf raschen Pferden sehen zu lassen. Diese sind meistens von andalusischer Race, also arabischer Herkunft, fast alle dunkelbraun oder schwarz mit außerordentlich starken Mähnen und lang herabwallendem Schweife.

Auch in der Woche ist die Rambla fast so belebt wie an Sonn- und Festtagen; wenn es alsdann der eigentlichen Spaziergänger weniger sind, so ist dagegen der gewerbliche Verkehr größer und Käufer und Verkäufer gehen eilfertig mit einander dahin. Die Bewohner der umliegenden Dörfer lassen sich alsdann auch häufiger in den Straßen Ferdinands VII. und auf der Rambla erblicken; dort betrachten sie die glänzenden Magazine, hier die ansehnlichen Gebäude der großen Theater und Gasthöfe. Eine eigenthümliche Zusammenkunft bemerkte ich öfters hier, Morgens früh nämlich eine bedeutende Anzahl Weißputzer, die mit ihren langen Stangen auf der Schulter wie zum Appel zusammen zu treten schienen und sich gleich darauf nach allen Seiten zerstreuten.

Um einen neuen schönen Marktplatz für Barcelona zu gewinnen, hat man ungefähr gegenüber der Straße Ferdinand's VII. eine Menge alter Häuser zusammengerissen und den Raum, wo diese standen, sowie die Höfe derselben zu einem ziemlich großen Ganzen vereinigt. So ist es ein stattlicher viereckiger Platz geworden, rings von neuen prächtigen Häusern umgeben, welche im unteren Stocke eine um den ganzen Platz hinlaufende geräumige Halle

von schlanken Steinsäulen haben, in der sich kleine Läden ebenfalls für die täglichen Lebensbedürfnisse, befinden. Die Produkte aber, welche von Tag zu Tag wechseln: Fleisch, Fische, Gemüse, Früchte aller Art, befinden sich auf dem Platze selbst, wo jeder Stand für sich recht zierlich geordnet ist, und alle regelmäßig aufgestellt, unter sich breite Gänge bildend, die sich rechtwinkelig durchschneiden und den Verkehr bequem und angenehm machen. Die meisten dieser Stände sind von oben durch graue Leinwand oder Matten gegen die Sonne geschützt, und der ganze Markt hat namentlich durch die stattliche Umgebung etwas Großartiges und sieht bei Abend, wo der Ein- und Verkauf recht lebhaft geht, von vielen Lichtchen erhellt, recht freundlich aus.

Dieser Marktplatz, östlich von der Rambla, gehört zur alten Stadt, die sich auffallend von den Theilen, welche wir vorhin durchwanderten, unterscheidet. Hier sind die Häuser noch dunkler, noch höher, und in den meisten Straßen so eng beisammenstehend, daß man sich in einigen ohne große Mühe von einem Balkon zum andern die Hand reichen könnte. Diese Balkone geben überhaupt diesen Häuserfronten mit unzähligen Fenstern ein ganz eigenes Ansehen, jedes derselben ist damit versehen, alle haben fast das gleiche schwarze eiserne Gitter, wodurch der Anblick hier über alle Beschreibung monoton wird. Dabei ist in diesem Theile der Stadt wenig Verkehr, man kann ganze Straßen durchwandern, ohne etwas Anderes zu sehen, als die trübseligen, hohen, dunklen Mauern mit verschlossenen

Fenstern, und an einem derselben hier oder dort ein verkümmertes Geranium, auf der Straße ein paar Hunde, eine vorüberspringende Katze und zusammengekauert Bettler beiderlei Geschlechts. Wenn es hoch kommt, begegnen wir vielleicht einem mageren Pferde, mit Fäßchen beladen und von seinem Eigenthümer geführt, der mit gellender Stimme den allervortrefflichsten Essig anpreist. Die Monotonie der Straßen der alten Stadt rührt auch wohl von den vielen Klöstern her, die sich ehemals hier befanden, und wenn man auch ihr Inneres vollkommen umänderte, so nahm man doch dem äußeren nicht sein finsternes und abschreckendes Aussehen.

Hier wohnen niedere Beamte, kleine Handwerker, Wäscherinnen. Letztere sieht man häufig bei ihrem Geschäfte, wenn man zu einem der finsternen Thorwege hineinblickt; dabei befindet sich im Hofe ein breites Steinbassin mit einem einfachen Brunnen, der seinen Wasserstrahl hineingießt, und ringsumher eine Anzahl Weiber, welche die Wäsche mit Hölzern und ihren Fäusten auf der Steineinfassung bearbeiten. Etwas, das diesem Stadttheile einiges Leben verleiht, sind die vielen Omnibus und Diligencen, die von hier aus nach der Umgegend, nach Saragossa, Madrid, Tarragona und Valencia fahren. Fast alle passeren das Thor, welches nach Sarria hinausführt, ein altes finsternes Gewölbe mit einer halbverfallenen malerischen Brücke und vernachlässigten Glaciseinschnitten. Dort rasselt gerade einer dieser Marterkasten bei uns vorüber, mit acht Maulthieren bespannt, deren Geschirr mit Messingstücken und kleinen Glocken bedeckt ist, die unaufhörlich klingeln und klimpern. Schon innerhalb des Thores und der Stadtmauer ist Weg und Pflaster so entsetzlich schlecht, daß der Wagen

wie betrunken hin- und hertaumelt; auch muß er eine Zeit lang warten, bis eine Menge Lastkarren, die vor ihm sind, die schmale Passage endlich befreit haben. Vor der Brücke nimmt ihn gleich eine dichte Staubwolke in Empfang und entzieht ihn bald unseren Blicken. Wir lassen ihn für heute gern ziehen, denn in kurzer Zeit werden auch wir dort eingezwängt sein, immer noch früh genug für ein solches Vergnügen.

Übrigens fehlt es auch diesem Stadttheile nicht ganz an Läden, doch sind es meistens Obst- und Victualienhändler, kleine Bilderläden oder ambulante Musikalienhandlungen. Die beiden letzteren haben mir manche Viertelstunde gekostet, denn ich konnte selten bei ihnen vorübergehen, ohne die ausgehängten Kunstschatze bewundert zu haben. Natürlich sind sie für die unteren Volksclassen berechnet, und die Bilder, eigentlich Bilderbogen, behandeln Gegenstände, welche dem spanischen Volkscharakter am meisten anpassen. Da sind Don Quixote und Sancho Pansa, verschiedentlich während ihrer Irrfahrten aufgefaßt, nach unseren Begriffen furchtbar carikirt, mit passenden Unterschriften versehen; ferner blutige Räubergeschichten mit einer wahren Verschwendung von brennenden Farben, hier ein Gefecht zwischen Räubern und Guardias Civiles, wobei die ersteren Sieger bleiben, dort die Beraubung einer herrschaftlichen Kutsche oder großes Würfelspiel der ganzen Bande um vollbusige Weiber, die auf den Knien liegen und Schonung zu erflehen scheinen. Die Musikalienhandlung ist ein sehr einfaches Etablissement und besteht aus einem Stuhle, auf dem der Eigenthümer sitzt, und mehreren

Schnüren an der Mauer eines Hauses, woran die betreffenden Musikalien aufgereiht sind. Hier spielen Stierfechterromanzen, Geschichten von verwegenen Contrebandisten, ebenfalls verdrießliche Abenteuer eines Corregidors mit einer schönen Müllerin, so wie Don Juan's Thaten und Ende eine Hauptrolle. Für einige Realen kaufte ich mir hier eine ganze Sammlung von Volksliedern.

Diese neue lange Wanderung hat mich indessen müde und hungrig gemacht. Es ist fünf Uhr, und ich begeben mich zurück nach der Fonda del Oriente. Im Hofe derselben finde ich meine beiden Reisegefährten; der Baumeister studirt an großen Placaten die Abfahrt der Dampfschiffe, während Horschelt eine der oben erwähnten Diligencen skizziert, die eben zum Abfahren bereit steht. Die Maulthiere sind ungeduldig und treten hin und her, und einem, das sich gar ungeberdig anläßt, hat der Delantero seine Manta um den Kopf gewickelt, wodurch es geblendet wird und ruhig steht. Ich trete einen Augenblick in die große Küche des Hauses, die sehr reinlich ist und an deren Thür unser vortrefflicher Maurice steht, umgeben von einem halben Dutzend fetter Hunde, unter deren Beihülfe das Diner bereitet wurde; sie müssen nämlich mittelst eines Tretrades sämtliche Braten drehen, und damit, wenn sie vielleicht bei dem süßen Duft in hungrige Träumereien verfallen und stillstehen, dieses von den betreffenden Küchenjungen augenblicklich bemerkt wird, ist oben an der Decke eine Glocke angebracht, welche, durch einen sinnreichen Mechanismus bewegt, alsbald anfängt zu klingeln, sobald Hund und Rad stillstehen.

Jetzt läutet Maurice an der großen Glocke des Hauses; in diesem Augenblick sind auch sämtliche Passagiere in

die Diligence eingezwängt worden, der Delantero schwingt sich auf, reißt zu gleicher Zeit dem unartigen Maulthiere die Manta vom Kopfe weg und, während wir zum Diner hinaufsteigen, rasen die acht Maulthiere wie toll zu dem engen Hofe hinaus. So ist das Reiseleben und nach einiger Zeit werden auch wir mit Neuangekommenen die Rollen gewechselt haben.

Wenn man uns von den interessantesten Sehenswürdigkeiten außerhalb der Stadt sprach, so hatte man immer in erster Reihe des Friedhofes erwähnt, der einzig in seiner Art sei und seines Gleichen nicht in Spanien, ja nicht in der ganzen übrigen Welt haben solle. Wir dachten dabei an Anlagen, wie z. B. Père la Chaise, prächtig wie dieser berühmte Friedhof gelegen, vielleicht mit einer weiten Aussicht aufs Meer. Eines schönen Nachmittags beschloßen Baumeister Leins und ich denselben aufzusuchen. Wir gingen zur Puerta del Mar hinaus und kamen gleich vor der Stadt in einen breiten, mit einer vierfachen Baumallee bepflanzten Weg, welcher der Beschreibung nach auf den Kirchhof führen mußte. Den Bahnhof der Eisenbahnroute nach Matarò, sowie den Stierplatz ließen wir rechts liegen und schritten auf dem fast schnurgeraden Wege fort, welcher sich ungefähr tausend Schritte vor der Stadt plötzlich, aber nur an einer Stelle, auf ein Drittel verengt, weil er hier durch das Glacis der Festung führt und Behufs der Zoll- und Thorabgaben mit einem Palissadenthor gesperrt werden kann.

Von dem Thore der Stadt hatten wir eine kleine halbe Stunde zu gehen, um den Kirchhof zu erreichen, dessen Mauern und Eingangspforte wir übrigens schon längere Zeit am Ende der Allee vor uns sahen. Sie schien aus gelben

Sandsteinen gebaut und blickte hell und schimmernd zwischen Lorbeerbüschen hervor. Rechts und links von dem großen Gitter, welches den Eingang verschloß, befanden sich kleine Gebäude, ägyptisch verziert; man muß es wohl so heißen, denn neben den bekannten, sich nach oben verjüngenden Formen waren gleich wieder welche von einem anderen Styl, kurz, ein sonderbares Gemisch von ernst seintollenden Formen. Obgleich wir das Meer zur Rechten hatten, sahen wir es doch nur zuweilen, da hier niedrige Dünen sind, die es dem Blicke entziehen; doch bot die Stadt zu unserer Linken von hier aus einen wahrhaft prächtigen Anblick. Man sieht sie langgestreckt mit ihren großen Häusermassen in dem Thale liegen, welches von Ausläufern der Pyrenäen gebildet wird, die Barcelona im Halbkreis umgeben. Von hier aus erkennt man auch die fabrikreiche Stadt; denn über den glatten Dächern und Terrassen erblickt man zahlreiche Dampfschornsteine, deren schwarzer Rauch die sonst so reine und klare Luft etwas verfinstert. Von Weitem gesehen, hat Barcelona eine gelbliche Sandsteinfärbung, welche sich namentlich im Strahl der Sonne warm und glänzend ausnimmt; über den Häusermassen ragen zahlreiche Kirchen heraus, vor allen aber die majestätische Masse der Kathedrale mit ihren beiden hohen durchbrochenen schwarzen Thürmen, welche ziemlich genau den Mittelpunkt der Stadt anzeigen.

Doch sind wir am Thore des Friedhofes und stehen verwundert über den seltsamen Anblick, der sich uns darbietet. Wir schauen in das Innere und suchen vergeblich einen Friedhof nach unseren Begriffen. Da ist weder Rasen, Baum, Strauch, noch Monument, Kreuz, vor allen Dingen aber kein Grab zu sehen; es liegt vielmehr eine kleine

Stadt vor uns, in deren Hauptstraße wir überrascht hineinschauen; ja, eine förmliche Straße, aus Gebäuden von vielleicht sechszehn Fuß Höhe gebildet, die, aneinander stoßend, auf beiden Seiten eine lange Linie bilden, nur unterbrochen durch Querstraßen, welche die, in der wir wandern, rechtwinkelig durchschneiden. Sämmtliche Gebäude haben nach Art der großen Fabriketablissemments unzählige Öffnungen in regelmäßigen Linien, eine neben der anderen – Fenster könnte man sie nennen, doch haben sie nicht viel über dritthalb Schuh im Quadrat und sind statt des Glases mit Marmorplatten versehen, deren Inschrift uns die Bedeutung dieser Zellen vollkommen klar macht. Denn die goldenen oder auch bloß eingegrabenen Buchstaben auf schwarzem oder dunkelgrauem Grunde erzählen uns, wer hier liegt, wann er geboren, wann er gestorben.

Der Kirchhof von Barcelona ist eine Stadt der Todten, deren Gebäude aus dicken Mauern, fast geformt wie Bienenzellen, bestehen, in welche man die Särge wagerecht hinschiebt und dann die Öffnung mit der oben erwähnten Tafel verschließt, wodurch bloß das Kopfende des Sargbehälters im Äußeren zum Vorschein kommt. Wie man uns versicherte, hat die Luft hier die merkwürdige Eigenschaft, die Körper der Verstorbenen in wenigen Jahren auszutrocknen, was sie zu Stande bringt, ohne dadurch eine schlechte Atmosphäre zu erzeugen. Hier in diesen seltsamen Straßen merkt man wenigstens nichts davon, daß man zwischen Tausenden von Todten umherwandelt, von denen doch ein großer Theil hier schon Jahre lang so gut wie in freier Luft wohnt, nur durch eine dünne Marmortafel von uns geschieden. Wie viele Grabstätten hier sind, bin ich nicht im Stande anzugeben, denn es sind ihrer unzählige,

und ich muß den Begriff einer Stadt der Todten festhalten. Wir biegen rechts in eine Seitenstraße und haben vor uns eine gleiche lange, lange Linie von Gräbern; wir wenden uns links und finden kurze Zeit nachher abermals eine andere lange Straße, die unseren Weg durchschneidet. Auch Neubauten sehen wir: hier wurden noch mehrere Stockwerke aufgesetzt, dort errichtete man ein ganzes Stadtviertel für neue Ankömmlinge. Da konnten wir ganz gut auch die Constructionsweise sehen; sämtliche Grabkammern sind aus Backsteinen errichtet und auch mit Backsteinen in flachem Kreissegmentbogen überwölbt, jedoch so, daß die wagerechten wie die senkrechten Scheidewände nicht mehr als die Dicke eines einzigen Backsteines haben.

Auch zwischen den bewohnten Zellen sah man hier und da ganze Reihen leer stehen und geöffnet, woher ich vermuthete, daß es den Einwohnern von Barcelona frei stehe, sich Straße und Nummer auszusuchen, wo sie nach ihrem Tode ruhen wollen. Begreiflicher Weise hat jedes Tafel- oder Mauernquadrat einen freien Raum in seiner Mitte, der als Garten angelegt ist, auch Kreuze und Monumente hat, die man aber beim allgemeinen Überblick nicht sieht und erst gewahr wird, wenn man an dem zugehörigen Eisenthor vorüber kommt. Hier befinden sich große gemeinschaftliche Gräber, in welche nach einer Reihe von Jahren die Überreste aller derer zusammengelegt werden, die eine eigene Grabzelle für ewige Zeiten nicht bezahlen konnten oder wollten; dieselben sind schön mit Cypressen umpflanzt, und man sagte uns, die Gebeine werden darin mit einem Übergusse von Kalk versehen. Anfänglich verursachte es uns ein eigenthümliches Gefühl, in diesen stillen, öden Straßen umherzuwandeln, und man liest schüchtern

die Namen derer, die hier ruhen; bald aber hatten wir uns mit dieser Begräbnisart befreundet und fanden es für die Überlebenden bei Weitem angenehmer, ihre Angehörigen so in der freien Luft aufgestellt zu wissen, statt sieben Fuß tief unter dem feuchten Rasen in der traurigen Grube, so weit entfernt von Sonnenlicht und Mondenschein.

Man darf sich jedoch nicht denken, daß der Anblick ein allzu monotoner sei; die Kreuzungen von zwei Straßen sind meist benutzt, um Monumente wichtiger Personen nicht allein in ihrer Mitte aufzustellen, sondern auch die einspringenden Winkel je auf den vier Ecken sind mit solchen Denkmälern ausgefüllt, häufig mit Eisengittern umgeben und oft von wahrhaft edler künstlerischer Anordnung. Dem Haupteingang gegenüber am Ende der großen Mittelstraße ist in erhöhter Lage eine Kapelle erbaut, die der ganzen Anlage eine höhere Würde verleiht. Die Straßen selbst sind weit, vortrefflich gepflastert und geplattet, und die Reinlichkeit und Ordnung eine musterhafte. Hierbei kann ich ein Denkmal nicht unerwähnt lassen, welches sich dicht am Eingänge des Friedhofes befindet. Es stellt eine vielleicht zehn Fuß hohe Pyramide von weißem Marmor vor, auf deren Untersatze sich auf zwei Medaillons der Kopf eines Mannes und der einer Frau befinden; es ist dieses ein sehr in Liebe erglühtes Ehepaar, welches am Tage seiner Hochzeit dieses Monument errichten ließ, um der staunenden Mitwelt zu verkünden, daß Beide auch nach ihrem Tode ungetrennt bleiben wollen. Die Sache kam indessen anders; denn schon im ersten Jahre nach ihrer Verbindung fielen Streitigkeiten so ernster Art vor, daß sie bald darauf eine förmliche Scheidung herbeiführten. Daß unter

diesen Umständen die Gruft unter dem Denkmale nicht benutzt werden wird, versteht sich wohl von selbst. Auch sollen sich die Betheiligten, welche beide noch leben, bereits andere Ruhestätten an zwei entgegengesetzten Enden des Kirchhofes ausgesucht haben.

Wenige Spaziergänger trafen wir auf unserer Wanderung durch die stillen Straßen, nur hie und da fanden wir Jemanden beschäftigt, einen Immortellenkranz an einer der Marmortafeln aufzuhängen. Zufälliger Weise aber wurde es uns vergönnt, ehe wir den Kirchhof verließen, noch einem Begräbnisse beizuwohnen, und zwar dem eines deutschen Landsmannes. Da wir in Begleitung desselben ein paar Bekannte sahen, so schlossen wir uns ebenfalls an. Die Beisetzung geschieht auf sehr einfache Art: der Sarg wird von einigen Leuten auf einer hohen Treppenleiter emporgetragen und in die Zelle geschoben; darach wird die Platte mit der Inschrift befestigt, und Alles ist vorüber. Die Bekannten, denen wir uns angeschlossen, der Schweizer Consul, so wie sein Associé, Herr Müller aus Köln, die überhaupt für uns von großer Freundlichkeit waren, boten uns einen Platz in ihrem Wagen an und luden uns zu gleicher Zeit zu einer Besichtigung des Monjuich ein, zu welchem Zwecke sich Herr Müller eine Erlaubnißkarte verschafft hatte. Eine solche zu erhalten ist nicht mehr so schwierig wie früher, doch bedarf es immer noch gewisser Formalitäten, um zur Besichtigung dieses Zwing-Barcelona zugelassen zu werden.

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durch dieselbe bis zur Puerta San Antonio. Rechts von dieser führt längs der Stadtmauer der Weg nach Madrid, wir aber fuhren gerade aus bis an den Fuß des Monjuich – Mons Jovis der

Römer – der sich unmittelbar vor der Stadt erhebt. Der Weg hinauf, den wir zu Fuß zurücklegten, ist sehr male-
risch und abwechselnd; zur Linken hatten wir das Meer,
das seine Wellen taktmäßig zwischen die felsigen Gestade
warf und so eine leichte Brandung verursachte. Umschau-
end sah man das uralte Thor, zu welchem wir hinausge-
gangen, aus dunklen Steinen erbaut, mit Epheu bekleidet,
welches sich um die morschen Balken geschlungen hatte,
die noch von ehemals aus dem Gemäuer hervorragten und
die dazu dienten, die Zugbrücke aufzuziehen, aber augen-
scheinlich lange nicht mehr benutzt worden waren.

Der Weg zum Monjuich – der Breite nach eine Fahrstra-
ße – geht im Zickzack aufwärts, wodurch wir jetzt eine
Aussicht auf die blaue unendliche Fluth des Meeres hatten,
gleich darauf die Stadt und das weite Gebiet des Llobregat
zu unseren Füßen sahen, dann auf die Dörfer der Umge-
gend: Garcia mit seinen Fabriken und Schornsteinen, Sanz,
Sarria, zwischen Gärten liegend, auf San Gervasio und San
Andrea. Alle diese Ortschaften sind durch Baumgruppen,
Alleen und jetzt noch grünende Felder mit einander ver-
bunden und geben auf diese Art der weiten Ebene ein
freundliches Aussehen. Den Platz zwischen den Stadtmau-
ern und dem Fuße des Monjuich bedecken Gemüsegärten,
und hier grünte ebenfalls Alles trotz der späten Jahreszeit.
Sonderbar nehmen sich zwischen den Kohl- und Salatfel-
dern die Bewässerungsanstalten aus, die sich noch aus der
Maurenzeit herschreiben, jedenfalls mit ihrem Paternoster-
werk und mit großen Steinbassins orientalischen Ursprun-
ges sind. In der willkürlichen phantastischen Zusammen-
stellung der einfachen Bedachung durch Stangen und Bret-
ter, um welche sich die Rebe geschlungen, so wie in den

alten gezahnten Triebrädern boten sie treffliche Studien für unseren Maler, der sie auch fleißig benutzte und halbe Tage lang zeichnend auf den Felsen des Monjuich saß.

Langsam stiegen wir den Berg hinan, der einige Hundert Schuh über dem Meer fast ganz kahl ist, röthlich-gelbe zerklüftete Felsenmassen zeigt, über welche man den Weg mühsam geebnet. Einige Abwechslung gewähren uns seine Einfassungen von riesenhaften Aloen und großen Cactus. Während man an den unteren Abhängen des Berges hinaufklettert, ist man nicht im Bereiche der Batterien; bei dem letzten Viertel des Weges aber, während dessen die Straße ziemlich gerade und steil aufwärts führt, sieht man die Geschütze der Außenwerke drohend auf sich gerichtet und begreift bei diesem Anblick wohl, daß es noch niemals gelungen ist, den Monjuich im Sturm zu nehmen, um so weniger, da auch die Anlegung von Breschebatterieen hier unmöglich ist. Der Monjuich ist bis auf den heutigen Tag eine jungfräuliche Festung geblieben; denn wenn er auch schon einige Male im Lauf der Zeiten in andere Hände übergegangen ist, so geschah das doch nur durch Vertrag oder Verrath, wie z. B. während der Unabhängigkeitskriege als General Duchesme, der als Alliirter nach Spanien kam, eine Parade dazu benutzte, um die harmlosen Spanier zu überrumpeln und sich in Besitz der Feste zu setzen.

Der Monjuich ist eine Festung, denn das Wort »Schloß« oder »Fort« gibt einen viel zu schwachen Begriff von seinen Werken. Diese haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis und nach der Landseite drei oder, wenn man die obere Plattform mitrechnet, vier Vertheidigungslinien.

Nach der Seeseite, wo der Felsen steil und zerklüftet hinunterfällt, ist nur ein einziger Wall, der aber zur vollständigen Sicherheit mehr als genügt. Dazu sind alle Werke größtentheils aus Quadern und sehr solid gebaut. Besonders schön construiert sind die Batteriefrenten an der westlichen Abdachung des Berges, die sie bestreichen können, und obgleich alle durch geheime Ausfallsthüren verbunden sind, ist doch jede Schanze von der anderen unabhängig und kann sie beschützen, aber auch zerstören. Aus einem Bombardement würde sich die Festung gar nichts machen, denn sie hat luftige, geräumige und vor allen Dingen sehr trockene Kasematten, welche eine Besatzung von 3000 Mann Soldaten ganz bequem beherbergen können.

Jetzt zur Friedenszeit sind diese riesenhaften Gewölbe vermittelst Bretterboden durchschoren und dienen als Kaserne. Alle Räumlichkeiten des Monjuich sind gut und reinlich erhalten, die Lagerstätten der Soldaten einfach, aber genügend, und die Küchen groß und geräumig; dabei fehlt es nicht an einer kleinen Kapelle, so wie an einem Clubb oder Café für die Offiziere, wo sich ein Lesecabinet, eine Bibliothek und ein Billard befinden. Wie schon bemerkt, wurde der Monjuich niemals durch Waffengewalt bezwungen, und man versichert, daß die Festung nur durch Aus Hungern oder Verrath der Besatzung genommen werden könne. Gegen den Wassermangel sorgt eine große Cisterne, welche in den Felsen gehauen ist, durch Regenzufluß gespeist wird und gutes Wasser genug enthalten soll, um die ganze Besatzung reichlich damit zu versehen.

Die Aussicht auf der oberen, sehr weiten Plattform, die den inneren quadratischen Hof umgibt, ist großartig und

reizend. Vor sich hat man die gewaltige Meerfluth, zur Linken Barcelona mit den vielen Dörfern, die es umgeben, und der reichen Ebene, begränzt von Gebirgen in schönen Formen, die, mit anderen Thälern und neuen Ketten untermischt, rückwärts immer mehr ansteigen und sich endlich am Horizont mit dem gewaltigen Zuge der Pyrenäen vereinigen. Rückwärts sieht man in das hügelige Land, welches hier einen anderen, minder großartigen Charakter hat. Doch sind da die Berge grüner bewachsen, gekrönt mit kleinen Dörfern, einzelnen Kirchen und den Ruinen alter Schlösser; in den Thälern glänzen kleine Seen, und ein gelber Streifen durch das grüne Land zeigt eine kurze Strecke die Straßen nach Madrid und Valencia.

Es dämmerte schon, als wir nach Barcelona zurückkehrten. Um diese Zeit entfaltet der Spaziergang auf der Hafenufermauer, wenigstens nach meinem Geschmack, seine ganze Schönheit. Dunkel liegen die Schiffe am Fuße derselben, hier und da glänzt ein Licht aus den Kajütenfenstern; das Meer, welches leise über den Strand hinspült, glänzt phosphorisch, und sein bei Tage weißer Schaum spritzt silberglänzende Sterne auf den Sand; dazu strahlt das Mondlicht auf den dunklen Fluthen, und wo ein Boot durch den Hafen fährt, wo die Ruderschläge das Wasser beunruhigen, da scheint es in lauter Flammen zu tanzen. Die Fischer haben ihr Tageswerk vollendet, hier und da hat eine Familie derselben im Freien ihr Feuer angezündet, und die rothe Gluth überstrahlt die ernsten Züge der Männer und glänzt in den verlangenden Augen der Kinder, die nach den Fischen schmachten, welche in der Pfanne zu braten. Rings um den Hafen her flammen nach und nach die Gaslichter auf, und da die Candelaber nah am Wasser stehen,

so spiegeln sich die weißen Flämmchen in demselben ab und bilden zitternde Punkte auf den dunklen Wellen. Aus den Schenken am Ufer tönt Gesang und Guitarrenklang; ein Spaziergänger der dir begegnet, bittet dich um Feuer für seine Cigarre, und wenn du am Ende des Weges angekommen bist, so beeilst du dich, wieder umzukehren; denn der spanische Soldat, der hier auf Posten steht und der dich am Tage vielleicht unbehelligt läßt, fällt das Bayonnet und ruft dir sein lautes: »Halt! wer da?« entgegen. Dieses geschieht jedoch nur in der Nähe des Arsenal, der übrige lange Spaziergang ist völlig zur Verfügung des nächtlichen Wanderers; man kann sogar die Schießscharten hinaufsteigen, sich über die Brüstung lehnen und wird nicht gestört, wenn man auch stundenlang hier verweilt, um die Blicke über das nächtliche Meer hinschweifen zu lassen, der Gegend zu, wo die theure Heimath liegt.

Abends ist die Rambla meistens belebt. Wir hatten während unseres Aufenthaltes ein unvergleichlich schönes Wetter: ziemlich heiß am Tage und nicht kühl in den ersten Stunden der Nacht. Der lange Spaziergang ist jetzt durch eine Menge von Gaslichtern erhellt, von denen sich namentlich große Candelaber in der Mitte der Allee prächtig ausnehmen. Diese haben sechs Arme, jeder mit mehreren Flammen, und so glaubt man aus der Entfernung, wo man die dunklen Träger nicht sieht, es hingen große Kronleuchter an unsichtbaren Schnüren zwischen den Baumreihen. Wir hatten das Glück, einem Feste beizuwohnen, wo die Rambla in einem wahren Lichtmeer strahlte, wo auf verschiedenen Punkten Musikchöre aufgestellt waren, welche unter dem Zudrang vieler Tausend Spaziergänger sehr oft die Volkshymne spielten und diese sowie Donizetti'sche

und Verdi'sche Melodien mit ungleich größerer Präcision, als vor einigen Tagen die Märsche bei der Trauerfeierlichkeit.

Bei diesen nächtlichen Promenaden bekommt man auch hier schon einen kleinen Begriff von dem lebhaften spanischen Volkscharakter. Wie das dahinwandelt, wenn die Musik eine lustige Polka spielt, wie das durch einander wogt, lacht und plaudert! Dabei sind die Fächer in einer beständigen Bewegung, und die Mantille verhüllt jetzt ein blitzendes Auge, das wenige Secunden darauf einen vorüberwandelnden Bekannten ziemlich herausfordernd anschaut. An diesem Abende waren die öffentlichen Gebäude an der Rambla illuminirt und fast taghell, und bis zur Puerta Isabella hinauf, in deren Nähe die großen Bäume aufhören und durch dichte Oleanderbüsche ersetzt werden, war Alles bei der rauschenden Musik voll Leben, Lust und Lichterglanz, namentlich in der Nähe der Kaffeehäuser und Theater, wo die Menge immerfort aus- und einströmte.

Was die ersteren anbelangt, so findet man sie, namentlich in Erinnerung an die prächtigen französischen Etablissements dieser Art, einfach, ja oft ärmlich. Die Locale sind eng und finster, ohne großen Luxus eingerichtet und ebenso möblirt. Statt der Dame de Comptoir, welche in einem französischen Café die Honneurs macht, sitzt hier der oftmals schmierige Eigenthümer auf einer Erhöhung an der Thüre, die, statt wie dort mit Blumen-Bouquets und prächtigen Aufsätzen decorirt, hier ein halbes Dutzend Liqueurflaschen enthält. Die Kellner haben sich nach dem Muster ihres Herrn gebildet, und von der reinlichen weißen Schürze und dito Halsbinde ist hier keine Spur zu sehen. Dabei

befleißigt sich weder Herr noch Kellner einer übertriebenen Höflichkeit, und wenn man Geld wechseln läßt oder herausbekommt, so hat man gewöhnlich Schaden, indem man häufig alte abgenutzte Realen bekommt, die derselbe Kellner, der sie Einem gegeben, am andern Morgen nicht wieder annimmt. Dagegen aber haben die Fremden den Vorzug, daß sie andere Preise bezahlen dürfen als die Einheimischen, und was mich z.B. acht Realen kostete, wurde vielleicht dem neben mir sitzenden Spanier für sechs servirt.

In den meisten dieser Kaffeehäuser ist der Kaffee mittelmäßig, dagegen die Chocolate vortrefflich. Echt spanisch und nicht unangenehm ist eine Art Zuckerwasser, die häufig getrunken wird, da das Wasser in Barcelona wie in allen Küstenstädten nicht besonders gut ist. Man verlangt eine Zucarilla und erhält eine schuhlange Stange harten Schaumzuckers von vielleicht zwei Zoll Dicke, die mit Fleur d'Orange versetzt ist und augenblicklich schmelzend zusammensinkt, sobald man sie ins Wasser stellt. Fremden ist ein solches Zuckerwasser, namentlich zur warmen Jahreszeit, Morgens vor dem Frühstücke zu empfehlen.

Barcelona hat zwei Theater, das Theater Principal und das Theater del Liceo. Letzteres ist das größte in ganz Spanien und neben der Mailänder Scala vielleicht das geräumigste von ganz Europa. Es hat ebenfalls sechs Logenreihen und ist reich, geschmackvoll, mit blendender Pracht decorirt; die Behandlung der Prosceniumsloge ist von vieler Eleganz und sehr schönen Proportionen. Leider blendet aber diese Pracht nur von Weitem und wenn man sich die Sachen näher betrachtet, so findet man die meisten Ornamente gemalt und die schweren goldenen Verzierungen

von Papiermaché gemacht, die z. B. an den Logenbrüstungen traurig eingesunken sind, wo sich zufälliger Weise eine schwere Hand darauf stützte.

Wir wohnten hier einer Vorstellung bei, wie es hieß, zum Besten des Volkes, d. h. mit sehr herabgesetzten Eintrittspreisen. Es wurde eine Zauberposse gegeben voll des schon hundertmal gesehenen Zauberspucks, wandelnder Statuen, verschwindender Tische und menschlicher Körpertheile, die zum Kamin herabfallen und vom Harlekin zusammengefügt werden. Später sahen wir Rigoletto, ausgeführt von mittelmäßigen Sängern, die aber von einem guten Orchester unterstützt wurden. Ein Ballet, das darauf folgte, war nicht der Rede werth. Das Publikum ist an einem solchen Beneficeabend kaum noch ein gemischtes zu nennen; überall machte sich die rothe Mütze und die bunte Manta breit, Orangen- und Zwiebelduft wechselten mit einander ab, und in den Zwischenacten drang der Geruch unzähliger Papiercigarren aus dem Corridor in die Logen und stieg sogar aus dem Parterre zu uns herauf. Ein deutscher Intendant würde, was diesen Punkt anbelangt, fast allen Theatervorstellungen in ganz Spanien mit entsetzt zusammengeschlagenen Händen beiwohnen. Denn wenn es z. B. in dem königlichen Theater von Madrid seltener vorkommt, daß Jemand mit der brennenden Cigarre den Zuschauerraum betritt, so sind doch auch da die Gänge selbst um den ersten Rang, wo der höchste Adel des Landes und die fremden Gesandten im Zwischenact spazieren gehen, wo man die reichsten Toiletten, Spitzen und Brillanten sieht, so mit Rauch angefüllt, daß einem oft im wahren Sinne des Wortes das Athmen erschwert wird.

Das andere Theater Barcelonas, obgleich es *Theatro Principal* heißt, steht der Größe nach weit hinter dem ersten zurück, ist auch nicht mit so schreiender Pracht, dafür aber feiner und eleganter eingerichtet, und hier findet sich die gute Gesellschaft zusammen. Es hat vier Logenreihen, ist weiß mit Gold decorirt, und in seiner Einrichtung und Ausschmückung, sowie in seiner Größe gleicht es auffallend dem königlichen Theater in Stuttgart. Wir sahen eine spanische Komödie. Die Acteurs schienen nicht besonders zu sein, auch füllte sich das Theater erst am Schlusse des Stücks, dem ein Ballet folgte, das auch uns für die Langeweile während der ersten Vorstellung vollkommen entschädigte. Wir sahen hier zum ersten Mal einen echt spanischen Tanz auf dem Theater in seiner ganzen liebenswürdigen und wilden Natürlichkeit. Die Costüme hierbei sind öfters valencianisch, größtentheils aber andalusisch. Aber es ist keine Verkleidung oder Maskerade für Tänzer oder Tänzerinnen; meistens sind sie ja aus dem glücklichen Lande jenseits der Sierra Morena, und die Tracht, in der sie hier auftreten, ist ja dieselbe, die sie von Kindheit an getragen, der Tanz, den sie ausführen, derselbe, den sie zu Hause oder auf der Straße oder bei einer Landpartie an den reizenden Ufern des Xenil hundertmal gesehen und selbst mitgetanzt. Auch scheinen sie heute Abend keine Vorstellung zu geben, sondern einzig und allein zu ihrem Vergnügen umher zu wirbeln. Vielleicht sechszehn Paare bilden den Chor, schön gewachsene junge Leute, vortrefflich angezogen, und reizende Mädchen, gewiß keine über achtzehn Jahre alt – prächtige Gestalten. Und welche Köpfe, welche Haare, Augen und Zähne! Lauter Pepita's! nur

daß die letzte dieser Chortänzerinnen wohl besser zu tanzen verstand, als die schöne Sennora de Oliva. Etwas Unvergleichliches liegt in der Art, wie diese Andalusierinnen ihre zierlichen Köpfchen zu tragen und zu wenden wissen, und unbeschreiblich ist dabei ihr Augen- und Fächerspiel. Doch die Musik beginnt, und zu gleicher Zeit fallen zwei- und dreißig Paar Castagnetten so haarscharf im Takte ein, daß man nur einen einzigen knatternden und dröhnenden Schlag hört. Und das bleibt sich immer gleich so! mögen sie die Musik in langsamem Tempo mit einzelnen Schlägen accompagniren, oder mögen die Castagnetten wirbeln und schmettern, man fühlt, daß diese Bewegung, welche die Töne hervorbringt, vom Herzen kommt oder vielmehr von dem heißen Blute angegeben wird und gerade so und nicht anders sein darf. Dieses Geknatter der Castagnetten beim spanischen Tanze ist hier selbst eine Art Musik, und ich möchte lieber die begleitenden Instrumente, als diese frischen lustigen Klänge vermissen.

Bei dem Tanze athmet jedes Paar Lust und Freude, es scheint nichts Gelerntes, man glaubt, Tänzer und Tänzerinnen seien entzückt, tanzen zu dürfen. Die Augen blitzen, die Wangen glühen, und zwischen den geöffneten frischen Lippen hervor schimmern die herrlichsten Zähne; dazu glänzen die bunten Farben der Costüme in Sammt, Atlas und Seide, bedeckt mit Gold- und Silberstickereien, wahrhaft blendend durch einander, und obgleich die Musik immer toller wird, scheint der Takt doch noch zu langsam zu sein für die beständig vorwärts strebenden Bewegungen der wilden und ausgelassenen Tänzerinnen. Jetzt schwingen sie sich in unbeschreiblichen Gruppen durch einander, jetzt öffnen sie einen Platz zwischen sich, und

während sie einige Secunden ausruhen, tanzt eine Solotänzerin. Doch da das Publikum bei ihrem Anblicke so ruhig bleibt, so merken wir gleich, daß es nicht Sennora Minute-na, der dießjährige Liebling der Barceloneser, ist.

Endlich erscheint aber auch diese im Hintergrund der Bühne, und das Publikum klatscht ihr wüthenden Beifall entgegen. Die Tänzerin ist ein ganz junges Mädchen, vielleicht noch nicht Achtzehn, aber wie ruhig steht sie da bei dem Beifallssturme, der sie begrüßt! Sie wiegt ihr Köpfchen hin und her, sie umfaßt ihre schlanke Taille mit den Händen, biegt sich rechts und links durch, die Musik beginnt wieder, und sie kommt nun langsam vorgeschritten, scheinbar ohne alle Prätention, aber coquet zum Davonlaufen. Bei jedem Schritte, den sie macht, hebt sie ihren Fuß wagerecht in die Höhe und lächelt dabei ganz unbefangen. So schreitet sie vor bis zu den Lampen, und als nun ein neuer Spektakel losbricht, bleibt sie ruhig stehen und läßt die großen glänzenden Augen wie verwundert durch das Haus hinlaufen. Das dauert aber nur eine Secunde, dann senkt sie neckisch ihren Kopf, als wollte sie sagen: Ah! ihr habt mich doch nur zum Besten! wendet sich um und flieht nach dem Hintergrunde zurück, gefolgt von Blumensträußen und Kränzen und dem allgemeinen Rufe, noch einmal vorzukommen. Das thut sie denn auch lachend wie vorher und als sie wieder vorn steht und abermals in das Haus schaut, hebt sie leicht ihr Röckchen auf, einen Schoß bildend, der auch in der nächsten Secunde mit Blumen angefüllt ist. Jetzt endlich beginnt sie ihren Tanz, reizend, wie ich nie etwas gesehen, und unmöglich zu beschreiben. Sie tanzte die Madrilenna, und ein liebenswürdigeres, coquetteres Aufheben ihres Tanzröckchens, wobei sie ihre Wade

zeigte, ein naiveres Erschrecken über die Wespe, welche in ihre Unterkleider geschlüpft ist, und die sie erst nach langem Schütteln herausbrachte und dann so keck mit der Spitze des kleinen Fußes auf die Stelle hinsprang, um das schädliche Insect, welches aber begreiflicher Weise nicht existirte, zu vernichten, konnte man nicht sehen.

Leider war ihr Tanz bald zu Ende, und nach ihrem Auftreten erschienen die schönen und blühenden Chortänzerinnen matt und farblos. Und ehe noch der Vorhang fiel, erhob sich schon ein großer Theil des Publikums, um nach Hause zu gehen. Es ist etwas Eigenthümliches um diese spanischen Tänze; man kann, was die Ballete des übrigen Europa anbelangt, vollkommen blasirt sein, die glänzenden Ballete von Paris, Mailand und Berlin bieten einem nichts Neues mehr; man gähnt bei den herrlichsten Decorationen, man gähnt bei den verschlungensten Touren, und ist nicht unzufrieden, wenn der Vorhang fällt, hütet sich aber vor allen Dingen, zwei Mal denselben Tanz zu sehen. Hier aber erblickt man gern jeden Tag dasselbe; bezaubert von dieser Frische und Natürlichkeit, ist man wieder Anfänger geworden, man kann es nicht erwarten, bis sich der Vorhang erhebt, und bedauert es unendlich, wenn die neidische Gardine uns so bald wieder von dem lustigen tollen Volke da oben trennt.

SIEBENTES KAPITEL. EIN STIERGEFECHT.

Einrichtung des Stierplatzes. Die Arena. Das Spital. Eigenschaften der Stiere. Der Leitochse. Die Quadrilla. Der große Montes. Das Publikum des Stierplatzes. Der feige Canario. Unglück eines Chulo. Salto sobre testuz. Stierhetze auf portugiesische Art. Ein glänzendes Gefecht.

Turniere und Stiergefechte, – zwei Namen, die schon in der Jugend die Phantasie reizen und beschäftigen; Schauspiele, die wir um so sehnlicher zu sehen wünschen, als es uns in der Regel nicht möglich ist, denselben beizuwohnen. Was die Turniere anbelangt, so sind wir ja in einem Zeitalter geboren, wo die eiserne Rüstung und das aufgezäumte Schlachtroß nur noch in Waffensammlungen zu sehen sind, oder die edlen Ritter selbst in ihrem ganzen Waffenschmucke, lang ausgestreckt auf staubigen Grabsteinen, unter welchen sie ruhen und vielleicht träumen von einer anderen, gewaltigen, schöneren Zeit. Sind wir, wie Leporello sagt, im kälteren Deutschland geboren, so bleibt unsere Sehnsucht nach einem *Stiergefechte* ebenfalls ungestillt; denn wenn auch dieses echte Nationalvergnügen der Spanier an den nördlichen Abhängen der Pyrenäen, in Nimes, Montpellier und einigen anderen Städten des südlichen Frankreichs versuchsweise eingeführt wurde, so blieb es doch bei den ersten Anfängen, und wer es sehen will, wie man mit dem Stiere nach allen Regeln der Kunst kämpft, muß sich schon entschließen, eine Reise nach Spanien zu machen.

Da die gewöhnlichen Stiergefechte – sie werden in den größten Städten Spaniens am Montag gehalten – mit Ende September aufzuhören pflegen, so kann man von Glück

sagen, wenn man in den Wintermonaten ein erträgliches Stiergefecht zu sehen bekommt. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Barcelona traf ich es übrigens hierin ganz vorzüglich; denn am Donnerstag den achten December klebte man in der ganzen Stadt große Zettel an, auf denen zu lesen war, daß mit hoher Erlaubniß am nächstfolgenden Sonntag den elften December auf der Plaza de Toros ein Stiergefecht, statt finden werde und zwar: *por una sociedad de aficionados*, d. h.: Dilettanten aus der Einwohnerschaft von Barcelona wollten sich das Vergnügen machen, an der Stelle der gewöhnlichen Kämpfer nach den Regeln der Kunst mit dem Stiere zu fechten. Wenn auch hiedurch das Schauspiel weniger blutig zu werden versprach, so rechnete ich doch anderentheils auf eine größere Theilnahme des hiesigen Publikums. Die Unternehmer sagten übrigens in dem Programme: *Sin pretensiones de ninguna especie, ofrece la Sociedad esta funcion à los Sres. convivados. Si la buena voluntad con que lo hace, llega à suplir su falta de conocimientos en el arte, quedará recomponsada con usura.* Was ungefähr so viel heißt, als man bitte bei vorkommenden Fehlern um Nachsicht und wünsche, man möge überhaupt den guten Willen für die That nehmen. Ich muß gestehen, mir war es schon recht, zum ersten Male, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Liebhaber-Stiergefecht zu sehen; denn ich hatte ja dann später immerhin eine Steigerung zu erwarten.

Der Stierplatz von Barcelona liegt neben dem Eisenbahnhofe der Bahn, die nach Matarò führt, und ist ein großes, rundes Gebäude von vielleicht sechshundert Schritten im Umfange, das circa zwölftausend Personen faßt. Die Einrichtung fast aller Stierplätze hier zu Lande ist die gleiche, ähnlich der alten römischen Amphitheater, nur daß

diese gewöhnlich prächtige Bauwerke waren, aus mächtigen Quadern aufgeführt, von innen und außen reich verziert, wogegen die Stierplätze, selbst der größten Städte, wie Madrid, Barcelona, nur provisorisch dazustehen scheinen – der untere Stock von Backsteinen aufgeführt, oben aber Alles leicht und leichtfertig von Holz zusammengenagelt. Einzig der Stierplatz von Sevilla macht hier eine rühmliche Ausnahme; er ist über die Hälfte ebenfalls von schönen Quadern zusammengefügt und rings von Marmorsäulen umgeben, welche die darüber gesprengten Bogen tragen.

Statt der Eiform des alten Circus stellt der spanische Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena ist mit einer über sechs Fuß hohen Bretterwand umgeben, um welche ein Gang von vielleicht sechs bis acht Schuh herumläuft, hinter dem die Zuschauerplätze anfangen. Diese steigen sechszehn bis achtzehn Stufenreihen nach hinten in die Höhe, wo der größere Theil des Publikums einen Platz findet; diese Sitzreihen sind einfach von Holz, ohne Rücklehne und so dicht hinter einander, daß nach alter, guter Weise der Vordermann zwischen Füßen und Knien des Hintermannes seinen Platz findet. Wo diese Sitze aufhören kommen noch drei bedeckte Stufenreihen und über diesen die bequemer eingerichteten Logen – bevorzugtere und theurere Plätze; wo sich auch der Sitz des Ayuntamiento, des commandirenden Generals und der übrigen Behörden befindet. Auf der Seite dieser Logen sind die gesuchtesten Plätze; von hier aus zur Linken hat man das Musikcorps, von der rechten Seite kommt die Quadrilla, und gerade gegenüber sieht man das kleine Thor, durch welches die Stiere eingelassen werden.

Ehe ich den Gang des heutigen Stiergefechtes den Lesern vor Augen führe, wird es vielleicht für manchen derselben nicht uninteressant sein, einige kleine Aufklärungen über das Gebäude selbst, sowie über die Vorbereitungen zum Stiergefechte und die Zusammensetzung und das Wesen der Quadrilla zu erfahren. Das Gebäude des Stierplatzes ist meistens städtisches Eigenthum und wird, wie z. B. die großen italienischen Theater, einem Unternehmer (Empresario) für den ganzen Sommer oder für einzelne Vorstellungen mit dem dazu gehörigen Inventarium zur Verfügung gestellt. Dieses Inventarium besteht aus den Waffen und Sätteln für die Picadores, den buntfarbigen seidenen Mänteln der Chulos, den Banderillas und dergleichen mehr. Die Räume zur Aufbewahrung dieser Sachen befinden sich in der Nähe des Stierzwingers und unter Aufsicht eines Angestellten, der zugleich Hausmeister ist und die Fremden bei Besichtigung des Stierplatzes herumführt. Hier in Barcelona war dieß ein ehemaliger Picador, welcher bei einem bösen Sturze von dem Pferde den Fuß gebrochen hatte und uns nun hinkend herumführte, wobei er uns seine Herrlichkeiten zeigte und mit großer Redseligkeit interessante Einzelheiten über Manches der edeln Stierfechterkunst mittheilte. Nahe seiner Wohnung, am Haupteingange, befand sich ein kleines Gebäude, wenige Schritte von dem Stierplatze, aber durch einen Hof von diesem getrennt – das Spital für verunglückte Fechter. Hier waren ein paar breite Betten, sowie in einem Wandschranke Bandagen, Schienen und die nöthigen Medicamente, um einem Verunglückten augenblicklich Hülfe leisten zu können. Dieß ist die ernste, ja traurige Seite dieses so beliebten Nationalschauspiels,

und hier befindet sich auch bei jeder Vorstellung ein Geistlicher, der sich bereit hält, im Nothfalle den Verunglückten mit den Sterbesacramenten zu versehen. Wie unser alter Picador erzählte, ist es der Geistlichkeit aufs strengste verboten, den Stierplatz selbst zu betreten, weßhalb das oben erwähnte kleine Lazareth denn auch getrennt von diesem besteht und einen besonderen Eingang von der Straße hat.

Der Empressario ist zuweilen ein Besitzer von großen Viehheerden, zuweilen ein einfacher Speculant bei diesen Geschäften, öfter aber auch einer der großen Espadas selbst, wie z. B. der berühmte Montes, Redondo, der eine Reihe von Stiergefechten oder ein einzelnes unternimmt. Er kauft die nöthigen Pferde und Stiere. Die ersteren sind meistens arme alte Thiere, die oftmals eine glänzende Laufbahn hinter sich haben und nun dazu bestimmt sind, unter den Hörnern des Stieres zu verenden. Begreiflicher Weise würde ein junges, kräftiges Pferd diesen eben sowenig widerstehen können und nur die Kosten bedeutend vergrößern; deßhalb nimmt man langgediente, meistens ausrangirte Reitpferde, die gewöhnlich mit nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Duros das Stück bezahlt werden. Bei den Stieren herrscht gerade das umgekehrte Verhältniß: je kräftiger, wilder und unzähmbarer ein solcher ist, um so besser für den Kampf, umso theurer wird er bezahlt. Der Preis eines vorzüglichen Stieres ist bis zu zweihundert Duros (ein Duro ist 3 Fl. 30 Kr.). Der Heerdenbesitzer kennt natürlich seine Zöglinge, und je nachdem das Stiergefecht glänzend ausfallen soll, werden die Thiere ausgesucht. Ein echter *Toro*, ein Stier von guter Race, *de buen trapio*, wie der Spanier sagt, ist nicht über sieben und nicht unter fünf Jahre alt, hat feines

glänzendes Haar, einen langen elastischen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, starke, schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Wie sich von selbst versteht, will das Publikum eine Abwechslung oder Steigerung, und einem der wildesten und tollsten Burschen werden immer ein paar fügsamere Collegen beigegeben, damit die Quadrilla ihren Tollheiten und Neckereien zuweilen den vollen Lauf lassen kann, ohne ihr Leben gerade sehr in Gefahr zu bringen, was bei einem Stiere, wie er sein soll, fast jedesmal der Fall ist. Daß die Tauromaquia in alten Zeiten als eine edle und ritterliche Passion galt, liegt in den Regeln derselben, welche dem Toreador gebieten, seinem Feinde offen entgegenzutreten, ihn mit ehrlichen Waffen, ohne Hinterlist und mit der größten Ritterlichkeit zu bekämpfen; und nicht bloß tapfer soll der Toreador sein, man verlangt auch, daß all seine Bewegungen graziös seien, und daß keine linkische Wendung, kein übereiltes Zurücktreten oder Vorgehen die geringste Unsicherheit verrathe. Hiezu aber gehört ein außerordentliches Studium und eine Herrschaft über seinen eigenen Körper, die nur durch langjährige Übung erworben wird. Diese Herrschaft über sich selbst ist es aber auch fast allein, welche den Stierkämpfer vor den Hörnern des wüthenden Thieres zu retten vermag; der geringste Fehler ist verhängnißvoll; denn faßt ihn der Toro mit dem Horne, so geht es nicht mit einer leichten Verwundung ab, sein gräßlicher Tod ist dann fast jedes Mal gewiß. Und obendrein ist es unbegreiflich aber wahr, daß bei solchen Unglücksfällen das grausame Publikum die Partei des Siegers nimmt und der gestürzte Toreador noch obendrein lächerlich erscheint. Natürlicherweise gehören, wie bei jeder Kunst, so auch bei

dieser, Talent und angeborene Anlagen dazu, um ein großer Espada zu werden, und neben der Geschicklichkeit, dem Thiere auszuweichen und ihm dann zur rechten Zeit den Todesstoß beizubringen, muß der Torero ein Auge dafür haben, um die Eigenschaften des Stieres, wenn ihm derselbe im Circus zum ersten Male entgegentritt, sogleich zu erkennen; deßhalb beobachtet der Espada hinter der Schranke, wie sich das Thier gegen die Picadores und Banderillos benimmt und erkennt aus der Art des Angriffs, ob es *boyante* und *claro* (naiv und offen), *revoltoso* (rührig), *celoso* (mißtrauisch und mordlustig), *gana terreno* (schnellfüßig), *sentido* (listig) oder *abanto* (feige) ist. Jede dieser Eigenheiten erfordert eine besondere Taktik und vom kleinsten Versehen hängt der Ruf und nicht selten das Leben des Toreadors ab. In seinem Lehrbuche der Stierfechtkunst sagt Francisco Montes: »Ein Toreador muß muthig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn sein, er muß zudem die Kunst gründlich studirt und geübt haben. Wer nicht kaltblütig und rasch wie der Blitz den rechten Augenblick zu benutzen weiß, endet früher oder später sein Leben auf den Hörnern des Stieres. Wem aber das Herz beim Kampfe nicht schneller schlägt, als beim Billardspiele, wessen Auge rasch und ruhig die kleinsten Bewegungen des Thieres verfolgen und voraus errathen gelernt hat, der spielt noch im hohen Alter mit dem wüthendsten und gefährlichsten Stiere, wie die Katze mit der Maus.«

Der alte Picador, der mir diese Einzelheiten erzählte, versicherte mir seufzend: wie so oft in dieser Welt das wahre Verdienst nicht anerkannt werde, so ergehe es namentlich dem Aufseher des Stierplatzes, der das höchst undankbare und gefährliche Geschäft habe, die wilden Stiere in der

dem Feste vorhergehenden Nacht in ihre Zwinger einzusperren. Diese Zwinger haben die Gestalt von kolossalen Mäusefallen, sie sind kaum so lang, breit und hoch, daß das Thier darin Platz hat. Nach Art der Fallgitter kann die vordere und hintere Wand aufgezo- gen und herabgelassen werden, und alle correspondiren durch eben diese Fallgitter mit dem Thore, durch welches die Thiere den Kampfplatz betreten.

Herab von ihren freien Bergen werden diese nun, sobald es Nacht wird, meistens den Tag vor dem Feste, von Reitern mit langen Piken nach der Stadt und dem Stierplatze getrieben. Doch geht dieß nicht ohne einen Leitochsen, der vorausmarschirt und auf diese Art seine Brüder auf heimtückische Weise dem blutigen Spiele überliefert. Das Schwierigste ist, die Erwählten von der großen Heerde abzusondern; ist dieß einmal geschehen, so wird der Leitochse an die Spitze gestellt, die Reiter umgeben den Schwarm und bringen ihn im Dunkel der Nacht meistens glücklich zwischen die Mauern des Stierplatzes. Hier werden die Thiere einzeln aus einem größeren Hofe in einen kleineren gebracht, auf den die Zwinger mit ihren Fallthüren münden; die betreffende wird aufgezo- gen, und auch hier spaziert der Leitochse voran in den dunklen Käfig hinein. Häufig folgt ihm bereitwillig der wilde Stier; oftmals stutzt er aber auch an der engen Thür: vielleicht warnen ihn gespenstige Schatten der Vorangegangenen, vielleicht verkündet ihm ein Blutgeruch sein kommandes Geschick; kurz, hier an der Schwelle des Zwingers erfolgt, wie uns der Picador sagte, schon ein heftiger Vorkampf, der oft um so gefährlicher wird, da der Aufseher mit seinen Knechten dem wilden Thiere unbewaffnet entgegentritt.

O, es ist nicht selten, versicherte uns der alte Picador, daß das Einsperren von acht Stieren nicht nur eine ganze Nacht gedauert hat, sondern auch den anderen Vormittag, und ich habe Fälle erlebt, wo wir erst fertig geworden sind, nachdem schon die ersten Zuschauer ihre Sitze eingenommen. Bei ruhigen Thieren geht also der Leitochse voran, natürlich vorn wieder zum Kasten hinaus, während vor der Nase und dem Hintertheile seines unglücklichen Nachfolgers nun beide Fallthüren rasch herabgelassen werden. Daß bei allen dieser enge Käsig nicht zur Beruhigung der Nerven beiträgt, im Gegentheil das eingesperrte, ungeduldige Thier so toll und wild als möglich wird, kann man sich denken. Obendrein muß der Stier in seinem dunkeln Gefängniß Hunger und Durst leiden, und wenn die Stunde gekommen ist, wo er auf den Platz hinausgelassen wird, so sind die Knechte kaum im Stande, ihn gehörig herauszuputzen, d. h. auf seinen Rücken die lange, flatternde Bandevise zu befestigen, die ihm vermittelst eines kleinen Eisens mit Widerhaken in die Haut gestoßen wird. So gereizt und im höchsten Grade unmuthig gemacht, öffnet sich ihm die Thüre seines finsternen Käfigs; in tollen Sprüngen rast er hinaus, und statt sich nun, wie er wohl geglaubt, wieder in der stillen Einsamkeit seines Waldes zu befinden, steht er plötzlich in einem von der Sonne hell bestrahlten Kreise, eingehegt mit einer sechs Fuß hohen Schranke und umgeben von Tausenden von Zuschauern in glänzenden Toiletten; grelle Tücher wehen um ihn her, lauter Zuruf empfängt ihn, Musik schallt in seine Ohren, und vor seinen halbgeblendeten Augen spielen unzählige Fächer in der Hand der Zuschauerinnen und Zuschauer; denn auch der Spanier bringt seinen Abanico mit auf den Stierplatz,

– ein kleines, zwei Fuß langes Stöckchen mit einer buntbemalten Fahne von starkem Papier, das er hin und her bewegt und sich so frische Luft zufächelt. Der Stier bleibt überrascht in der Mitte stehen, betrachtet murrend die ungewohnte Umgebung, dreht sich mit funkelnden Augen im Kreise umher, fängt an den Boden aufzucharren, senkt den Kopf und sucht sich einen Kämpfer aus.

Der Unternehmer sorgt nun ebenfalls für die Zusammenstellung einer guten Quadrilla, zu der zuerst mehrere gute Espada, »Degen« (so werden die Matadore in Spanien genannt, und dieser Name, welchen man bei uns dem ersten Helden der Quadrilla zu geben pflegt, scheint hier ganz außer Gebrauch gekommen zu sein) gehören, und die ferner aus einem halben Dutzend »Picadores«, so wie einem Dutzend »Chulos« und eben so vielen »Banderilleros« besteht.

Die Picadores sind zu Pferde und reiten auf jenen alten, armen Thieren, von denen ich vorhin sprach. Die Kleidung der Reiter, in den buntesten Farben, wie alle Costüme, die beim Stiergefächte vorkommen, besteht aus einer verschürzten Jacke, darunter eine mit zahllosen Knöpfen besetzten Weste, um welche eine lange, wollene Binde mehrfach gewickelt ist; hieran schließen sich kurze Beinkleider, so wie andalusische Ledergamaschen. All diese Kleidungsstücke sind aus sehr schwerem Zeuge gemacht und dabei so stark wattirt, daß die Gestalt des Picadors sehr unbehülflich aussieht. Und das ist er auch in der That; denn wenn das Pferd unter ihm stürzt und er dabei nicht zufällig auf seine Beine zu stehen kommt, so ist es ihm nicht wohl möglich, sich ohne Hülfe aus dem Sattel zu schwingen. Ja, wenn er zufällig auf den Rücken fällt, so geht es ihm wie einer

Schildkröte, und es ist ihm ohne fremden Beistand nicht möglich, sich wieder zu erheben. Diese wattirte Rüstung ist jedoch sehr nothwendig, da fast bei jedem Zusammentreffen des Stiers mit dem Pferde letzteres zu Boden gerannt wird, und ohne die weiche Unterlage gewiß jedes Mal ein paar dieser Reiter ihre Knochen zerbrechen müßten. Ebenfalls zum Schutze gegen die Hörner des Stiers ist der Sattel des Reiters vorn und hinten schuhhoch aufgepolstert; die Augen des Pferdes sind mit einem Tuche verbunden; denn ungeblendet würde wohl keines zum zweiten Angriffe zu bringen sein. Die Bewaffnung des Picadors besteht in einer fünfzehn bis achtzehn Schuh langen Lanze mit einer sehr kurzen Spitze, welche noch obendrein mit starkem weichen Bindfaden umwickelt, so, daß das Eisen kaum mehr als einen halben Zoll sichtbar bleibt. Die Picadores sind die Ersten auf dem Platze, sie müssen den Kampf beginnen und haben meiner Ansicht nach die schwierigste Rolle; sie müssen dem Stiere entgegenreiten, ihre alten, steifen Pferde sind zu ungelenk und zu schwach, um dem wüthenden Thiere ausweichen zu können oder vor ihm zu fliehen. Es kommt also Alles darauf an, daß der Picador kaltes Blut und Geistesgegenwart genug hat, den Stier mit eingelegter Lanze ruhig zu erwarten, um, wenn er ihm nahe genug ist, demselben mit Concentrirung aller seiner Kraft einen tüchtigen Stoß mit der Pike beizubringen. In vielen Fällen läßt sich der Stier hiedurch abtreiben, weicht zurück, um sein Heil bei einem anderen Picador zu versuchen. Ist aber das Thier sehr kräftig und wild und macht sich aus der leichten Verwundung, die es erhalten hat, nichts, dringt

vielmehr noch wüthender vor, so bricht das Pferd des Picadors unter dem gewaltigen Stoße zusammen, und nachdem der Reiter oftmals weit aus dem Sattel geschleudert wird, sucht er sich so schnell als möglich der Aufmerksamkeit des Stiers zu entziehen. Glücklicherweise beschäftigt sich das wüthende Thier fast immer mit dem gestürzten Pferde und stößt mit seinen gewaltigen Hörnern so lange auf dasselbe hinein, bis es regungslos liegen bleibt oder bis der Stier einen anderen Gegner findet. Es ist das ein Glück für die Picadores; denn sonst würden bei ihrer Unbeholfenheit stets einige den Kampf mit ihrem Leben bezahlen müssen. Zuweilen auch wirft der Stier das Pferd nicht beim ersten Anlaufe nieder, sondern reißt ihm mit seinen Hörnern den Leib auf, wo es alsdann ein wahrhaft häßlicher Anblick ist, wenn man das unglückliche Pferd im Ring umhergaloppiren sieht, die Eingeweide auf dem Boden nachschleppend. Im Süden Spaniens, in Sevilla, Granada, wird übrigens jedes schwerverwundete Pferd augenblicklich abgeführt, wogegen es in den Städten des Nordens meistens auf dem Platze verenden muß.

Während sich die Picadores mit dem Stiere beschäftigen, sind die Chulos meistens müßige Zuschauer. Diese kräftigen, schön gewachsenen Burschen erscheinen fast im gleichen Costüme, wie auf unseren Theatern Figaro. Ihr volles, dunkles Haar ist zurückgestrichen und hinten an demselben ein kleiner schwarzer Haarbeutel befestigt, der mit schwarzen Bändern und meistens einer großen Masche verziert ist. Um diesen Haarbeutel anbringen zu können, lassen sich die Stierfechter ein Zöpfchen wachsen, woran man sie im gewöhnlichen Leben auch erkennt. Über einer enganliegenden Atlasweste, die reich mit Knöpfen und

Goldstickereien verziert ist, tragen sie die rund geschnittene andalusische Jacke, ebenfalls von Seide oder von feinem Tuche. In beiden Taschen derselben befinden sich weiße und bunte Sacktücher, deren Spitzen herausflattern. Um den Leib haben sie eine dünne, seidene Schärpe, welche das eng anliegende kurze Beinkleid festhält; ein weißer oder fleischfarbener seidener Strumpf vollendet den Anzug, und dazu steht der Stierfechter in feinen, untadelhaften Schuhen.

Die Chulos und Banderillos, welche, wie schon gesagt, zu Anfang des Gefechtes zuschauen und innerhalb oder außerhalb des Ringes müßig an der Schranke lehnen, bilden in den beschriebenen Costümen eine buntfarbige und glänzende Schaar. Auch ihre Beinkleider sind meistens von Atlas, und der ganze Anzug ist in den auffallendsten Farben: Weiß, Himmelblau, Dunkelroth, Violet, und wenn man dazu nimmt, daß alle Nähte reichlich mit Stickereien und Flitter besetzt sind, Jacke und Weste mit unzähligen blanken Knöpfchen, daß dabei die Chulos in ihren Händen lange bunte seidene Tücher von allen Farben haben, so kann man sich denken, wie alles das im Sonnenlichte glänzt und flimmert. Die Bestimmung der Chulos ist übrigens, den Stier mit ihren farbigen Tüchern zu reizen und seine Aufmerksamkeit von einem gestürzten Picador oder von einem Collegen abzulenken, der in Gefahr ist, in gar zu nahe Berührung mit den Hörnern des Stiers zu kommen.

Die Banderillos haben schon ein schwierigeres und gefährlicheres Geschäft als die Chulos. Sie müssen dem wüthenden Stiere entgentreten, um ihm die Banderillas

einzustoßen. Dieß sind über zwei Schuh lange Pfeile mit eisernen Spitzen und Widerhaken, welche mit buntem, flatterndem Papier umgeben sind; nach den Regeln der Kunst dürfen sie dem Stiere nur im Angriffe und von vorn beigebracht werden, weßhalb der Banderillero dem Stier mit ausgebreiteten Armen entgegen geht, in jeder Hand einen dieser Pfeile tragend, und nun den Moment abpassen muß, wo das wüthende Thier ihm gerade entgegentürzt, um alsdann auf die Seite zu springen und demselben im Sprunge den Pfeil in den Nacken zu stoßen. Daß dabei die Hörner des Thieres oft wenige Zoll an seiner Brust vorbeifahren, kann man häufig genug sehen.

Nachdem nun Chulos und Banderillos ihr Wesen mit dem Stiere lange genug getrieben und ihn entweder so wüthend gemacht haben, daß sich Niemand mehr in seine Nähe wagt, oder ihn so lange gehetzt, daß er, wenn es ein schlechter Stier ist, anfängt Zeichen der Müdigkeit zu geben, so erscheint auf einen Trompetenstoß der Espada, bei schwachen Stieren gewöhnlich ein Anfänger, ein Neuling in der Kunst, der dann ein »halber Degen« genannt wird, bei wilden und gefährlichen Thieren aber einer der vorhandenen Virtuosen. Der Espada ist wie der Banderillero gekleidet und trägt in der linken Hand einen kleinen Stock, um welchen ein blutrother Lappen, Mantel genannt, befestigt ist, um durch diese Farbe die Wuth des Stiers noch mehr zu reizen. In der Rechten hat er einen Degen mit drei Fuß langer und zollbreiter Klinge, dessen sehr kleiner Griff und Bügel mit rothem Tucho umwickelt ist, wodurch er ihn fester halten kann.

Zu den Eigenschaften eines Espada gehört natürlich viel persönlicher Muth, eine große Gewandtheit, ein sicherer

Blick und unbedingte Herrschaft über den eigenen Körper, denn er tritt dem oftmals rasenden Thiere Aug in Auge gegenüber, ganz allein, und alles, was er zu seiner Rettung thun darf, ist eine blitzschnelle Bewegung nach rechts und links, um dem furchtbaren Stoße auszuweichen; er muß das Thier von vorn durch einen Stoß zwischen die Hörner tödten, muß also genau berechnen, wie er diesen Stoß anbringen kann, ohne sich selbst den gewaltigen Hörnern Preis zu geben. Dem Stiere den Rücken zu wenden oder gar zu fliehen, wäre ein Schimpf, den sich ein guter Degen niemals anthun würde. Er beschäftigt sich nun mit dem Stiere so lange, neckt ihn auf alle Weise und fordert ihn heraus, bis das Thier den Kopf tief herabsenkt zum tödtlichen Stoße ansetzend »sich demüthigt.« Diesen Moment benutzt der Espada und stößt ihm den Degen in die Wurzel des Nackens; zuweilen gelingt es ihm, jene kleine Stelle zu treffen, »cruz« nennen sie die Kenner, wo der Stier alsdann, wie vom Blitze getroffen, todt zu Boden stürzt. Stößt er aber fehl, so fährt das Eisen oft dem Thiere bis an das Heft in den Nacken, das Blut spritzt heraus, der Espada muß den Griff fahren lassen, und der Stier rast brüllend, mit der Waffe im Leibe, toller als früher, im Kreise umher. Da im Winter die Stiergefechte in Spanien selten und nicht glänzend sind, so hatte ich nicht das Glück, einen der großen Matadore zu sehen, weder Francisco Montes, noch Redondo, noch Cucero. Was den ersten anbelangt, so ist er überhaupt für immer vom kleinen Schauplatze des Stiergefichts, so wie vom großen der Welt abgetreten. Er, der sein Leben tausend Mal den Hörnern des Stiers Preis gab, starb im Bette an einem hitzigen Fieber. Unser Picador hatte früher in Andalusien mehrmals mit ihm zusammen *gearbeitet*, wie er uns sagte,

und meinte seufzend, ein Stern wie Montes würde nicht so bald wieder erscheinen. Und wie schade, daß er auf so stille Art endigen mußte! Als er damals in Madrid schwer verwundet wurde, war ich dicht dabei, erzählte der ehemalige Picador. Es mußte im Sandboden ein Stein gewesen sein; denn als er den Stier niederstoßen wollte, glitt sein linker Fuß aus, sein Körper, der sich einen Zoll zu viel rechts wandte, wurde vom Horne des Stiers erfaßt, das ihm so tief in den Leib und in die Lunge drang, daß ein Licht, welches man vor die Wunde hielt, ausgelöscht wurde. Überhaupt war der große Montes ein braver Mann, gutmüthig wie ein Kind, der immer für sich lebte und mit den anderen wenig Gemeinschaft hielt. Nur hatte er Einen Fehler, er trank nämlich gern eine gute Flasche Wein und auch mehrere, wie es gerade kam. Das geschah aber nur, wenn er nichts zu thun hatte; alsdann nahm er sich in irgend einer Posada ein Zimmer, kaufte sich eine Anzahl Flaschen und trank so lange, bis sie leer waren. Wenn er gerade keine Kneipe fand, die ihm behagte, so sperrte er sich auch wohl zu demselben Zwecke in seine eigene Stube ein. Ja, ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er seinen Wein selbst trug und dann das Haus hinter sich abschloß. Hatte er dagegen ein Stiergefecht vor sich, so war niemand nüchterner als er, und dann kam schon längere Zeit vorher kein Tropfen Wein über seine Zunge. – Das ist überhaupt der Feind, vor dem wir uns in Acht nehmen müssen, versicherte lachend der Picador, denn zu anderen Geschäften ist es wohl erlaubt, sich damit ein bischen Courage zu machen, aber hier im Ringe ist der kleinste Nebel vor den Augen so gut wie der leibhaftige Tod. Montes hatte den Beinamen Chiclanero; doch heißt auch Redondo so, weil Beide aus Chiclana

stammen, einem Städtchen in Andalusien, aus dem schon viele wackere Stierkämpfer hervorgegangen.

Cuccero, der noch existirt, ebenfalls ein Andalusier, ist jetzt wohl unstreitig der größte unter den spanischen Matadoren oder Degen. Er zeichnet sich namentlich durch seine sprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus, so wie durch die Gewandtheit, mit welcher er das lebensgefährlichste Spiel mit den tollsten Stieren treibt. Wenn er dem Stiere mit vorgehaltenem rothem Mantel und Degen entgegentrat, und dieser gereizt auf ihn zustürzte, so stieß er oft wenige Zoll vor dem schäumenden Thiere seinen Degen in den Sand, warf sich in diesem Augenblicke selbst den rothen Mantel über, stemmte einen Arm auf die Hüfte und ließ nun den Stier an sich vorbeispringen, wobei er ihm verächtlich über die Achsel nachschaute.

Schon oben wurde bemerkt, daß zur grande tenue des andalusischen Costümes zwei Sacktücher gehören, welche in beiden Taschen des Oberjäckchens stecken. So gekleidet, trat Cuccero dem Stiere entgegen, der, den Sand mit den Füßen aufscharrend, den Kopf tief gesenkt, mit boshaft funkelnden Augen auf ihn zukam. Das rothe Tuch, dicht vor dem Kopfe des Thieres geschwenkt, versetzte es in noch größere Wuth, und wenn es nun vorwärts stürzte, vor den kühnen Stierkämpfer hin, dann blieb dieser nach einer kaum merklichen Wendung so unbeweglich stehen, daß ein Gemurmel des Entsetzens durch die Reihen lief. Der Stier war indessen vorbeigeschossen und hatte dann oben an seinen Hörnern eines der Schnupftücher, welches er dem Espada aus der Brusttasche gerissen. Mit welchem donnern- und enthusiastischem Beifallsrufe übrigens eine solche That von dem Publikum belohnt wird, davon kann sich

nur der einen Begriff machen, welcher die Spanier, namentlich aber die lebhaften Spanierinnen, bei den Stiergefechten gesehen hat.

Es war ein herrlicher Tag, der elfte December, klar und mild wie ein schöner Maitag bei uns; die Rambla war mit Tausenden von Spaziergängern aller Stände bedeckt, deren Hauptstrom sich nach der Puerta del Mar zu wälzte. Zahlreiche Omnibus standen in den Fahrwegen des öffentlichen Spazierganges, alle mit der Bezeichnung, daß sie die Person für einen Real nach dem Stierplatze hinausfahren würden. Das Schauspiel sollte um halb zwei Uhr beginnen und nach zwölf Uhr schon machten wir uns auf den Weg, um langsam durch die geputzten Menschenmassen hinaus vor das Thor zu schlendern; er führte uns über den breiten Spaziergang der Hafenuauern, der sonst ziemlich einsam, heute aber ebenfalls mit einer lachenden und plaudernden Menge dicht besetzt war; namentlich das weibliche Geschlecht war an diesem Nachmittage zahlreich und schön vertreten. Daß man übrigens oft verwundert stehen bleibt, um einer schönen Spanierin nachzublicken, die stolz, aber nicht unfreundlich an uns vorbeischreitet, daran ist viel das vortheilhafte Costüme schuld. Haare, Augen und Zähne sind meistens schön und dadurch macht sich das ganze Gesicht, von der schwarzen Mantilla eingerahmt, auch wenn es nicht gerade bemerkenswerth ist, interessant, ja reizend. Und mit der Mantilla um den Kopf, sowie mit dem Fächer in der Hand wissen die Spanierinnen umzugehen. Die Mantilla ist unseren Leserinnen wohl bekannt, man könnte sagen: es ist nichts als ein großer schwarzer Spitzenschleier, der oben am Kopfe befestigt ist, durch den Kamm gehalten wird, zu beiden Seiten des Kopfes herabfällt und vorn

über der Brust von einer meistens sehr kleinen Hand zusammengehalten wird.

Hier in Barcelona, wo die Mantillen dritter und vierter Qualität gemacht werden – Nummer Eins und Zwei kommen, wie fast alle Mode- und Luxus-Artikel, aus Paris –, sieht man sie auch häufig von schwarzem Seidenzeuge, mit fußbreiten Spitzen. Zuweilen ist auch der Kopf ganz von Spitzengeweben umgeben, an welchen, erst auf den Schultern anliegend, eine Mantilla in der Form, wie man sie bei uns trägt, von schwarzer Seide, auch wohl von Sammt, befestigt ist. Im Aufheften des Schleiers an dem dunklen Haare haben alle Spanierinnen eine merkwürdige Gewandtheit und es gibt nichts Coquetteres, als wenn die Mantilla, die vorn an der Stirn flach aufliegt, auf beiden Seiten des Kopfes von einer Granatblüthe oder Camellia aufgehoben und getragen wird.

Der übrige Anzug der Barceloneserinnen ist ähnlich dem unserer Damen; man sieht viele Anzüge von schwarzer Seide, daneben aber auch oft die buntesten Farben: Gelb, Blau, Grün, Roth. Spenser oder kleine Jacken von Seide oder Sammt, und alsdann meistens in anderen Farben als die Röcke, werden viel getragen. Auffallend war es mir, daß hier in Barcelona die meisten Damen aller Stände schiefe Scheitel hatten; bei einem sehr edeln und sehr schönen Gesichte macht sich das nicht übel; gewöhnlich aber bekommt hiedurch der Kopf etwas sehr Herausforderndes, ja Leichtfertiges. Das gefährliche Fächerspiel beginnt hier ebenfalls und die hiesigen Damen, wenn sie dasselbe auch nicht mit der unglaublichen Gewandtheit, wie die Andalusierinnen zu handhaben verstehen, machen doch einen

recht zweckmäßigen Gebrauch davon. Die eleganten jungen Männer von Barcelona hatten heute auch das Mögliche an sich gethan; namentlich waren Halsbinden in den schreiendsten Farben und Handschuhe à la Laubfrosch, d. h. grasgrün, oder auch welche von kuhrother Farbe, sehr gewöhnlich.

Zu unserer Rechten hatten wir den Hafen und das Meer. Letzteres war tiefblau und sehr ruhig; nur zuweilen wogte eine kleine Welle von draußen herein, die aber hier im Hafen immer kleiner und kleiner wurde und zuletzt nur unmerklich und ohne Schaum auf den Sand hinaufspritzte, oder eines der kleinen Fischerboote, die halb im Wasser lagen, leicht in die Höhe hob. Draußen sah man hier und da weiße Segel, blendend im Sonnenlichte, und am Horizonte zog ein Dampfer, eine Rauchwolke hinter sich, in kurzer Zeit hinter den steilen Felsen des Monjuich verschwindend.

Unter uns auf dem Strande war das gewöhnliche Sonntagsleben; kleinere und größere Schiffe hatten geflaggt, hier und da ihre Netze zum Trocknen ausgespannt; neben den großen Fischerbooten, die ans Land gezogen worden waren, stieg gekräuselt der Rauch in die Höhe, und da saß die Familie des Fischers in Erwartung des Mittagessens, welches aus Fischen bestehend, in der Pfanne schmorte. Die Weiber wandten die dampfenden Stücke herum, die Kinder balgten sich im Sande, während die Männer in ihren rothen und gestreiften Mänteln, die weiße oder bunte Mütze auf dem Kopfe, auf Fässern und großen Ankern saßen und die Papiercigarre rauchten. Aus den nachbarlichen Schenken hört man hier und da das Geklimper einer Guitarre,

den Schall von ein Paar Castagnetten und dann ein spanisches Lied, in dem bekannten näselnden Tone tremulirend vorgetragen.

So war es drunten am Strande, während oben auf der prächtigen, massiven Mauer der bunte Strom der Spaziergänger lachend, plaudernd, Cigarren rauchend, nach der Puerta del Mar zog, um auf diese hinaus nach dem Stierplatze zu wogen, dessen Thore eben geöffnet wurden. Vor uns her schritt eine halbe Compagnie der berüchtigten Mozos de la Escuadra, die bekannten Diebsfänger, vertraut mit den Schlupfwinkeln der Ladrones und Ratteros, da die meisten dieser Sicherheits-Polizei einstens selbst das Räuber- oder Diebshandwerk getrieben haben. Sämmtliche Thüren des Stierplatzes, die um das ganze Gebäude herum verteilt sind, sind numerirt, mit oder ohne Sonne, und die gelöste Eintrittskarte gilt nur für die betreffende Nummer. Der Stierplatz war schon ziemlich besetzt, doch gelang es uns, unter der Loge des Ahuntamiento noch recht gute Sitze zu erhalten. Die Gesellschaft um uns her war freilich sehr gemischt, aber wer macht sich aus dergleichen Sachen in Spanien etwas! Vor und hinter uns befanden sich junge Leute der unteren und mittleren Stände, die neben ihren Damen saßen und sich aufs lebhafteste über das bevorstehende Schauspiel unterhielten. So viel wir aus den Gesprächen entnahmen, hatten Manche ihre Bekannten unter den Aficionados, und nun wurde hin und her gestritten, ob Der oder Jener sich recht brav benehmen würde. Daß dazu viele Orangen verspeist, auch Cigarren von allen Qualitäten geraucht wurden, versteht sich von selbst.

Nach und nach füllte sich übrigens das Haus, und wenn man auch hie und da in den Sitzreihen noch kleine Lücken

bemerkte, so war es doch im Ganzen recht gut besetzt. Etwas Lebhafteres indeß, als so ein spanisches Publikum, den Anfang des Stiergefechtes erwartend, ist kaum denkbar. Es mochten vielleicht achttausend Menschen zugegen sein, und die Spannung und Aufregung dieser Versammlung, dieses Gähren der ungeduldigen Volksmassen machte sich vor Anfang des Schauspiels auf alle möglichen Arten Luft. Hier wurde geplaudert oder gepfiffen, dort laut gesungen oder gebrüllt und dazu der Takt mit den Füßen getrommelt. Von oben nach unten, oder auch umgekehrt, flogen Orangenschalen, und wenn man statt des Bekannten einen Fremden getroffen, so erhoben sich beide Theile zu gleicher Zeit, sagten sich unter heftigen Pantomimen einige passende Worte, ohne daß man übrigens nur ein einziges rohes Schimpfwort gehört hätte. Und dieser Wortwechsel dauerte meistens so lange, bis ein paar von unbekannter Hand geschleuderte Orangenschalen die streitenden Parteien nachdrücklich trafen, worauf sich dann gewöhnlich Beide unter wüthendem Halloh der Umhersitzenden zur Ruhe begaben. Äußerst komisch war es, wenn einer, der hoch oben saß, zufällig tief unten einen Bekannten entdeckte und nun über Sitze und Sitzende hinweg herabstieg, oder eigentlich herabfiel; denn jeder, in dessen Nähe er kam, erleichterte ihm unter schallendem Gelächter das Herabkommen, was denn auf solche Art eigentlich mehr ein Herabrutschen zu nennen war. Meistens ging das übrigens in Liebe und Freundschaft vor sich; nur erzürnte sich hier und da eine Schöne, deren Mantilla etwas stark gestreift worden war, wurde aber auf die komischste Art von der Welt von dem Herabfallenden besänftigt, indem er ihr versicherte, ihr gutes Aussehen habe durchaus nichts

gelitten, er mache sein Kompliment, denn sie sähe immer noch reizender aus, als tausend Mädchen seiner Bekanntschaft, deren Namen ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht einfielen.

Auf allen Seiten des gewaltigen Kreises gab es dergleichen Szenen, und wenn es hier einen Augenblick ruhig war, so fing es drüben um so toller wieder an. Dabei war das Auge geblendet von der bunten Menschenmenge, von den lebhaften Farben der Damenanzüge und von dem brennenden Roth der vielen Manta's, namentlich aber von dem strahlenden Sonnenlichte, das einen Theil des Kreises glänzend beleuchtete. Dort hielt man denn auch die Fächer in immerwährender Bewegung, theils um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen, theils um sich affectirt Kühlung zuzuwehen, oder um sich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Wir mochten so eine starke Viertelstunde dagewesen sein, als die Menschenmasse auf einmal in eine allgemeine Bewegung kam. Man steckte die Köpfe zusammen, man hob sich halb in die Höhe, man blickte nach den Logen, die über unseren Sitzen befindlich waren, und als auch wir uns umwandten, sahen wir, daß ein Theil derselben mit reichgeputzten Damen angefüllt war, sowie mit Herren in schwarzen Frackröcken, die sich an die Brüstung begaben und einige Augenblicke in das Haus hinab schauten – die Mitglieder des Ayuntamiento, des Magistrats von Barcelona. Fast zu gleicher Zeit erschienen nebenan in glänzenden Uniformen der Generalkapitän und sein Gefolge. Seine Excellenz Don Ramon de la Rocha, *presidira a la Plaza*, d. h. wird als oberste Behörde die Function leiten. In diesem

Augenblicke war auch die zahlreiche Militärmusik auf ihre Tribüne getreten und wenige Secunden nachher brauste ein prächtiger Marsch zum großen Ergötzen des Publikums durch die weiten Räume.

Um bei der Lebhaftigkeit des spanischen Publikums, dieser heißblütigen Bevölkerung, keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, beginnen überall die Stiergefechte pünktlich zur angegebenen Zeit; selbst in Madrid fügt sich die Königin mit ihrem Hofe aufs genaueste dieser Sitte und es sollen hier, im Gegensatze zu anderen Hauptstädten, die allerhöchsten Personen nie daran schuld sein, daß sich der Anfang des Volksschauspiels auch nur um eine Minute verzögert. Punkt zwei Uhr erschien denn auch hier eine Abtheilung der obenerwähnten Mozos de la Escuadra, um allenfallsige unbefugte Eindringlinge aus der Arena zu vertreiben; doch hätte sie sich diese Mühe ersparen können, denn Alles hatte sich erwartungsvoll auf seine Sitze zurückgezogen.

Jetzt schmetterten die Trompeten, und es erschienen in alter Amtstracht, schwarzem Sammtkleide mit der weißen Halskrause, zwei Alguacils zu Pferde, welche mit einem ungeheuren Halloh empfangen wurden, das aber weniger ihren eigenen werthen Personen, als einem dritten Collegen galt, einem Knaben nämlich, ebenfalls als Alguacil gekleidet, der auf einem Pony in ihrer Mitte ritt. Es war dieß ein Scherz oder eine Freiheit, welche sich die Aficionados erlaubt hatten und der von der Menge beifällig aufgenommen wurde. Doch verstummte plötzlich aller Lärm, als nun hinter den Alguacils die Quadrilla ihren feierlichen Einzug hielt. Es waren sechs Picadores, auf dürren hochbeinigen Kleppern, die lange Lanze in der Faust und hoch erhoben;

ihnen folgte ein Dutzend Chulos, Banderilleros, zwei »De-gen«, das bloße Schwert in der Hand, den rothen Mantel auf dem rechten Arm tragend, und hinter diesen schritt ein Cachetero, d. i. der Mann, der dazu bestimmt ist, mit einem kurzen, dolchartigen Messer in gewissen Fällen dem Stiere den Gnadenstoß zu geben. Der Zug wurde beschlossen durch ein Gespann von drei Maulthieren mit bunten Geschirren, welche voll Messingzierrathen, kleiner Glocken und rother Quasten hingen. Auf dem Kopfgestelle und auf dem Rücken befanden sich kleine gelbe Fähnchen. Diese Maulthiere sind dazu bestimmt, die getödteten Stiere aus der Arena zu schleifen, was immer in vollem Galopp geschieht; jetzt aber gingen sie natürlicherweise im Schritt; doch waren es feurige Thiere, welche kaum gehalten werden konnten und so oft sie einen Seitensprung machten oder vorwärts schossen, bewegten sich lustig die Fähnchen, an dem Geschirre klirrten die Messingstücke und klingelten die Schellen, was sich gar nicht übel ausnahm.

In gemessenem Schritt und mit stolz erhobenen Köpfen gingen die Mitglieder der Quadrilla bis vor die Loge des Ayuntamiento und des commandirenden Generals und machten beiden Behörden eine feierliche Verbeugung; darauf ritten die Alguacils ein paar Schritte vor, entblößten ihr Haupt, und einer bat um die Erlaubniß zum Beginne des Gefechts – eine Ceremonie, welche vor jedem Stiergefachte bald mit mehr, bald mit weniger Förmlichkeit vor sich geht. Zur Antwort hierauf wird von dem Alcalden der Schlüssel

zum Thierzwinger hinabgeworfen. Es ist dieß wie die Ouvertüre vor einer Oper, und die Aufmerksamkeit des Publikums während derselben vielleicht mit anderen Gegenständen beschäftigt. Kaum aber hat die Behörde durch Hinabwerfen des Schlüssels erlaubt, daß das Gefecht beginne, so sinkt das Lachen und Sprechen der Zuschauer zum leisesten Geflüster und gleich darauf zur tiefsten Stille herab. Die Alguacils haben den Ring verlassen, die Maulthiere sind ihnen klingelnd und rasselnd im Galopp gefolgt, vier Picadores haben sich in der Arena vertheilt, während sie sich im Sattel etwas in die Höhe heben und die Lanze fester fassen. Die bunte Schaar der Chulos und Banderilleros vertheilt sich an der Schranke: hier stehen zwei und drei bei einander, dort ein einzelner; ein paar hüpfen auch, wie zur Probe, über den Bretterzaun hinüber in den Gang; alle aber affectiren oder fühlen wirklich die größte Gleichgültigkeit.

In diesem Augenblicke schmettert von der Musiktribune herab eine Trompetenfanfare; in höchster Erwartung klopfen die Herzen von zehntausend Zuschauern, vielleicht eine Secunde lang herrscht Todtenstille im ganzen Hause – dann öffnet sich langsam die Thür des Zwingers, und der Stier stürzt hervor.

Gemäß dem ausgegebenen Programme führte dieser erste Kämpfer den Namen Canario. Er war ziemlich groß und stark, von schwarzgrauer Farbe, mit mächtigen, über anderthalb Schuh aus einander stehenden Hörnern. Aus dem dunkeln Zwinger in den hellen und glänzenden Ring tretend, schien das Thier geblendet zu sein und blieb nach kurzem Laufe plötzlich stehen, wobei es nach allen Seiten

wie verwundert umschaute. Die Picadores faßten ihre Lanzen fester, sahen nach den Tüchern, mit welchen die Augen ihrer Pferde verbunden waren, und rüsteten sich zum Angriffe. Doch schien der Stier durchaus keine Lust zu haben, mit einem von ihnen anzubinden; vielmehr wandte er sich, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, gemächlich um und schien dahin zurückkehren zu wollen, wo er hergekommen, – eine Bewegung, welche unter den Zuschauern tausendstimmiges Hohngeschrei und Pfeifen hervorrief. Einer der Picadores galoppirte ihm entgegen, stellte sich vor dem Zwinger auf, und der Stier, dem auf diese Art der Rückzug abgeschnitten war und der sich von einer langen Lanze bedroht sah, mußte sich nothgedrungen zur Wehr setzen. Er senkte den Kopf, scharrte ein paar Mal mit den Vorderfüßen im Sande und ging, aber ohne große Energie, auf den Picador los. Dieser legte seine Lanze ein, ritt ihm entgegen und brachte ihm einen tüchtigen Stoß in das rechte Schulterblatt bei, wodurch sich Canario veranlaßt sah, abermals umzukehren und schleuniger als vorhin seinen Rückzug anzutreten. Um seine Reputation war es aber jetzt schon vollständig geschehen, er wurde als Feigling verschrien, und an den Benennungen, die mit lauter Stimme auf das arme Thier herabgeschleudert wurden, hätte man eine schöne Auswahl spanischer Schimpfwörter studiren können. Der Stier aber schien in der That nicht das geringste Ehrgefühl zu haben; denn er wich den Picadores aus, und nur mit Mühe und Noth wurden ihm noch ein paar Lanzenstiche beigebracht. Auch die Chulos bemühten sich umsonst, seine Kampflust aufzustacheln: Canario blieb

unbeweglich für Alles. Vergeblich flatterten ihm die buntfarbigen Tücher dutzendweise um die Augen; ja, vergeblich faßte einer der Kühnsten sein Horn und ließ sich eine Strecke von ihm fortreißen. Der Stier erregte nur Zeichen des Mißfallens und gab keinem der Toreros Gelegenheit, sich einige Bravos zu erwerben. Nur ein einzigesmal lachte das Publikum laut hinaus, aber die Veranlassung hierzu war verletzend für den armen Canario. Der Cachetero hatte sich nämlich seines Schweifes bemächtigt und ließ sich so eine Zeit lang von dem ängstlich hin und her galoppirenden Thiere durch den Ring schleppen.

Als man aus allem dem ersah, daß so gar nichts mit Canario anzufangen sei, erschienen die Banderilleros mit ihren kurzen Pfeilen, und in wenigen Augenblicken staken wenigstens ein Dutzend in seiner Haut. Jetzt fing mir das Schauspiel an kläglich und unangenehm zu werden; denn Canario, der so gar keine Veranlassung zu der schlechten Behandlung gab, die man ihm angedeihen ließ, erregte vollständig mein Mitleiden. Ungestraft und ohne Mühe wurden ihm die Banderillos eingestoßen, und bei jedem neuen Eisen, das in seine Haut drang, spritzte das Blut heraus und brüllte das Thier vor Schmerzen. Aber alle Pein, die ihm angethan wurde, war nicht im Stande, seinen Muth zu entflammen und ihn zu einem neuen Angriffe zu bewegen. Das Hohngeschrei des Volkes verwandelte sich jetzt in wahres Toben; hier und dort sprang einer mit funkelnden Augen in die Höhe, ballte die Fäuste und drohte gegen den unglücklichen Stier hinab; auch das weibliche Geschlecht schonte ihn nicht, und von sehr schönen Lippen ertönten unschöne Worte genug. Endlich schrieen ein paar Stimmen

von oben herab: »Feuer! Feuer!« und gleich darauf wiederholten Tausende diesen Ruf.

Schon oft hatte ich sagen hören, daß das erste Stiergefecht, welchem man beiwohne, einen widerwärtigen Eindruck hervorrufe. Und ich fand dieß vollkommen bestätigt. Doch mochte wohl die Wehrlosigkeit des armen Opfers da unten viel hierzu beitragen, und ich bin überzeugt, wenn der Stier ein tüchtiger Kerl gewesen wäre, zu Anfang ein paar Picadores überrannt, sowie einige Pferde ausgeweidet hätte, so würde auf uns sein Brüllen und das Blut, welches von seinem Körper herabtropfte, viel weniger Eindruck gemacht haben. Der Ruf des Publikums: »Feuer! Feuer!« verlangt, daß statt der gewöhnlichen Banderillos dem Thiere sogenannte Feuerpfeile eingestoßen werden. Diese haben ebenfalls Widerhaken, damit sie in der Haut stecken bleiben, sind aber statt des flatternden Papiers mit Schwärmern, kleinen Kanonenschlägen und dergleichen schönen Sachen umgeben, die durch eine Pulverleitung verbunden sind und sich entzünden, sobald der Pfeil dem Thiere eingestoßen ist. Wie das Thier von dem Knallen auf allen Seiten, sowie von den Brandwunden toll gemacht wird, kann man sich leicht denken. Einen Augenblick blieb Canario wie betäubt stehen, als die ersten Schwärmer auf seine Haut losplatzten, dann aber fing er an kläglich zu brüllen, weißer Schaum drang aus seinem weit geöffneten Maule, und mit hoch erhobenem Schweife raste er in tollen Sprüngen durch den Ring. Man hätte glauben können, jetzt werde endlich ein verzweifelter Kampf beginnen; aber weit entfernt: nachdem die letzte Hülse geplatzt war und das letzte Pulver verpufft, legte sich auch seine Angst wieder, denn nur diese hatte ihn umhergetrieben, und er

stand da mit gesenktem Kopf und Schweif, – ein trauriger Anblick. Uns, die wir zum ersten Mal einem Stiergefichte beiwohnten, hatte dieser Anfang noch weniger gefallen, als den Spaniern; namentlich machten auf uns die Feuerpfeile einen widerwärtigen Eindruck, sie versengten Haar und Haut und erregten einen unangenehmen Brandgeruch. Ein Trompetenstoß rief einen der »Degen« in den Ring, und auf die schon oben beschriebene Art trat er von der Seite herein. Es war ein hübscher wohlgewachsener Mann mit kräftigem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdruck; er schritt auf die Loge des kommandirenden Generals zu, grüßte denselben, sowie das Ayuntamiento zierlich mit seinem Degen und wandte sich darauf gegen den Stier. Dieser stand da vor Ermattung und Angst unfähig, sich zu rühren. Achselzuckend versuchte es der Espada seinen Widerstand zu entflammen, indem er ihm den rothen Mantel zu wiederholten Malen um die Augen schlug. Alles vergebens! Der Stier wandte kaum seinen Kopf herum, worauf der Espada langsam den Arm ausstreckte, mit der Degenspitze ruhig zwischen den Hörnern die tödliche Stelle suchte, eine kleine Handbewegung machte, und dann stürzte das Thier, wie vom Blitze erschlagen, auf der Stelle todt nieder. Jetzt öffneten sich die Thore auf unserer rechten Seite, das Maulthiergespann trabte herein, der todte Stier wurde mit den Hinterfüßen an eine Bracke befestigt, dann ging es im vollen Galopp einmal im Kreise herum und zum Thore hinaus. Während dessen fiel die Musik mit einer lustigen Polka ein, und die rauschenden Klänge übertönten die lauten Beschimpfungen, die dem unglücklichen Canario immer noch nachgerufen wurden. Auch die Quadrilla schien es zu bedauern, daß sie so wenig Widerstand gefunden und

deßhalb ihre Gewandtheit nicht hatte zeigen können. Die Stelle, auf welcher der Stier gefallen, wurde mit Sand bedeckt, um die Blutflecken zu vertilgen, und nach einer kleinen Pause betrat der zweite Stier den Kampfplatz. Er hieß Coracero, und sein erstes Auftreten war ein vielversprechendes und trug ihm ein gelindes Händeklatschen ein. Ich muß hier vorausschicken, daß bei den Stiergefechten der Dilettanten meistens sogenannte Novillos den Kampfplatz betreten; das sind nämlich Stiere, die erst im nächsten Jahre zu den anderen Stiergefechten tüchtig sein würden; obgleich ein guter und kräftiger Novillo kein zu verachtender Gegner ist, so haben sie doch begreiflicher Weise noch nicht die Wildheit und Unbändigkeit der älteren Stiere.

Durch den Vorgang mit dem unglücklichen Canario schienen die Chulos über alle Maßen sicher geworden zu sein; denn statt, wie es beim Erscheinen eines neuen Stiers Regel ist, sich beobachtend möglichst an die Schranken zu halten, standen sie unbekümmert plaudernd in Gruppen bei einander, einige sogar in der Nähe des Zwingers. Coracero, dem in diesem Augenblicke das Thor geöffnet wurde, war zwar kleiner, aber auch untersetzter, als sein Vorgänger, und bezeigte sich sogleich bei Anfang des Gefechtes als ein heimtückischer Bursche. Harmlos und ruhig ging er einige Schritte vorwärts, und ich hielt ihn daher für nicht besser als Canario; doch sagte mir mein Nachbar, ein alter Habitué des Stierplatzes: »Der ist gut; sehen Sie, wie seine kleinen Augen funkeln.« Und der Mann hatte Recht; denn Coracero, der sich, wie gesagt, mit größter Ruhe einer der Gruppen genähert hatte, stürzte nun mit Einem Male wie

toll und wüthend gegen die Chulos hin, was eine allgemeine und höchst ergötzliche Flucht zur Folge hatte. Nach allen Richtungen stoben seine leichtfüßigen Gegner aus einander, und die meisten übersprangen die Schranken mit einer außerordentlichen Behendigkeit. Hier und da überschlug sich auch Einer und fiel, statt auf die Füße, auf einen anderen Theil des Körpers, – ein Mangel an Gewandtheit, der jedesmal ein lautes Hohngelächter zur Folge hatte.

Der Stier hatte unterdessen die drei Chulos aufs Korn genommen, welche vorhin so dicht vor seinem Zwinger gestanden, und verfolgte sie mit solcher Hast und drohender Geberde, daß Viele aus dem Publikum sich halb von ihren Sitzen erhoben und dem interessanten Anfange athemlos zuschauten. Die drei stoben natürlicher Weise in voller Flucht aus einander, doch besann sich Coracero keinen Augenblick und verfolgte Einen in so tollem Laufe, daß dieser sich nur retten konnte, indem er nicht ohne Geistesgegenwart dem Stier seinen Mantel zwischen die Füße warf. Dessen ungeachtet langte aber das Thier mit dem Chulo fast zu gleicher Zeit an der Schranke an, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwischen den Hörnern Coraceros und den seidenen Beinen des Chulo, als dieser erschreckt und athemlos über die Schranken flog. Mancher der Zuschauer und auch ich glaubte, der Stoß des Thieres habe ihm nachgeholfen, doch war dem zum Glücke nicht so; der Mann war unverletzt, doch schien mir sein Lachen einigermaßen erkünstelt zu sein. Mein Nachbar sagte mir: »Hätte der Stier zwei Jahre mehr, so würde das ein sehr schönes, ernsthaftes Gefecht werden: so aber werden die Dilettanten schon mit ihm fertig werden.«

Coracero, der mitten in der Bahn stand, betrachtete sich seine Feinde rings umher. Schon mehreremale hatte er einen Sprung rechts oder links gethan, so oft sich einer der Chulos blicken ließ und ihm, freilich auf sehr weite Entfernung, eines der langen bunten Tücher entgegenwarf, sich auch langsam gegen die Picadores gewandt. Der, welcher ihm zunächst stand, ritt nun dem Thiere entgegen und legte seine Lanze ein. Der Stier nahm die Herausforderung an, senkte die Hörner und rannte in vollem Laufe gegen den Picador an. Ein tüchtiger Stoß mit der Lanze, den das Thier beim Zusammenstoß erhielt, machte es einen Augenblick stutzen; doch erneuerte es im nächsten Moment seinen Angriff um so heftiger, und wahrscheinlich hätte derselbe mit dem Tode des Pferdes geendigt, wenn nicht mehrere Chulos dem Picador zu Hülfe gekommen wären und die Aufmerksamkeit des Stieres von ihm abgelenkt hätten. Bei einem gewöhnlichen Stiergefechte hätte man den Stier seinen Kampf mit dem Picador ruhig ausfechten lassen, und es wäre wider die Regel gewesen, dem Picador zu Hülfe zu kommen, ehe Roß und Reiter im Sande gelegen. Aber die Aficionados schonten begreiflicher Weise ihre Pferde. So außerordentlich verwegen dieselben bei dem ersten Stier umhergaloppirt waren und ihm Stiche nach allen Seiten beigebracht hatten, um so mehr nahmen sie sich jetzt in Acht; doch mußten alle vier nach einander wenigstens einmal ein Rencontre mit ihm bestehen, und drei waren auch so glücklich, ihm einen tüchtigen Lanzenstoß beizubringen, der ihn für den Augenblick zurücktrieb. Auch waren die Chulos und Banderilleros gleich bei der Hand. Bei dem vierten ging es übrigens nicht so gut, eigentlich für die Zuschauer besser, denn es floß Blut, was bei einem

Stiergefecht immer die Hauptsache ist. Der vierte Picador schien mir ein schwächeres Pferd zu haben als die anderen, er selbst aber war ein untersetzter, dicker Kerl, der, wenn er in dem Ringe galoppierte, beständig so komische Bewegungen machte, daß viele aus dem Publikum in lautes Gelächter ausbrachen und ihn mit allerlei freundschaftlichen Benennungen belegten. Endlich ritt auch er gegen Coracero an, und dabei wiegte sich der Picador so komisch im Sattel hin und her, daß er durch allgemeine Heiterkeit und einiges Händeklatschen belohnt wurde. Doch wäre es für ihn viel besser gewesen, wenn er genau auf seinen Feind Achtung gegeben hätte, kaum hatte der Picador nämlich seine Lanze eingelegt, so war der Stier auch schon dicht bei ihm, indem er die Lanze unterlief und nun mit einem kräftigen Anlaufe seine Hörner dem armen Pferde in die Seite bohrte, so daß es sich hoch aufbäumte, dann aber zusammenbrach und mit seinem Reiter in den Sand rollte. Wie immer, zum Glück für den Picador, ließ nun der Stier seine ganze Wuth an dem unglücklichen gefallenen Pferde aus, ohne den Reiter weiter zu beachten, wodurch dieser Zeit bekam, aus dem Sattel zu klettern und mit Beihülfe einiger Banderilleros langsam davon zu hinken.

Der Stier zerfleischte unterdessen das Pferd so lange, als dieses noch ein Lebenszeichen von sich gab; dann wandte er sich abermals gegen die übrigen drei Picadores und schien ihnen einen Kampf anzubieten. Doch hatte keiner der Aficionados, durch den Vorgang mit dem Kameraden gewitzigt, besondere Lust, sich mit ihm ferner in einen ernstlichen Kampf einzulassen. Sie umritten ihn im Galopp, brachten ihm auch hier und da einen leichten Lanzenstich bei, waren aber dabei so glücklich, seinen Hörnern

zu entgehen. Es war kein rechter Ernst bei der Sache, und wäre das Stiergefecht nicht von Dilettanten unternommen worden, so hätte man vom Publikum ein schönes Gepfeife vernommen.

Endlich rief die Trompete die Banderillos herbei und hiedurch wurde das Schauspiel etwas belebter. Wie schon bemerkt, schienen die Picadores ihre Pferde geschont zu haben und hatten sich somit eine kleine Blöße gegeben, was nun die Banderillos durch ihr ziemlich tollkühnes Spiel mit dem Stier wieder gut machen zu wollen schienen. Es war nicht leicht, dem wilden Thiere beizukommen, und Coracero hatte die schlimme Gewohnheit, sich immer einen Einzelnen aus seinen Angreifern herauszulesen und denselben, ohne sich durch Mantelschwenken irre machen zu lassen, bis an die Schranke zu verfolgen. Ein paar entkamen nur mit genauer Noth, und einer, der vor dem Thiere niederstürzte, schien verloren zu sein, wäre es auch wahrscheinlich gewesen, wenn nicht in diesem Augenblick ein Banderillo tief in den Hals des Thieres gedrungen wäre, wodurch es sich wüthend auf die Seite wandte und dem Niedergestürzten Zeit ließ, auf seine Füße zu springen und davon zu laufen.

Unterdessen war die Zeit schon ziemlich vorgerückt; der helle Sonnenstreifen, der auf dem Hause lag, hatte sich schon sehr emporgehoben, weßhalb denn auch, um das Schauspiel nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, ehe noch der Stier Zeichen von Müdigkeit gegeben, der Espada in die Schranke trat. Es war das ein anderer, als der, welcher den ersten Stier gefällt hatte; doch kam er nicht allein, sondern gegen alle Regeln in Begleitung von drei bis vier Chulos und Banderillos, – eine Vorsichtsmaßregel, die ihm

übrigens sehr wenig half; denn der Stier war seiner nicht so bald ansichtig geworden, als er mit den Vorderfüßen zu scharren begann, den Kopf senkend ein paar Schritte rückwärts trat und dann so wüthend auf die Gruppe losstürzte, daß diese aus einander stob und sich in schönen Sätzen über die Schranken rettete, wobei der Espada selbst einer der Leichtfüßigsten war und noch dabei das Unglück hatte, jenseits der Schranken mit Schwert und Mantel wie ein Mehlsack niederzustürzen. Dieses Mal sparte das Publikum weder Pfeifen noch Zischen, was den Degen so empörte, daß er auf derselben Stelle in den Ring zurücksprang und nun allein dem Stiere gegenüber trat, wofür er denn auch mit einem tausendstimmigen Bravo belohnt wurde. Die Chulos erschienen übrigens auch gleich wieder im Ring und einer, der sich bei allen Kämpfen durch seine Verwegenheit hervorgethan hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich, wodurch es dem Espada möglich wurde, sich dem Stiere zu nähern und ihm den Degen bis an das Heft in den Nacken zu stoßen. Zum ersten Male brüllte das Thier laut auf, und da es zu gleicher Zeit heftig auf die Seite sprang, so mußte der Espada Degen und Griff fahren lassen, mit welchen denn auch das Thier wie toll im Kreise umherraste.

Es war dieß ein häßlicher Anblick: das Blut rann stromweise aus der Wunde, und zuweilen blieb der Stier, wie von furchtbarem Schmerz gepeinigt, plötzlich stehen, scharrte mit den Füßen und wandte sich dann um, seinen Lauf aufs Neue beginnend. Unterdessen hatte sich der Espada ein neues Schwert reichen lassen, und jetzt war es ihm leicht, dem Stiere nahe zu kommen, der schon durch Schmerz und Blutverlust ziemlich erschöpft war. Obgleich Coracero noch

immer seinen Angreifern bereitwillig entgegenstürzte, so hatten doch seine Bewegungen sehr an Schnelligkeit verloren, weshalb es dem Espada leichter gelang, auch den zweiten Degen bis an das Heft in den Nacken des Thieres zu stoßen. Aber auch dieser Stoß war nicht glücklicher als der erste; der Stier stürzte nicht zusammen, vielmehr wandte er sich kläglich brüllend um, machte ein paar rasende Sätze und umkreiste noch einmal den ganzen Ring, ehe er, wie betäubt, dicht unter unsern Sitzen stehen blieb. Jetzt erst fing er an zu wanken, das Blut schoß ihm stromweise aus dem Maule, und lange noch schwankte er hin und her, ehe er zusammenbrach. Der Cachetero mußte hinzutreten und ihm mit seinem kurzen Messer den eigentlichen Todesstoß geben.

Mir war es hierauf recht angenehm, daß das darauf folgende Gefecht ein unblutiges sein sollte. Der dritte Stier, Soldado, sollte nach portugiesischer Weise bekämpft werden, die darin besteht, daß das Thier in den Ring gelassen, von den Chulos gereizt und geneckt, und dann von diesen und den Banderilleros mit den Händen eingefangen, gestellt und nach dem Zwinger zurückgebracht wird. Da aber der Stier bei seiner Kraft und Wildheit und mit seinen langen und spitzen Hörnern ohne Vorsichtsmaßregeln ein zu ungleicher Kämpfer sein würde, so befestigte man auf den Spitzen seiner Hörner ausgepolsterte lederne Kugeln, wodurch allerdings die Gefährlichkeit des Stoßes vermindert wird; doch erfordert diese Art des Kampfes immer noch große Vorsicht, Gewandtheit und Kraft. Soldado war ein ziemlich kräftiger Bursche, mit langen Hörnern, welche aber sorgfältig umwickelt und oben mit großen Knöpfen versehen waren. Die Chulos und Banderilleros befanden

sich ohne die Picadores im Ringe, umgaben den Stier so gleich und neckten ihn auf die verwegenste Art. Das Thier schien indessen ebenso wenig zum Spaß aufgelegt zu sein als sein Vorgänger, und da sich seine leichtfüßigen Gegner noch weniger in Acht nahmen und nicht so häufig die rettende Schranke aufsuchten, so kamen einige in sehr unangenehme Berührung mit den Hörnern des Soldado. Einen faßte das Thier in der Nähe des Hosengurtes und schleuderte ihn mehrere Schritte weit so nachdrücklich in den Sand, daß der Chulo ein paar Secunden lang unbeweglich liegen blieb. Einem andern ging es noch schlimmer. Dieser hatte den Stier über alle Gebühr geneckt und wurde nun, ohne daß sich das Thier von den übrigen irre machen ließ, so hartnäckig an die Schranken verfolgt, daß er nicht mehr Zeit hatte, sich hinüberzuschwingen. Hier und da hörte man schon einen Angstschrei unter den Zuschauern, und es war ein unbehaglicher Anblick, als man sah, wie der Stier mit voller Kraft gegen den Chulo und die Bretterschranke anrannte. Obgleich die Hörner umwickelt waren, hätte doch der Stoß den Chulo unfehlbar zerquetschen müssen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, von dem Stiere zwischen die Hörner gefaßt zu werden. Aber er verdiente dieses Glück durch seine Geistesgegenwart; denn da er wohl wußte, der Stier würde sich nicht mit dem einzigen Stoße begnügen, so faßte er mit fast übermenschlicher Kraft die Hörner, nicht um den Stier zurückzuhalten, was unmöglich gewesen wäre, sondern um sich von demselben in die Höhe schleudern zu lassen und so dem sicheren Tode zu entgehen. Dieß geschah denn auch, und gleich darauf

flog der Chulo rückwärts über den Stier in den Ring zurück, wo er übrigens auf dem Sande liegen blieb und weggetragen werden mußte. So viel wir später hörten, kam er mit einer zerbrochenen Rippe davon.

Eine Variante dieses gewagten Experimentes, welches der Chulo ausführte, kommt in den Annalen der Tauromachia zuweilen, aber sehr selten vor, heißt dann *Salto sobre testuz* (der Sprung über den Kopf des Gegners), wo nämlich der an die Wand gedrängte Toreador in dem Augenblicke, wo der Stier den Kopf senkt, um ihn zu speißen, seinen Fuß zwischen die Hörner des Thieres setzt, und, von der Todesangst getrieben, über ihn hinwegspringt. Ein Vorgänger von Montes, ich glaube, der eben so berühmte Francisco Romero, kam übrigens dabei auf eine schreckliche Art ums Leben. Cuendias in seinem Buche über Spanien erzählt diese traurige Katastrophe auf folgende Weise:

»Es war nach einer glänzenden Corrida, die der Hof mit seiner Gegenwart beehrte, als der tapfere Espada zwischen den Toro und las Tablas gerieth. Las Tablas nennt man die Brettereinfassung des Circus, über welche der Torero manchmal mit einem Sprunge setzen muß, um sein Leben zu retten. Montes Vorgänger war in der höchsten Gefahr; zu nahe an den Tablas, um einen Anlauf zu nehmen, vielleicht auch zu stolz, um die Flucht zu ergreifen, entschließt er sich kaltblütig zum *Salto sobre testuz*. In dem Augenblicke nämlich, wo der Stier sich *demüthigte* und die Hörner senkte, um ihn zu speißen, setzte er zwischen diese Hörner an die Stirn des Thieres seinen Fuß und führte mit unglaublicher Gewandtheit und haarsträubender Kühnheit den gefährlichen Sprung aus. Das unbarmherzige, aber gerechte Publikum erfüllte den Circus sogleich mit einem Schrei der

Bewunderung. Unglücklicherweise litt der König an Zerstreuung und hatte daher von der merkwürdigen Scene nichts sehen können. Seine Majestät hört aber das Beifallsgeschrei des Volks und will die Ursache wissen. Darauf erzählt man ihr die Heldenthat des Torero.

»*Da capo!* sagte der König; er mach' es noch einmal.«

»Wahrscheinlich glaubte Seine Majestät damit dem Torero eine große Ehre zu erweisen.

»Der Torero gehorchte! ...

»Was er einmal, getrieben von der Todesgefahr und in einem Augenblicke rasender Begeisterung, glücklich gewagt hatte, das wollte er jetzt aus übertriebenem Gehorsam gegen den König und aus verblendetem Ehrgeiz noch einmal improvisiren. Auch hielt er sich nicht an die Regeln der Kunst. Der Stier stellte sich nicht wie das erste Mal. Statt den Kopf zum Stoße zu senken und in dieser Haltung anzurennen – eine Bewegung, auf die der Kopfsprung berechnet ist, der in diesem Falle den Toreador hinter den Stier zur Erde sendet, wo er, Dank seiner Geschicklichkeit mit geraden Beinen den Boden erreicht – statt dessen hatte die Bestie Halt gemacht und in dem Augenblicke, wo der Fuß ihre Stirn berührte, den Kopf emporgeworfen, so daß der Toreador das Gleichgewicht verlor und – fiel.

»Ein Angstschrei erschallt, die Versammlung überläuft ein Todesschauer! Der Stier rennt nicht mehr; er tragt langsam, mit erhobenem Haupt, das Auge in Flammen, rings um die Arena, als wollte er den entsetzten Zuschauern seinen Siegeskranz zeigen, den blutigen Kranz, den er sich aus den Eingeweiden seines Feindes gewunden hatte. Der unglückliche Toreador lag gespießt auf den Hörnern und zappelte vergebens, um sich loszumachen, und wand und

krümmte sich im Krampf und in den Ängsten des Todes. Er war mit ganzem schwerem Leibe auf die Spitzen gefallen und daran hängen geblieben. Das Übrige that die Wuth des gereizten Thieres.«

Der unangenehme Vorfall, von welchem wir vorhin erzählt, verminderte indessen durchaus nicht den Übermuth der Anderen, und der bunte, glänzende Schwärm war dem Stiere nun so dicht auf dem Leibe, daß er sich ihrer kaum zu erwehren im Stande war. Freilich purzelten bald rechts, bald links Einige über einander hin, denen der Stier mit einer raschen Seitenbewegung zu nahe kam; doch sprangen sie lachend wieder auf, um ihre kindische Neckerei mit dem Thiere – anders kann man es wahrhaftig nicht nennen – fortzusetzen. Schon lange hatten ein Paar darnach gestrebt, ihm die bunte Schleife zu entreißen, die auf seinem Rücken befestigt war; doch hatte Soldado bis jetzt alle dergleichen vertrauliche Annäherungen sehr übel aufgenommen, und bald flog Der rechts, Jener links in den Sand. Endlich gelang es Einem, die Schleife zu erhaschen, wofür er von den Zuschauern durch ein unendliches Bravo belohnt wurde. Ein Anderer hatte unterdessen sein Sacktuch aus der Tasche gezogen und ließ es sich von dem wild daherstürzenden Thiere vermittelst des Hornes aus der Hand reißen, lief aber gleich wieder hintendrein und war so glücklich, es nun seinerseits dem Thiere wieder abzunehmen. Schon vorhin erwähnte ich eines Chulo, der sich durch seine Kühnheit auszeichnete. Dieser erschien mit einer langen Springstange im Ringe und wir wußten lange nicht, was er damit wolle; endlich aber erspähte er einen günstigen Augenblick, wo das Thier gerade eine Secunde still stand,

stützte seine Stange auf den Boden und schwang sich in gewaltigem Sprunge über den Stier hinüber. An einem Male hatte er übrigens nicht genug; doch wäre es besser gewesen, wenn er sich damit begnügt hätte; denn beim zweiten Mal, als er gerade sprang, machte Soldado eine Seitenbewegung, stieß an die Stange, und der Chulo, der gerade in der Luft schwebte, fiel genau auf den Rücken und zwischen die Hörner des Stiers. Daß ihm dieser zu einem neuen und kräftigeren Aufschwung verhalf, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen: bei zehn Fuß hoch warf ihn Soldado in die Luft und es war ein Glück, daß er inmitten einer Gruppe seiner Kameraden niederfiel, die ihn auffingen und so einigermaßen den Sturz schwächten.

Dieses ganze Schauspiel an sich war übrigens komisch genug und auch interessant. Die gewandten Leute in ihren bunten Costümen in immerwährender Bewegung, bald auseinanderfahrend, bald sich wieder zusammendrängend, dazwischen den dunkeln, fast schwarzen Stier, der sich jetzt links wandte, dann geradeaus stürzte, um sich an der anderen Seite des Ringes, aufs Neue von den grellfarbigen Tüchern geneckt, wieder zu wenden, – es war eine Scene voll Leben und Bewegung. Hauptsächlich nahm es sich recht gut aus, wenn ein einzelner Chulo vor dem Stiere fliehend, demselben den langen Mantel zwischen die Vorderfüße schleuderte, was den Stier meistens einen Augenblick aufhielt, indem er gewöhnlich das Zeug mit den Hörnern zerzauste, ehe er aufs Neue seine Verfolgung begann.

Alles Bisherige war indessen nur Vorspiel gewesen. Jetzt warfen die Kämpfer ihre Mäntel über die Schranke und fingen an, den Stier ernstlich zu stellen, was damit begann, daß sich Zwei nach längeren fruchtlosen Versuchen endlich

an den Schweif des Thieres hängten. Soldado nahm dieß jedoch sehr übel auf und raste mit seinen Anhängseln in so tollem Lauf durch den Ring, daß sie im wahren Sinne des Wortes geschleift wurden und am Ende wieder loslassen mußten. Ein paar Anderen erging es nicht besser, und einem dritten Paar gelang es nur dadurch, den wüthenden Lauf des Thiers zu hemmen, daß sich zugleich vier ihrer Kameraden je Zwei und Zwei zu gleicher Zeit an die Hörner des Stiers hängten. Dieß machte Soldado einen Augenblick stutzig, und nun hatte er sein Spiel verloren. Wie toll stürzten alle übrigen Chulos und Banderilleros auf ihn zu, faßten Schweif, Ohren, Hörner, Füße und nachdem sich der Stier noch einige Minuten mit aller Kraft gewehrt, wobei mancher seiner Angreifer tüchtig zusammengeprellt wurde, stand er wie ein Lamm und mußte es geschehen lassen, daß ihn seine Sieger triumphirend im Schritt durch den ganzen Ring führten unter schallendem Händeklatschen und tausendstimmigem Freudenruf der Zuschauer.

Von dem vierten Kampfe, in welchem der Stier Lige-ro auftrat, ist nichts zu sagen, als daß dieses Thier noch schlechter war, als der unglückliche Canario. Er fiel unrühmlich, ohne einem Pferde auch nur die Haut geritzt zu haben, unter dem Messer des Cachetero. Damit war das Stiergefecht zu Ende, und wenn es auch kein glänzendes, d. h. blutiges genannt werden konnte, so hatte es doch für uns den Vortheil, daß wir den Gang und das Wesen eines solchen Kampfes in diesen paar Stunden besser kennenlernen, als durch eine Menge Beschreibungen, die wir früher gelesen.

Das Stiergefecht, für welches heutzutage alle Classen des spanischen Volkes die größte Leidenschaft zeigen, gehörte schon seit uralten Zeiten mit zum Ruhm und Glanz des Landes. Man ist ungewiß darüber, woher diese Volksbelustigung eigentlich stammt; Einige wollen dieselbe von den Circusspielen der Römer herleiten, Andere aus der Gothenzeit oder erklären sie für eine uralte iberische Sitte; gewiß ist, daß sie schon zur Maurenzeit ein ritterliches Vergnügen war, dem sich damals die Vornehmsten des Landes hingaben. Auf der Vivarrambla in Granada sah man schon die Ritter Zegrís wie Abbenceragen, unter der Regierung Muley Hassans, des Vaters des letzten Königs Boabdil, gegen den Stier in die Schranken treten. Am späteren christlichen Hofe Spaniens thaten die größten Helden damaliger Zeit dasselbe, und Don Guzman, der Cid, Don Sebastian, König von Portugal, und Karl V. gehörten zu den kühnsten Toreros. Dagegen suchten auch manche Herrscher die Stiergefechte zu unterdrücken, so Isabella I., welche nie einen Stierplatz besuchte und während deren Regierungszeit die Hörner des Thieres mit Kugeln versehen sein mußten, um die Kraft des Stoßes zu brechen; und während Philipp IV. noch in höchst eigener Person den Stierplatz betrat, zeigte sich Philipp V. als entschiedenster Gegner dieses spanischen Nationalvergnügens. Obgleich er es nicht zu verbieten wagte, so gerieth doch die Tauromaquia während seiner Regierungszeit so in Verfall, daß sie aus einer »noblen Passion« ein besoldetes Handwerk wurde. Damit änderte sich auch das ganze Wesen des Stierkampfes, und statt daß früher ein einzelner Reiter auf gutem starkem Pferde dem Thiere mit Jagdspieß und Schwert entgegentrat, erschien jetzt die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung: die

Picadores, Banderilletos und zuletzt der Espada, welcher dem Stiere zu Fuß entgegentritt, um ihn Auge gegen Auge mit einem Degenstoß zu tödten. Nur zuweilen noch traten vornehme Liebhaber mit den »Leuten vom Handwerk« in die Schranken oder wurden Stiergefechte, wie das eben beschriebene in Barcelona, von Aficionados puros (eifrigen Dilettanten) in Scene gesetzt.

Wie ich schon Eingangs dieses Kapitels bemerkte, werden die Stiergefechte in Spanien nur in den Frühjahrs- und Sommermonaten, von Mai bis Ende September, abgehalten, weshalb wir denn leider auf unserer Reise durch Spanien keines der glänzenden, d. h. blutigen, zu sehen bekamen; man hoffte auf ein Stiergefecht in Madrid zur Zeit der Geburt der Prinzessin am 10. Januar, doch wurde es durch den gleich darauf erfolgten Tod derselben verhindert. Obgleich sich alle Stiergefechte mehr oder minder gleichen, so kommen doch durch die Wildheit eines Stiers, selbst durch Zufälligkeiten oft die interessantesten Abwechslungen vor. So erzählt Rochau in seinem vortrefflichen »Reiseleben in Spanien« von der Episode eines Stiergefechts zu Madrid, welche mir interessant genug erscheint, um es im Auszuge mitzutheilen. Ein schlechter, feiger Stier, in der Art wie der oben beschriebene Canario, auf den sogar Feuerpfeile nicht die geringste Wirkung ausübten, wurde mit Hunden gehetzt und dann durch einen schächtermäßigen Degenstoß in die Weichen schimpflich getödtet.

»Das Publikum war noch immer mit der Hundshatz, einem sehr seltenen Schauspiele, beschäftigt«, so erzählt Rochau, »als, fast ohne bemerkt zu werden, langsamen, aber sicheren Ganges der neue Stier in den Ring schritt, schwarzbraun von Farbe, klein, hinten niedriger gebaut als

vorn, die Hörner kurz, aber auf den Treffer gestellt, um mich eines Ausdrucks vom Fechtboden her zu bedienen. Mit aufgeregten Ohren und mit raschem Schweifschlagen wandte der Stier den Kopf rechts und links, als ob er sich der Stellung und Stärke seiner Feinde vergewissern wolle, und dann wie der Blitz rannte er mit gesenkten Hörnern auf den zunächststehenden Picador los, der von dem gewaltigen Stoße sammt seinem Pferde rücküber stürzte. Ohne sich bei dem in den Sand gestreckten Gegner aufzuhalten, hatte der Stier den zweiten Picador gefällt, ehe dieser auch nur Zeit gehabt, seine Lanze einzulegen, und in ein paar mächtigen Sprüngen war auch der dritte erreicht und zu Boden gestreckt. Das alles geschah so rasch, daß man die größte Mühe hatte, dem Gange des Kampfes mit den Augen zu folgen. Das Volk war außer sich vor Jubel über diesen Anfang des neuen Rennens. Alle Welt stand von den Sitzen auf, die Hüte zu schwenken und ein donnernes bravo toro auf die Bühne hinauszurufen. Wären Blumen zur Hand gewesen, man hätte den Stier ohne Zweifel gekrönt wie eine Opersängerin nach der Bravourarie. Der Stier inzwischen, als ob er wüßte, daß ihm noch ein Picador fehle, suchte mit den Augen im Kreise herum, und da er keinen Reiter mehr sah – der vierte Picador war zufällig abwesend –, so ließ er sich herab, einen der Chulos des Angriffs zu würdigen. Festen Auges, und ohne sich durch das Mantelschwenken der übrigen irre machen zu lassen, verfolgte er seinen Mann in windschnellem Laufe, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwischen dem Hörne des Stiers und der Hüfte des Chulo, als dieser sich athemlos über die Schranken schwang. Furcht und Schrecken herrschten in dem ganzen Ringe. Die Picadores hatten sich unter ihren

Pferden hervorgearbeitet und waren fortgehinkt, und sie übereilten sich nicht, von Neuem zu erscheinen. Die Chulos hielten sich in ehrerbietiger Entfernung; der Stier war Meister des Platzes, den er lautschnaubend durchschritt, und wohin er sich wandte, da wich man ihm eilends schon von Weitem aus. Endlich ritt der vierte Picador auf einem ungewöhnlich starken und guten Pferde in die Schranken. Der Stier wurde seiner nicht so bald ansichtig, als er in gestrecktem Laufe auf ihn losstürzte. Der kräftige Lanzenstoß, mit welchem er empfangen wurde, hielt ihn einen Augenblick auf, aber im Nu nahm er den zweiten Anlauf und bohrte beide Hörner bis an die Wurzel in die Brust des Pferdes, das sich wild aufbäumte und den Picador aus dem Sattel geschleudert haben würde, wäre dieser nicht ein vortrefflicher Reiter gewesen. Mit seltener Geistesgegenwart holte der Picador zum zweiten Male mit der Lanze aus, während der Gaul kerzengerade auf den Hinterbeinen stand, und der Stier, durch die neue Wunde noch wüthender geworden, führte Stoß auf Stoß gegen den Bauch und gegen die Seite des Pferdes, bis es am Boden lag, und auch dann noch wühlte er mit grimmiger Wollust in seinen Eingeweiden. Der Enthusiasmus des Publikums, der bei diesem Anblicke losbrach, läßt sich nicht beschreiben. Barbaro! barbaro! rief man von allen Seiten im Tone der Begeisterung und mit verklärtem Gesichte. Dieses Wort, weit entfernt, ein Vorwurf zu sein, ist bei solchen Gelegenheiten der höchste Ausdruck des Beifalls, es ist der Superlativ von bravo. *Que barbaridad!* ruft man bewundernd, wenn der Degen dem Stiere das Eisen bis an das Heft zwischen die Schultern stößt.

Der Picador war in der augenscheinlichsten Gefahr. Er lag einen Schritt weit von dem Pferde auf dem Sande, seine mit Baumwolle steif ausgefütterten Lederhosen machten es ihm unmöglich, rasch aufzuspringen und davon zu laufen, und er wagte nicht, sich zu rühren, um die Aufmerksamkeit des Stiers nicht auf sich zu ziehen. Nach einer langen, peinlichen Minute – peinlich für den Picador, nicht für die Zuschauer, im Gegentheil – wagten sich endlich ein paar Chulos ihrem Kameraden zur Hülfe heran, und der Stier ließ das zerfetzte und regungslose Pferd liegen, um auf jene schnellfüßigen Gegner Jagd zu machen. Erst auf das stürmische Verlangen des Publikum erschienen neue Pferde in dem Ringe, von denen der Stier in wenigen Augenblicken noch drei ausweidete, ohne daß seine Kraft und seine Kampflust deßhalb abnahm. Ich glaube, er würde den ganzen Stall des Empressario geleert haben, wenn den Picadores, von denen übrigens auch zwei im schweren Falle Schaden genommen hatten, nicht der Muth ausgegangen wäre. Gegen alle Regel des Spiels rief die Trompete die Banderilleros, ehe der Stier das mindeste Zeichen der Mattigkeit oder der Flauheit gegeben hatte. Mit Mühe und Noth wurde ihm ein einziges Paar Banderillas beigebracht, und dann erschien der Espada, den der Stier bald als seinen Hauptfeind aus den übrigen herauserkante. Ohne die Herausforderungen des Degens abzuwarten, lief er aus freien Stücken gegen denselben an, und zwar mit so drohender Miene, daß der Espada, statt den Feind stehenden Fußes zu erwarten, wie ein Windspiel davon rannte, Mantel und Schwert wegwarf und in angstvoller Hast über die Schranken sprang. Gellendes Pfeifen, Zischen und Hohnschrei begleiteten ihn auf seiner schimpflichen Flucht.

Sei es Furcht oder Scham, der entflohene Degen kam nicht wieder zum Vorschein, und statt seiner trat der »Chiclanero« auf die Bühne, nicht der große D. Francisco Montes, der gleichfalls aus Chiclana ist, aber ein würdiger Landsmann und Nebenbuhler des großen Montes, Redondo geheißten. In kurzem Tanzmeisterschritt ging er quer durch die Bahn, ohne auch nur einen Seitenblick auf den Stier zu werfen, um mit zierlicher Verbeugung den Alcalden und das Ayuntamiento zu grüßen. Dann wandte er sich gelassen gegen den Stier, der ihn inzwischen schon auf das Korn genommen hatte. Die beiden Gegner kamen sich auf halbem Wege entgegen, der Stier dieses Mal mit verhaltener, berechnender Bosheit, und der Degen, trotz seiner affectirten Gelassenheit, mit unverkennbarer Spannung aller seiner moralischen Kräfte. Als er dem Stiere Aug in Auge auf drei Schritte gegenüberstand, warf Chiclanero seine Mütze ab, um freier zu sein, nahm den Degen, den er bis dahin nachlässig in der linken Hand getragen hatte, stoßfertig in die Rechte, und fing an, mit der Linken den rothen Mantel (oder vielmehr das rothe Tuch, das von dem Mantel nur noch den Namen hat, und das an einem kurzen Schafte wie eine Fahne befestigt ist) vor dem Gesichte des Stiers hin und her zu bewegen. Dieser zielte einige Sekunden mit den Augen, bog dann den Körper etwas zurück, und erreichte mit einem Satze das rothe Tuch; der Mann war mit einer leichten Seitenbewegung dem Stoße ausgewichen. Beide Kämpfer, als ob sie beide auf dieses Fechterstück eingeübt wären, wandten sich gleichzeitig um, und dasselbe Spiel begann zum zweiten und zum dritten Male. Als sie sich zum vierten Gange anschickten, sah man leicht aus der veränderten Haltung des Espada, daß dieß

der letzte sein sollte. Der Chiclanero war um eine Spanne größer geworden, er trug den Kopf mit einem unglaublichen Ausdrucke von Stolz, sein Auge flammte, und er legte die Hand fester an den Griff des Degens. Jetzt nahm der Stier seinen Anlauf, und im Sprunge selbst fuhr ihm das Eisen wie ein Blitzstrahl in die Wurzel des Nackens. Er brach unter diesem Meisterstoße zu den Füßen des Siegers zusammen, und nach einem einzigen Zucken lag er todt auf dem Boden. Auf den jauchzenden Zuruf, mit dem das Publikum diesen Schwertstreich belohnte, würden Liszt und Rubini eifersüchtig sein. Viele der Zuschauer, nicht zufrieden ihre Hüte zu schwenken, schleuderten sie weit in den Ring hinein. Ein solcher Ausgang des Kampfes ist in der That äußerst selten. Von vierzig bis fünfzig Stieren habe ich nur diesen einzigen auf den ersten Stoß fallen sehen. Die erste Wunde ist allerdings zuweilen tödtlich, aber der Stier läuft gewöhnlich noch mehrere Minuten oder auch Viertelstunden lang mit dem Degen im Nacken umher. Der Stoß zwischen die Hörner, der wie ein elektrischer Schlag tödtet, läßt sich nur dann anbringen, wenn der Stier bereits so weit erschöpft ist, daß der Espada ganz nahe vor ihn hintreten und mit aller Muße zielen darf. Deßhalb ist dieser Stoß niemals der erste. In Sevilla sah ich von Montes zwei Stiere auf diese Weise tödten, denen er zuvor den Degen eine Elle tief in den Leib gerannt hatte. Der Stier stand vor ihm, fast unfähig, sich zu rühren, Montes bog sich mit lang ausgestrecktem Arm nach ihm hinüber, suchte mit der Degenspitze die tödtliche Stelle, und auf eine kleine Handbewegung nach vorn fiel der Stier zur Erde, wie vom Blitze erschlagen. In Madrid ist dieser Stoß ausschließlich dem Knechte vorbehalten, der dem Stiere mit dem Messer den Garaus macht,

wenn er halbtodt am Boden liegt. Ein Espada, der Miene machte, einen schwer verwundeten, aber noch aufrechtstehenden Stier nach »der Weise von Sevilla« zu tödten, mußte dem protestirenden Geschrei des Publikums weichen. Der Beweggrund zu dieser leidenschaftlichen Einrede konnte kein anderer sein, als die Lust an der Verlängerung des To-deskampfes des armen Thieres, das wahrhaftig nichts Dramatisches hatte. Der Stier fühlt den Tod in den Eingewei-den, er ist unfähig zum Angriff, unfähig zur Vertheidigung, einer der Chulos darf ihn ungestraft am Horne fassen, ein anderer zerrt ihn am Schwanze. Mit Mühe hat er sich bis jetzt aufrecht erhalten, er fängt an zu taumeln wie ein Be-trunkener, das Blut schießt ihm armdick aus dem Maule, die Beine versagen ihm den Dienst, er sinkt in die Knie, rafft sich wieder auf, macht noch ein paar Schritte und stürzt von Neuem zu Boden. Und während der Stier diesen To-deskampf kämpft, spielt die Militärmusik die lustige Polka auf, das Publikum jubelt, und die Quadrilla tanzt um ihr Schlachtopfer einen Cannibalenreigen.

ACHTES KAPITEL. EIN BESUCH AUF DEM MONTSERRAT.

Nach dem Montserrat! Der Omnibus diario. Spanische Fahrgelegenheiten und ihre Bespannung. Mayoral und Zagal. Aufenthalt am Thore. Spanische Landstraßen und Fahrt auf denselben. Esparraguera. Fliegenwedel. Unsere erste Tartane. Prachtvoller Anblick des Montserrat. Gefährlicher Ritt zu Esel. Blick in das Thal. Anblick des Klosters. Tiefe Stille und Ruinen. Die ärmliche Fremdenherberge. Malerische Überreste des Klosters. Der freundliche Prior. Die wunderthätige Madonna. Ruhe und Frieden. Der unvergeßliche Klostergarten. Zwei und siebenzig Jahre in dieser Einsamkeit. Weg nach der Spitze des Berges. Ein Landsmann bei gefährlichem Wege. Die Einsiedeleien. Der Felsengarten. St. Geronimo. Die Namen unserer Lieben. Eine Frühmesse. Die Rosen des heiligen Berges.

Wenn man sich aus der Jugendzeit der Sagen und Geschichten erinnert, welche man von den geheiligten Bergen, dem Sinai, dem Carmel, gehört, so tritt einem zugleich das phantastische Bild des Montserrat lebendig vor die Seele. Man entsinnt sich der Erzählung von dem Marienbild, das dort in einer Höhle aufgefunden wurde, daß man zu dessen Verehrung ein großes Kloster baute, und daß der Ruf der Wunder, die hier geschehen, tausend und aber tausend von Andächtigen auf die Höhe dieser Felsen zog – Bettler wie Könige. Wie gern hörten wir nicht von den Einsiedlern, die an verschiedenen Stellen des Bergs in kleinen Kapellen ihre Lebenszeit verbrachten, und glaubten so fest der Tradition, die uns sagte, die Spitze des Montserrat, die wir heute in so wunderlicher Gestalt zerklüftet sehen, sei erst zerrissen worden in der Todesstunde Jesu Christi.

Den Sinai hatte ich – wenn auch aus weiter Entfernung – gesehen, auf dem Karmel eine Nacht zugebracht, und

hier in Barcelona befand ich mich wenige Stunden Wegs vom Montserrat entfernt, weßhalb begreiflicher Weise der Wunsch in mir rege wurde, demselben einen Besuch zu machen. Wie aber hier in Spanien überhaupt sehr wenig zur Bequemlichkeit der Reisenden gethan ist, und am allerwenigsten um auf angenehme Art von einem Ort zum andern zu gelangen, so mußte man sich um diese Tour zu machen entschließen, einen Omnibus diario zu benutzen, der zur höchst unpassenden Zeit, nämlich Nachts um zwei Uhr, von Barcelona abgeht.

Natürlicherweise ist hiedurch die ganze Nacht verdorben, denn man kann dem Schlaf nicht gebieten, daß er um zehn Uhr komme und uns für ein paar Stunden mit seinem erquickenden Schleier bedecke. Ein junger Däne, der mit uns die Tour machen wollte, Horschelt und ich hatten uns das Coupé des besagten Omnibus genommen, und als wir gegen halb zwei Uhr durch die Gassen Barcelonas nach dem Ort der Abfahrt gingen, kann ich nicht sagen, daß die Stadt, trotz der ungewöhnlichen Stunde, menschenleer oder still gewesen wäre; auf der Rambla brannten noch immer hell und lustig die Gasflammen, und zahlreiche Nachtschwärmer trieben sich dort umher, in ihre Mäntel eingehüllt, pfeifend, singend und lachend.

Der Anblick des Omnibus flößte uns ein geheimes Grauen ein: er war eng, alt und hinfällig, namentlich aber schien das Coupé nur für drei Zwerge mit sehr unbedeutenden Beinen eingerichtet zu sein; die Bespannung wäre für Deutschlands gute Wege wahrhaft verschwenderisch gewesen, fünf kräftige Maulthiere standen vor dem Wagen, die ungeduldig hin- und hertraten und auf dem Pflaster scharrten. Die Beschirrung dieser Zugthiere in Spanien ist

höchst einfach, denn obgleich die Kopfgestelle reich mit rothen Quasten und kleinen Glocken versehen sind, haben nur die Stangenpferde Zügel, welche der Mayoral, der vorn auf einem Banket vor dem Coupé sitzt, in der Hand hält. Zur Leitung der vordern Thiere hat er einen Adjutanten, den Zagal, gewöhnlich ein aufgeschossener Bengel von vierzehn bis sechzehn Jahren, der seinen Platz auf dem Trittbrett des benannten Bankets hat. Der Zagal ist Peitsche und Zügel zu gleicher Zeit; er schreit den vordern Thieren zu, sie sollen rechts oder links gehen, und wenn eine einfache Ermahnung nicht fruchtet, so hat er die Tasche voll kleiner Steine, die er mit geschicktem Wurf den Thieren an eine kitzliche Stelle des Körpers wirft, und in dem Fall, daß das Maulthier, welches die Spitze führt, Anwandlungen von Eigensinn zeigt, springt er behende von seinem Sitz herab, eilt vorne hin und überrascht das betreffende mit kräftigen Peitschenschlägen. Der Zagal ist in diesen Dienstleistungen unermüdlich, stundenlang sitzt er nicht eine Minute ruhig auf seinem Platz: jetzt springt er auf den Boden, um das ganze Gespann der Reihe nach mit seiner Peitsche zu bedienen; gleich nachher hüpfet er wieder auf seinen Sitz, und wenn die Hand ruht, ist dafür seine Zunge um so thätiger. Bald schmeichelt er den Thieren, bald überhäuft er sie mit den ehrenrührigsten Schimpfworten, und die Maulthiere verstehen jedes seiner Worte, jeden Zungenschlag, denn wenn sie in diesem Augenblick etwas langsam den Berg hinantraben und der Zagal läßt auf einmal durch die Stille der Nacht sein lauttönendes *hatia, hatia!* erschallen, so scheint sie neuer Lebensmuth zu durchströmen, sie heben Köpfe und Beine, Glocken und Messinggeschirr klingen und rasseln, in vollem Galopp jagen sie dahin, so daß

der morsche, seufzende Wagen wie ein Betrunkener in den tiefen Löchern der Straße hin- und herwankt, und dem armen nichtspanischen Passagier Hören und Sehen vergeht.

Punkt zwei Uhr kletterten wir also in unser Coupé hinein, und nachdem sich unser Däne sowie Horschelt niedergelassen hatten, war kaum noch Platz übrig für ein sechsjähriges Kind, welcher für meine etwas breite Gestalt genügen sollte. Der Mayoral zuckte die Achsel, schob mich hinein, schloß den Schlag, und da saßen wir neben einander eingekeilt, ohne die Möglichkeit der geringsten Bewegung. Was den Sitz anbelangt, so hätte man sich das am Ende schon gefallen lassen können, aber die Beine waren noch schlimmer daran; der lange Horschelt machte die schrecklichsten Versuche, ohne zu einem angenehmen oder glücklichen Resultat zu gelangen. Die Abfahrt war ziemlich pünktlich, der Zagal bediente die Maulthiere mit einigen kräftigen Hieben, und dahin rasselten wir durch enge Straßen nach der Puerta de Santa Madrona. Doch waren wir nicht so glücklich, dieses Thor baldigst passiren zu können und die offene Landstraße zu erreichen. Diesseits desselben hielt plötzlich unser Omnibus, und als ich zum Wagenfenster hinausschaute, bemerkte ich, daß die ganze Straße vor uns mit Fuhrwerken gleich dem unsrigen vollgepfropft war. Von Barcelona aus gehen mehrere Posten und Verbindungswagen für benachbarte Städte zwischen ein und zwei Uhr Nachts ab, und da es für den spanischen Thorwächter zu mühsam wäre, jedem einzelnen aufzuschließen, so wartet er bis eine hübsche Anzahl beisammen ist, um sie dann alle mit einander hinauszulassen. So lange wir hielten, schlossen sich immer neue Wagen und Omnibusse an

uns an, mit sechs, acht bis zehn Maulthieren bespannt. Obgleich wir fast eine halbe Stunde warteten, muß ich doch zur Ehre der Spanier gestehen, daß kein Wort des Mißvergnügens laut wurde, und sich jeder ruhig in sein Geschick ergab. Endlich wurden wir erlöst, man öffnete das Thor, und auf einem fürchterlichen Weg durch die Festungswerke der Stadt, wobei der Wagen bald rechts, bald links in fußtiefe Löcher hineinkrachte, gelangten wir ins Freie, und rollten auf der königlichen Landstraße von Madrid gen Esparraguera. Unser Wagen war sehr besetzt, im Interieur sechs Personen, im Coupé drei und auf dem Banket, wo nur für ebensoviel Platz war, wechselte die Zahl der Mitreisenden beständig zwischen fünf und sechs, von denen begreiflicherweise die an den beiden Enden förmlich rechts und links überhingen; ich habe den Zagal hier nicht mitgerechnet, denn dieser arme Teufel hatte seinen Platz bald auf dem Trittbrett, bald auf der Straße und bald in der Luft, denn er brachte wenigstens ein Viertel des Wegs mit Auf- und Abspringen zu. Der Mayoral dagegen war eine dicke Standesperson, die gravitatisch sitzen blieb, in brauner Jacke, rother Mütze, ein Tuch um den Hals geschlungen und um die Schultern die vielfarbige spanische Decke, welche die Stelle des Mantels vertritt.

So rollten wir dahin in dicken Staubwolken, die man mehr fühlte als sah, über uns den wunderbar klaren südlichen Himmel mit funkelnden Sternen; aber unser Coupé zu drei Personen war eine vollständige Marterkammer, dazu die fürchterlichen Stöße des Wagens, das ewige Geschrei des Zagals, hinter uns aus dem Interieur die Düfte verschiedener Zwiebeln, von vorn der schlechte Geruch der Papiercigarren unserer sechs Außenpassagiere; es war

in der That eine unerquickliche Nacht, und wenn ich, was jeden Augenblick geschah, aus einem leichten Halbschlummer aufgeschreckt wurde, so hörte ich, wie Huschelt in der andern Ecke traurige Verachtungen anstellte über die Lust des Reisens im Allgemeinen, sowie über den Unterschied zwischen einem deutschen Bett und einem spanischen Eilwagen.

Man kann gerade nicht sagen, daß die Straße durchgängig schlecht gewesen sei, nur in der Nähe der Dörfer fanden sich immer verdrießliche Stellen, wo man jeden Augenblick befürchtete, hier müsse der schwere Wagen nothwendig stecken bleiben; am unangenehmsten jedoch waren kleinere und größere Flüsse und Bäche, die wir zu passiren hatten, denn hier fehlten regelmäßig die Brücken, d. h. wir sahen riesenhafte Trümmer derselben hoch neben uns emporragen, während wir tief unten durch eine Furt das Wasser passirten. Bei diesen Veranlassungen zeigte sich übrigens der Zagal in seiner ganzen Größe. Sowie wir zum Flußufer in scharfem Trab hinabführen, verschwand er plötzlich von seinem Sitz, und wenn unten die Maulthiere einen Augenblick zauderten, in das Wasser hineinzusetzen, richtete er eine Unzahl Prügel auf die armen Thiere, so daß sie in großen Sätzen durch die Furt eilten, wobei das Wasser an den Wagenfenstern emporspritzte und dieser verdächtig hin- und herschwankte. Freund Zagal hing jetzt wie eine Katze irgendwo am Wagen fest, um, sowie wir das gegenseitige ziemlich steile Ufer erreichten, zur höchst unangenehmen Überraschung der Maulthiere gleich wieder bei der Hand zu sein.

Gegen vier Uhr Morgens spannten wir in einem elenden Dorfe um, wickelten uns fester in unsere Mäntel, denn obgleich es den ersten Theil der Nacht – es war vom siebenten auf den achten December – ziemlich warm gewesen, kam doch jetzt von den Gebirgen her eine scharfe Morgenluft, die uns bei der schlechten Beschaffenheit der Wagenfenster frostig durchdrang. Auch wurde es so dunkel, daß man vom Weg und der Gegend nichts mehr sehen konnte. Um sechs Uhr kamen wir in die Berge hinein, und da es auf und ab beständig in scharfem Trab oder Galopp ging, so waren die Bewegungen des Wagens noch unangenehmer, das Geschrei des Zagal noch heftiger als früher. Es ist eigenthümlich, daß bei den spanischen Posten der Mayoral und Zagal nicht auf jeder Station gewechselt werden, sondern daß dieselben selbst während einer ganzen Reise, wenn sie auch vierundzwanzig Stunden dauert, den Wagen begleiten, ja in Barcelona zeigte man uns einen Postillon, der schon mehreremale die ganze Reise nach Madrid und zurück, beständig auf dem Vorderpferd reitend, vier Tage und vier Nächte gemacht.

Nach unserer nächtlichen Fahrt kam der Morgen prachtvoll herauf. Im Osten erschien der Himmel glühend roth angestrahlt, und ehe die Sonne erschien, gossen ihre Strahlen über die bisher dunkle Luft einen glänzenden violetten Schimmer, der sich rings am Horizont zu einem matten gelben Lichtstreifen verdichtete. Als es so hell geworden war, daß wir die Gegenstände rings herum erkennen konnten, sahen wir mit Vergnügen den für uns so gänzlich fremden Charakter der Landschaft. Die Berge rechts und links so

wie die wellenförmigen Felder hatten eine braunrothe Farbe, auf welchen sich das Graugrün der Olivenbäume einförmig abzeichnete. Die ganze Landschaft schien zerklüftet, zerrissen und steinig; letzteres sind auch alle Felder in der That, und es gehört her unermüdliche Fleiß der Catalonier dazu, die, wie das Sprüchwort sagt, selbst aus Steinen Brod zu machen wissen, um diesen Gründen etwas abzu-zwingen. Die Straße, auf der wir fuhren, war breit, ziemlich eben, aber schlecht unterhalten; gelber tiefer Sand wechselte mit rauhen Steinen und Kieseln ab, und sie selbst lief in den eigensinnigsten Windungen, sich bald rechts, bald links drehend, ein heller Streifen über die dunkleren Anhöhen dahin. Für uns war die Einfassung ihrer hohen Seitenwände sehr interessant, denn sie bestand aus prächtigen großen Aloen, welche mit ihren blaugrünen, spitzigen, drohend emporgekehrten Blättern eine undurchdringliche Einzäunung für die Felder bilden, und sich so trotzig und keck auf dem dunkelblauen Himmel abzeichnen.

Als wir uns noch in der Morgendämmerung gegen sieben Uhr Esparraguera näherten, begegneten uns einige Gendarmen, welche mehrere« höchst verdächtig und wild aussehende Kerle transportirten, wahrscheinlich Räuber, die bei der Ausübung ihres saubern Handwerks auf der Landstraße gestört worden waren. Der Mayoral wenigstens beantwortete unsere Frage auf die gleichgültigste Art mit dem einzigen Wort: Ladrones. Esparraguera, welches wir um sieben Uhr erreichten, wo der Omnibus bleibt, ist ein kleines schmutziges Dorf, aber mit massiven steinernen Häusern, natürlicherweise vor jedem Fenster der in Spanien unentbehrliche eiserne Balkon. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges 1808 fielen hier zahlreiche Gefechte vor,

und die Erbitterung, mit der die Franzosen und Spanier gegen einander kämpften, zeigte sich noch lange nachher in der gränzenlosen Verwüstung der ganzen Gegend. In der Hauptkirche, mit einem hübschen Thurm, wurde nach der ersten Zerstörung des Klosters auf dem Montserrat das wunderthätige Marienbild lange Jahre aufbewahrt.

Der Omnibus setzte uns vor einer Posada ab, deren innere Räumlichkeiten große Ähnlichkeit mit einem Stall hatten, doch that uns ein flackerndes Kaminfeuer in einem finstern Winkel sehr wohl, und wir ließen uns da behaglich durchwärmen, während eine überaus dicke Wirthin unser Frühstück bereitete. Dieß bestand nach spanischer Landessitte aus einer, übrigens vortrefflichen, dicken schwarzen Chocolate mit geröstetem Brod; Kaffee zu verlangen muß man sich selbst in den größern Städten nicht beugehen lassen, denn man erhält unter diesem Namen eine kraftlose graue Brühe, deren Geschmack unter aller Beschreibung ist; frische Butter gehört hier ebenfalls zur Sage, und was man in dem Artikel aufgetischt erhält, ist Schweinefett mit Safran gelb gefärbt. Daß man indessen überall etwas lernen kann, fanden wir auch in hiesiger Posada, denn wir entdeckten im Gastzimmer derselben eine sinnreiche Art von Fliegenwedeln. An langen, über dem Tisch von der Decke herabhängenden Stangen waren große Fächer von Papier befestigt, welche, in Bewegung gesetzt, die zudringlichen Insekten vertreiben.

Um von hier an den Fuß des Berges nach einem kleinen Nest, Colbata, zu gelangen, braucht man eine Stunde, und nimmt dazu eine Tartane. Dieß ist ein zweirädriger Karren, mit einem Tuch bedeckt und ein paar gepolsterten Sitzen. In die Gabel wird ein Maulthier gespannt; der Kutscher

läuft nebenher, oder springt auch zuweilen, wenn er sein Thier durch Hiebe und Geschrei in Trab oder Galopp versetzt, auf ein kleines viereckiges Polster, das auf dem rechten Deichselbaum angebracht ist. Auf diese Art versorgt, trollten wir zum Thor hinaus unter den tollsten Sprüngen und Stößen unseres federlosen Fuhrwerks. Schon von Esparraguera hatten wir im Grauen des Morgens riesenhafte seltsame Felsenmassen bemerkt, die fast ohne Übergang schroff vor uns aus dem leichthügeligen Terrain emporstiegen – der Montserrat.

Jetzt hatten wir ihn dicht vor Augen, und erstaunten über seine seltsamen willkürlichen Formen. Unten scheinen kolossale Blöcke auf einander gethürmt zu sein, ein Felsenberg auf dem andern, und oben hat die Natur in muthwilliger Laune Cylinder und abgestumpfte Kegel aufgesetzt, die in den sonderbarsten Zacken und Spitzen emporragen. Die Färbung des Bergs am heutigen Morgen bei klarem Himmel und glänzendem Sonnenlicht war überraschend und prächtig. Aus dem rothbraunen Terrain mit gelben und grünen Streifen erhob er sich mit der grauen Grundfarbe seiner Steinmassen, die durch Schluchten, durch Risse und Sprünge in dem Gestein, durch das Grün einer wenn gleich spärlichen Vegetation und durch die Schatten der vorliegenden Blöcke und Kegel mannigfaltig und malerisch schattirt war. Auf die hervorspringenden Ecken goß die Sonne ihr rosiges Licht, und indem sich dasselbe dort mit den hellen und dunkeln Tönen des Berges mischte, erschien die Felsenmasse ganz übergossen mit einem unaussprechlich warmen, röthlich violetten Schimmer.

Colbata, dicht am Fuße des Berges, besteht aus einigen wenigen ärmlichen Häusern, und man miethet hier Maulthiere oder Esel, um sich selbst und sein Gepäck bis zum Kloster tragen zu lassen. Unser Däne und ich bedienten uns zweier letztgenannten Reitthiere, Horschelt aber nahm den Weg unter die Füße, und so stolperten wir in Begleitung zweier alten Weiber aus dem Dörfchen durch dessen leere und holperige Gassen. Anfänglich geht es ziemlich gemäßigt aufwärts, man befindet sich fast noch in der Ebene, die den Felsenkegel von allen Seiten hügelig umgibt. Wir hatten hier weichen Sandboden, Olivenbäume und wieder die malerischen Einfassungen der Felder mit Aloestauden. Kaum aber beginnt man an dem Berg selbst hinaufzuklettern, so verändert sich auch mit einemmal sein ganzer Charakter. Ein schmaler, vielleicht vier Fuß breiter Weg, bedeckt mit Felsstücken und Steingeröll, beginnt in einer Schlucht ziemlich steil aufwärts zu steigen, um im Grund derselben sich rechts wendend an einer mächtigen Felsenwand hinzulaufen, in welche er mühsam gehauen ist. So geht die Steigung aufwärts, bald im Zickzack an einer fast senkrechten Wand enpor, bald an den untern Massen des Berges in weiten Kreisen hin, wobei der Pfad, wenn man rückwärts schaut, nur wie ein dünner heller Faden aussieht, der vielfach um die grauen Massen geschlungen ist. Ich habe auf meinen Reisen manche gefährliche Wege gemacht, aber keinen schlimmern als diesen: bald war unser Pfad mit Steinen bedeckt, die unter den Tritten unserer Esel beständig nachgaben und nicht selten neben uns in die Tiefe rollten, bald bildete er förmliche Stufen und führte gleich darauf über glatte Steinplatten weg, auf denen der Huf der

armen Thiere unter uns gar keinen Halt hatte. Von Geländern oder sonstigem Schutz ist durchweg keine Rede, und da der Esel in seinem Eigensinn beständig auf dem äußersten Rand des Weges dahin geht, so hing man fast immer mit dem halben Theil des Körpers über Abgründen, die mehrere hundert Fuß tief neben uns gähnten, während auf der andern Seite die senkrechte Felsenwand ebenso hoch emporragte.

Belohnend ist übrigens die Aussicht, die man bei den meisten Wendungen des Weges auf das Thal unter sich genießt, und die, je höher man steigt, immer reicher und großartiger wird. Bald verschwinden die einzelnen Linien der Felder und Wege, die Olivenbäume bemerkt man nur noch, wo sie in großen Gruppen bei einander stehen, und einzelne Häuser sind fast nicht mehr zu unterscheiden von dem felsigen Grund, auf welchem sie gebaut sind. Hügel an Hügel bildet die Landschaft durchgängig in röthlich gelber Farbe; nur hie und da sieht man hellgelbe oder grüne Streifen, große Waldungen oder Sandbrüche, und zuweilen das Glitzern des Sonnenlichts auf irgend einem einsamen Wasser. Einen eigenthümlichen, ja melancholischen Eindruck machten auf mich bläuliche Rauchwolken aus für uns unsichtbaren Häusern, die hie und da aus dem Thal emporstiegen und langsam und allmählig vergehend die Spitze eines Hügels umkreisten. Und wie still und feierlich war es hier oben in der gewaltigen Natur, wie seltsam und kolossal trennt sich ein Fels von dem andern, während man immer höher steigt! Die Wand, die, von unten gesehen, ein zusammenhängendes, wenn auch zerklüftetes Ganzes zu bilden scheint, besteht aus riesenhaften Blöcken, was wir deutlich sahen, sobald wir über ihnen angelangt waren. Vor

uns hatten wir jetzt eine gewaltige Schlucht, man könnte sie ein Thal nennen, an deren anderer Seite sich die Felsen scharf und spitz emporheben. Da sich der Pfad, auf dem wir ritten, hier um ein paar Fuß erweiterte, so ließen wir die Thiere einen Augenblick halten, und unser Führer aus Barcelona erzählte uns von einem Geschützkampf, welcher auf dieser Stelle zwischen Spaniern und Franzosen im Jahr 1808 stattfand, und während die letztern mit einer ihnen gegenüberliegenden Batterie beschäftigt waren, wurden sie von hinten überfallen und mußten todt und lebendig in die gräßliche Tiefe vor ihnen hinab, gefolgt und zerschmettert von ihren eigenen Geschützen, welche ihnen die Spanier nachwälzten.

Zuweilen führt der Pfad eine Zeitlang abwärts, um auf den Grund einer Schlucht zu gelangen, von dem sich die nächste Höhe wieder besser ersteigen läßt. Ich habe selten ein Gebirge gesehen, dessen Vegetation in den tiefern Theilen so dürftig gewesen wäre wie die meisten Parteen des Montserrat; niedere Buxbaumsträucher und Gebirgskräuter wachsen zuweilen am Wege, und ziehen sich in den Spalten der Felsen aufwärts; manchmal auch, aber selten, erreichten wir eine Stelle, wo die graue Wand mit saftigem Grün freundlicher bekleidet war, wo schöne, zierliche Erikenblüthen, auch eine Art Rhododendron mit dicken Blumenknospen, und blaue Glockenblumen von dem Gestein herabnickten.

Die eigentliche und so überaus sonderbare Form des Montserrat ist übrigens hier in seinen untern Theilen noch nicht zu erkennen; die Spitze des Berges hält sich beständig vor unsern Blicken verborgen, und was wir jetzt, schon

ziemlich hoch gestiegen, von ihm unter und neben uns erblickten, trägt einen eher heimathlichen als fremden Charakter. Dieselben Gebirgsformationen wie hier findet man im Harz, in einigen Theilen der sächsischen Schweiz, ja im Siebengebirge am Rhein, wenn man den Drachenfels ersteigt und vom Rhein abgewendet in die Thäler schaut, nur muß man sich die dortigen dichten Baumgruppen hinwegdenken.

Nachdem wir zwei Stunden emporgestiegen waren, lief der Weg eine Zeitlang eben hin, neigte sich sodann abwärts, und wir erreichten ein kleines, mit gehauenen Steinen eingefasstes Becken voll klaren grünen Wassers, das recht still und einsam unter einer senkrechten Felswand lag, worauf wir noch wenige Schritte weiter machten, um eine scharfe Ecke des Gebirges bogen und das Kloster des Montserrat vor uns liegen sahen – hier in dieser Einöde ein gewaltiger, unvergeßlicher Anblick. Zu unserer Rechten und vor uns fiel das Gebirge einige tausend Fuß senkrecht in den Llobregat hinab, um an der andern Seite in einer ebenso kolossalen Felswand wieder emporzusteigen. An dieser tief unter uns lagen die Klostergebäude geschmiegt, vor sich die gerade hinabgehende Wand, hinter sich ungeheure Felsmassen, deren Spitzen drohend überzuhängen schienen. Unregelmäßig ohne Zusammenhang hingebaute Häuser standen da bei einander, aus ihnen hervorragend zwei gelbe majestätische Gebäude mit vielen Fenstern, die hohe und lange Fronte uns zugekehrt, das eigentliche Kloster, über welche hinweg der nicht sehr hohe Thurm hervorschaut. Wir hielten eine Zeitlang auf dieser Stelle, um uns das vor Augen liegende eigenthümliche Bild recht ins Gedächtniß zu prägen. Ruhig und ernst lagen alle Gebäude

da, fast unheimlich in dieser öde und Einsamkeit, ohne Zeichen irgendwelchen Verkehrs und Lebens, und wenn man auch nicht schon von hier die Zerstörungen derselben bemerkte, so hatte doch das Ganze etwas verlassenes und ruinenhaftes. Als wir langsam hinabstiegen und dem Kloster näher kamen, bemerkten wir deutlich einzelne Wände, die ohne Verbindung mit den andern dastanden, eingestürzte Thorbögen, zertrümmerte Dächer. Vor der Einfahrt, deren Thor aus wenigen Brettern bestand und in rostigen Angeln hing, befand sich ein kleiner überwölbter Wasserbehälter, dessen Quelle versiegt schien, und an dem nur noch an der äußern Wand mit melancholischem Schall einzelne Wassertropfen in ein zertrümmertes Becken niederfielen.

Wir brauchten keine Glocke zu ziehen um in den Klosterhof einzutreten, alles war weit geöffnet, und der einzige Laut der unsern Eintritt begrüßte war das Klappern der Hufe unserer Thiere auf dem Pflaster und der Wiederhall der eigenen Stimme.

Die Zerstörung des Klosters datirt sich bekanntlich aus dem Befreiungskrieg von 1808. Bei dem ersten Besuch hatten die Franzosen, da sie hier auf keinen Widerstand stießen, das Kloster verschont; doch als sie abzogen, machten die Spanier einen Waffenplatz aus demselben, den die französischen Truppen gegen das Ende des Kriegs stürmten und einnahmen, worauf sie den Versuch machten die festen Gebäude in die Luft zu sprengen und dem Erdboden gleich zu machen; doch rettete die Stärke der Mauern das Kloster von dem gänzlichen Untergang, und nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherstellung ihres Hauses. 1830 zum zweitenmal vertrieben, begann die Restauration des Klosters 1833

wieder, und wurde, soweit die spärlichen Mittel es erlaubten, bis 1835 fortgesetzt, wo sie durch den allgemeinen Klostersturm in Spanien abermals unterbrochen wurde, und es auch wohl für immer bleiben wird.

Früher wurden alle Pilger und Fremden, die den Montserrat besuchten, von den Mönchen mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen; man fand hier ein eigenes sehr anständiges Fremdenhaus, und wurde aus der Klosterküche gespeist. Bei der Armuth indessen, in welche das früher so reiche Kloster verfiel, mußte diese Gastfreundschaft natürlicherweise aufhören, und von da an richtete sich ein Gastwirth auf dem heiligen Berg ein, bei dem die Fremden für Geld und gute Worte, wie auch anderwärts, ein Unterkommen fanden. Ob nun dieser Wirth in der That glänzende Geschäfte gemacht, bin ich nicht im Stand anzugeben, die Regierung aber hatte diesen Glauben, und legte ihm vor nicht langer Zeit eine Abgabe von jährlich 500 Thlrn. auf, und befahl im Weigerungsfall die Herberge zu schließen. Letzteres ist nun nicht vollständig geschehen, obgleich die Steuer begreiflicherweise auch nicht bezahlt wurde, und so besteht denn hier oben auf dem Montserrat für die hungrigen und durstigen Fremden eigentlich so gut wie gar keine Herberge. Man hatte uns schon in Colbata einen Wink gegeben Proviant mitzunehmen, doch war die Probe, die man uns von dem Eßbaren da unten gab, so schlecht, daß wir lieber den Beschluß faßten es mit dem halbgeschlossenen Wirthshaus da oben zu versuchen, und wir thaten daran nicht unrecht, denn wir fanden Brod, Käse und Wein, und Abends ein einfaches Mahl, bei welchem freilich alles

Fleisch fehlte. In einem stehengebliebenen Flügel des Klosters, unter lauter Ruinen, wurde für uns ein Zimmer aufgeschlossen, auch Betten hergerichtet, und so befanden wir uns denn, gegenüber der prachtvollsten Aussicht wie ich lange keine mehr gesehen, bestens versorgt.

Das Kloster in seiner jetzigen Gestalt ist eine der malerischsten Ruinen die man sehen kann, die umliegenden Häuser, mit einziger Ausnahme der Herberge, sind nur vier Wände, ohne Dach und Fenster; aus den letztern wächst Epheu hervor und schmückt freundlich die zertrümmerten und zerrissenen Mauern. Große steinerne Wasserbehälter sind leer und staubig, denn die Leitung aus den Felsen ist zerstört, und einzelne Tropfen, die herabrieseln, nähren schmarotzende Schlingpflanzen, die jetzt die Stelle der klaren Fluth einnehmen und ihre wehenden Ranken über den Rand der Bassins herabhängen lassen. Eine der Hauptmauern, die früher den Klosterhof umgaben, ist gänzlich eingestürzt, und läßt, wie durch eine klaffende Wunde, den Blick in das todte Innere dringen; hie und da befinden sich noch kleine Theile des Kreuzganges, einzelne Säulen, denen die verbindenden Bogen fehlen. Trauernd steht im Vorhof eine zierliche Logenwand, zwei Reihen schlanker Säulen übereinander, die aber nicht mehr wie früher in ein Gemach führen, denn das dahinterliegende Gebäude ist abgesprengt, und durch die leichten zierlichen Bogen, deren Verzierungen hie und da zerstört und die in einzelnen Theilen vom Pulver geschwärzt sind, blickt man in den klaren Tag hinaus, in die großartige Felsgegend. Ein kleiner Brunnen in eigenthümlicher Gestalt, der davor steht, ist allein noch gut erhalten und scheint heute noch den Mönchen zu

dienen, dagegen sind andere kleine Bauwerke im Hof, Nischen in denen Heiligenbilder standen, Grabmäler u. dgl., der allgemeinen Verwüstung nicht entgangen, und bieten mit herabgestürzten Statuen, mit zerbrochenen Säulen und zerstörten Inschriften ein trauriges Bild. Wirklich malerisch schön war das klare Sonnenlicht in seiner Verbindung mit diesen Ruinen, wo es durch die zerrissenen Gewölbe glänzend hereindrang, hier die hellsten Lichttöne bildend, daneben die seltsamsten tiefdunkeln Schatten.

Alle Gebäude sind aus einem röthlich gelben Stein gebaut, welcher durch das Sonnenlicht eine unaussprechlich warme Färbung annimmt; der äußere Hof erschien hiedurch in einzelnen Theilen wie vergoldet; über ihnen spannte sich der tiefblaue Himmel, und herabhängende Epheuranken, die oben auf den Mauern wuchsen, glänzten im saftigsten und frischesten Grün.

Nachdem wir in unserm Zimmer eine kleine Weile gerastet, erschien der Prior des Klosters, ein freundlicher lebenswürdiger Mann in den Fünfzigern, welcher sich längere Zeit in Salzburg und Wien aufgehalten und geläufig Deutsch sprach. Er führte uns durch die Klostertrümmer, an deren Wiederherstellung oder vielmehr Erhaltung, soviel es die Armuth der Mönche erlaubt, immer noch gearbeitet wird; an verschiedenen Stellen sahen wir Haufen von Backsteinen und Kalk, hier eine Mauer auszubessern, dort einen Bogen vor gänzlichem Einsturz zu bewahren. Die Kirche des Klosters ist in ihrem Innern nothdürftig wieder hergestellt, doch sind die Mauern, die früher mit buntfarbigem Marmor bedeckt waren, jetzt einfach weiß getüncht, und der Hochaltar, auf welchem das wundervollhäufige Madonnenbild steht, wird von ein paar ärmlichen

Messinglampen beleuchtet, statt daß früher hier auf achtzig silbernen Leuchtern Tag und Nacht schwere Wachskerzen brannten.

Durch die Sakristei stiegen wir in ein kleines Gemach hinter dem Hochaltar, dessen Fenster mit rother Seide verhängt waren, wo es uns gestattet wurde das Marienbild näher zu betrachten. Die Statue ist beinahe lebensgroß, nicht ohne Kunst aus dunkelfarbenem Holz geschnitzt, welches mit der Zeit ganz schwarz geworden ist, und aus dem die hellen glänzenden Augen sonderbar hervorleuchten; sie ist bekleidet mit prächtigen seidenen und goldgestickten Gewändern, und trägt an den Armen und Fingern Geschmeide von Gold mit edlen Steinen besetzt, von denen einiges noch aus sehr alter Zeit herzurühren scheint. Die Madonna hält in ihren Armen das Jesuskind.

Von hier aus führte uns der Prior in die obern Theile des Klosters, und zeigte uns im Vorübergehen seine Wohnung, zwei Zimmer mit einfachen weißen Kalkwänden, einer kleinen Bibliothek, einem Schreibtisch mit Büchern und Papieren, und einigen mathematischen Instrumenten. So bescheiden diese Klausen auch war, so war sie doch gewiß für den Bewohner ein lieber angenehmer Aufenthalt in dieser Stille und Einsamkeit, und mit der herrlichsten Aussicht auf das großartige Felsengebirg und das schöne Thal des Llobregat. Wir lehnten lange an dem eisernen Balkon, der in schwindelnder Höhe über der senkrechten wohl tausend Fuß hohen Felsenwand hieng; wir träumten von der Welt, die mit ihren Leiden und Freuden tief zu unsern Füßen lag, und begriffen daß ein Herz, welches gelitten und sich verletzt und wund von ihr zurückgezogen, hier, wenn auch nicht glücklich sein, doch seine Ruhe wieder finden kann.

Indem uns der gute Prior herumführte und uns bald von diesem bald von jenem Fenster die Aussicht zeigte, machte er es wie die Kinder: das Schönste und Beste bis zuletzt aufhebend, und dieß war das kleine Klostergärtchen, das die Mönche dem Felsen abgerungen, indem sie mühsam die Erde hinauftrugen, um dort duftende Kräuter und Blumen zu pflanzen. Ich habe in der That nie einen wunderbareren kleinen heimlichen Platz gesehen; lang und schmal lief dieser Garten an der Felswand hin, um sie am Ende zu verlassen, und auf eine kleine Gallerie nach einem vorspringenden Punkt des Gebirgs zu führen, der zum Spaziergang benutzt wurde, und in seiner einfachen Schönheit alles übertraf. In der Mitte befand sich in den Fels gehauen ein großes Becken mit klarem und so ruhigem Wasser, daß sich die darüber hängenden Felskronen aufs deutlichste darin abspiegelten. Die Trümmer eines kleinen hart angebauten Häuschens enthielten ein zertrümmertes Schöpfrad, dessen zerrissene Kette still, schwer und traurig in das Wasser herabhieng. Die Terrasse welche dieses Becken umgab, hieng buchstäblich in der Luft über dem tiefen Thal; ein eisernes Geländer zwischen ihr und der unermeßlichen Tiefe war hie und da unterbrochen durch Piedestale, auf denen kolossale Heiligenbilder aus Stein gehauen standen, welche sich ernst und gewaltig von der Luft abhoben, und wohl schon Jahrhunderte als treue Wächter des Klosters in das Thal hinabschauen. Die Sonne warf helle Lichtmassen auf Kopf und Brust der Figuren, während auf ihrer schattigen Rückseite der blaue Luftreflex lag. Vor uns breitete sich in unermeßlicher Weite das Thal aus, Berg an Berg, und die Schlangenwindungen des Llobregat erschienen zu unsern

Füßen dunkelgrün und glänzend, während sie weit hinaus wie ein dünner Silberfaden glitzerten und leuchteten und aus der dunkeln Landschaft hervorblickten bis an das Meer, das, von der Sonne angestrahlt, nur eine gewaltige Masse von Glanz, Licht und Flimmer war.

Von dem herrlichen Punkt zurückkehrend, besahen wir gern die kleinen Blumenanlagen des Priors, die er mit besonderer Liebe zeigte. Da blühten noch Eriken, Verbenen und Rosen. Von letztern versprach er uns auf morgen früh einen Strauß für unsere Lieben zu Hause; doch pflückte er jetzt schon duftende Kräuter für jeden, die wir zur Erinnerung in unsere Taschenbücher legten. Wirklich liebevoll war die Pflege, die er hier einem kränklichen Citronenbaum widmete, der mit gelben welken Blättern in einer Nische stand, nur der Sonne zugänglich, sonst vor kalten Winden geschützt, und den er Abends mit Strohecken verhüllte. Ehe wir den Garten verließen, warfen wir noch einen Blick hinüber auf die Terrasse mit den Steinfiguren, wo jetzt ein paar der Benedictinermönche in ihren schwarzen Gewändern auf- und abgingen, und die Stimmung des Ganzen dadurch noch feierlicher machten. Wahrhaft rührend erschien uns ein alter Mönch, der an der Felsenwand neben dem Wasserbecken saß, an einer Stelle wo die Sonne gerade ihre warmen Strahlen hinwarf. Er hatte ein Tuch über das Gesicht gedeckt, und ein Buch, in dem er gelesen, ruhte auf seinem Schooß. Der Mann war 83 Jahre alt, und als Chorknabe von zehn Jahren hierher auf den Montserrat gekommen – welch ein Leben!

Unterdessen war es beinahe 3 Uhr geworden, und der Führer hatte uns schon mehreremal in den schönsten Naturbetrachtungen durch die Mahnung gestört: es sei jetzt

endlich Zeit zur Spitze des Berges aufzubrechen, denn er für seinen Theil habe keine Lust den gefährlichen Weg im Dunkel zurückzulegen, und so nahmen wir denn vorläufig von dem guten Prior Abschied und verließen den so lieben Klostergarten.

Vor der Posada fanden wir zu unserer großen Verwunderung einen deutschen Landsmann, der so eben zu Esel von Colbata heraufgekommen war, und nun in unserer Gesellschaft die obern Felspartien besuchen wollte. Er sagte nicht woher er komme, doch nachdem er uns versichert: der Weg hier hinauf sei polizeiwidrig, unanständig und schauerös, wußten wir, daß er dem Land entsprossen war, wo aus tiefem Sand keine Felsen emporragen. Übrigens benahm er sich sehr anständig und wohlerzogen, weßhalb wir uns seine Begleitung gern gefallen ließen.

Sobald wir das Thor des Klosters verlassen hatten, wandte sich der Führer nach einer Schlucht, die von fast senkrechten Felsen umgeben war, und wo wir uns vergebens nach einem Weg oder Pfad umsahen. Um aufwärts zu kommen, bedienten wir uns denn auch einer tiefen Spalte in dem Gestein, in welche hie und da eine Stufe gehauen war, wobei man die Hände gebrauchen mußte, um sich an den glatten Wänden in die Höhe zu helfen. Die Abwechslung, welche dieser Pfad darbot, war, daß er zuweilen um einen Felskegel herumzog, der neben uns schroff in die Tiefe abfiel, und wo einer dem andern kopfschüttelnd nachfolgte, schüchtern in den Abgrund blickend, wobei man die Fußspitzen in kaum bemerkbare Löcher und Schrammen setzte. Glücklicherweise waren diese Stellen kurz, und dann gieng es wieder an den Steinen aufwärts über viertelstundenlange Felsentreppen. Endlich erreichten wir einen,

kleinen Absatz von vielleicht 6 Fuß im Quadrat, wo wir einen Augenblick ausruhen konnten. Mit starkklopfendem Herzen blickte ich rückwärts; denn ich muß gestehen, der beschwerliche Marsch hatte mich angestrengt. Schon lagen die Klostergebäude tief unter uns, eine röthliche Masse zwischen den grauen Felsen. Unser norddeutscher Landsmann war schon seit längerer Zeit sehr still geworden, obgleich er anfänglich seine Lungen mit witzigen Bemerkungen übermäßig angestrengt und mehrmals gefragt hatte: ob das der ganze gefährliche Weg sei. Er war der letzte, der zu uns hinaufkletterte, und ließ sich augenblicklich in sichtlicher Verstimmung auf den Boden nieder, wobei er verstohlenenweise trostlose Blicke auf die Höhe über uns warf. Was ihm auf der Seele lag, merkten wir alle, doch hätten wir nicht geglaubt daß er schon so bald Anstalten zum Umkehren machen würde. Diese bestanden darin, daß er seine beiden Seiten festhielt und über furchtbares Seitenstechen klagte; auch affectirte er ein ominöses Kopfweh, und klagte überhaupt so lange fort, bis wir ihm riethen die Tour zur Spitze des Montserrat auf ein andermal zu verschieben – ein Vorschlag, den er auch bereitwillig ergriff, worauf er plötzlich seine gute Laune wieder erhielt. Er meinte freilich, auf den Bergen sei Freiheit, und der Hauch der Grüfte dringe nicht hinauf auf die Spitze dieser Felsen, wo es auf Ehre magnifique sein müßte, aber er wolle nichtsdestoweniger sich für uns aufopfern, indem er zum Kloster zurückkehre und dort auf den Abend ein herrliches Essen bestelle. Nach einigen Versicherungen, daß der Weg abwärts wahrscheinlich teufelmäßig schwer zu finden sei, verließ er uns, und rutschte die Felsen wieder hinab; doch hielt er hundert

Schuh tiefer nochmals an, indem er uns zurief: wir möchten doch den nächsten Eremiten freundlich von ihm grüßen.

So waren wir denn wieder auf unsere frühere Gesellschaft reducirt, unser Däne, Horschelt und ich. Noch eine halbe Stunde gieng es nun in derselben Art, wie ich eben beschrieben, aufwärts; ich weiß nicht, soll ich sagen daß der Weg eigentlich halsbrechend und gefährlich war; für jemand mit sichern Füßen und gutem Auge vielleicht nicht, wer aber die geringste Anlage zum Schwindel hat, soll ja diese Partie nicht machen. Beständig führte unser Pfad an steilen und tiefen Abgründen hin, wo es genug war auf einer der ausgehauenen Stufen zu gleiten oder auf einen lockern Stein zu treten, um das Gleichgewicht zu verlieren und alsdann ohne Rettung in die Tiefe hinabzustürzen.

Mit dem ersten größern Absatz des Gebirgs erreichten wir eine der dreizehn Einsiedeleien des Montserrat, die aber seit der Franzosenzeit alle in Trümmern liegen. So eine kleine Kapelle mit der Wohnung des Eremiten ist in ihrem Verfall ein rührendes Bild, namentlich die, welche wir so eben betraten. Sie lag an einem Felsenabhang, und man erblickte noch deutlich die Mauern des Kirchleins, ja die Stelle, wo sich der Altar befunden, und daneben die Wohnung des Eremiten. Alles war aus röthlichem Stein ziemlich fest gebaut, und die meisten Gemächer mit Gewölben versehen, die aber eingestürzt sind, und der Sonne, dem Wind und dem Regen Einlaß gestatten. Nicht weit von dem kleinen Hause war roh in den Felsen eine Steinbank gearbeitet, wo der Bewohner desselben gewiß lange Stunden gesessen, um in die wilde Felspartie vor sich hinabzustarren.

Von hier aus geht der Weg eine Zeitlang sanfter ansteigend fort durch ein ziemlich breites Thal, wo wir von Zeit

zu Zeit in den Felsen gearbeitete Mulden sahen, die gewiß dazu dienten das Regenwasser für die Einsiedeleien anzusammeln, doch kömmt es auch der Vegetation zu Nutze, die mit einemmal hier üppiger aufwächst als wohl tausend Fuß tiefer. Wir mußten uns auf unserem jetzigen Wege oft mühsam durch das sechs bis acht Fuß hohe Buxbaumgestrüpp durcharbeiten und zertraten manche duftende Kräuter, manche hübsche Bergblume. Schlingpflanzen verschiedener Art kletterten von hier an den grauen Felsen empor und nisteten sich dort in Schluchten und Rissen ein, wodurch oft die wunderlichsten Zeichnungen entstanden. Bald stiegen wir an der Thalwand wieder hinauf und warfen gern einen Blick rückwärts, denn das dichte grüne Gebüsch hier zwischen kolossalen Steinmassen nahm sich gar lieblich und freundlich aus. Abermals gieng der Weg eine Strecke lang stark aufwärts, und wurde mit jeder Minute steiler. Wir umschritten einen Kegel von seltsamer Form, und hatten plötzlich, auf demselben angekommen, einen der merkwürdigsten Anblicke vor uns. Auf einmal waren die bisherigen Felswände verschwunden, und statt ihrer sah man unzählige riesenhafte Steingestalten, Thürme, Kegel, Figuren in der seltsamsten Bildung an den Himmel emporragen. Es ist gerade, als seien diese Massen vielleicht im einstigen flüssig glühenden Zustande aus der harten Schale des Bergs emporgespritzt worden und plötzlich erkaltet; wenn man Blei in Wasser gießt, so bringt der Zufall oft ähnliche seltsame Bildungen hervor. Man blickt staunend an diesen Riesengestalten in die Höhe, und braucht der Phantasie nicht viel zuzumuthen, um Bauwerke, Menschen und Thiergestalten zu erkennen. Vor uns ragt ein Tempelbau

mit Kuppeln und Thürmen in die Höhe, gegen den unsere größten Kirchen klein erscheinen würden; ihn umgeben Opferaltäre in den gewaltigsten Dimensionen, einzelne glatte riesenhafte Felskegel, Meilenzeiger, Säulen mit Capital und Piedestal; gleich daneben sieht man deutliche Riesengestalten, sitzend, liegend und stehend, nachdenkend das Haupt geneigt, wie mit einander sprechend oder aufmerksam in die Tiefe blickend. Deutlich sahen wir unter uns eine Sphinx auf dem Felsen ruhend, und über ihr auf gewaltigen Blöcken lang ausgestreckt eine Gigantengestalt, die hinabzulauschen schien. Unverkennbar und wahrhaft schön in Form und Haltung erschien uns eine sitzende Figur, reich in lange Gewänder drapirt mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf, die über ihre rechte Schulter hin den Blick abwandte; sonderbarerweise bildeten einige Gesträuche einen förmlichen Kranz, den sie auf dem Schooße hielt, und ebenso hatte sie einiges Grün in der herabhängenden linken Hand. Auch komische Figuren waren hier zu erkennen: ein paar dickbäuchige alte Herren, sowie eine fette untersetzte Gestalt mit vollkommen ausgeprägten Augen und Nase, die um den Mund ein dickes Tuch geschlungen hatte. Andere Formationen dieser himmelhohen Felsen sind über alle Beschreibung abenteuerlich, so namentlich an der Nordseite, wo der Berg seinen Namen Montserrat (gesägter Berg) gewiß mit dem vollsten Recht verdient; hier könnte man wirklich auf den Glauben kommen, als haben sich einstens die Titanen damit belustigt, eine viele hundert Fuß hohe und breite Felsenwand in fast gleichförmige Theile zu zersägen. Nachdem wir uns längere Zeit am Anblick dieser Steinwelt ergötzt, mußten wir noch eine Viertelstunde höher steigen, um den äußersten Gipfel St. Geronimo zu

erreichen. Hier befinden sich die Überbleibsel einer Kapelle der heil. Jungfrau, zwei Mauern durch einen morschen Bogen verbunden, durch welchen man schon von weitem den blauen Himmel sieht. Die Aussicht, die man hier oben nach allen Weltgegenden hat, ist unermesslich, und es wurde uns das Glück zu Theil sie bei einem vollkommen klaren Tage aufs umfassendste genießen zu können. Rings zu unsern Füßen lag wie eine Landkarte ganz Catalonien und ein Theil der ehemaligen Königreiche Aragonien und Valencia ausgebreitet. Gegen Nordosten ist der Horizont begränzt durch den majestätischen Zug der Pyrenäen, die sich mit Schnee bedest in einem weißen ungeheuern Streifen von fünfzig bis sechzig Stunden Länge dahinziehen; nach Südwesten hin erschaut man das Meer, und bläuliche Punkte in der glänzenden Fluth bezeichnen die balearischen Inseln.

Wir hatten fast zwei Stunden gebraucht, um den Berg zu ersteigen, und lagerten uns ziemlich ermüdet vor dem kleinen Mauerwerk mit dem Blick nach Nordosten, wo hinaus ja die Heimath lag, und bedauerten nur bei dem Anblick all des Schönen hier, daß wir nicht im Stande seien, es unsern Lieben zu Hause ebenfalls zu zeigen; doch unterließen wir nicht, eine Erinnerung an diese hier oben zurückzulassen. Bevor wir wieder hinabstiegen, grub jeder von uns in einen Stein der alten Kapelle Namen ein, die ihm lieb und theuer waren. Da mögen sie stehen in der Gluth der Sonne, in Wind und Regen, und wenn nach langen Jahren die letzte Spur von ihnen verschwunden ist, so sind wir selber alt geworden, verwittert unter des Lebens Sonnenschein, Sturm und Regen; manch tiefer Riß in unsern Herzen mag vernarbt, manche schön klingende Saite bis dahin gesprungen sein oder ihren Wohlklang verloren haben; vielleicht aber

auch sind wir in jene Harmonie getreten, die in uns ertönt, wenn traurige Erinnerungen langsam verschwunden sind, wie die Schrift auf diesem Stein.

So langsam und mühsam wir aufwärts gestiegen waren, so rasch und mit großen Sprüngen kamen wir abwärts; alle die Gegenstände, bei denen wir vorhin staunend längere Zeit verweilt, sahen wir jetzt wie im Flug noch einmal wieder, die Riesengesellschaft, die seltsamen Bauwerke, das schöne grüne Thal, die erste Einsiedelei. Wenn auch der Weg im Herabsteigen noch gefährlicher erschien, so trieb doch unser Führer, der hereinbrechenden Dämmerung wegen, gewaltig vorwärts, und springend, rutschend, auch zuweilen leicht hinfallend erreichten wir bald die Stelle, wo vor einigen Stunden unser norddeutscher Landsmann umgekehrt war. Da aber von hier ab der Pfad immer dicht an den Abgründen und auf glatten Felstrepfen niederführte, auch der Blick wegen der hereinbrechenden Nacht schon unsicher wurde, so mußten wir langsamer klettern, was mir für meine Person, ich gestehe es, gar nicht unangenehm war, denn mein Tritt war nicht mehr ganz sicher und es fing an, mir vor den Augen zu flimmern. Ohne Unfall erreichten wir indessen den Klosterhof, wo wir unsern Landsmann wiederfanden, dessen Kopfweh bedeutend nachgelassen hatte, und der nebst vielen Klagen, daß kein Beefsteak aufzutreiben sei, ja nicht einmal ein elendes Huhn zu erhalten wäre, uns mit großer Ruhmredigkeit die Versicherung gab, er habe in Betreff der Zubereitung unseres Essens dem Wirth einige Anweisungen gegeben, die wir nachher nicht vermissen würden. Nun weiß ich nicht, ob diese Anweisungen an sich schlecht waren, oder ob sie der

Koch nicht befolgt. Genug, unsere Mahlzeit war sehr mangelhaft, und das Gesicht unseres freiwilligen Küchenintendanten verlängerte sich zusehends. Zuerst hatten wir weiße Bohnen mit Essig und öl, dann Reis mit geröstetem Stockfisch, wobei das Ganze sein Bewenden hatte. Doch hielten wir uns an die ungekünstelten Landesprodukte: Brod, Mandeln und Wein, und waren dabei heiter und guter Dinge.

Ehe wir uns in unser Schlafzimmer zurückzogen, machten wir noch einen Gang durch das Kloster und die Ruinen, die jetzt im hellen Mondschein nicht weniger schön als in der Tagesbeleuchtung erschienen. Unser Führer, sowie der Prior, der uns eine gute Nacht wünschte, ersuchte uns, das Zimmer sorgfältig zu verschließen, denn, wie er sagte, triebe sich beständig allerlei verdächtiges Gesindel in den Bergen umher. Die beschwerliche Tour hatte uns übrigens sehr müde gemacht und gab uns einen ruhigen, festen Schlaf, doch erwachten wir glücklicherweise vor Tagesanbruch, um die Sonne glühend roth, prächtig gerade vor unserem Fenster aufgehen zu sehen.

Um sieben Uhr erklangen die Glocken des Klosters ruhig und feierlich durch den schönen klaren Morgen, und mit den ersten Tönen derselben, die hier in der Einsamkeit das Herz unwillkürlich weich und empfänglich stimmen, kam der gute Prior in unsere Zelle und lud uns ein, der Frühmesse in der Klosterkirche beizuwohnen. Der Chor derselben lag noch in tiefer Dunkelheit da, nur sparsam erhellt von den wenigen Lampen am Bilde der Mutter Gottes und einzelnen Kerzen, die soeben von Chorknaben angezündet wurden; durch die Fenster der Emporkirche dagegen

schwamm schon helles, freundliches Morgenlicht in die düstern, hallenden Räume. Nach der heiligen Handlung überreichte der Prior jedem von uns einige duftende Rosen, die er schon früh Morgens gepflückt und bis zu diesem Augenblick in der Kirche niedergelegt hatte; dann führte er uns auf unsere Bitte nochmals in seinen kleinen, mir unvergeßlichen Garten. Gleich schön, wie am gestrigen Tage, erschien doch Alles wieder anders durch die verschiedene Beleuchtung; wo gestern glühendes Licht neben tiefem Schatten gelegen, war heute die Sonne noch nicht hingedrungen und erwartend ihren glänzenden Kuß bedeckte unten die Schluchten und Thäler ein tiefvioletter Duft, feuchte Nebel erhoben sich langsam und kreisten feierliche luftigen Schleiern gleich, um die zackigten Felsen. So sehr unser Führer zum Aufbruch drängte, so wurde es doch fast neun Uhr, ehe wir uns losreißen konnten von dem Kloster des Montserrat und seinem würdigen Prior, der uns liebgewonnen zu haben schien. Doch mußten wir deßhalb auch in größter Eile den Rückweg machen, um die Tartane nicht zu versäumen, die seit halb elf Uhr am Fuß des Berges auf uns wartete. Unser kundiger Führer wußte übrigens allerlei angenehme, geradeausgehende Fußpfade, eigentlich Wege konnte man es nicht nennen, denn es waren meistens abschüssige Felsen mit Steingerölle bedeckt, auf denen wir indessen rutschend und springend in kurzer Zeit zur Ebene hinabkamen.

In Colbata machten wir eine Rast, um ein sehr geringes Frühstück einzunehmen. Mit Hülfe eines Dictionärs und Vocabulärs kauderwälschten wir zu unserem Privatvergnügen ein entsetzliches Spanisch mit der Wirthin und ihren beiden Töchtern; nur Horschelt nahm keinen Theil an

der Unterhaltung, wogegen er dem Frühstück eifriger zusprach, was endlich die Wirthin zu der Frage veranlaßte: ob er nicht auch irgendein Wort spanisch wüßte, worauf ich ihr entgegnete: es sei eigentlich traurig für uns, aber, wenn man die Umstände kenne, verzeihlich, daß er uns mit der Sprache so im Stich lasse, indem er doch ein Spanier sei und noch dazu aus Madrid, der aber der Dame seines Herzens das Gelübde gethan, sich auf seinen Reisen nie mit einem andern weiblichen Wesen zu unterhalten.

Heute Morgen that uns der Postmeister von Esparraguera die Ehre an, eigenhändig die Tartane zu lenken, welche uns dahin zurückbrachte. Der Omnibus dort war ebenso besetzt, wie auf der Herfahrt; im sausenden Galopp fuhren die Maulthiere mit uns davon, daß das Wagengestell krachte; es war ganz dieselbe Geschichte, wie gestern Nacht, nur daß wir am hellen Tage die Mühseligkeiten und das Reiseungemach mit fröhlicherem Muth ertrugen. Der Mayoral rauchte eine Cigarre um die andere, der Zagal flog auf und ab und erwies jedem der Maulthiere mit Steinen und Peitsche tausend kleine Aufmerksamkeiten. Übrigens fuhren wir langsamer als in der Nacht, denn die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken aller Art; hochaufgepackten Karren mit sechs, acht, zehn Maulthieren bespannt mußten wir bald rechts, bald links ausweichen, Postwagen, in dichte Staubwolken eingehüllt, rasten an uns vorüber, um im tollen Wetteifer unseres Zagals mit dem andern gleich darauf wieder von uns überholt zu werden. Je näher wir Barcelona kamen, um so malerischer war die Straße belebt, dazu kamen die Fußgänger mit der rothen und blauen Manta, einzelne auf schönen Pferden vorbeigaloppirende Bauern, Weiber mit buntfarbigen Kopftüchern und hie und da

Navarresen, schöne, kräftige Gestalten mit der rothen oder weißen Boina auf dem Kopf, in brauner Jacke, eine farbige Decke auf der linken Schulter und einem hellen Gürtel. Auch entlaufene Soldaten begegneten uns in großer Anzahl, halb militärisch gekleidet, alle mit einem breiten Rosaband über der Brust, an dem sie eine lange Blechkapsel trugen, worin sich der Abschied befand.

Nachdem wir in den Festungswerken Barcelona's, die wir gegen 5 Uhr erreichten, noch einigemal in sehr ernstliche Verwicklungen mit andern Fuhrwerken gerathen waren, schaukelten wir bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen, ziemlich müde und abgespannt, doch auf's höchste befriedigt von unserem Ausflug auf den Montserrat.

NEUNTES KAPITEL. VON BARCELONA NACH VALENCIA.

Auf nach Valencia! Vergebliches Warten auf den Barcino. Deutsche und spanische Eilwagen. Der Delantero. Unglücksfälle. Nachtfahrten. Weihnachtsphantasien. Schlechter Weg. Angenehme Bilder aus der Heimath. Wir liegen im Graben. Taragona. Elende spanische Dörfer. Keine schattigen Kastanien an des Ebro Strand! Amposta. Ein chinesisches Diner. Landhäuser und Palmen. Der Weg am Meer. Schreckliches Unglück eines Eilwagens. Ein merkwürdiger Unfall. Murviedro. Die Huerta.

Der Zigeunerhauptmann in »Preciosa« hat gut reden und befehlen »auf nach Valencia!« er war an die schlechten spanischen Straßen gewöhnt, brauchte nur seine Zelte abzuschlagen, sie aufladen zu lassen, und konnte dann mit der schönen Preciosa und unter den Klängen der reizenden Weber'schen Musik zufrieden seines Weges ziehen. Hätte er aber wie wir in Barcelona gesessen, vergeblich auf ein Schiff wartend, und mit der untröstlichen Versicherung aller Reisenden, die Wege nach der alten Stadt des Cid seien selbst für hier augenblicklich in trostlosem Zustande, so würde er sein: Auf nach Valencia! in etwas gemäßigerem Ton gerufen haben. Der »Varcino«, ein spanischer Dampfer, obgleich er schon seit langer Zeit an allen Straßenecken vermittelst großer Zettel angezeigt war, wollte immer nicht erscheinen; ein anderes Schiff war schon gar nicht in Aussicht, denn die Linie von Marseille nach Cadix wurde in gegenwärtigem Augenblick sehr mangelhaft befahren, weil verschiedene Dampfer beim stürmischen Wetter des Novembers mehr oder minder Schaden genommen hatten und in Marseille behufs der Ausbesserung zurückbehalten wurden. Von Valencia kam fast jede Woche ein Schiff, aber umgekehrt wollten für uns nordwestlich am Horizont

keine tröstenden Rauchwolken erscheinen. So mußten wir uns denn entschließen, die Fahrt über Taragona zu Land zu machen. In unserem Hôtel, der Fonda del Oriente, war das Bureau der Diligencen, und ich, der so oft Nachmittags mit Interesse und vielem Mitgefühl arme Reisende wie Häringe in den Wagenkasten einpressen sah, mußte endlich dasselbe mit mir geschehen lassen. Baumeister Leins und ich hatten das Coupé genommen, Horschelt saß an der hintern Thür des omnibusähnlichen Interieurs, und so wurden wir am einundzwanzigsten December um drei Uhr Nachmittags im vollen Galopp von acht Maulthieren aus dem Hause und der Stadt befördert.

Unser Weg führte durch die Puerta del Monjuich, vor welcher wir Abschied von dem Meer nahmen, wenn auch nur für kurze Zeit, und rechts an der Stadtmauer dahin fuhren, bis zur großen Straße nach Madrid, die wir aber nach einigen Stunden ebenfalls verließen, um alsdann südwestlich unsern Weg zu verfolgen. Die Landstraße ließ sich übrigens anfänglich gar nicht so schlimm an, wie wir uns gedacht; sie war sehr breit, auch ziemlich eben, und da der Mayoral mit großer Geschicklichkeit verdächtige Löcher zur Rechten und zur Linken glücklich zu vermeiden wußte, so wäre die Fahrt gar nicht unbehaglich gewesen, wenn nicht das Kutschiren der Spanier an sich die Nerven in einer beständigen Aufregung erhielt. Bei uns in Deutschland sind Conducteure, Postillons, Pferde, Wagen, Passagiere und Straßen gewissermaßen vernünftige Geschöpfe, die sich verstehen und in einander zu fügen wissen; der Schwager hat seine vier Pferde in der Hand und fährt seinen soliden Trab, wo es die Straße erlaubt; der Passagier ist beruhigt, denn er weiß, der Wagen wird einem Stein

oder Loch auszuweichen wissen, er kann sich sogar sorglos zum Schlag hinausbeugen und wenn ihm seine Reisemütze zufälligerweise abfällt, so wird der Conducteur einen Augenblick anhalten; man ist mithandelnde Person, und das gibt uns ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit. Hier aber ist man der Post wie ein Paket übergeben worden, man wird an Ort und Bestimmung befördert; ob man unversehrt oder zerschlagen und zerschunden ankommt, darum kümmert sich kein Mensch. Die spanischen Eilwagen haben unter anderem die angenehme Einrichtung, daß sich nur auf der linken Seite Thüren befinden; wirft man also zufälligerweise dorthin um, so befindet sich ein wohlbeleibter Reisender förmlich wie in einer Mausfalle. Das Gespann habe ich schon in einem früheren Bericht beschrieben. Der Mayoral hält nur die Zügel der beiden Stangenpferde, die mittleren sechs Thiere folgen dem Delantero, einem Buben von nicht über zwölf Jahren, der also alle zehn Maulthiere und das Geschick des Wagens in seiner schwachen Hand hält; meistens reitet er auf einem Pferd, da ein solches lenkbarer ist. Man nimmt zu diesem gefährlichen Geschäft des Vorreitens diese jungen Bursche, weil das Thier sie leichter tragen kann, und weil sie die Gefahr, der sie beständig ausgesetzt sind, nicht so kennen und achten; denn stürzt das Pferd unter dem Delantero zusammen, namentlich bei einer abschüssigen Stelle, so setzen nicht selten die anderen Thiere über ihn hinweg und er ist in den meisten Fällen verloren.

In Barcelona wurde mir eine schauerliche Geschichte der Art erzählt, wo ein Mayoral seinen eigenen Sohn überfuhr, der von dem schweren Wagen augenblicklich getödtet wurde. Dabei reiten diese Postillone nicht bloß eine Station,

sondern, wenn nicht die ganze Reise von mehreren Tagen, doch meistens bis zur nächsten größern Stadt, selten unter vierundzwanzig Stunden. Unser Delantero war ein schwächtiges Bürschchen von vielleicht elf Jahren und einem feinen blassen und ausdrucksvollen Gesicht, ein wahres Kind; doch als man ihm aufs Pferd geholfen, zündete er sich sein Cigarito an, und fort ging es im sausenden Galopp. Ich habe ihn etwas genauer beschrieben, weil er uns später in der Nacht im wahren Sinne des Worts in eine sehr unangenehme Verwickelung brachte. Unsere Reisegesellschaft im Innern des Wagens nach Art der Omnibus eingerichtet, bestand meistens aus Männern im Mantel oder in der Manta, mit dem andalusischen Hut auf dem Kopf. Eine einzige Sennora fuhr mit uns, eine Frau mit einem nicht jährigen Kind an der Brust, dessen sämmtliche kleine Angelegenheiten sie vor den Augen und Nasen der übrigen Passagiere auf die ungezwungenste Art von der Welt besorgte.

Nach der zweiten Station fuhren wir in die Berge hinein, und hier war die Straße nicht nur schön angelegt, sondern auch für hier gut unterhalten; gewiß sehr zum Kummer unserer Maulthiere, denn der Zagal erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für sie und so fuhren wir mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin. Der Tag war klar und wunderschön und die Landschaft mannigfaltig belebt. Es ist eigenthümlich, wie in Catalonien, namentlich des Abends, der rothe Grund der Erde vom Sonnenlicht so warm und schön beleuchtet wird. Das Land scheint ordentlich die glänzenden Strahlen aufzusaugen, um sie darauf selbstleuchtend wieder von sich zu geben; dabei ist hier die Formation der

Berge malerisch schön, den Thälern fehlt es nicht an Vegetation, und die Anhöhen sind hie und da gekrönt mit Kirchen, Ruinen und alten Schlössern. Ach, wenn es nur beim Reisen, namentlich bei den Eilwagenfahrten, keine Nacht gäbe, die mit ihrem sonst so traulichen Dunkel finstere Schleier über Berg und Thal zieht, und unsere Gedanken, die so gerne auswärts umherschweifen, um sich am Anblick der herrlichen Natur immer wieder neuer und lebendiger zu gestalten, in unser Inneres zurückscheucht, wo sie dann, ermüdet, so gern ernst und traurig werden. Vergebliches Wünschen!

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Das that sie denn auch am heutigen Abend mit aller Pracht, indem sie die Höhen rings um uns her vergoldete, und im Widerschein die schon dunkeln Thäler mit einem freundlichen violetten Duft bedachte. Abendnebel stiegen hie und da auf, die Passagiere neben dem Mayoral wickelten sich fester in die Manta, der Zagal sang ein melancholisches Lied und unsere Maulthiere hörte man mehr als man sie sah an dem vieltönigen Geklingel ihrer Glöckchen und den Messingzierrathen ihres Geschirrs. Bald wurde es so dunkel, daß Berg und Thal sich kaum noch von einander unterscheiden ließen, und die hellere Landstraße lief in einem einförmigen Streifen vor uns dahin; zuweilen blitzte in der Ferne ein Licht auf, zuweilen leuchtete neben uns auf dunklem Grund die kleine Fläche einer Wasserlache, in welcher sich der Himmel widerspiegelte. Letzterer hielt am längsten mit gewohnter Treue und Liebe bei uns aus, und spannte sich noch klar über der Landschaft als diese schon

längst in tiefe Dunkelheit verhüllt war. Es gibt Färbungen dort oben, die man zu gewissen Zeiten immer wieder sieht und die uns wie der Klang eines Liedes, wie ein freundliches Wort an angenehme Stunden erinnern; so war es mir heute Abend. Doch um diesen Erinnerungen nachhängen zu können, mußte ich meine Gedanken zurückrufen, die Augen schließen und wußte nun gleich, wo ich denselben gelben Streifen am Horizont halb von Wolken verdeckt schon gesehen habe – war es doch vor einem Jahr an demselben heutigen Tag, einige Abende vor Weihnachten – doch saß ich damals nicht im finstern Eilwagen, sondern ich eilte nach Hause und befand mich dort in einem freundlich erhellten Gemach, das ich jetzt wieder lebhaft vor mir sah, sowie ich die Augen schloß. Auf dem Tisch stand der Tannenbaum bereits halb bekleidet mit seinem Schmuck, denn auf der einen Seite schimmerten zwischen den grünen Nadeln schon silberne und goldene Nüsse hervor; auch glänzende Glaskugeln und zierlich geschnittene Netze von buntem Papier hingen gleich Guirlanden an den Zweigen; an der andern Seite waren meine Buben beschäftigt. Von den leuchtenden Augen und lachenden Lippen aufgefordert, verstand ich mich gern dazu, ebenfalls Hand an das große Werk zu legen. Eben schickte ich mich an, in Gedanken nämlich, eine schöne Fahne von Rauschgold auszuschneiden, als der Postwagen so gewaltig auf das Pflaster stieß, klirrte und rasselte, daß er mich unangenehm in meinen lieben Träumen unterbrach. Wir hatten die Station Villafranca erreicht, wo die Pferde gewechselt wurden und neue Passagiere aufstiegen, in der That aufstiegen, denn da der ganze Wagen unten besetzt war, so wurde eine Leiter angelegt, und eine Frau mit ihrem Säugling, sowie ein paar

Guardias Civiles, ob zu ihrem oder unserem Schutz, weiß ich nicht, kletterten auf die Imperiale.

Es war da oben ein recht schwanker und luftiger Sitz, ich hatte so meine Gedanken für die arme Frau im Falle des Umwerfens des Wagens; unser Anerbieten einen der Plätze im Coupé einzunehmen verwarf sie indessen, und schien sich gar nicht unbehaglich droben zwischen den beiden bewaffneten Männern zu fühlen; diese waren fest in ihre dunkeln Mäntel gewickelt und hatten den dreieckigen mit Wachstuch überzogenen Hut auf dem Kopf, während ihre langen Flinten drohend zu beiden Seiten hinausragten. So fuhren wir denn weiter einem Stück des Wegs entgegen, das uns schon in Barcelona als unangenehm geschildert war, und es verdiente den Ruf in der That: denn kaum hatten wir den Ort hinter uns, so begann die Postkutsche sich auf eine höchst verdächtige Art in Seitenbewegungen zu ergehen; bald sanken wir auf die rechte, bald auf die linke Seite, wobei das Geschrei des Mayoral und Zagal immer lauter und lauter wurde. Wären sie wenigstens ruhig im Schritt gefahren, so hätte man sich doch mit einer gewissen Beruhigung in sein Schicksal gefunden; aber so wurden die Maulthiere mit aller Kraft der Lungen und Peitschen vorwärts getrieben, und rissen den Wagen in die Löcher hinein und wieder heraus, daß das ganze Gestell krachte und man sich jeden Augenblick wunderte, wie Achsen, Räder und Wagen noch zusammenhielten. Das ging eine Stunde so fort, worauf der Wagen anfang langsamer und weniger zu schwanken, die Räder gleichförmiger rollten und das Geklingel der Maulthiere wieder in einem angenehmen Takt ging. Leider ist es mir versagt, in dem Wagen zu schlafen, d. h. bei den längsten angestrengtesten Touren ist es

mir kaum vergönnt, während der Morgendämmerung eine halbe Stunde oder so etwas leicht zu schlummern. Da ist es denn so natürlich, daß man liebe Erinnerungen hervorruft, um die langen Stunden der Nacht zu verkürzen, und ich begann die Augen schließend wieder an den freundlichen Lichterglanz zu denken, an die rauschenden Tannenzweige, zwischen denen diesmal statt der vergoldeten Äpfel und Nüsse die strahlenden Augen meiner lieben Kinder hervorleuchteten – da mit einem Male erklang das Geschrei des Mayoral und des Zagal auf eine eigenthümliche und erschreckte Art: wir rollten gerade auf einer ziemlich glatten Stelle des Wegs etwas aufwärts und hatten neben uns rechts und links tiefe Gräben; der Delantero mit seiner Kinderstimme stieß ein Angstgeschrei aus und meine Träume flatterten davon, Licht und Goldglanz und all die lieben Gesichter. Da ich die linke Ecke des Coupé's hatte und eines der Fenster geöffnet war, so bog ich mich schnell hinaus und sah, wie unser Vorreiter Kehrt gemacht hatte und im vollen Galopp bei unserem eigenen Wagen vorüberkam. Da aber an der Seite auf der Straße selbst kein Platz war, so stürzten seine Thiere in den Graben hinab; ihm folgten die sechs Mittelgespanne, alle fielen übereinander her, stürzten zusammen, rafften sich wieder auf und rissen endlich die Maulthiere an der Deichsel mit sich herum, diese den Wagen, der nun glücklicherweise fast ganz gerade mit den Vorderrädern in den Graben gezogen wurde. Daß er nicht ganz zum Sturz kam, dankten wir den beiden gestürzten Thieren an der Deichsel, die sich so in ihre Geschirre verwickelt hatten, daß sie, trotz vieler vergeblichen Versuche,

nicht aufzuspringen im Stande waren. Das Geschrei unserer Passagiere hinten im Wagen, die nicht sahen was voring, namentlich aber der beiden Weiber, wovon die eine mit ihrem Säugling oben auf dem Wagen in der größten Gefahr schwebte, kann man sich leicht denken. Die Sorglosigkeit der spanischen Fuhrleute bewährte sich hier aufs glänzendste; es wollte mir nämlich nicht gelingen, die alte rostige Thürklinke aufzudrehen, es bedürfte mehrmaligen Ersuchens, ehe dieß von außen geschah. Die Guardia's Civiles waren von oben herabgesprungen und da ich zufällig an der Seite des Wagens stand, so nahm ich das kleine Kind der Spanierin in Empfang, das sie mir in ein Tuch gewickelt weinend herabreichte. Neben uns im Graben herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung; es war eine große verwickelte Masse von Maulthieren und Geschirren; glücklicherweise hatte der arme kleine Delantero keinen Schaden gelitten, er hinkte herbei, wir hatten ihn im Verdacht, er habe auf seinem Pferd geschlafen, doch entgegnete er: *casallob malos, — no he dormido!*

Wir legten alle hülfreiche Hand an, um die Maulthiere von ihrem Geschirr zu befreien und nach einem halbstündigen Aufenthalt war unser Gespann wieder so weit in Ordnung, daß wir unsern Weg fortsetzen konnten. Ein solch plötzliches Umkehren der vordern Thiere soll übrigens nicht selten vorkommen, und gleich auf der nächsten Station geschah das abermals, glücklicherweise aber noch vor dem Postgebäude, wo mehrere Knechte bereit standen, die eigensinnigen Thiere mit tüchtigen Hieben zurecht bringend. Gegen zehn Uhr Abends näherte sich die Straße dem Meer wieder, auch war der Mond unterdessen aufgegangen, so daß wir von der Höhe, auf der wir fuhren, die

hellbeglänzte Fluth weit übersehen konnten. Taragona, die alte Römerstadt, erreichten wir um Mitternacht, und was wir von ihrer Lage im hellen Mondlicht sahen, war so malerisch schön, daß wir sehr bedauerten, nicht einen Tag dasselbst zubringen zu können. Ehe wir die Stadt erreichten, lief der Weg eben längs dem Meer dahin und dann mit einemmal ziemlich steil aufwärts, um sich darauf an den weißen Felsen emporzuwinden, auf denen Taragona liegt. Links senkten sich tiefe Schluchten ans Gestade hinab, auf denen dunkle Schatten lagen; die See war ruhig wie ein Spiegel, so daß das Licht des Mondes nicht auf den Wellen glitzerte, sondern der lange Streifen, den es bildete, wie leuchtendes, blank polirtes Silber aussah; zuweilen wurde die Aussicht rechts und links durch gewaltige Trümmerhaufen, durch Häusermassen und Wälle verdeckt, und der Wagen rasselte und dröhnte gewaltig hindurch. Es war wie eine Art Vorstadt, die wir passirt hatten, doch konnten wir bei der ungewissen Helle nicht genau unterscheiden, ob wir Ruinen oder bewohnte Häuser hinter uns ließen; ich glaube das erstere, denn Taragona ist reich daran. Soll es doch in früheren Zeiten eine Million Einwohner gehabt haben, deren Zahl jetzt auf 10,000 zusammengeschmolzen ist.

Es war ein Uhr als wir vor dem Parador de las Diligencias hielten, wo wir eine schlechte Tafel und eine sehr geschwätzig Spanierin fanden, auch mußten wir die in öl gekochten und reichlich mit Knoblauch gewürzten Speisen theuer genug bezahlen. Im Sommer, wo die Landstraßen trocken und besser sind und der Eilwagen deßhalb schneller zu fahren im Stand ist, werden dem Reisenden in den größern Städten unterwegs öfters längere Rasten gegönnt,

um ihn ausruhen zu lassen von der Hitze und dem unerträglichen Staub in dieser Jahreszeit. Jetzt dagegen werden diese Halte bedeutend abgekürzt und höchstens alle zwölf Stunden einmal eine Stunde zum Ausruhen vergönnt; meistens sind aber auch die Dörfer, durch welche man kam, so über alle Beschreibung schmutzig und ärmlich, daß man gern auf ein Verweilen in denselben verzichtet, nur in der Türkei erinnere ich mich, ähnliche Häuser und Ortschaften gesehen zu haben. Die Wohnungen dort wie hier sind aus Lehm aufgeführt, natürlicherweise ohne Glasfenster und zerbrochene hölzerne Laden hängen vor den unregelmäßigen kleinen und großen öffnungen, das Innere aber ist fürchterlich; man begnügt sich gern mit dem ersten Blick, wenn man allenfalls in eine dieser Hütten eintritt, um sich eine glühende Kohle für die Cigarre geben zu lassen. Im Allgemeinen ist das Ankommen in einem spanischen Dorf, in kleinern, selbst in größern Städten eine Qual für den Reisenden, denn ist außerhalb derselben der Weg schon sehr schlecht, so ist er zwischen den Häusern fast unfahrbar; so wie man die ersteren erreicht, sinkt der Wagen bis an die Achsen in den Koth, unergründliche Löcher können nur durch die äußerste Geschicklichkeit des Mayoral vermieden werden, oder die mit lautem Geschrei und Peitschenhieben gejagten Maulthiere reißen die Kutsche hindurch, so daß man sich oft mit den Händen festhalten muß, um nicht den Kopf an der Decke zu zerstoßen. Man findet das übrigens durch ganz Spanien, und der Grund dieser schrecklichen Verwahrlosung in den Straßen der Dörfer und Städte soll darin liegen, daß die Behörden der letztern mit der Regierung beständig darüber im Streit sind, wer eigentlich die Verpflichtung habe, diese Wege zu unterhalten; einer

schiebt sie auf den andern, und da diese Meinungsverschiedenheit nie ausgeglichen wird, so bleibt es, wie so manches hier, bei dem Alten, Schlechten. Die Bevölkerung der Dörfer, namentlich der kleineren und entlegeneren, paßt übrigens hiezu vortrefflich, und kaum verläßt man den Wagen, so wird man umdrängt von zerlumpten elenden Gestalten, die mit einer bei uns unbekanntem Ausdauer ihren Quarto zu erbetteln wissen.

Eines der schauerlichsten Nester dieser Art, ich glaube Perello, erreichten wir Morgens gegen acht Uhr. Hier wurde umgespannt, und wir begannen unsere letzte Station gegen den Ebro hin, der sich ungefähr auf der Hälfte unseres Weges ins Meer ergießt. Glücklicherweise war der Tag klar und heiter angebrochen, und erlaubte uns eine weite Aussicht über Land und Meer, sobald wir eine beträchtliche Höhe erstiegen hatten, zu der eine sehr gut angelegte Straße hinaufführte. Ein weites eigenthümliches Rundgemälde öffnete sich hier unsern Blicken: weit vor uns sahen wir die See, eine große Bucht ins Land herein bildend, welche am Horizont von langgestreckten Dünen begränzt war, so daß es aussah, als hätten wir einen sehr ausgedehnten Binnensee vor uns. Dort hinab fiel das Land viele Stunden lang in einer ununterbrochenen kahlen und öden Ebene unendlich einförmig, aber großartig in seiner öde, eine Haide von röthlichem und gelblichem Boden mit magern Buxbaumsträuchern bedeckt und Büscheln der Palmitos, die mit ihren fächerartigen Blättern von dunkelgrüner Farbe auf lange Strecken hin das Land bedecken. Im vollen Trabe rollten wir hinab eine Stunde um die andere, ohne daß wir der Bucht drunten oder dem Thalgrund scheinbar auch nur im mindesten näher gerückt wären. Ich erinnere

mich lange nicht eine so gewaltige und einförmige Fläche gesehen zu haben. Der Wagen mit unserem Gespann mußte darin wie ein Nichts erscheinen, und ein einzelner Fußgänger, der aufwärts gestiegen wäre, hätte sich unmöglich eines unbehaglichen Gefühls der Hülfslosigkeit und Einsamkeit erwehren können. Endlich nach dreistündigem Fahren erkannten wir in den tiefen Streifen im Thal, die wir lange für den Schatten eines Berges oder für eine Schlucht gehalten, Baumreihen und einzelne graue Häuser, die uns anzeigten, daß wir uns einer bewohnten Gegend, wahrscheinlich dem Ebro, näherten, und so war es denn auch. Ein paar Mal noch ging es Berg auf und ab, und dann sahen wir ihn vor uns liegen den Strom mit dem stolzen, wohlklingenden Namen, der schon so vielfach in Liedern besungen worden ist. Auch die Dünen traten deutlicher hervor und zeigten sich so dicht um die Mündung gelagert, daß es selbst einem kleinen Fahrzeuge kaum möglich gewesen wäre durch sie hindurch das offene Meer zu gewinnen. Aber der Fluß selbst – unsere Blicke schweiften begierig umher, um die Stelle zu finden:

Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand.

Du lieber Himmel, wir wären mit einer alten Birke oder mit einem melancholischen Tannenbaum zufrieden gewesen! Aber kein Strauchwerk, kein Grashalm wächst an diesen trostlosen Sandufeln; so weit wir die Blicke hinaufsandten, sahen wir nichts als zwei kahle gelbe Streifen Landes, zwischen denen sich ein graues schlammiges Wasser langsam dahinwälzte. Das also war der Ebro, auf dessen klare Fluthen wir uns so sehr gefreut! Daß seine Ufer weiter hinauf

nicht viel malerischer und kastanienbesetzter seien als hier unten, versicherte uns bereitwillig ein landeskundiger Spanier auf unsere Bitte. Apollo mag es dem Dichter verzeihen, der einen Reim auf Spanien gesucht, und dafür Kastanien gefunden hatte, von denen wir keine Spur gesehen.

Gegenüber dem Strom lag die kleine Stadt Amposta, die in ihrer malerischen Gestalt einen schwachen Ersatz bot. Die hohen Mauern ihrer Häuser senkten sich bis zum Wasserspiegel herab, und bildeten oben so unregelmäßige Linien, daß sie von fern wie die ausgezackten Zinnen eines alten halbverfallenen Castells aussahen. Dort sollten wir nach zwölfstündigem Fasten unser Mahl finden und wir hofften auf eine gute Fähre, die den Eilwagen und uns übersetzen würde; aber wir waren ja in Spanien, im schönen Land des Weins und der Gesänge – und der grundlosen Straßen und brückenlosen Flüsse. Eine Fähre war vorhanden, aber sie lag invalid bei Amposta, weshalb unser Eilwagen diesseits bei einer elenden Holzbaracke anhielt und unsere Koffer und Effekten abgeladen wurden. Hier war das Ufer des Ebro besonders unangenehm, denn man sank bis an die Knöchel in den Sand und Schlamm, durch welchen wir ein paar hundert Schritte abwärts wateten, wo ein altes, gebrechliches Boot lag, um unsere ganze Wagen-gesellschaft überzusetzen. Wir hatten übrigens von Glück zu sagen, daß der Wasserstand des Stroms heute ziemlich niedrig und er deßhalb zahm und mild war, denn ein Bekannter erzählte uns in Barcelona: er habe bei Regenwetter auf einer Reise hierher zweimal vierundzwanzig Stunden in der obenerwähnten Hütte zubringen müssen. Obgleich unser Boot sehr überladen war und tief ging, erreichten wir

doch glücklich Amposta, welche Stadt uns armen Reisenden zu sagen schien: wartet nur, ihr habt mich von außen schön gefunden, ich will euch eure Illusionen schon benehmen. Und das that sie redlich – wie eine Heerde Gänse schritten wir fluchend, einer hinter dem andern, bei dem Kothstrom vorbei, den man hier mit einer unglaublichen Kühnheit eine Straße nannte. Da wir, um in den Gasthof zu gelangen, hinüber mußten, so war es ein großes Glück, daß wir einen Ortskundigen fanden, der uns eine Furt zeigte, denn sonst wäre sicherlich noch ein Unglück geschehen. Dem kastanienrauschenden Ufer, dem Strome selbst und der Stadt reihten sich Speisesaal und Essen würdig an; ersterer war eine Dachkammer und das zweite war nach einem für unsere Mägen gänzlich unverständlichen Speisezettel hergerichtet; mit Ausnahme eines schwindsüchtigen Huhns, welches in seinen letzten Lebensstunden sehr viel Zwiebeln verzehrt zu haben schien, ist es unmöglich anzugeben, was wir eigentlich gegessen. Es kam uns vor, wie ein chinesisches Essen, wo kunstreich zubereitete Rattenschengel und Fischflossen eine Hauptrolle spielen sollen. Obgleich wir uns lange nach einem ächt spanischen Essen gesehnt, waren wir doch hier so tief in die Brühe gerathen, daß wir uns unendlich nach einem festen bekannten Lande sehnten, welches denn auch am Schluß in Gestalt von Brod und Schafkäse erschien.

Nach einem einstündigen Aufenthalt setzten wir unsere Reise auf schlimmeren Wegen als bisher fort, es schien hier in den letzten Tagen bedeutend geregnet zu haben, wodurch der Weg völlig aufgeweicht war und die Räder fußtiefe Gleise einschnitten. Dieß hielt aber Mayoral und Zagal nicht ab, die Maulthiere aufs Äußerste anzutreiben;

namentlich wo der Weg sich senkte, rasten sie wie toll hinab, um mit dem nachrollenden schweren Wagen die Anhöhe drüben im vollen Galopp hinauffahren zu können. Die Gegend hatte hier einen fruchtbareren und freundlicheren Charakter, als jenseits des Ebro; man sah vortrefflich angebaute Felder, hie und da kleine Dörfer mit malerischen Kirchthürmen und oft einzelne hübsche Landhäuser, über welche meistens eine hohe schlanke Palme schützend ihre Zweige ausstreckte, die Früchte derselben hingen unter der Krone in hellgelben Büscheln und hie und da beschäftigte man sich, um sie herunterzunehmen, was mittelst einer langen Stange geschah. Bald kam der Abend, die Gegend verschleierte sich langsam und allmählig und ich mußte mich darauf beschränken, unsere Zugthiere und Mayoral zu beobachten, was mir anfänglich im Schein unserer Wagenlaternen einige Unterhaltung verschaffte, bald aber wurde das Licht derselben schwächer und zuckte nur noch hie und da auf, bis es endlich ganz erlosch; worauf wir in der tiefsten Dunkelheit dahinrollten, die nur zuweilen unterbrochen wurde von den Funken, welche die Hufeisen unserer Thiere aus den Steinen schlugen, oder wenn sich die Außenpassagiere eine Papiercigarre anzündeten, was übrigens häufig genug geschah.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die Station, ein einzelstehendes Haus, wo eine ziemlich steil abgehende und deßhalb einigermaßen verrufene Schlucht beginnt. An ein Wiederanzünden unserer Laternen dachte man natürlicherweise nicht, und so galoppirte unser Gespann in die Finsterniß hinein. Der Wagen rollte, trotz seiner zwei Hemmschuh mit der größten Geschwindigkeit abwärts. Wie unser Weg eigentlich ging, konnte ich nicht unterscheiden, daß

er aber ziemlich gefährlich war, sah ich an seinen vielen raschen Wendungen, sowie an schwarzen Schatten neben mir, welche tiefe Schluchten anzeigten, auch an der senkrechten Felsenwand, die wir oft so nah an der linken Seite hatten, daß man sie fast mit der Hand erreichen konnte; zuweilen bei Biegungen der Straße streifte der Wagen daran und dann wurde sein Hintergestell unsanft auf die Seite geworfen. Fast eine Stunde jagten wir so abwärts, dann ging es wieder bergauf; es wurde etwas heller und wir erreichten eine Stelle, wo der Weg auf einer senkrechten Felsenwand so dicht längs dem Meer hinführte, daß man, dem Anschein nach ohne große Mühe von dem Wagenfenster aus etwas in die Fluth hätte werfen können; getrennt waren wir von ihr nur durch die Ruinen einer niedrigen Mauer, die voll Löcher und Risse war, durch welche man das nun erhellte Wasser sehen konnte, indem der Mond soeben am Horizont emporstieg. Wie ich so an dem Wagenfenster lehnte und auf die glänzende See schaute, dachte ich an ein furchtbares Unglück, welches vor einigen Jahren hier geschehen und noch so unvergessen in der Erinnerung der Postillone ist, daß sie beim Umspannen die Einzelheiten dem Reisenden gerne erzählen.

Eines Abends nämlich hatte die von Amposta kommende Diligence umgespannt und war mit ihren 18 Passagieren, worunter eine deutsche Familie mit ein paar Damen und Kindern, die oben erwähnte Schlucht hinabgefahren; ein heftiges Gewitter mit starken Regengüssen entlud sich gleich darauf über der Gegend, ohne gerade besondere Besorgniß einzufloßen; einer der Stallleute, die bei jeder Station eine Strecke Wegs neben dem Wagen herlaufen, um die Maulthiere anzutreiben, hatte die Diligence beim Leuchten

der Blitze noch tief in der Schlucht fahren sehen, worauf sie in der dunkeln Nacht verschwand – um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Wo sie mit ihren 18 unglücklichen Passagieren, Mayoral, Zagal, Delantero und Gespann eigentlich verunglückt ist, weiß heute noch Niemand; man glaubt ein plötzlich angeschwollenes sonst stilles Bergwasser habe sie mit allem in das Meer hineingespült, oder vielleicht auch sind auf dem Wege hoch über der See, von dem ich so eben sprach, die Thiere am Wagen durch das Gewitterscheu geworden und haben die Diligence mit sich hinab in die Tiefe gerissen, kurz man hat nie mehr eine Spur von ihr gesehen.

Glücklicherweise passirten wir diese Stelle ohne den geringsten Unfall, wie z. B. das häufig vorkommende Stürzen eines der Thiere, was aber auch hier von schrecklichen Folgen hätte sein müssen, und erreichten um Mitternacht Castellon, wo wir abermals abgefüttert wurden und zwar auf eine so vortreffliche Art daß wir das unverständliche Essen von Amposta gern darüber vergaßen.

In der nächstfolgenden Station hatten wir übrigens noch einen kleinen Unfall von so außerordentlicher Art, daß ich denselben nicht unerwähnt lassen kann. Es war vor dem Posthaus, und die Straße viermal so breit als gewöhnlich, eher ein kleiner Platz, aber von so unergründlichem Schmutz, daß der Wagen bis an die Achsen einsank und beim Ankommen nur im Schritt von den müden Thieren vor das Gebäude geschleppt werden konnte. Beim Abfahren wurde das gewöhnliche Manöver wiederholt und die Pferde – wir hatten schon seit Castellona keine Maulthiere mehr – durch Peitschenhiebe und Geschrei so angefeuert, daß sie den schweren Wagen im Galopp durch den

Schmutz davonzogen. Plötzlich aber hielten wir mit einem tüchtigen Ruck, vier der mittleren Pferde waren gestürzt, die vordern vier aber hatten mit Beihülfe der Stangenpferde die Diligence über die gestürzten hinweggerissen, die nun, uns allen völlig unbegreiflich, unter unserem eigenen Wagen lagen. An ein Aussteigen war nicht zu denken, denn man wäre bis an die Kniee eingesunken; glücklicherweise kam man uns vom Posthaus zu Hülfe, aber es dauerte eine gute Zeit, ehe die Verwirrung unseres Gespanns gelöst war, man mußte die Geschirre aufschnallen und die gestürzten Thiere an Kopf und Schweif unter dem Wagen hervorziehen. Wäre in diesem Augenblick etwas komisch zu nennen gewesen, so hätte es die Stellung unseres Stangenhandpferdes sein müssen, denn dieses saß wie ein Hund auf den Hinterbeinen, und zwar auf dem Hals eines der andern gestürzten Thiere. Ich bin fest überzeugt, daß von den des Rosselenkens kundigen Lesern mancher ungläubig den Kopf schütteln wird, doch bin ich im Stand, jedem Zweifel die besten Zeugnisse für meine Worte zu verschaffen.

Als es endlich wieder Tag wurde – wir waren anhaltend abwärts gefahren – sahen wir abermals das Meer zu unserer Linken, und hatten den Anfang der Huerta erreicht, jenes baum- und wasserreiche Gartenland, in dem Valencia liegt. Die Felder waren hier schön und regelmäßig angebaut, mit neu aufkeimendem Grün bedeckt, oder mit Gemüsepflanzen, die noch auf die Ernte warteten. Über die, freilich kahlen und knorrigen Schosse der Reben breiteten mächtige Korkeichen und Johannisbrodbäume ihre immergrünen Blätter aus, Palmen standen bald einzeln,

bald in Gruppen bei einander, und aus dem dunkeln Laube der Orangenbäume schimmerten freundlich die goldenen Früchte hervor. Die Huerta war so liebenswürdig, sich uns in recht schönem Lichte zu zeigen, das sie freilich von der eben aufsteigenden Sonne entlehnte, aber mit heiter lachendem Gesicht empfieng. Bei Murviedro, dem alten römischen Sagunt, spannten wir glücklicherweise um, und hatten deßhalb Zeit das mächtige Castell, hoch über dem Ort gelegen, welches mit seinen Mauern, Thürmen und gewaltigen Gebäuden in großer Ausdehnung dem Laufe des Hügels folgt, zu bewundern. Es war von der Sonne so schön angestrahlt, und glänzte in den lebendigsten rothen und gelben Farben, die sich um so frischer hervorhoben, als der Berg unterhalb mit einem Kranze von grünen Bäumen und Sträuchern eingefast war. Beim Weiterfahren zeigte sich die Huerta wohl in gleicher, aber doch in mannigfaltig wechselnder Gestalt; einzelne Häuser und kleine Dörfer erschienen zahlreicher, und das künstliche Bewässerungssystem dieser Ebene, das noch aus der Araberzeit her stammt, kommt immer deutlicher und vortrefflich unterhalten hervor. Die Felder sind mit zahlreichen Wassergräben durchschnitten, die an der Straße, von wo sich der Strom ergießt, sorgfältig mit rothen Ziegeln eingefast sind; kleine Brunnen von malerischer Gestalt sieht man auf allen Seiten; ein Pferd treibt das horizontale Rad, welches das Paternosterwerk bewegt – eine vertikale, mit Zähnen versehene Scheibe, über welche an Seilen irdene Krüge laufen, die das Wasser unten schöpfen und oben in einer Rinne ausgießen. Mir waren diese Brunnen alte, liebe Bekannte aus Syrien und Ägypten, wo ich an ihnen manchen guten Trunk

gethan, überhaupt trat mir der Orient in der Nähe von Valencia auf der belebten Landstraße wieder klar vor Augen. Die Tracht der Männer mit ihren weiten Hosen, ein Stück Zeug um den Leib geschlungen, Sandalen an den Füßen, und das bunte Taschentuch auf dem Kopf, nach Art eines Turbans umgewunden, erinnerte mich nicht minder lebhaft daran als die Tracht mancher Weiber: ein einfaches blaues Gewand, den Kopf nach Art der Araberinnen bedeckt, den irdenen Krug auf der Schulter. Nach kurzer Zeit reiheten sich die bisher einzeln stehenden Häuser immer dichter zusammen; der fluchende Mayoral mußte wegen der vielen Wagen, Karren und Packthiere, alle mit Gemüse oder sonstigen Lebensmitteln beladen, langsam fahren – noch eine Viertelstunde und wir hatten Valencia erreicht, wo wir vor dem Posthof anhielten, Wagen und Pferde im grauen Straßenschlammüberzuge, wir selbst aber nach achtundvierzigstündiger Fahrt ziemlich müd und abgespannt.

ZEHNTES KAPITEL. VALENCIA.

Kaltes Wetter. Ein Bad. Schmutzige Straßen. Charakter der Stadt und ihrer Bewohner. l'Audienza. Die Alameda. Erinnerungen an den Cid. El Miguelete. Blick in die Huerta. Die arabische Bewässerung. Cort de la Seo. Die Kathedrale. Duenna und Escudero. Die Glorieta. Ein freundlicher Landsmann. Der Weihnachtsmarkt. Musik und Gesang. Eine todte Braut. Der Grao. Landhäuser in der Huerta. Ein unschuldiger Raub. Feier des Weihnachtsabends. Erinnerungen an die Heimath.

Auf dem Platze del Arzobispo in der Nähe der Kathedrale von Valencia liegt die Fonda del Cid, von außen ein ziemlich unscheinbares Haus, in welchem wir aber ein paar ordentliche Zimmer erhielten, freilich mit spanischem Meublement: Binsenmatte, Rohrsessel und Sopha; dazu schlecht geschlossene Balkonthüren und gänzlicher Mangel an jedem Feuerungsmittel. Man soll das freilich in einem südlichen Lande wie Spanien nicht verlangen, aber es gibt doch Augenblicke, namentlich am Abende, wo man sich selbst in Valencia nach einem Kamine oder Brassero sehnt. Es war ein paar Tage vor Weihnachten, hatte tüchtig geregnet, und nun spannte sich über die alte Stadt ein wolkenloser tiefblauer Himmel aus, keine Hitze herabsendend, wohl aber einen so eisigen Hauch spendend, daß in den Zimmern einigemale nach Sonnenuntergang eine tüchtige Bewegung in Paletot und Handschuhen nothwendig war, um sich zu erwärmen. Zu Hause hätten wir eine solche Temperatur unbedingt sehr kalt genannt, hier aber in Spanien, vor uns Palmbäume und Orangen, wäre es unverzeihlich gewesen, dergleichen auch nur zu denken.

Als wir in der Fonda del Cid angekommen waren, nach zweimal vierundzwanzigstündigem Fahren, ließen wir uns

vom Lohnbedienten überreden, ein warmes Bad zu nehmen, welches man, wie das am Thor mit großen Buchstaben angekündigt war, im Hause selbst haben konnte. Jeden Reisenden will ich aber feierlich verwarnt haben, falls er je im Winter nach Spanien kommt, diesen Badgelüsten nachzugehen; die Bäder befinden sich tief unten im Hause, allerdings recht angenehm gewärmtes Wasser in marmornen Wannen, aber in einem eiskalten Gewölbe mit unverschlossenen Fensteröffnungen, so daß man sich nach dem Bade wahrhaft zähnkloppernd in sein Leintuch wickeln mußte. Wir trugen auch Alle ein kleines Unwohlsein davon, welches übrigens unser Däne und Horschelt, der eine durch Morrisonsche Pillen der Andere durch heißen Punsch vertrieb.

Nach dem Bade kleideten wir uns an, um einen Streifzug durch Valencia zu thun. In der vortrefflichen Reisebeschreibung eines lieben Freundes las ich einstens mit großer Befriedigung, daß die schmalen Straßen, obgleich meistens ungepflastert, in dem besten Zustande seien, da sie weder durch den Regen, noch durch schweres Fuhrwerk viel zu leiden hätten; das mag allerdings für den Sommer passen, für warmes und trockenes Wetter; heute aber – es hatte, wie schon bemerkt, mehrere Tage geregnet – waren diese ungepflasterten Straßen zu Fuße nicht zu passiren, ohne bis über die Knöchel in den Koth zu gerathen, dazu sind die gepflasterten Trottoirs auf beiden Seiten kaum zwei Fuß breit, und da die Valencianer beiderlei Geschlechts außerordentlich zahlreich vor ihren Häusern zu sehen sind, so kamen wir zuweilen an Défilés, wo man lange Zeit warten mußte, bis Einer nach dem Andern über eine schmale trockene Stelle gelangt war.

Dabei ist die Stadt ein wahres Labyrinth, und man findet keine Straße, die auch nur wenige Fuß gerade ausliefe, sie bilden ewige Schlangenlinien, bald nach rechts, bald nach links, und da die Häuser mehr oder weniger einander gleichsehen, auch die meisten Straßen so enge sind, daß man nirgendwohin einen Überblick hat, um sich vielleicht nach einem benachbarten Thurm richten zu können, so ist es sehr schwer, Valencia ohne Führer zu durchwandern, wenn man nämlich den Zweck hat, irgend ein bestimmtes Gebäude zu erreichen. Beim Flaniren dagegen treibt man mit der Strömung, und wenn man auch an ein unbekanntes Gestade geworfen wird, gibt es doch Mittel den Heimweg zu finden.

Die Straßen Valencias haben einen ganz entgegengesetzten Charakter zu denen von Barcelona, dort breit gepflastert, mit hohen steinernen Häusern besetzt, alle Fenster mit Balkonen versehen, welche anzeigen, daß die Bewohner und mehr noch die Bewohnerinnen sich gerne auswärts umsehen oder sich von den draußen Wandelnden sehen lassen, hier dagegen enge Gassen aus unansehnlichen Häusern bestehend, die sehr häufig aus gestampftem Lehm gebaut sind, und mit dürftigen Fenstern versehen, sehr wenig versprechen. Vergessen wir aber nicht, daß wir uns dem Süden Spaniens genähert, und uns in einer Stadt befinden, die lange von den Mauren behauptet wurde und diesen Eroberern viel von ihren Einrichtungen verdankt, die eben durch dieses unscheinbare Äußere der Häuser sich als vollkommen orientalisches darstellt. Hier, wie in den großen Städten des Orients, z. B. Damaskus, hat man auf breite Straßen verzichtet, um dafür größeren Raum für das häusliche Leben zu erhalten, darauf hält der Südländer viel, und wenn wir

bei diesem oder jenem unscheinbaren Thore stehen bleiben und in das Innere blicken, so bemerken wir einen geräumigen Hof mit murmelndem Wasser, üppigem Pflanzenwuchse, mit Lauben, zierlichen Bogengängen und kleinen, reizenden Gärten.

Auch in dem Straßenleben treten uns die Anklänge an die Maurenzeit wohl nirgends so deutlich entgegen als hier. Die Landleute der Huerta könnten mit einer kleinen Zuthat so vollkommen orientalisches gemacht werden, daß sie ohne Aufsehen zu erregen in jeder Stadt Syriens umherwandeln könnten. Das charakteristische Stück der Valencianischen Tracht sind die sogenannten Zaraguelles, sehr weite Beinkleider von weißer Leinwand, die in vielen Falten bis an die Kniee reichen und fast aussehen als trügen die Leute gar keine Beinkleider, sondern nur ein Hemd. Die Waden bis über die Knöchel und unter die Kniee sind mit einer Art blauer Strümpfe bedeckt, die Kniee nackt, an den Füßen Sandalen. Um den Leib einen blauen oder rothen Gurt (Faja). Dazu eine kurze blaue oder grüne Jacke mit Schnüren. Eine weiße oder bunte Weste mit Troddelknöpfen; bloße Brust und Hals – um den Kopf turbanartig ein buntes Tuch – oft zugleich ein Hut mit breitem Rand und hohem Kegel. Dazu kommt bei den Reichen eine braune oder blaue Capa, bei den Ärmeren eine weiße mit bunten Streifen und Rändern durchwirkte wollene Decke, nach Bedürfnis, aber immer malerisch umgeschlagen oder auf der linken Schulter hängend. Namentlich dieser letztere Theil des Anzuges, der mit dem Burnus so außerordentlich viel Ähnlichkeit hat, gibt dem Ganzen einen orientalischen Anstrich; selbst die Schirrung der Pferde und Maulthiere, unter denen man ausgezeichnet schöne Thiere sieht, erinnern mit

ihrem vielen rothen Quastenwerk, mit ihren Messingzierathen, von langen farbigen Troddeln, eigen geformten Sätteln und Steigbügeln an die Wüsten Arabiens und ihre Bewohner. Die Tartana, die in Valencia für Vornehm und Gering das einzige Beförderungsmittel bildet, welche wie die Droschken bei uns in der Stadt selbst benützt werden, und ebenso zu Ausflügen auf das Land, könnte man vielleicht von dem türkischen Arrabat ableiten, dem fast ähnlichen Fuhrwerke, wie es heute noch in Konstantinopel gebräuchlich ist. Dort sind diese Wagen freilich mit Ochsen bespannt und sind oft reich geschnitzt und mit Vergoldungen überladen und werden meistens von einem Neger, der zu Fuß geht, begleitet, während die spanische Tartane den Anforderungen unserer Zeit gemäß von außen glänzend, aber einfach lakirt ist, oben mit Wachstuch oder Leder überzogen, im Innern eine Einrichtung hat wie ein deutscher Omnibus und von einem Kutscher regiert wird, der auf einem kleinen Polster gewöhnlich auf dem rechten Gabelbaume sitzt. Man begegnet diesen Tartanen hier auf Schritt und Tritt, und bei den engen Straßen geniren sie die Fußgänger gewaltig. Wie eben bemerkt, macht man in ihnen seine Besuche, fährt ins Theater oder sieht sie in langen Reihen bei den nachmittäglichen Spazierfahrten auf der Alameda.

Es ist eigenthümlich, daß Valencia von zwei ganz verschiedenen Menschenracen bewohnt zu sein scheint. Die eine, welche namentlich in der untern Volksklasse und den Bewohnern der Huerta stark vertreten ist, hat schwarzes

Haar, enggeschlitzte blitzende Augen, dunkle Gesichtsfarbe, und zeigt in ihrer Physiognomie etwas Trotziges, ja Wildes; die andere – namentlich die Handwerker und Kaufleute – haben einen weichen, fast schlaffen Gesichtsausdruck, weiße Haut und blonde Haare.

Das Gewühl auf den Straßen, namentlich auf dem großen Marktplatze von Valencia wird belebt und male- risch durch die fast orientalische Tracht der Landleute aus der nächsten Umgebung von Valencia, und durch die ganz verschiedene, ächt spanische mit runder Jacke und spit- zem Hut der Maulthiertreiber, die von weiter her kommen, oder der Bauern, die von den Gebirgen bei Cuenca nieder- steigen. Was die weibliche Bevölkerung von Valencia an- belangt, so findet man wenig schöne Gesichter; auch die Figuren der hiesigen Damen zeigen noch nicht jene Grazie und Leichtigkeit, welche man den Andalusierinnen nach- rühmt. Die schwarze Mantille ist fast wie die in Barcelo- na, nur hängt der Schleier hinten vom Haarkamm herab und zeigt Taille und Kopf fast unverhüllt. Letzterer ist hier in Spanien interessant der häufigen blonden Haare wegen und des blendend weißen Teints, den man sonst in keiner spanischen Stadt sieht.

Über die Eigenschaften der Bewohner von Valencia hört man von ihren übrigen Landsleuten nicht viel Gutes reden, die Männer werden als hinterlistig, feig und blutdürstig bezeichnet, und was die letztere Eigenschaft anbelangt, so thut man ihnen darin nicht Unrecht, wenn es wahr ist, daß in den Straßen von Valencia jährlich an fünfzig Meuchel- morde verübt werden. Natürlich schieben die Stadtbewoh- ner die Schuld davon auf ihre Landsleute aus der Huerta, die sie als ein wildes und trotziges Volk schildern, vor dem

man sich in jeder Hinsicht in Acht nehmen müsse. Daß eine vielhundertjährige Feindschaft zwischen Stadt und Land besteht, ist nicht zu läugnen, und das Mißtrauen der ersteren geht so weit, daß man, so oft in Valencia Feuer ausbrach, eilig sämtliche Stadthore schloß, um die Bauern abzuhalten, von denen man vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß sie die entstandene Verwirrung zum Morden und zu allgemeiner Plünderung benutzen könnten.

Valencia ist arm an ausgezeichneten Bauwerken; nur hie und da bemerkt man ein prachtvolles Gebäude, in Stein aufgeführt, einen Palast, aus früherer Zeit herstammend, der sich, alt und schwarz geworden, zwischen den neueren Gebäuden zu verkriechen scheint. Blickt man in den öden Hof, so entdeckt man prachtvolle, breite Steintreppen, auf denen unsere Schritte unheimlich wiederhallen, und oben angekommen, eröffnen sich vor unserm Blicke weite stille Corridore und Zimmer mit reich geschnittener Holzarbeit. Der prächtigste Palast dieser Art ist die Casa consistorial oder l'Audienza, wo sich die Portraits der Könige von Spanien befinden, so wie im Saale der Cortes bemerkenswerthe Fresken von Zarinena, die von den herrlichsten Holzarbeiten an Wänden und Plafond eingerahmt sind. Im untern Stockwerke ist das Sekretariat des Gouvernements, wo sich eine ausgezeichnete Holzdecke befindet, in dunklem Eichenholz geschnitten und reich vergoldet. Die Plateforme hoch oben auf diesem Palast mit einer schönen Balustrade umgeben, gewährt einen reizenden Überblick über die Stadt.

Der große Marktplatz, auf dem den ganzen Tag ein reges Leben herrscht, und wo sich Käufer und Verkäufer um kolossale Haufen von Gemüse und Früchte aller Art drängen

(unter Anderem sah ich hier wahrhaft riesenhafte Zwiebel), ist mit alten nicht uninteressanten Gebäuden umgeben, unter denen sich die Lonja oder Seidenhalle besonders auszeichnet; der ganze untere Raum des Gebäudes ist hohl, mit Kreuzgewölben überdeckt, die von sehr schlanken spiralförmig gewundenen Säulen getragen werden. Die Sorgfalt, mit der im Innern und Äußern die Gliederungen aller Thür- und Fensteröffnungen behandelt sind, machen diesen Bau zu einem der interessantesten der spätgothischen Zeit. Der kleine Hof von beiden im rechten Winkel zusammenstoßenden Flügeln des Hauses gebildet, liegt nach rückwärts an zwei seiner Seiten frei als erhabene Terrasse mit fließendem Wasser und Orangenbüschen und erhöht den eigenthümlich Reiz dieses seltsamen Bauwerks.

Da uns der klare Himmel gleich den ersten Tag unserer Ankunft einen herrlichen Abend versprach, so beschlossen wir einen Spaziergang nach der berühmten Alameda hinaus. Wir verließen die Stadt durch das Thor el Sarranos, das mit seinen ungeheuern Mauern und gut erhaltenen Zinnen so trotzig dasteht, als sei es gestern beendet worden; leider ist es aber auch nicht so alt, als wir es wohl wünschten, denn unsere Phantasie hätte gern seine Plattform mit den Gestalten des Campeador und seiner Familie belebt, die er ja auch auf einen der Thürme Valencias führte, als er ihnen das draußen lagernde zahllose Maurenheer zeigte.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen,
Sah'n mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,

Kriegsgeschrei und Paukenhall.
Großer Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz gesehn.
»Fürchtet nichts, ihr Lieben Alle,«
Sprach der Cid, »so lang ich lebe
Nah' euch keine Sorg' und Angst.«

Vom unsterblichen Cid, der Valencia so lange und kühn vertheidigte, und nach seinem Tode noch durch seinen bloßen Anblick die Mauren in die Flucht schlug, ist aber leider nicht viel mehr hier vorhanden; nur sein Schwert zeigt man noch, ob ächt, ob falsch ist die Frage, sowie einen Thurm, la puerta del Cid, durch welchen der Campeador seinen Einzug in die Stadt hielt. Valencia war aber damals kleiner, und so steht dieser Thurm jetzt ziemlich weit entfernt von den heutigen Mauern, am Hause der Tempelherren; die Araber haben ihn erbaut und nannten ihn Alebufat. Von seinen Zinnen glänzte zuerst das christliche Kreuz von Valencia.

Übrigens gibt es wohl keine Stadt, deren mittelalterliche Mauern und Thürme ringsum so vollkommen wohl erhalten sind, wie die von Valencia. Sie wurden von Peter dem Vierten ums Jahr 1350 erbaut und weisen mit ihren Eckthürmen, ihren aus- und einspringenden Winkeln, Wallgängen und Zinnen so vollkommen in eine andere Zeit zurück, daß wir uns gar nicht wundern dürften, wenn uns dort an der Ecke ein Retterzug begegnen würde, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit flatternden Fahnen, wehenden Mänteln und Helmbüschchen. Aber es ist sehr still vor den Mauern von Valencia, und erst wenn wir uns dem Guadalaviar,

heutzutage gewöhnlich Turia genannt, nähern, an dessen Ufern die Alameda liegt, lenken wir wieder in den Menschenstrom ein, der aus den Thoren dorthin oder nach der Huerta hinausdringt.

Die Alameda von Valencia ist eine der schönsten Spaniens, und namentlich durch ihre Umgebung für uns, die wir eine solche nicht gewöhnt sind, sehr interessant. Zwischen mehrfachen Baumreihen hat sie zwei breite Fahrstraßen und viele mit großer Sorge unterhaltene Fußwege. Auf der einen Seite haben wir den Fluß, der freilich sehr stattliche Uferbauten hat, aber so wenig Wasser, daß man den größten Theil des Jahres kaum ein paar Hemden darin waschen kann; auf der andern Seite zieht sich eine Reihe schöner Gärten mit reizenden Landhäusern hin und fesseln unsere Aufmerksamkeit durch massenhafte Orangen- und Citronenbäume und Büsche, deren tiefdunkles Laub von andern für uns ebenfalls seltenen Pflanzen schattirt wird und die überragt sind von hohen schlanken Palmen. Senden wir die Blicke rechts über den Fluß hinüber, so zeichnet sich scharf auf dem tiefblauen Abendhimmel die charaktervolle Silhouette von Valencia vor uns ab. Dabei konnte ich mich einer Idee nicht erwehren, die mir schon oft auf Reisen gekommen. Wie oft war es mir beim Betrachten einer seltsamen Bergform, einer malerischen Landschaft, einer eigenthümlichen Stadt, als habe ich das schon einmal gesehen, wenn ich auch vorher nie auf dem Punkte gewesen, ja wie hier bei Valencia nie eine Abbildung davon gesehen. Ich erinnerte mich deutlich des einzelnen Weges, auf dem ich schon gegangen, eines Hauses, zu dessen Fenster ich schon hinausgeschaut, was mir immer unerklärlich war, und aufs

neue unbegreiflich hier beim Anblick von Valencia. Am andern Morgen war unser erster Gang zur Kathedrale, die nur durch den erzbischöflichen Platz von unserm Gasthofe getrennt lag. Die vielen zahlreichen Bettler, die uns hier hartnäckig verfolgten, sind eine Erbschaft, welche die aufgehobenen Klöster der Stadt hinterlassen haben; namentlich in der Nähe der Kirchen, vor allem aber hier bei der Kathedrale, muß man ein wahres Défilé von ausgestreckten Händen passiren, bis man zur Thüre gelangt. Wie jeder Bettler seinen bestimmten Platz hat, der von den andern respektirt wird, so hat er auch seine gewissen Geber oder seine Kundschaft, die ihn vor allen andern berücksichtigt. Sogar bei uns fremden Reisenden trat nach wenigen Tagen der gleiche Fall ein, und ich ging nie bei einer gewissen alten Frau vorüber, die neben einem Pfeiler gekauert da saß, ohne ihr etwas zu geben. Sie hatte zwei kleine Kinder bei sich, aus deren schönen Gesichtern mich so frische, treuherzige Augen anlachten, daß ich nie vorbei konnte, ohne stehen zu bleiben.

Die Kathedrale, ein Conglomerat von An- und Umbauten um den alten Kern, im lateinischen Kreuz gebaut, über dessen Durchdringung sich eine großartige achteckige Kuppel erhebt, hat drei Haupteingänge, wovon der westliche, neben dem Hauptthurm »Miguelete« angebrachte, weit gegen den Kunstwerth der beiden andern altgothischen in den Kreuzgiebeln befindlichen zurücksteht, obwohl sie von schwerfälligen Formen sind, er ist ein entsetzlicher Wust von verdrehten Säulen, ausgerenkten Gesimsen und Zierrathen; eine der üppigsten Blüten der Zopfzeit.

Das noch von der Kirche aus der guten gothischen Zeit übrig gebliebene ragt im Äußern, ich möchte sagen siegreich hervor über das aus allen Zeiten herrührende Angefügte, doch ist diese Mischung verschiedener Style nicht uninteressant, und eines der allerreichsten Bilder gewährt die Kirche von der Plaza mayor gesehen, wo die beiden Thürme, das nördliche Portal, der zierliche Arcadenumbau der Abside aus der Zeit der guten Renaissance im Anschluß an die hoch über die Straße weg gesprengte Brücke, die nach der Kapelle de los desamparados hinüberführt, eine nach Maßen, Silhouette und Verkürzung der Linien so herrliche reiche Gruppe geben, daß man einen Decor der großen Oper von Paris zu sehen glaubt.

Das Äußere der Kuppel des Kreuzes hoch emporgehoben von einem achteckigen von herrlichen gothischen Fenstern durchbrochenen Untertheil hat ganz die ähnliche Anordnung wie der Obertheil des Miguelete, der die große und renommirte Glocke, die Vela, trägt, über der obersten Terrasse des Thurmes aber erhebt sich noch einmal eine massive, isolirte, mit Bogenöffnungen versehene Wand zu noch weiteren Glocken, und zeichnet sich der Umriß dieses Thurms sehr malerisch auf der Luft ab.

Ihn erstieg der Cid nach der Einnahme von Valencia, um sich in seinem neuen Besitzthum umzuschauen, und Don Rodrigo hatte Recht, denn man hat von hier oben einen entzückenden Anblick auf die Stadt und die Huerta. Diese liegt rings um uns her, von einem Halbkreise niedriger, aber felsiger Gebirge eingeschlossen, dessen eines Ende nördlich von Valencia von den Thürmen des Castells von Murviedro, den Ruinen des alten Sagunts, gekrönt, das andere unter dem Namen der Sierra de Santa Ana südlich von

Valencia ans Meer stößt, so daß die Küste als Sehne dieses Halbkreises erscheint, in deren Mitte die Stadt Valencia liegt, etwa sechs Leguas von jedem Ende entfernt. Dieser Raum ist fast ganz flach, und nur im äußersten Hintergrunde nach Westen senkt sich das Gebirge, dem Laufe des Jucar und des Guadalaviar folgend, allmählig in die Ebene herab, welche jener an ihrem südlichsten Rande bespült, während dieser sie ungefähr in der Mitte quer durchströmt.

Als Hauptmittelpunkt des Anbaues dieses Halbkreises erscheint nun Valencia selbst mit seinen mittelalterlichen Mauern und Thoren und zahlreichen Kirchen, Klöstern und Hospitälern; um die Stadt her liegen in mehreren Halbkreisen und in verschiedener Entfernung eine Anzahl stattlicher Dörfer mit hohen Kirchthürmen wie Quarta, Manises, Ruzafa, Chirirella, Torrenta, Benituser, Benache &c.; dann weiterhin am nördlichen Rande des Halbkreises Puzol, im südlichen Alcira und im westlichen Hintergrunde die alte Stadt Liria. Jedes dieser Dörfer aber bildet gleichsam nur den dichteren Kern einer Unzahl von kleineren Hütten, die reinlich und schneeweiß aus den kleinen, saftiggrünen, mit blaßgrünen stachligen Aloen eingefassten Gärten hervorschimmern. Hie und da erhebt sich ein einzeln liegendes größeres Landhaus oder ein Kloster über diese Hütten oder ein Büschel Palmen, eine Reihe hoher, dunkler Cypressen über das gleichförmige, gleichhohe Grün der Ebene.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß dieß Alles kein eigentlich malerisches Ganzes bilden kann, und das um so weniger, da es dem Bild ganz an Wasser fehlt. Das

Meer nimmt zwar die ganze östliche Hälfte des Gesichtskreises ein, aber es ist durch den geraden Strich einer sandigen Küste begränzt und trägt nicht zur Belebung der andern Hälfte bei; dieser aber, obgleich ein bedeutender Fluß sie durchströmt, fehlt es – einige Wochen im Winter ausgenommen – fast ganz an Wasser zu allen landwirtschaftlichen Behufen, eben weil dasselbe ausschließlich andern Zwecken zugewendet wird. Die ganze unglaubliche Fruchtbarkeit der Ebene von Valencia, die ihr mit so vielem Rechte den Namen Huerta (Garten) erworben hat, hängt nämlich von dem künstlichen Bewässerungssysteme ab, wodurch das Wasser des Guadalaviar in einem Netze von Kanälen (*acequias*) und kleinen Gräben über die ganze Ebene verbreitet und bis zu jedem einzelnen Beete der unzähligen Gärten geleitet wird, von denen jeder, betrüge er auch kaum anderthalb Morgen, zu dem Unterhalte einer Familie hinreicht. Diese arabischen Wasserleitungen, welche das Wasser zuführen, sind gemauerte Kanäle, laufen oft zweier oder dreifach über einander und sind in ihrem Fall und ihrer Aufstauung so richtig berechnet, daß tausend Jahre in dem Gebrauch keine Änderung erzeugten.

Solcher Aderlässe – im Spanischen bedient man sich des Ausdrucks *sangrar* und *sangria* in dieser Bedeutung – muß der Guadalaviar auf seinem ganzen Laufe von etwa fünf- undzwanzig Leguas nicht weniger als dreißig erleiden, von denen jedoch nur die acht letzten und bedeutendsten der Huerta von Valencia zu Gute kommen. – Kein Wunder also, daß der arme Strom in der heißen Jahreszeit kaum Kräfte genug behält, um einige Tropfen Wasser bis zu seiner Mündung zu tragen. Jene acht Kanäle sind ursprünglich

größtentheils das Werk der Araber, allein ihren Nachfolgern, den arragonischen Eroberern, gebührt jedenfalls die Ehre, diese Werke und die zu deren möglichst gemeinsamen und sicheren Benützung erforderlichen gesetzlichen Einrichtungen und Verwaltungsart in ihrer ursprünglichen zweckmäßigen Einfachheit so viele Jahrhunderte hindurch unverseht erhalten zu haben – ein Verdienst, das überall, besonders aber in Spanien, wo fast alle Einrichtungen von vorne herein dem Verfall geweiht zu sein scheinen, zu selten ist, als daß eine so erfreuliche Ausnahme nicht hervorgehoben werden müßte.

Durch einen Gnadenbrief des Eroberers von Valencia, König Jayme I. von Arragon von 1339 überließ er seinen Kampfgenossen und den übrigen Ansiedlern aus Arragon als Belohnung ihrer treuen Dienste die Bewässerungsgräben der Huerta als freies Eigenthum: »daß sie das besagte Wasser gebrauchen sollten in der Art wie es von Alters her festgesetzt und gebräuchlich war zur Zeit der Sarazenen.« Seit der Zeit ist die Verwaltung und Beaufsichtigung der Kanäle, die Vertheilung des Wassers, die Entscheidung aller dabei vorkommenden Streitigkeiten ausschließlich in den Händen der dabei betheiligten Landleute, ohne die geringste Einmischung einer höheren oder Centralbehörde; und vor dem aus Landleuten bestehenden Gerichtshofe, der Cort de la Seo, verschwindet jedes Privilegium, dessen einer der Grundbesitzer in andern Verhältnissen genießen mag, wäre er auch Grande von Spanien.

Die Cort de la Seo, das Wasserschiedsgericht, hielt in frühern Zeiten jeden Donnerstag, und zwar an der Hauptthüre der Kathedrale ihre Sitzungen. Dieser Ort der Zusammenkunft schrieb sich noch aus der Maurenzeit her, wo

die maurischen Eroberer von Valencia sich hier einfanden, um alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten. Dort trafen sich Kläger, Beklagte und Zeugen, und die, welche zuerst kamen, breiteten ihre bunten, wollenen Decken, die ihnen heute noch als Mantel, Stuhl, Bett und zum Staate dienen, im Schatten des tiefen Portals der Kirche aus, die Dinge erwartend, die kommen würden. Die, welche später aus der Huerta oder vom Markt zu Fuß, auf Maulthieren oder Eseln anlangten, wobei nicht selten zwei und drei auf einem Thier anritten, mußten sich schon bequemen, auf der sonnbeglänzten Plaza Major gegenüber der Kirchthüre zu warten, denn die Hauptsache war, diese nicht aus den Augen zu verlieren. Die Meisten dieser wartenden Menge sind bewaffnet, und wenn man sie in ihrer eigenthümlichen Kleidung, mit den bunten, turbanartigen Kopftüchern da kauern sieht oder auf dem Pferde hängen, über den Hals ihrer Thiere gebeugt, den bunten Mantel wie einen Burnus um die Schultern, so wird man, wie nirgends, an den Orient erinnert.

Mit dem Schlage zehn Uhr tritt in der zahlreichen und bis dahin durch nicht selten in Streit und Schelten ausartendes Gespräch vielfach bewegten und lauten Versammlung eine tiefe Stille ein; die kleinere Pforte in dem großen Thor der Kathedrale öffnet sich und die Richter, vier alte Landleute, ehrwürdig anzuschauen, mit langem, schneeweißem Haar, treten heraus, hinter ihnen in städtischer Kleidung ein Escribano, eine Rolle Papier in der Hand. Auf ihre Stäbe gelehnt, murmeln sie ein kurzes Gebet, machen dann das Zeichen des Kreuzes, wobei die ganze versammelte

Menge ihrem Beispiel folgt, und lassen sich auf einer eigens dazu bestimmten steinernen Bank nieder. Der Escribano setzt sich seitwärts auf einen niedrigen Stein, breitet seine Papiere auf seinen Knien aus, setzt ein kleines Dintenfaß neben sich und sieht nach seiner Feder. Einige Geistliche oder andere ältere und angesehenere Leute, welche die Richter in ihrer Nähe unter dem versammelten Landvolk bemerken, treten halb auf ihre Einladung, halb nach Gewohnheitsrecht hervor und nehmen, jedoch in ziemender Entfernung, ebenfalls unter dem Portal auf der steinernen Bank Platz, ein Paar Kanalaufseher (Celadores) treten heran, um als Gerichtsdienner der Befehle des Gerichts gewärtig zu sein, und auf einen Wink des ältesten Richters ruft der erste Celador mit lauter Stimme: »Die Cort de la Seo dieses Tages ist eröffnet, in Gottes Namen, Amen!« und die Verhandlungen beginnen.

Die streitenden Parteien, oder solche, gegen die von Seiten der Celadores Klage erhoben wird, sowie auch die Zeugen werden aufgerufen, treten unter das Portal vor, um auf die Fragen der Richter zu antworten oder ihre Rechtfertigung vorzubringen, dann erfolgt nach kurzer, leiser Berathung der vier Richter das Urtheil, selten auf geschriebene Verordnungen, meistens auf Herkommen oder Billigkeit gegründet; der Escribano hat, sehr gegen seine Neigung und den Gebrauch oder Mißbrauch, der bei anderen Gerichten herrscht, nichts bei der ganzen Sache zu thun, als das Urtheil aufzuschreiben und zu beglaubigen. Kosten sind bei dem ganzen Verfahren keine, denn auch für den Escribano selbst ist dieß Geschäft eine Ehrensache, die ihm freilich eben dadurch wieder anderweitigen Vortheil

bringt, als Veranlassung oder als Beweis des Vertrauens der Landleute.

Ist das Urtheil gefällt, welches entweder bei Beeinträchtigungen des Nachbars diese aufhebt, sonst aber eine Geldstrafe auferlegt, so wird ein Termin gesetzt, bis wann dem Urtheilspruch Genüge geschehen muß, und bis dahin ist der Celador angewiesen, keinen Tropfen Wasser auf die Felder des Verurtheilten laufen zu lassen. Dieser kräftige Zwang veranlaßt Jeden, dem schiedsrichterlichen Spruch so bald als möglich nachzukommen.

Nachdem wir uns droben auf dem Thurme lange in der herrlichen Gegend umgeschaut, auch mit etwas besorgter Miene die mit Schnee bedeckten Berge betrachteten, die in der Gegend von Cuenca liegen, und über welche uns der Weg nach Madrid führt, stiegen wir wieder herab und traten in die Kirche, die heute, einem Sonntage, mit Andächtigen angefüllt war.

Das Innere der Kathedrale mit drei Hauptschiffen, wovon das mittlere ganz durch die Silleria del coro eingenommen ist, hat von ihren alten Einzelheiten mit Ausnahme des wunderschönen Kuppelaufsatzes, dessen zahlreiche gothische Fenster eine reiche farbige Lichtmenge auf den Hochaltar herabsenden, Nichts mehr erhalten, Alles hat einem Umbau aus der Zeit der Renaissance weichen müssen, der, obwohl von geschickter Hand geleitet, doch durch die etwas gedrückten Verhältnisse den alten gothischen Bau zurückwünschen läßt; aber reich an guten Gemälden, prachtvoll in den Marmorn der Pfeiler, Altäre, Mosaiken der Böden, Metallgeländern, Bronzen und Vergoldungen macht das Innere nichtsdestoweniger einen imposanten Eindruck, den eine Masse außen herumliegender Kapellen und auch

solcher, die zum Theil in der Mauerdicke zwischen Mittel- und Seitenschiff im Rücken der Chorstühle angebracht sind, kräftig unterstützt. Der neue Kapitelsaal ist sehr unbedeutend und von nüchterner moderner Architektur, dafür aber der alte ein wahres Kleinod; ganz unversehrt erhalten, herrlich schlank und wunderschön gewölbt ist er mir das Liebste an der ganzen Kathedrale, der Altar nimmt mit seinem Retabel eine der Wände ein, die nicht übertüncht die bloße Steinfarbe zeigen, gleich wie die Steingewölbe; die vielen Heiligenfiguren des Altars auf Goldgrund unter ihren überreichen Baldachinen, die schöne Farbe der alten Holzschnitzereien, die Musterhaftigkeit der Steinsculpturen sind von unvergleichlich wohlthuender Wechselwirkung, und das gebrochene Licht in diesem hehren Raum erhöht den heiligen Schauer, mit dem man jedesmal aufs Neue denselben betritt. An den Wänden befinden sich mitunter sehr schöne Brustbilder der Erzbischöfe von Valencia. Zwei ungeheure Ketten, die ebenfalls hier aufgehängt sind, erregten unsere, Aufmerksamkeit, und ein freundlicher Geistlicher, den wir darum fragten, gab uns zur Antwort, sie seien eine Trophäe von dem Hafen von Marseille.

Das Innere einer spanischen Kirche zur Zeit des Gottesdienstes ist eines der lebendigsten Bilder, die man sehen kann. Durch die bunten Glasscheiben dringt spärliches Licht herein und verdunkelt zu gleicher Zeit mit dem Qualme des Weihrauchs den ohnehin schattenreichen Raum zwischen den dicken Mauern und Pfeilern. Die Kerzen am Altar brennen dunkelroth und werfen blitzende Streiflichter auf die reichgestickten Gewänder der fungirenden Geistlichkeit. Im Kirchenschiffe steht die Menge dicht gedrängt; die Männer, in ihrer mannigfaltigen bunten Tracht,

so auffallend zwischen den Weibern, die in dunkler Basquina und meistens schwarzer Mantille erscheinen; unter letzterer hervor glänzen nun freilich wieder die blendend weißen Gesichter mit den blitzenden Augen; und die zahllosen vergoldeten Fächer, die man überall sieht und die in immerwährender Bewegung sind, erfüllen den dunkeln Raum mit einem wahren Sprühregen von Lichtgefunkel. Über die Menschenmenge hin brausen die Töne der gewaltigen Orgel, und wenn nun das Glöcklein ertönt und Alles andächtig auf die Kniee sinkt, so hören wir einen herrlichen Choral, wahrhaft ergreifend von vielen Baßstimmen vorgelesen.

Nach der Messe bildet sich hler in Valencia die ganze Gemeinde zu einer Prozession, die dem Sanctuarium folgend in allen Räumen der Kirche umherwandelt. Die nicht fungirende Geistlichkeit, die ebenfalls mitzieht, trägt hier eigenthümlicher Weise schwarzseidene Mäntel mit Roth ausgeschlagen.

Zwei Wesen, von denen wir oft gelesen und gehört, die aber ihrem ursprünglichen Charakter gemäß wohl fast ganz verschwunden sind, sieht man hier beim Ausgang aus der Kirche noch in leisen Nachklängen: die weltbekannte und berühmte Duenna und den Escudero. Sobald die letzten Orgeltöne verklungen sind, entströmt Alles der Kirche und die Männer treten vor derselben zusammen in einzelnen kleinen Gruppen (Corillos), die für das tägliche Leben in Spanien von großer Wichtigkeit sind. Sie ersetzen gewissermaßen die Tagesblätter anderer Länder als Quellen einer allgemeinen Bildung und öffentlichen Meinung. Der weibliche Theil der Familien aber geht ruhig nach Hause; die Mutter, neben ihr zuweilen der Hausvater, meistens

aber ein geistlicher Herr aus der nähern Bekanntschaft und vor ihr in absteigender Linie die Töchter, von der aufgeblühten Jungfrau bis zum kleinsten Schwesterchen, das nicht nur in der Kleidung, der dunkeln Basquina, der Mantille und den bunten Schühchen, als fast komisches Ebenbild der Erwachsenen erscheint, sondern auch in der Art, wie sie ihr Gebetbüchlein trägt, den Fächer handhabt und zierlich einherschreitet, in bald feierlicher, bald schalkhafter Miene, je nachdem sie die Augen niederschlägt, oder gelegentlich seitwärts aufblitzen läßt. Hinter der Familie nun, in angemessener Entfernung kommt eines der beiden Wesen, von denen ich oben sprach, bei Wohlhabenden die Duenna oder der Escudero, bei der ärmeren Bürgersfrau oder der Handwerkerin die Hausmagd oder auch nur der Lehrbursche, welch letzterem es aber nun sehr schwer wird, selbst bei Androhung der härtesten Strafen, ehrbar und anständig hintendrein zu gehen.

Während der Sommerszeit haben die Spaziergänge des schönen Geschlechts mit dem Besuch der Kirche für die heißen Tagesstunden ihr Ende erreicht. Straßen und Plätze sind alsdann wie ausgestorben und erst nach der Siesta zwischen fünf und sechs Uhr Abends fangen die Straßen wieder an, sich zu bevölkern. Dann ist auch große Fahrt auf der Alameda, bei welcher sich die Schönen der Stadt auf recht türkisch, für die äußere Welt unsichtbar, in ihren Tartanen einfinden, und wo nun zwei Reihen dieser verschlossenen, langweiligen Fuhrwerke sich im langsamen Schritt den Corso auf und ab bewegen. Es muß das für die Insitzenden ein eigenthümliches Vergnügen sein, unsere Damen würden keinen Reiz darin finden, in den unbehülflichen Karren gestoßen zu werden und Nichts zu sehen, als

den Rücken des eigenen Kutschers und Pferdes oder den Kopf des nachfolgenden. Hat man sich auf diese Art auf der Alameda genug gelangweilt, so kehren die Tartanen, Fußgänger und Reiter nach der Stadt zurück; vor dem Thore steigen die Damen aus und begeben sich nach der Glorieta, einem kleinen reizenden Garten im Innern der Mauern, um hier zu bleiben, bis die späte Mitternachtsstunde oder der Anfang des Theaters die Umherwandelnden von dannen lockt.

Während der Winterszeit ist das begreiflicherwise ganz anders und dann verschmäht die Spanierin ebenfalls nicht den warmen Sonnenschein. Da belebt sich die Glorieta gewöhnlich schon nach dem Nachmittagsgottesdienste. So auch heute, wo wir dem Strom der Kirchgänger folgten, mit dem wir denn auch glücklich auf der Glorieta landeten. Es ist dieß ein runder Platz von Häusern umgeben; ich möchte ihn mit einem der großen englischen Square vergleichen, nur daß wir hier an der prachtvollen Vegetation sehen, wie weit wir schon im Süden vorgerückt sind. Es ist dieß eine kleine Parkanlage, deren geschlungene Wege uns jetzt zu dichten Lorbeerlauben, dann zu süß duftenden Orangenbüschen und später dagegen zu einer der einsam stehenden Marmorstatuen führt. Das Ganze ist von Platanen und Akazien überschattet und mit Kunst und Geschmack angelegt; einzelne Partien machen einen überraschenden Eindruck, wie eine vortrefflich zusammengestellte Theaterdecoration – ich hoffe, durch diesen Ausdruck nicht mißverstanden zu werden, denn wenn auch die Natur von der Malerei nicht erreicht werden kann, so sieht man dagegen oftmals in der letzteren Zusammenstellungen, die man in der ersteren schwer findet. Es war auf der

Glorieta ein Platz, den auch unser vortrefflicher Maler und Reisebegleiter Horschelt zeichnete. Links im Vordergrund ein Paar arrangirte Bogen von Lorbeer, die sich über einer Fontaine wölbten, rechts schoben sich die Orangenbüsche auseinander und ließen eine einsame Marmorfigur sehen, die unter einem Dome von hochgewölbten Platanenzweigen stand; über Lorbeeren und Platanen hinaus blickte das gelbe trotzig dastehende Stadthor, in dessen unmittelbarer Nähe jene Glorieta liegt, und neben diesem sah man durch grüne Zweige die den Garten umstehenden blendend weißen Häuser durchschimmern, deren Terrassenkrönung sich dann wieder so prächtig schön, ordentlich glänzend von dem tiefblauen Abendhimmel abhob.

Bei unserem heutigen Diner in der Fonda del Cid fanden wir einen Fremden, den wir schon in Barcelona bemerkt; ein deutscher Herr, der uns dort sehr schweigsam gegenüber saß und mit dem wir nur wenige Worte wechselten. Er war mit dem längst erwarteten Barcino nach Valencia gekommen und wollte wie wir nach Madrid. Doch hatte die große Straße dahin über Cuenca durch den vielen Schnee, der ausnahmsweise in diesem Jahr gefallen war, so sehr gelitten, daß die Posten nie regelmäßig ankamen. Selbst der Courier war am Tage unserer Ankunft um zwölf Stunden zurück, und, wie es hieß, mehreremale in den Schneemassen stecken geblieben. Auch hörten wir von einer Diligence, die seit einigen Tagen fehle, und daran knüpften sich Betrachtungen über Gott weiß welche Unglücksfälle, Räubereien u. dgl. Der deutsche Reisende, von dem ich vorher sprach, ein Herr Heeren aus Hamburg, hatte den Weg von Madrid hierher schon öfters gemacht und schien genau die Schwierigkeiten einer Fahrt zur Winterszeit zu kennen.

Wenn man gar nicht durchkommen kann, meinte er, und das kann schon auf eine Zeit von vier Wochen vorkommen, so ist es für den, der nach Madrid muß und Andalusien sehen will, das Beste, den allerdings großen Umweg über Granada zu machen; man hat ja bis Malaga den Dampfer und von Granada nach Madrid sind Straßen und Fahrgelegenheiten sicherer und auch besser eingerichtet.

Dieser Rath schien uns nicht so übel, doch hatte die Ausführung für uns die große Schwierigkeit, daß unsere Reisekasse nicht darauf eingerichtet war – wir hatten nämlich die Absicht gehabt, nur ein paar Tage in Valencia zu bleiben, um dann mit der ersten Diligence, auf der wir gute Plätze erhielten, nach der Hauptstadt zu fahren, wo wir neue Gelder erheben konnten, und dazu reichte unsere Baarschaft gerade hin. In Spanien überflüssige Gelder bei sich zu führen, ist nicht immer rathsam, und der vorsichtige Reisende versieht sich nur mit dem Nothwendigen; dießmal aber waren wir zu vorsichtig gewesen und saßen hier in Valencia fest, ohne sichere Aussicht, bald wieder loskommen zu können; da nämlich, wie ich schon gesagt, Eilwagen und Courier schon seit längerer Zeit sehr unregelmäßig ankamen, so gingen sie auch nicht pünktlich ab und obendrein war schon eine Menge Reisender zur Fahrt vorgemerkt, die schon weit länger als wir gewartet.

Vorderhand saßen wir freilich recht gut aufgehoben im Gasthof des Cid und war es gerade nicht unangenehm, beim flackernden Kaminfeuer und einem Glase vortrefflichen Alicante über die Gefahren der vorhabenden Reise zu sprechen. Horschelt warf dabei die Idee hin, wir sollten es doch unternehmen, die Tour über Cuenca nach Madrid zu Pferde zu machen – ein Vorschlag, der mir außerordentlich

gefiel, der aber von der übrigen Tischgesellschaft als unausführbar verworfen wurde. Ein junger Franzose, der mit dabei war, wollte diese Tour einmal im Frühjahr bei besserer Jahreszeit gemacht haben und erzählte so schreckliche Dinge davon, daß uns unglaublich erschien, wie er nach allem dem überhaupt noch am Leben sei. Auch Herr Heeren rieth uns, einen solchen Entschluß nicht zu fassen: er kenne die Straße genau, und ein solcher Ritt sei namentlich ohne vollkommene Kenntniß der Landessprache nicht zu unternehmen.

Im Laufe des Gespräches erklärten wir unserm vortrefflichen Landsmann, weshalb es für uns unangenehm sei, hier in Valencia längere Zeit liegen zu müssen, worauf er uns, den ihm fast gänzlich Unbekannten, aufs Freundlichste und Liebenswertigste seine reiche Kasse zur Verfügung stellte, ein Anerbieten, das in der jetzigen verdorbenen Welt so selten vorkommt, und das wir auch für den nöthigen Fall mit großem Danke annahmen.

Am heutigen Abend waren die meisten Straßen von Valencia belebt und glänzend beleuchtet, weshalb wir noch einen Gang durch die Stadt machten. Morgen war nämlich der heilige Weihnachtsabend, weshalb ein großer Markt gehalten wurde, der namentlich von den Landleuten aufs Zahlreichste besucht wurde. Uns erinnerten die auf einem großen Platze aufgeschlagenen Buden mit ihrem Menschengewühl und zahllosen Lichtern so lebhaft an die Heimath; hier wie dort waren Kinderspielwaaren die Hauptsache, alte liebe Bekannte aus Nürnberg, und es war interessant zu sehen, wenn so eine Familie aus der Huerta, Vater,

Mutter, auch wohl erwachsene Kinder in ihrem fast orientalischen Costüm so überrascht lächelnd den geheimnißvollen Mechanismus eines hölzernen Tambours anstauten, der taktmäßig die Arme hob und dazu den bekannten klimpernden Ton von sich gab, oder wenn sie einen ehrlichen deutschen Hampelmann die bekannten außerordentlichen Sprünge machen ließen. Stark besetzt war dieser Weihnachtsmarkt an Südfrüchten aller Art, an grobem Backwerk und feinen Huckerwaaren, in deren Anfertigung es namentlich die Valencianer zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Ächt spanisch erschienen mir die Buden, in welchen ziemlich roh gearbeitete Guitarren und Mandolinen der verschiedensten Größe verkauft wurden. Hier hörte ich denn auch zum erstenmal, seit wir in Spanien reisten, den Klang der Guitarren, begleitet von einem in nächstem Ton vorgetragenem Volksliede, wenn nämlich die Käufer ihre Instrumente versuchten.

Im Allgemeinen war es uns aufgefallen, hier in Spanien, dem schönen Lande des Weins und der Gesänge, wie Mephistopheles zu den Leipziguern Studenten sagt, so wenig Spiel und Gesang zu finden. Wenn man von Italien kommt, ist man darin verwöhnt, und wenn man auch dort keine Volkslieder hört, – die Italiener haben fast gar keine – so vernimmt man dagegen allabendlich auf Straßen und Plätzen, namentlich aber am Ufer des Meeres, z. B. in Genua und Neapel, die beliebtesten Chöre und Arien aus jeder neuen Oper und oft von wahrhaft prachtvollen Stimmen mit einer Fertigkeit vorgetragen, die uns in Erstaunen setzt.

Der Spanier im Norden hat eine rauhe Stimme, aber, wie man sagt, ein feines Ohr für Musik und Gesang, woher

es denn wohl kommen mag, daß er seine Stimme so wenig erschallen läßt, und daß man hier oft junge Leute beider Geschlechter gruppenweise zusammensitzen und arbeiten sieht, ohne daß ein Gesang oder ein Lied erschallt. Am Abend des heutigen Weihnachtsmarktes vernahm man aus den engen Straßen, die auf den Platz münden, wo die Buden standen, wohl ein lustiges Getöse, auch Jubeln und Singen, letzteres waren aber mehr kurz abgebrochene Ausrufungen, die Freude bezeichnend über den Klang der Gitarren und Panderos, die spanischen Schellentrommeln, die sich bedeutend hören ließen zwischen dem Knacken der Castanuelas und den eigenthümlichen brummenden und schnarrenden Tönen der Zambomba. Dieses sehr beliebte Kinder-Instrument besteht aus einer kleinen Art von Trommel, über die statt des Kalbfells eine feuchte Schweinsblase gespannt ist, in deren Mitte man ein Stück Rohr aufrecht festbindet. Sowie nun die Hand an diesem Rohre auf und abgleitet, entstehen sonderbare, wenn auch nicht gerade sehr musikalische Töne. Mir rief der erste Anblick der Zambomba in Spanien aufs Lebhafteste heimathliche Erinnerungen ins Gedächtniß; auch bei uns am Niederrhein haben die Kinder ein ähnliches Instrument, welches aber »Brummtopf« genannt wird, freilich nicht so wohlklingend wie das spanische »Zambomba.« Außer dem Geklimper der Gitarren auf dem Jahrmarkt selbst war ich überrascht, auch noch andere Musik auf dem Weihnachtsmarkt zu hören, die einer Drehorgel nämlich, welche von einem kleinen Manne getragen wurde, dessen abgeschabter und verblichener Anzug ehemals eine französische Uniform gewesen zu sein schien. Daß die Orgel französischen Ursprungs sei, das unterlag keinem Zweifel, oben im Kasten nämlich sah

man zwei kleine Figuren, den großen Kaiser, sowie eine Dame, die Kaiserin Marie Louise, die von einander wehmüthigen Abschied zu nehmen schienen, denn jetzt hoben Beide die Hände in die Höhe und dann wandte Napoleon mit einem Ruck den Kopf auf die Seite; dazu spielte die Orgel eigentlich höchst unpassend die Marseillaise und das Lied der Girondisten mit seinem schönen Refrain:

»*Mourir pour la patrie.*«

Die Spanier schienen übrigens von dieser Orgelmusik wenig Notiz zu nehmen, und der arme Franzose war sehr überrascht und dankbar, als wir ihm ein Paar kleine Silbermünzen in die Hand schoben.

Auf einem unserer Spaziergänge am andern Tage trafen wir auf eine kleine, ziemlich versteckt liegende Kirche, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, weil sich vor dem Portal ein großer Haufen Volks befand und weil in den benachbarten Gassen lange Reihen schwarzbrauner Tartanen standen, Kutscher und Bediente in tiefer Trauer, und an deren Spitze ein mit weißen Rosen geschmückter Leichenwagen. Wir versuchten es, durch die Menschenmasse zu dringen und das Kirchenportal zu erreichen, was uns auch gelang, denn die Spanier, unbedingt das höflichste Volk der ganzen Welt, machten bereitwilligst Platz, da sie wohl sahen, daß wir Fremde waren. An dem Portale stand ein Kirchendiener, der uns mit einer freundlichen Handbewegung einlud, näher zu treten und einen schweren Thürvorhang aufhob. Wir traten in die Kirche, blieben aber aufs Höchste überrascht auf der Schwelle stehen. Es wurde hier

ein Traueramt gehalten; das Schiff der Kirche sowie Seitengänge und Chor waren mit schwarzem Tuche ausgeschlagen; auf dem Letztern, welches etwas erhöht war, befand sich ein zahlreiches Orchester und ein starker Sängerkhor, welche ein Requiem aufführten, dessen ergreifende traurige Klänge tief zu Herzen drangen. Zuweilen setzte die Orgel mit gewaltigen Accorden ein und dann fiel ein unsichtbarer Sängerkhor droben klagend ein. In dem Schiffe aber befanden sich Hunderte der größten und stärksten Wachskerzen, die einen Sarkophag zu umgeben schienen, deutlich konnten wir das auf unserem Platze an der Thüre nicht sehen, denn der Glanz der unzähligen Lichter und der Qualm, der über sie emporstieg, blendete unser Auge und ließ die Blicke nicht durchdringen. Auch jetzt waren die Zuschauer so freundlich uns langsam vorzuschieben, so daß ich endlich ganz in die Nähe des Sarkophages kam, trat aber fast erschreckt einen Schritt zurück, — denn so dicht vor mir, daß ich sie mit der Hand erreichen konnte, erhob sich eine Erhöhung, ein Lager mit reichen schwarzsamntenen Decken überhängt, deren silberne Fransen auf den Boden reichten, und auf diesem Lager ruhte ein junges, wunderschönes todttes Mädchen. Ihr Gesicht war wie von weißem Wachs, die Augen geschlossen und die langen schwarzen Wimpern so ruhig gesenkt, daß man hätte glauben sollen, sie schlafe nur. Auch von den seinen Lippen hatte die Hand des Todes noch nicht die frische Röthe weggestreift. Wie man uns sagte, gehörte die Verstorbene einer der ersten Familien Valencias an, war 16 Jahre alt geworden und als Braut gestorben. Ihr reiches schwarzes Haar trug auch den Myrthenkranz und einen langen Schleier, der um ihren Körper herumfloß und den sie auf der Brust zwischen

den zusammengefalteten Händen hielt. Die ganze Feierlichkeit war ergreifend und wir verließen so tiefbewegt die Kirche, als hätten wir es gekannt, das arme Mädchen, welches in Fülle der Jugend, des Glückes und der Schönheit so unerbittlich dahin gerafft wurde. An der Thüre warf ich noch einen Blick zurück, und sah es noch einmal, das schöne Gesicht der Todten. Lichterglanz und Rauch bildeten einen Baldachin über ihrem Haupte und der letztere ward oben angestrahlt von einem Streiflicht der Sonne, welches durch ein unverhülltes Fenster drang und den obern Theil der dunklen Kirche so mit glänzendem Lichte erfüllte, daß ein Paar goldene Engelsfiguren über der Kanzel in dem wehenden Rauche und dem hellen Schein wie lebend erschienen und sich herabbeugten über das schöne Gesicht der armen Gestorbenen.

Diese Art, die Todten in der Kirche auszustellen, ist in Valencia allgemein gebräuchlich und man kann fast keine Kirche betreten, ohne nicht oft auf abschreckende Weise an die Sterblichkeit erinnert zu werden.

Schon seit mehreren Tagen hatten wir dem kleinen Dorfe Grao, der Rhede von Valencia – einen Hafen kann man sie nicht nennen – unsern Besuch zugesagt. Mit der Eisenbahn fährt man in ein paar Minuten dahin, doch ist das Warten auf die Abfahrt über die bestimmte Zeit hinaus etwas unangenehm. Mir schien es fast wie ein Omnibus, wo es erst losgeht, wenn alle Plätze besetzt sind. Die Wagen dieser Eisenbahn, meistens in Norddeutschland erbaut, sind auch fast wie die dortigen eingerichtet und recht elegant. Endlich

wurde mit einem großen Aufwand von Lärmen der Angestellten und Pfeifen der Locomotive das Zeichen zur Abfahrt gegeben und dann brausten wir dahin, um in viel weniger als $\frac{1}{4}$ Stunde wieder anzuhalten, da wir Grao erreicht hatten. Es ist dieß ein gänzlich unbedeutendes Dorf, dessen Häuser, eine einzige ordentliche Straße bildend, zusammengedrängt liegen am Landungsplatz der weiten Meeresbucht, welche die Rhede von Valencia vorstellt. Von einem eigentlichen Hafen ist nichts vorhanden, und deßhalb auch der Molo, den wir vor uns sehen, ohne allen Nutzen. Die schwächste Seebrise regt die Wellen zunächst dem Landungsplatze heftig auf und macht das Anlegen selbst von kleineren Fahrzeugen meistens unbequem und häufig sehr gefährlich. Fast die Hälfte des Jahres über ist das Landen in kleineren Schiffen fast unmöglich, und da man dasselbe oft erzwingen will und muß, so fallen häufig Unglücksfälle vor. Die Dampfer und andere Seeschiffe ankern fast eine Stunde von Grao, und Passagiere, Effekten und Wagen müssen in kleinen Booten ans Ufer geschafft werden.

Den Rückweg nach Valencia machten wir zu Fuß. Man hat eine kleine halbe Stunde bis zum Thore der Stadt zu gehen. Die Fahrstraße, welche nie besonders gut sein soll, war nach dem Regen der vorigen Woche in sehr erbärmlichem Zustande; doch befinden sich auf beiden Seiten der sehr schönen vierfachen Alleen trockene Wege für die Fußgänger. Rechts und links hatten wir zuweilen schöne Aussichten auf die anstoßenden Gärten und die Huerta, deren Landhäuser, ich verstehe darunter die Wohnungen der gewöhnlichen Bauern, außerordentlich malerisch sind. Von der Straße sind die Grundstücke meistens geschieden durch einen Graben und eine undurchdringliche Hecke der

gewaltigsten Aloen, deren eigenthümliche, starre, hellgrüne Blätter, mit scharfen Spitzen versehen, als trotzige Wächter die unbefugt Eindringenden mit schmerzlichen, ja giftigen Wunden zurückweisen; dabei ist aber hie und da eine so freundlich, einen riesenhaften 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschaft emporzutreiben, dessen weit ausgestreckte Zweige mit den rothgelben Blüthenbüschen von zahllosen Bienen und Schmetterlingen umschwärmt sind. Über den vorhin erwähnten Graben führt ein Steg und durch eine steinerne, von Epheu umrankte Pforte, gewöhnlich mit einem Kreuze oder Marienbilde geschmückt, tritt man in eine schattige kühle Rebenlaube, deren vom leichten Luftzuge schwach erzitternde Blätter im Herbst so dicht über einander liegen, daß nur hie und da ein blitzender Sonnenstrahl durchdringen kann, so daß es fast den Trauben, die von ungewöhnlicher Größe sind, mühsam wird, sich durchzubrechen. Am andern Ende dieser Rebenlaube – es ist eigentlich nur ein dunkler Laubgang – glänzt die weiße Wand des kleinen Häuschens uns entgegen, dessen Thüre offen steht und uns einen Blick in das reinliche Innere erlaubt. Die Wände sind hier von gestampftem Lehm, haben aber durch einen weißen Anwurf, der beständig erneuert wird, ein frisches, freundliches Aussehen. Meistens ist das Haus mit einer Terrasse bedeckt, sonst aber mit einem spitzen Dache, das aus leichten Rohrstäben besteht. Wie überall in Spanien nimmt die Küche den größten Theil des Raumes für sich in Anspruch, doch ist diese zu gleicher Zeit Wohnstube für Alle und Schlafstube für die Männer. Fenster gibt es hier nicht und das Licht dringt durch die offene Thüre herein; das Herdfeuer brennt auf einer Steinplatte am

Boden und ebenso einfach sind auch alle übrigen Einrichtungen. Auf einem Paar Brettern, die an der Wand angebracht sind, befindet sich das meistens aus rothem oder gelbem Thon bestehende Küchengeschirr; die Formen desselben sind überaus zierlich und weisen noch auf die Zeit der Araber, zuweilen sogar auf die der Römer zurück. In einer Ecke befindet sich für das heiße spanische Klima unentbehrliches Geräthe, ein Wasserkrug von meistens 4 Fuß Höhe, der außerdem noch 3 Fuß tief im Boden steckt und mit einem hölzernen Gerüst umgeben ist, auf dem sich eine Menge Trinkgeschirr in den verschiedensten Größen befindet, die den alten Wasserkrug umgeben, wie Kinder und Enkel das Haupt der Familie. Ein gewöhnlicher Tisch mit ein Paar kleinen Schemeln machen den übrigen Hausrath aus. In der anstoßenden kleinen Kammer finden sich Kisten und Truhen, worin das Eigenthum der Familie verwahrt wird, sowie ein Paar Betten für Frau und Töchter; neben dem Häuschen ist ein leichtes Wetterdach, wo Maulthier oder Esel zugleich mit dem Acker- und Gartengeräthe untergebracht sind.

Ehe man von dieser Wohnung, Choza genannt, die Felder betritt kommt man gewöhnlich noch durch ein kleines Gärtchen, wo ein schattiges Gebüsch von Granat- und Feigenbäumen, Orangen und Limonen, über welche sich oft ein Paar schlanke Palmen erheben, ein reizendes Plätzchen bilden, auf welchem sich die Familie nach Sonnenuntergang zu versammeln pflegt. In ganz Spanien gleicht übrigens eines dieser Bauernhäuser dem andern, weshalb ich mir erlaubte, ein solches einmal ausführlicher zu beschreiben.

Die unmittelbar an die Straße von Grao nach Valencia stoßenden Häuser waren indessen minder malerisch und glichen öfters aufs Genaueste unsern deutschen Bauernhäusern. Die Bewohner derselben schienen heute ein eigenthümliches Treibjagen auf Vögel zu halten, denn auf jedem Grundstück standen hier ein Paar Männer, die, ohne sich gerade viel darum zu bekümmern, welche Richtung ihre Schrotkörner nahmen, auf kleine unschuldige Vögel knallten, die ängstlich zwischen den Hecken und Bäumen emporflatterten.

Da wir den heiligen Abend vor uns hatten und ihn so gut als möglich nach der schönen Weise der Heimath feiern wollten, so brauchten wir ein Bäumchen um die Lichter aufzustecken. Weil aber hier in Spanien an eine kleine Tanne nicht zu denken war, so versuchten wir, uns ein Paar tüchtige Olivenzweige zu verschaffen, zu welchem Zwecke sich unser Baumeister auf ein benachbartes Feld begab, um einen Raub auszuführen. Als Sprachkundiger hatte er sich dazu erboten; denn er war der Einzige, der sich im Fall der Überraschung mit dem betreffenden Bauern verständigen konnte. Natürlich deckten wir seinen Rückzug und als unser Felddiebstahl gelungen und wir einige schöne Zweige erbeutet hatten, mußte sie der große Horschelt unter seinen Mantel nehmen und so brachten wir sie glücklich nach Hause.

Die Bescherung hatten wir so angeordnet, daß Jeder dem Andern eine Kleinigkeit kaufen und ein Bäumchen für ihn herrichten mußte. Darüber hatten wir das Loos gezogen und so konnte Keiner wissen, von wem seine Bescherung herkam. Der Lohnbediente der Fonda del Cid, der uns Lichter und Zuckerwerk verschafft, sah unserm Treiben mit

großen Augen zu und hatte bald darauf im ganzen Hause verkündigt, daß die vier Deutschen zum heiligen Christabend eine ganz absonderliche Feier veranstalteten, was uns später sämmtliche neugierige Kellner, Wirth und Wirthin und ein Paar der spanischen Gäste vor unsere Thüre zog, die alsdann mit großen Augen und sehr erstaunten Blicken unsere strahlenden Weihnachtsbäumchen betrachteten.

Auf dem Tische hatte Jeder von uns für seine Lieben zu Hause, die gewiß auch in dem gleichen Augenblick an uns dachten, brennende Lichtchen aufgestellt mit dem Namen derselben versehen; die wollten wir auf der ganzen Reise mit uns führen, hoffend, sie nach erfolgter glücklicher Rückkunft im Kreise der Unsrigen noch einmal anzünden zu können. Obgleich uns die erhaltenen kleinen Geschenke recht viel Spaß machten, war doch unser Fest kein außerordentlich vergnügtes zu nennen, denn Jeder von uns beschäftigte sich mehr oder minder mit lieben Erinnerungen an ähnliche Abende in der Heimath, und als die vier Bäumchen noch recht helle brannten, fand es sich, daß sich Jeder von uns in einen besondern Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, und dort seinen ernstesten Gedanken nachhing. Erst, als die Kerzen ausgelöscht waren, die Bäume weggeräumt, und wir bei einem Glase Punsch um den Tisch vereinigt saßen, kehrte die frühere Heiterkeit wieder zurück. Die Wachslichter, mit den verschiedenen Namen versehen, wurden sorgfältig in Papier verpackt, und obgleich man einer Schilderung nicht vorgreifen sollte, will ich doch hier gestehen, daß ich so glücklich war, meine Lichtchen vor meinen Lieben wieder anzünden zu können, und daß meine beiden Buben dieselben außerordentlich erfreut mit großen glänzenden Augen betrachteten; besonders als ich

ihnen dabei erzählt, daß sie an einem Olivenzweige gebrannt, an einem Baume, von dem das gute öl herkomme, und daß ich sie weit, weit über das Meer herüber von Valencia mitgebracht, einer alten, berühmten spanischen Stadt, welche die wilden Araber häufig angegriffen und die vertheidigt wurde von einem tapfern christlichen Ritter, von Cid dem Campeador, der nach seinem Tode noch die Araber besiegte; denn als er schon gestorben war, setzten sie ihn in voller Rüstung auf sein getreues Roß, gaben ihm sein Schwert in die Hand, bei welchem Anblick die Mauren erschreckt davon flohen.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum: alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Ärmste wurde reich.

ELFTES KAPITEL. EIN RITT DURCH DIE MANCHA.

Der Winter in Spanien. Bei den Zigeunern. Orangengärten. Al-cira. Ein spanischer Kollege. Palmenwälder und Schnee. Al-bacete. Eine musikalische Soirée. Abenteuer in der Neujahrsnacht. Das Haus des Don Jose. Vom Wagen auf den Karren. Ein unfrei-williger Aufenthalt. Spaziergänge in Spanien. Don Quixote. Ein Maulthiertreiberball. Villarrobledo. Spanische Eisenbahnbauten. Campo critana. Regenwetter und schlechter Weg. Tembleque.

Wenn einmal bei uns in Deutschland ein etwas har-ter Winter eintritt, so hemmen die gewaltigen Schneemas-sen, welche dieser gewöhnlich mit sich führt, wohl hier und da auf einige Tage die Communication, meistens aber auch dieß nur in abgelegenen Gegenden, wogegen in den Hauptstraßen gleich eine Unzahl Hände beschäftigt sind, die Schaufeln zu handhaben und den Bahnschlitten zu di-rigiren.

Nicht so in Spanien. Ich bin fest überzeugt, daß bei uns in dem harten Winter von 1853 bis 1854 andere Schneemassen als dort hingeworfen wurden, ohne daß man gerade viel Aufhebens davon machte; aber schon bei unserer Ankunft in Valencia, als wir uns am ersten Abend während des Di-ners nach der Straße von Madrid erkundigten, machten sämtliche Anwesende bedenkliche Gesichter, zogen die Augenbrauen in die Höhe und meinten: es ist Schnee gefal-len. – Und was weiter? dachte ich, wir sind ja in Spanien; der schmilzt über Nacht. Aber er schien in den Bergen, die zwischen uns und der spanischen Hauptstadt lagen, nicht schmelzen zu wollen. Anfänglich beachteten wir es nicht besonders, daß die Eilwägen fünf, sechs, zwölf Stunden zu spät kamen; als aber eines Morgens der Kellner, während er uns ein bescheidenes Frühstück servirte, grinsend und

mit einiger Schadenfreude erzählte, die Diligence von vorgestern sei noch nicht angekommen, und der Courier mit Mayoral, Passagieren und Postpaketen fehle seit vier Tagen, fingen wir doch an, etwas besorgt zu werden, und ließen von dem hierzu sehr bereitwilligen Kellner uns alles berichten, was er von glücklich durchgekommenen Passagieren gehört oder vielleicht schaudernd selbst erfunden.

Die königliche Hauptstraße von hier nach Madrid ist, wie die meisten in Spanien, nur dann mit einem einigermaßen behaglichen Gefühle zu befahren, wenn die glühende Sonne alle Unebenheiten verglichen, die Erhöhungen zu Staub verbrannt und die kleinen Gruben ausgefüllt. Hat es aber ein paar Tage lang geregnet, so fährt man bei Weitem sicherer und auch ungleich angenehmer auf einem geackerten Felde, als auf einer hiesigen Chaussee. Zwischen Valencia und Madrid befindet sich aber ein Stück Weges, das durch einen Wald führt, wo die Sonnenstrahlen nicht so recht hindringen können, in der Gegend von Cuenca. Hier ist die Straße selbst im Sommer scheußlich, im Winter aber bei Regen oder gar bei Schnee, wie jetzt der Fall war, gänzlich unfahrbar. Seit vier Tagen – oder seit sechs, meinte nachdenklich der Kellner – habe man keine Spur mehr von dem königlichen Courier. Bauern, die von dorthier gekommen, die aber ebenfalls in den Schneemassen den Weg verloren hätten, wollten ihn vorgestern Nachts in der Entfernung gehört, das heißt, das Klingeln der Maulthierglocken, so wie den Schein der Wagenlaternen bemerkt haben. Ein Zigeuner, welcher mit Lebensgefahr durchgeritten, wollte ihn sogar gesehen haben, mit zwanzig Thieren bespannt, wie er den Schnee und Schlamm wie ein Bahnschlitten vor sich her gedrückt habe.

An Übertreibungen von dergleichen Art gewohnt, gingen wir an die Quelle, zur Post, und verlangten Plätze nach Madrid. Da der königliche Courier, ein kleines Coupé, nur zwei Sitze hat, so beschloß unser Reisegefährte, Baumeister Leins, einen Tag vor uns abzureisen; wir wurden auch ohne Weiteres eingeschrieben, nur sprach der Postsecretär achselzuckend von einigen Verspätungen, ohne sich auf Genaueres einzulassen. Zwei andere Reisende aber, die auf heute eingeschrieben waren, hatten sich ihr Geld zurückerstatten lassen, da weder ein Courier angekommen noch abgegangen war; kurz, uns erging es gerade so. Den anderen Tag erhielt L. seine Einlage wieder, den darauf folgenden H. und ich. Die Couriere und Passagiere kamen aber gar nicht mehr an; es mußte irgendwo eine artige Anzahl im Schlamm und Schnee stecken; die Briefpakete brachte ein Reitender, und um die Correspondenz von hier nach Madrid fortzuschaffen, richtete man das frühere Verbindungsmittel wieder ein – einen einfachen Karren mit zwei tüchtigen Maulthieren bespannt –, und als wir eines Tages dieses Fuhrwerk ziemlich betrübt anschauten, sagte der Mayoral – derselbe hatte ein Gesicht wie eine alte, sehr gebrauchte Lederhose –: »Hol der Teufel die neuen Equipagen auf diesem Wege während der Winterzeit! Mit so einem Karren komme ich überall durch.« Und er hatte wohl Recht. Aber wenn man sah, wie diese Maschine schon in den Straßen von Valencia auf und ab flog, so konnte einem alle Lust zu einer weiteren Tour mit derselben vergehen.

So waren wir ziemlich rathlos in Valencia, und wurden es noch mehr, als wir eines Tages einen Reisenden sprachen, der nach fünftägiger Fahrt endlich von Madrid hier angekommen war und der unterwegs mehr Packträger und

sogar Zugthier, als Passagier gewesen war. Um weiter zu kommen, blieb uns allerdings das Meer; wir konnten hier über Cartagena und Almeria nach Malaga, und von dort zu Lande nach Granada fahren und dann über Jaen, Baylen nach Madrid gelangen. Doch hätten wir alsdann, um später nach dem Süden zurückzukehren, nochmals denselben Weg machen müssen. Endlich konnten wir am Ende doch noch unsern projectirten Ritt nach Madrid ausführen, und ich muß gestehen, diese Idee fand bei uns den meisten Anklang. Ein freundlicher Rathgeber und Führer hier in Valencia, ein württembergischer Bierbrauer, den wir aufgesucht und liebgewonnen, meinte, das ließe sich allenfalls machen; im Sommer habe er selbst diese Strecke schon zu Pferde zurückgelegt.

Sogleich gingen wir daran, einen Pferdevermiether aufzusuchen, fanden auch mehrere dieser Leute, ohne aber unseren Zweck zu erreichen; Niemand hatte Lust in dieser Jahreszeit Menschen und Thiere aufs Spiel zu setzen, und wenn wir hörten, wie an der Wirthstafel über unseren Entschluß gesprochen wurde, so konnte man es den Leuten nicht übel nehmen. Uns selbst aber rieth man auch davon ab. »Finden Sie Jemanden,« sagte ein kleiner Franzose, der ebenfalls hier festsaß, »so nehmen Sie sich vor den Valenciern in Acht; diese Kerle gehen mit Ihnen in Alles hinein, sie werden Sie auch wahrscheinlich nicht im Stiche lassen, aber sich eben so wenig etwas daraus machen, irgendwo im Schnee zu versinken und Leben oder wenigstens Gesundheit aufs Spiel zu setzen.« Dagegen hatte ein solcher Ritt in unserer Einbildung außerordentlich viel Schönes für sich: wilde Gegenden, einsame Nachtlager an flackernden Feuern, Abenteuer aller Art, vielleicht sogar Räuber. Genug,

wir beschlossen noch einen Versuch zu machen, bei den Gitanos Pferde und Leute zu erhalten, – verwegene Gesellen, die gern etwas verdienen und nicht lange überlegen.

Der Bierbrauer führte uns denn auch Abends in das Stadtviertel Valencias, wo die Zigeuner hausen, zu ihrem Hauptmanne, um sich mit ihm über unsere Angelegenheit zu besprechen. Er wohnte in einem alten, ziemlich verdächtig aussehenden Hause; ein dunkler Eingang führte uns auf einen Vorplatz, der mit einer Scheune viel Ähnlichkeit hatte; hier brannte ein hell loderndes Feuer, um welches eine Menge phantastisch genug aussehender Gestalten saß: junge Bursche und alte Männer in ihrer eigentümlichen Tracht: ziemlich engen Hosen und einer farbigen, verschnürten Jacke, den Gürtel, in welchem das große Messer stak, um den Leib, und einen buntfarbenen Lappen um den Kopf gedreht; junge, stark gebräunte Mädchen und Weiber mit schwarzen, glänzenden Haaren und blitzenden Augen, die meisten in ein angenehmes Nichtsthun versunken. Ein paar rauchten, andere beschäftigten sich mit einem Brettspiel; von den Weibern kochten einige irgend ein Abendessen in einem großen Kessel, eine andere lehnte nachlässig an dem Pfeiler, leicht auf einen Tamburin schlagend, wozu ein junges Mädchen mit den Castagnetten knackte.

Unser Eintritt erregte keine besondere Aufmerksamkeit; nur hier und dort wandte sich ein dunkles Auge gegen uns, und auf die Frage nach dem Herrn erhob sich langsam und bedächtig einer der jungen Bursche und ging uns voran durch den dunklen Vorplatz nach der hölzernen Treppe, welche in das obere Haus führte. Von dort aus machte sich die Gruppe um das Feuer wahrhaft malerisch und schön;

von der Gluth waren die dunkeln Gesichter röthlich angestrahlt, die Flammen spiegelten sich auf den Schäften und Messingzierrathen einiger Gewehre, die hier und da an den Pfosten lehnten, und beleuchteten alterthümlichen Hausrath, so wie verschiedene Thierfelle, die von der Decke herabhängten.

Der Chef der Gitanos, welcher sich oben in einer Stube mit sehr kahlen Wänden befand, saß vor einem Brasserio voll glühender Kohlen, auf welchen er die Füße gestellt, und machte bedächtig seine Papiercigarren; eine Frau neben ihm schürte in der Gluth, und ein junges, sehr hübsches Mädchen ließ bei unserem Erscheinen die Guitarre, mit der es beschäftigt zu sein schien, in den Schooß sinken. Als nun der Kapitän unseren Wunsch vernommen, schlürfte er einen tiefen Zug aus seiner Papiercigarre, schluckte den Dampf, um ihn dann während des Sprechens wieder emporqualmen zu lassen. Doch war seine Antwort sehr untröstlich für uns; Pferde und Leute, meinte er, seien wohl genug da, doch rathe er uns von unserem Unternehmen ab; denn er kenne den Weg, und einer seiner besten Leute mit dem tüchtigsten Mautthiere sei gestern von Cuenca zurückgekehrt und nur durch ein Wunder durchgekommen.

Auf diesen Bescheid hin verließen wir ziemlich niedergeschlagen die Zigeunerherberge, und da wir, in unserem Gasthof zurückgekehrt, erfuhren, der Dampfer Tharsis werde in ein paar Tagen erwartet, um nach Malaga zu fahren, so beschlossen wir, unsere ganze Reiseroute zu ändern.

Herr Heeren, der liebenswürdige Gesellschafter und Freund in der Noth, ersuchte mich aber, noch keine Plätze auf dem Tharsis zu nehmen, indem es noch eine ältere

und in jetziger Jahreszeit bessere Route über San Felipe, Albacete und Ocanna gäbe, die er selbst benutzen wolle und wo wir uns ihm anschließen könnten; er werde sich morgen erkundigen lassen, ob die Deligencen dort ziemlich regelmäßig einträfen.

Die Erkundigung des Herrn Heeren fiel nicht unbefriedigend aus; denn aus einer Verspätung von sieben bis acht Stunden machte man sich in Spanien nicht viel. So sahen wir endlich in dieser Reisefinsterniß ein Licht und verließen Valencia am 29. December.

An der Eisenbahn von Valencia nach Madrid, die über Alcira, La Roda und Tembleque führt, arbeitet man schon seit vielen Jahren, und ist die kleine Strecke von Valencia nach Alcira vor noch nicht langer Zeit eröffnet worden; doch hatten heftige Regengüsse in den letzten Monaten einige Dämme und Brücken zerstört, weßhalb die Züge nur bis Algemesi gingen. Wir durchfuhren hier wieder ein prächtiges Stück der Huerta, nur mit einem ganz anderen Charakter als das, durch welches wir gegen Valencia gezogen waren. Dort war sie noch von Bergen begränzt, meistens Gemüse- und Fruchthland und mit wenigen Dörfern besetzt; hier aber war sie weit und flach, hatte Wiesen, Olivenpflanzungen, aus denen in allen Richtungen zierliche Kirchthürme hervorsahen, und vor allen Dingen die prächtigsten Orangengärten, die wir seit unserem Eintritt in Spanien erblickt. Schöner erinnerte ich mich nur dieselben seiner Zeit in Jaffa gesehen zu haben. Die Eisenbahn war mitten durch sie hindurchgeführt und dabei so schmal, daß die Zweige mit den tiefgrünen, glänzenden Blättern und die goldgelben Früchte fast von den Wagen gestreift wurden. Es war in der That ein eigenthümliches Gefühl, von der

brausenden Locomotive durch diese schönen und für uns seltenen Pflanzungen dahin geführt zu werden. Bald waren es förmliche Wälder, bei denen wir vorüber flogen, bald einzelne Bäume, prächtige Exemplare, die, wie eine mächtige Linde bei uns, ihre Zweige rings umher ausstreckten.

In Algemesi blieb es dem Reisenden überlassen, ob er seinen Weg bis zur nächsten Poststation zu Fuß, zu Pferde oder mit der Tartane fortsetzen wolle. Wir wählten die letztere, ein Fuhrwerk auf zwei hohen Rädern mit einem viereckigen Wagenkasten ohne Federn, von einem einzigen Maulthiere gezogen; ein ähnlicher Karren folgte mit unserem Gepäck. Gleich hinter dem Bahnhöfe mußten wir durch ein ziemlich tiefes Wasser hindurch, bei dessen Furt eine Menge Wagen und Tartanen standen, deren Zugthiere unter großem Geschrei mit vielen Hieben über die steilen Ufer hinabgepeitscht wurden. Wenn der Weg, den wir fuhren, schon in trockener Jahreszeit nicht schön genannt werden könnte, so war er jetzt nach der großen Überschwemmung ein einziger Kothsee, hier und da mit einer kleinen Steininsel, welche obendrein beim Darüberfahren unsere Tartane sehr verdächtige Seitenbewegungen machen ließ. Das Wasser mußte hier arg gehaust haben: der Eisenbahndamm war an ein paar Stellen fast bis auf den Grund weggespült, und an den Bäumen, die neben der Straße standen, bemerkten wir bis zehn Schuh hoch vom Boden weggeschwemmtes Schilf und Stroh, welches die Fluth dort zurückgelassen hatte.

Alcira ist ein hübscher, alterthümlicher Ort, mit tiefen Gräben, hohen, ausgezackten Steinmauern, mit Thürmen und Brücken, und war ehemals wie all diese kleinen Städte befestigt. Der Xucar fließt an einer Seite vorbei und ergießt

sich einige Meilen östlich von der Stadt ins Meer. Als wir die Stadt erreicht hatten, bemerkten wir auf einem erhöhten Plateau neben der Straße runde, gepflasterte Plätze, jeden von vielleicht zwanzig, dreißig und mehr Fuß im Durchmesser, einen neben dem andern, so daß es von Weitem aussah, als sei der Boden mit runden Steinplatten bedeckt. Wir sahen dergleichen später in der Nachbarschaft der meisten kleineren Städte. Es sind dieses Frucht-Tennen, auf denen Korn und Waizen vermittelt Pferden und kleiner Schlitten ausgetreten und ausgedrückt werden. Namentlich für Kinder ist das ein großes Fest, und amüsiren sich diese hier, wie sie es bei uns auf der besten Schneebahn thun. Eine schöne Baumart sah ich hier wieder in dem Johannisbaume, deren trockene Früchte man als Kind so gern ißt und die hier ein Hauptfutter für die Pferde abgeben.

Obgleich Alcira von außen wegen seiner Thürme und Mauern ziemlich großartig ausschaute, so waren doch die Straßen recht eng und winkelig, die Häuser ärmlich und verfallen, und nur hie und da zeugte ein altes Bogenfenster, ein Erker, eine zierlich ausgezackte Mauer oder dergleichen sehr verwischte Spuren von früherer Wohlhabenheit und Pracht. Ich habe nicht leicht elendere Kramläden gesehen als hier in Alcira. Mit ein paar Duros hätte man eine ganze Boutique auskaufen können. Unser Maler verschaffte sich ein paar Schuhe, wie sie um Valencia von den Landleuten getragen werden; es sind eigentlich nur Sandalen, von Binsen geflochten, die mit Stricken von demselben Material an den Füßen befestigt werden. Ein solches Paar Schuhe kostet nach unserem Gelde ungefähr acht Kreuzer.

Glücklicherweise hatte Herr Heeren die Plätze von hier bis Madrid für uns zum Voraus genommen, sonst hätten wir wahrscheinlich zurückbleiben müssen; denn sechs Männer aus der Umgegend, zu Pferde oder Tartane, trafen mit uns zu gleicher Zeit in der einzigen Posada des Ortes ein und machten, als sie unser ansichtig wurden, sich alsbald eilfertig auf den Weg, um Plätze zu belegen. Doch konnten nur noch vier hinten in der Rotunde untergebracht werden, weshalb die Übrigen mit ziemlich langen Gesichtern heimkehrten.

Unser Gasthof hatte durchaus nichts Angenehmes; große luftige Zimmer mit Steinböden, in denen nur an einem Fenster, wo die Sonne gerade herein schien, eine behagliche Temperatur herrschte. Dort hatten sich aber die sechs eben genannten Reisenden niedergelassen. Wir saßen in der anderen Ecke und erfreuten uns während des Essens unserer Paletots und Filzstiefel. Das Diner war gerade nicht schlecht, und bei demselben befanden sich, wahrscheinlich wegen der Nähe von Valencia, die spanischen Nationalgerichte mit Knoblauch in der Minderzahl. Der dicke, rothe, fast schwarze Landwein, wie auch das Brod waren wie beinahe überall vortrefflich und wenn man dazu die gerösteten Mandeln nimmt, die man immer sehr gut bekommt, sowie die herrliche, dicke spanische Chocolate, so kann man mit diesen Sachen allein schon ein recht gutes Mittagessen machen.

Der Wagen sollte um drei Uhr abgehen; verschiedene nothwendige Reparaturen aber, eine gesprungene Hemmkette, einige gebrechliche Felgen und eine bedenkliche Quetschung an der Hinterachse verzögerten dieselbe um

eine ganze Stunde und ließen uns zu gleicher Zeit ahnen, welchen Weg wir zu machen hätten. Endlich rief der Mayoral die Passagiere zu ihren Plätzen, der Delantero schwang sich auf und zehn ziemlich abgetriebene Maulthiere trabten klirrend und rasselnd, so schnell es ihnen möglich war, durch die engen Gassen der Stadt hinaus ins Freie.

Hier war nun gleich wieder die alte spanische Straßensmiese; die Räder sanken förmlich ein in die unergründliche Kothlache, welche der Weg bildete, und bei den Bemühungen des Delantero, wenigstens hie und da für Hufe und Räder etwas festen Grund zu gewinnen, legte sich der Wagen jeden Augenblick sehr bedenklich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war schade, daß man an dem wirklich schönen Abend durch die herrliche Gegend nicht mit einiger Behaglichkeit fahren konnte. Aber was nützt einem der klarste blaue Himmel, die entzückendste Fernsicht, wenn die Stöße des Wagens so fürchterlich sind, daß man sich fest anklammern muß und oft so auf die Seite geneigt wird, daß man in stillen, schmutzigen Wasserlachen sein Gesicht widerspiegeln sieht! Mit wahrhaftem Heldenmuth und Ausdauer krabbelten übrigens die armen Maulthiere auf der fast bodenlosen Chaussee vorwärts; vielleicht war es ihnen ein Trost, daß es den ihnen begegnenden Kollegen noch schlechter ging; denn die Thiere der Karren und Tartanen, im Eifer, uns auszuweichen, stürzten nicht selten zusammen oder rutschten sammt dem Fuhrwerk in die tiefen Wassergräben.

Alcira ist von allen Seiten mit schönen Gärten und gut gepflegten Feldern umgeben; namentlich führte der Weg, auf dem wir jetzt fahren, ein paar Stunden lang zwischen

Mauern und Einfassungen durch, über denen Orangen und Citronen, so wie zahlreiche Gruppen hochstämmiger, schlanker Palmen emporragten.

Als es ganz dunkel geworden war, fuhren wir längere Zeit aufwärts und ließen so den Koth und Schmutz hinter uns. Doch wurde der Weg deßhalb nicht besser. Mir ist es in der That unbegreiflich, daß wir an dem heutigen Abend nicht wenigstens ein Dutzend Mal umwarfen. Aber ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß die spanischen Eilwagen einen besonderen und sehr mächtigen Schutzgeist haben, der sie wieder ins Gleichgewicht bringt und ohne zerbrochene Räder und Achsen durch Dick und Dünn hindurch führt. Zum Überfluß hörten wir endlich in der Tiefe neben uns einen Fluß rauschen, zu dem es nun im tollsten Jagen hinabging. Statt aber auf die Brücke einzubiegen, die, breit und massiv und scheinbar sehr solid, hinüberführte, fuhren wir in den Kies des Ufers hinein, worauf der Wagen mit einem plötzlichen Rucke hielt.

Der Mayoral öffnete den Schlag und bat uns, auszusteigen. Es war wieder einmal die alte Geschichte. Der mittlere Bogen der Brücke war vor Gott weiß wie langer Zeit von einem Hochwasser weggerissen worden, und nun mußte sich alles, was hinüber wollte, so gut es eben ging, durch das Wasser hindurch arbeiten. Der Zagal begleitete uns Passagiere eine Strecke abwärts, wo vermittelst Pfähle und Steine eine Art Nothbrücke hergerichtet war. Auf der Mitte derselben angekommen, blieb ich einen Augenblick stehen, um dem schweren Eilwagen zuzuschauen, wie er langsam und schwankend durch den tiefen Kies hindurch fortgezogen wurde. Es war ein unheimlicher Anblick. Der Fluß strömte durch eine tiefe Schlucht und lag, da die Nacht

hereingebrochen war, so dunkel, daß Wagen und Maulthiere nur wie Schattengestalten erschienen. Dazu hatte sich der Himmel mit Wolken überzogen und der Regen rieselte herab. Das Wasser mochte in der Mitte des Flusses über drei Fuß tief sein und es war jammervoll anzusehen, wie sich die müden Zugthiere abplagten, den Wagen vorwärts zu schleppen. Dazu fluchte der Mayoral, die Peitschenhiebe knallten, der kleine Delantero mit seiner dünnen Kinderstimme rief beständig sein: *Anda, anda, cavallo!* der Kies knirschte und das Wasser rauschte. Ein paarmal hatte es den Anschein, als bliebe der Wagen stecken, – eine erfreuliche Aussicht für uns. Doch der Schutzgeist, dessen ich vorhin schon erwähnte, half auch hier wieder, und nach einer halben Stunde schleppten die dampfenden Thiere den Wagen am andern Abhange hinauf.

Wir setzten uns wieder ein und erreichten nach einer Stunde San Felipe, wie mir schien, eine freundliche, wohlgebaute Stadt mit ansehnlichen Häusern, aus deren Fenstern ein heller Lichterglanz auf die Straße herausstrahlte, während wir vorüber rasselten. Es ist das für mich bei nächtlichen Fahrten immer ein peinliches Gefühl gewesen; man muß auf schlechten Wegen in die Nacht hinaus, während dort Alles zu Hause um das freundliche Licht im Kreise sitzt; zuweilen auch erscheint ein Gesicht an den Fensterscheiben und der Mund scheint sagen zu wollen: Wie bin ich froh, daß ich zu Hause sitze und nicht dort hinauszufahren brauche!

Um recht bequem zu sitzen, hatte Herr H. einen Platz für uns mehr genommen, den er aber in Alcira einem jungen Manne auf seine Bitten abtrat, der mit uns von Valencia gekommen war und ebenfalls nach Madrid wollte. Er

war, wie er uns später erzählte, Schriftsteller und bis vor Kurzem Mitredacteur des Oppositionsblattes Clamor Publico gewesen, hatte aber eher das Aussehen eines Reiteroffiziers in Civil. Er war von angenehmem Äußerem, trug einen Schnurrbart, einen Calabreserhut, einen kurzen spanischen Mantel, hohe gelblederne Stiefel und rauchte eine Papiercigarre um die andere. Für den ihm abgetretenen Platz bewies er sich sehr dankbar, und da er in San Felipe genau Bescheid wußte, so führte er uns trotz des Widerstrebens des Conducteurs in ein benachbartes Kaffeehaus, wo wir in möglichster Schnelligkeit unseren Thee nahmen.

Unterdessen hatte der Mayoral eine Laterne angezündet, und als wir einstiegen, gab er uns die tröstliche Versicherung, nur noch eine kleine Stunde sei der Weg ziemlich schlecht, dann aber würden wir die Hauptstraße erreichen und lustig wie auf dem Zimmerboden dahinfahren. Fort ging es nun in die Nacht hinaus und das Stück Weges bis zur Chaussee war eine artige Arbeit von Seiten der Maulthiere und ein schmerzliches Dulden von Seiten der Passagiere. Es ging unbeschreiblich steil abwärts und ebenso wieder in die Höhe, so daß Zagal und Mayoral nicht genug Steine unterschieben konnten, um den schweren Wagen vor dem Zurückrollen zu bewahren. Durch reißende Felsbäche fuhren wir an tiefen Abhängen vorbei, deren Schutzmauern eingestürzt waren, erreichten endlich aber glücklich die verheißene Chaussee und mit ihr in der That einen besseren Weg.

Die Nacht ging dahin, mit den bei solchen Fahrten gewöhnlichen Abwechslungen; wir erreichten eine Station um die andere, bald ein einsam gelegenes Haus, auf dessen weitem Vorplatz ein mächtiges Feuer brannte, an dem wir

Passagiere uns erwärmen konnten. Hier trafen wir auch fast jedesmal ein paar vollständig bewaffnete Guardias Civiles, eine treffliche Straßenpolizei, die man in Spanien auf allen Wegen bei Tag und Nacht findet. Bald erreichten wir kleine Ortschaften und in einer derselben – es mochte gegen vier Uhr Morgens sein – schlug unser junger Redacteur vor, ein Frühstück einzunehmen, wozu der Mayoral, der draußen jämmerlich durchgefroren worden war, gern seine Zustimmung gab. Mit vielem Rumor wurden die Leute im Hause erweckt, und bald erschien auch die Wirthin mit einer Magd, nicht gerade zu übelgelaunt, daß man sie zu so früher Stunde aus dem Bette aufgejagt. Pfannen und Kessel wurden zum Feuer gerückt, und zur besten Nachahmung in unserem wohl eingerichteten Deutschland muß ich rühmen, daß nach einer starken Viertelstunde ein sehr solides Frühstück bereit stand und zwar gekochter Reis mit Fleisch und spanischem Pfeffer, gewärmte Feldhühner à la Knoblauch, weichgesottene Eier und vortreffliche Chocolate, süß, schwarz und so dick, daß die freilich sehr dünnen Löffel fast aufrecht darin stehen blieben. Die Bezahlung war ebenfalls mäßig, und neu gestärkt und erwärmt fuhren wir dem kalten Morgen entgegen. Die Temperatur, und mit ihr die Vegetation hatte sich seit gestern Abends so auffallend verändert, daß der Contrast nicht leicht hätte größer sein können. Der Boden war gefroren, die Felder rechts und links von der Straße leicht mit Schnee bedeckt, und wir, die wir gestern durch Orangen- und Palmengärten gefahren, sahen heute nur noch niedrige Buxbaumsträucher und magerere Olivenbäume. Auch mußten wir uns dicht in unsere Mäntel wickeln, um nur einigermaßen warm zu bleiben. Dabei aber ließ die Geschwindigkeit des Fahrens nichts zu

wünschen übrig und wo es eben thunlich war, jagten unsere zehn Maulthiere in vollem Galopp dahin.

Wir hatten aber auch wegen des schlechten Wegs von gestern Abends viel einzuholen und hätten das Städtchen Albacete schon um elf Uhr Vormittags erreichen sollen; doch Stunde um Stunde verstrich, Station um Station erschien und der Mayoral schüttelte beständig den Kopf, so oft wir ihn fragten, ob jetzt nicht bald einmal Albacete käme. Dabei war die Gegend einförmig und trostlos; unabsehbares hügeliges, mit Schnee bedecktes Land, über welches ein eiskalter, scharfer Wind unaufhörlich uns entgegen strich; auch schneite und regnete es abwechselnd, und die Stationsplätze, an denen wir hielten, waren so erbärmlicher Art, daß unser armer Redacteur nicht einmal einen Tropfen Wein auftreiben konnte und wir endlich erst gegen ein Uhr mittelst eines Glases Branntwein, einer scheußlichen Wurst und eines Stückes gewiß mehrere Monate alten Brodes ein einfaches Diner halten konnten.

Endlich um vier Uhr Nachmittags sahen wir Albacete vor uns liegen; noch ein paar Hügel auf und ab und wir hatten das Städtchen erreicht. Bis jetzt war mir in Spanien kein elenderes, ärmlischeres Nest erschienen. Es lag auf einer Höhe, der Wind pfiff und heulte durch die Straßen, alle Häuser schienen aus Lehm gebaut, und fast kein einziges hatte ein ordentliches Fenster. Halb verfallene Mauern umgaben das Ganze und zogen sich nebenbei noch um jedes einzelstehende Gebäude herum. Wenn wir auch in den spanischen Ortschaften an kleine unbedeutende Fenster gewohnt waren, so fiel es uns doch auf, daß die hiesigen förmliche Schießscharten waren; ebenso waren die langen Mauern crenelirt und beim Einfahren in den Ort sahen

wir rechts und links Erdaufwürfe, die augenscheinlich dazu gedient hatten, Geschütze hinter ihnen aufzustellen. Unser Redacteur löste uns diese Räthsel, indem er uns erzählte, daß Albacete während der Bürgerkriege sich lange und hartnäckig vertheidigt habe. So trostlos übrigens die endlose schneebedeckte Chaussee gewesen, so war sie doch noch heimlicher und angenehmer, als die Gassen dieses Ortes; überdieß fand sich die Hauptstraße durch einen umgestürzten Eselskarren vollständig verbarrikadirt, und nach einigem Überlegen entschloß sich der Mayoral, das Postgebäude auf einem Umwege durch enge Seitengassen zu erreichen. Diese Seitengassen aber waren eigentlich nichts mehr und nichts weniger als Düngergruben hinter den Häusern, welche zuweilen mit kleinen, artigen Steinbrüchen abwechselten. Stückweise wurden wir fortgeschleppt und lagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Hier mußte auch endlich der Schutzgeist ermattet abgelassen haben; denn im Angesichts des Posthauses, als wir eben wieder in die sogenannte Hauptstraße einbiegen wollten, sanken die beiden linken Räder unserer Equipage in ein so unergründliches Loch, daß sich der Wagen, übrigens ziemlich sanft, gegen eines der Häuser lehnte. Mir erschien es als das größte Wunder, daß die Lehmbaracke nicht unter dem Stoße zusammenbrach; da ich an dem linken Fenster saß, so kam ich so nahe an eine der oben erwähnten Schießscharten, daß ich einer erschreckten alten und sehr dicken Spanierin, welche dort stand und mit lautem Aufschrei zurückfuhr, freundschaftlich die Hand hätte schütteln können. Von einem vernünftigen Aufrichten des Wagens war übrigens keine Rede; der Mayoral verließ sich auf sein Glück und die Maulthiere, wandte letztere rechts in die

Straße und peitschte nun unter Hülfe des Zagals so toll auf sie hinein, bis sie denn auch glücklich den Wagen von dem Hause wegrissen, der nun begreiflicherweise nach rechts hin das Übergewicht bekam und nach dieser Seite uns vollständig in den Straßenschmutz hinwarf. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen, und wir machten die paar Schritte bis nach dem Post- und Gasthofs, trotz allem erlittenen Ungemach, in bester Laune zu Fuß.

In Alcira hatte man uns gesagt, die Post würde sich in Albacete zwei Stunden aufhalten und dann ohne Weiteres nach Madrid gehen. Uns war es nach einer angestrengten Fahrt nicht unangenehm, hier in Albacete eine Zeit lang ausruhen zu können, zumal, da das Gasthaus – ich glaube, es war das einzige, wenigstens, das beste im Orte – nicht ungastlich aussah. Es hatte wenigstens ein paar ordentliche, vergitterte und verglaste Fenster nach der Straße zu, und als wir den Thorweg hinter uns hatten, kamen wir in einen kleinen, viereckigen Hof, der gewiß im Sommer recht heimlich und angenehm war. An einem steinernen Brunnen in der Mitte schlang sich eine dicke Weinrebe empor, die vielleicht zwanzig Fuß hoch vom Boden den Hof mit einem Netze von Zweigen überspann; rings um diesen letzteren herum liefen Gallerien, von denen aus man in die verschiedenen Zimmer kam. Leider aber war die Rebe gänzlich ohne Blätter, ja die stärkeren Äste waren zum Theil mit Schnee bedeckt, und ebenso die Steinplatten des Bodens ganz weiß, – in Spanien gewiß ein untröstlicher Anblick. Der Speisesaal schien ebenfalls für den Sommer berechnet zu sein, denn es war in ihm weder Ofen noch Kamin, und

um unsere erstarrten Füße wieder einigermaßen zu erwärmen ließen wir uns einen großen Brasserio unter den Tisch schieben.

Unser Diner war recht ordentlich, nur verbitterte uns die Kellnerin das Dessert durch die Nachricht, daß wir wahrscheinlich nicht so bald von hier wegkommen würden. Die Wege von hier nach Ocanna und Madrid seien fürchterlich, sagte sie, der Boden uneben und sogar gefroren, was die Verspätung aller Posten nach sich zöge. Wir müßten hier auf die Kutsche von Madrid warten, welche nach Murcia weiter ginge und ebenfalls auf die von Murcia, welche hier durchkomme, um uns mit nach der spanischen Hauptstadt zu nehmen. Das waren unerfreuliche Nachrichten und zu gleicher Zeit erfuhren wir noch, daß wir unsere guten Plätze vielleicht verlieren würden, indem wir den Passagieren aus Murcia nachstehen müßten. Der Wagen aus dieser Stadt, meinte die ungemein redselige Spanierin, sollte eigentlich um vier Uhr eintreffen, würde aber nicht vor Mitternacht da sein. »*Carramba!*« setzte sie hinzu, wobei sie die Arme in die Seite stemmte, »das kann euch doch am Ende ganz einerlei sein; hier in Albacete ist man sehr gut aufgehoben; wir haben vortreffliche Zimmer und sehr gute Betten.«

Da es nun nicht in unserer Macht lag, die Fahrt des Murcianer Wagens zu beschleunigen, so ergaben wir uns in unser Schicksal, tranken nach Tisch Jeder eine doppelte Portion heißer Chocolate, und da wir alle müde und schläfrig waren, auch es nicht möglich schien, ein hell loderndes Kaminfeuer zu unterhalten, so beschlossen wir, dem Rathe der Kellnerin zu folgen und ließen uns die vortrefflichen Zimmer mit den sehr guten Betten zeigen. Die ersteren hatten

keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden; die letzteren bestanden aus schwankenden Schrägen, die beim Aufsteigen bedenklich krachten und waren mit einer sehr dünnen Wollenmatratze bedeckt. Dazu war der kalte Steinboden auch gerade nicht angenehm, weßhalb wir uns beeilten, unter unsere dicke, wärmende Manta zu kriechen, welche wir in Valencia gekauft. Der Maler und ich hatten ein gemeinschaftliches Zimmer, wir rauchten im Bette noch eine gute Puros (die Benennung der echten Havannah-Cigarren im Gegensatz zu den Papiercigarren) und versuchten es dann zu schlafen, was meinem Freunde alsbald gelang; mir dagegen war es eigentlich noch zu früh – es mochte sechs Uhr Abends sein –, und ich dachte an unsere vergangene Tour, an den morgenden Tag, an Madrid, an die Heimath. Neben meinem Bette befand sich einer der oben erwähnten Fensterläden, der mir nicht fest geschlossen zu sein schien; ich versuchte es, ihn zuzumachen, doch versagte das schlechte Schloß den Dienst, und er öffnete sich ganz, wodurch sich mir über die Gallerie hinweg eine Aussicht auf den Hof mit der schneebedeckten Weinrebe bot. Der Mond mußte am Himmel sein, denn der kleine Hof war ziemlich hell beleuchtet. Da die Nachtluft kalt hereindrang, so wollte ich meinen Laden wieder schließen, als ich von einem der Zimmer im Erdgeschoß die Töne eines Klaviers hörte, der Guitarre Accorde und das leise Knatzen von Castagnetten, – etwas spanisches Leben, dachte ich mir. Wie hätte ich da ruhig schlafen, können! Ich lauschte, – ja es war eine wohlklingende Mädchenstimme, welche gleich darauf sang:

Qué calia, y cómo cruje

*Ji baila jota ó fandango!
Y qué brio en cada empuje!
Y qué gloria de remango
Alza, ola!
Vale un mundo mi manola.*

Es war das zum erstenmale, daß ich einen schönen, echt spanischen Gesang vernahm, denn das Tremuliren, fast Jodeln der Zagals oder Delanteros, das ich schon öfter gehört, hat wohl etwas Eigenthümliches, aber nichts Angenehmes für das Ohr. Ich beugte mich zu meinem Fenster hinaus, um den Ort zu erkennen, woher der Gesang kam, und sah drunten eine Thür sich öffnen, aus welcher heller Lichter- oder Feuerglanz, sowie Musik und Gesang herausdrang. Als ich noch so zuhörte, schlurften Tritte auf dem Gange, Jemand trat an die Brüstung der Gallerie und schaute ebenfalls auf den Hof hinab. Es war Herr H., welcher sein Bett noch nicht aufgesucht hatte; ich rief ihn an, und als er an mein Fenster trat, sagte er: »Es ist eigentlich gut, daß Sie noch nicht schlafen; ich sprach so eben unsern Mayoräl, welcher mir versicherte, der Eilwagen aus Murcia werde keinenfalls vor morgen früh acht, neun oder zehn Uhr kommen; da drunten scheint mir eine lustige Gesellschaft zu sein, auch ein gutes Kaminfeuer; ich hätte wohl Lust, mich noch ein wenig zu erwärmen.« Natürlich war ich gleich dazu bereit, rief auch meinem Schlafkameraden zu, der übrigens sein Bett mit einigem Widerstreben verließ, denn er behauptete, er habe sich prächtig erwärmt und schon ein ordentliches Stück geschlafen. Unser kleiner Baumeister war ebenfalls bald auf den Beinen, und so zogen

wir denn den Tönen des Klaviers und der Guitarre nach; der Gesang war unterdessen verstummt.

Richtig! neben dem Speisezimmer fanden wir eine recht angenehme Gesellschaft: der Wirth des Hauses mit einigen seiner Freunde, der Tochter des Ersteren, ein junges und sehr hübsches Mädchen mit ein paar nicht minder angenehmen Gespielinnen und vor Allem ein mächtiges Feuer, das im ersten Augenblicke die meiste Anziehungskraft auf uns ausübte. Die musikalische Abendunterhaltung wurde übrigens durch unseren Eintritt unterbrochen und nur auf vieles Bitten erhielten wir noch ein Lied, mußten uns aber dagegen entschließen, auch von unseren vaterländischen Gesängen etwas Preis zu geben; Herr H. spielte fertig einige Stücke auf dem Klavier, und ich hatte mein Mögliches geleistet, als ich sang:

Sah ein Knab ein Röslein stehn,

und:

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus.

Den Text mußten wir den jungen Spanierinnen übersetzen; doch meinte eine von dem ersten Liede, der Knabe hätte sich umsonst seine Finger zerstechen müssen, wenn Röslein sich ordentlich gewehrt hätte.

Da wir nun einmal im Zuge waren, so brauten wir einen Punsch, bei welchem die Ingredienzien gut, die Art der Bereitung aber sehr mangelhaft war. Es wurde ein kleiner Kessel über das Feuer gehängt, Wasser, Rum, Citronensaft und Zucker hineingethan und das Ganze gekocht. Ein älterer Mann, welcher am Feuer saß, erhielt die Aufsicht über den Trank und mußte mit einem Suppenlöffel die Gläser vollgießen. Wir selbst hatten Wichtigeres zu thun: Bänke

und Stühle wurden nämlich auf die Seite gerückt, Herr H. spielte einen lustigen Galopp, und in Kurzem war ein förmlicher Ball arrangirt, zu dem die Guitarre in den Händen des Wirths zuerst leisere, dann immer lautere Accorde lieferte, wozu die Castagnetten immer toller knackten und zu dem wir tanzten, so daß der alte Fußboden krachte und sich der schneebedeckte Weinstock im Hofe, der zur offen stehenden Thüre herein schaute, aufs höchste zu verwundern schien. Ich muß gestehen, daß Punsch und Tanz bis nach elf Uhr dauerten; dann suchten wir abermals unsere Betten auf und schliefen nun ungestört, fest und angenehm bis zum hellen Morgen.

Ja, es war fast zehn Uhr, als wir die zum Frühstück unentbehrliche Chocolate tranken, und noch keine Spur von dem Eilwagen aus Madrid und Murcia! Die Kellnerin meinte, wir könnten ohne alle Gefahr auf drei Uhr unser Mittagessen bestellen, es müsse in der Gegend von Murcia sehr viel Schnee gefallen sein; und vielleicht, setzte sie lachend hinzu, sei der Wagen auch irgendwo umgeworfen worden, und wenn das wäre, so könnten wir wohl heute noch einmal die gestrige Tanzpartie wiederholen –, eine sehr untröstliche Aussicht. Der Reiz, den der Gasthof gestern Abends für uns hatte durch das gute Kaminfeuer, durch Gesang, und Tanz, war gänzlich verschwunden; ja, sogar der Weinstock erschien uns heute unendlich prosaisch; der Himmel war klar, die Sonne erschien über den Häusern und der Schnee tropfte langsam von den Ästen und von den Dächern herab.

Der Gasthof war sehr kalt und öde, und erst die Straßen und der Ort dazu! Der Maler und ich, wir machten einen Gang durch die Gassen an lauter Lehmhütten vorbei; nur

eine einzige Straße war da mit ziemlich anständigen Häusern, in denen sich einige Läden befanden –, Magazine mit buntfarbigen Mantas, groben baumwollenen Hemden, rothen Kopftüchern, Binsen-Sandalen, Tabak und Salz. Auf dem Marktplatze sahen wir runde Strohschirme, zeltförmig an Stangen befestigt, unter denen frierende Obstweiber saßen, auf den Schnee hatten sie ihre Körbe gestellt, und die armen Südfrüchte, Orangen, Citronen und Granatäpfel, nahmen sich in der schmutzigen und frostigen Umgebung recht traurig aus. Übrigens war der Marktplatz und auch die Straße trotz des für hier sehr kalten Winterwetters ziemlich belebt. Der Spanier kann es zu Hause nun einmal nicht aushalten; wenn er Geld hat, geht er ins Café, und wenn nicht, so stellt er sich mit seinen Bekannten auf die Straße, um zu plaudern. Zum Standorte wird aber jeder Sonnenstrahl benutzt, und wo auf dem Marktplätze von Albacete das helle und erwärmende Licht hindrang, da sah man lange Reihen Einwohner bei einander stehen, und Weiber und Kinder an den Häusern entlang zusammensitzen. Letztere verbanden hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn sie lausten sich nach der Lancaster'schen Methode, wobei oft drei, vier mit gespreizten Beinen hinter einander saßen. Die Männer dagegen, in den unentbehrlichen Mantel gewickelt, rauchten eine Papiercigarre um die andere.

Bei unserer Rückkunft in den Gasthof trafen wir den jungen Redacteur in kurzem Mantel und Reitstiefeln, der hier in Albacete Geschäfte hatte und uns gestern bei der Ankunft verließ. Auch er hatte viel Unangenehmes über die Straße nach Madrid gehört und meinte, wenn es nicht gar so kalt wäre, so zöge er es vor, durch die Mancha zu reiten. Seine Worte fielen bei Horschelt und mir als Samen

auf sehr fruchtbaren Boden. Wir hatten noch immer unsere fehlgeschlagene Tour von Valencia nicht vergessen können und baten nun Herrn Heeren, der hier einen Geschäftsfreund hatte, er möge sich doch erkundigen, ob es nicht möglich sei, von hier zu Pferde oder zu Maulthier nach Madrid zu gelangen. Da ihm selbst die noch bevorstehenden zwei, vielleicht auch unter Umständen drei Tage und Nächte nach Madrid auf so scheußlichen Wegen unangenehm genug vorkamen, so ging er mit dem jungen spanischen Schriftsteller, um sich nach dem Wege durch die Mancha zu erkundigen.

Bei Albacete vorbei führt die projectirte Eisenbahn von Valencia nach Madrid, und ein kleines Stück von hier bis La Roda, vielleicht fünf Leguas – eine Legua ist stark anderthalb deutsche Stunden –, sollte nächster Tage zur Probe befahren werden. Herr Heeren, welcher große Lieferungen von Locomotiven und Wagen für die spanischen Eisenbahnen besorgt, kannte deßhalb mehrere der Beamten und Ingenieure, und er kam auch nach einer halben Stunde mit genügenden Nachrichten zurück. Man hatte ihm eine vollständige Marschroute aufgeschrieben, von hier nach La Roda auf der großen Straße, und von dort über Villarrobledo, Campo critana nach Tembleque – von letzterem Orte ging die Eisenbahn nach Madrid –, mit Angabe der Entfernung dieser Ortschaften und der Nachtquartiere. Der Ingenieur, der ihm dies besorgt, hatte freundlicher Weise seine Visitenkarte beigefügt, auf welche hin wir bei Privatleuten in den verschiedenen Dörfern gern ein Unterkommen finden würden. Die Fonda's seien durchweg außerordentlich schlecht. Das waren die Lichtseiten des Berichtes. Die andern, das Aber, lauteten, die Wege würden hier und da fast

grundlos sein, auch die Kälte auf der weiten, baumlosen Ebene in der Mancha sehr unangenehm, fast unerträglich, und wenn wir einen guten Rath annehmen wollten, so sollen wir lieber einen Tag länger mit dem Eilwagen, vielleicht auf sehr schlimmen Wegen, aber doch sicherer gehen.

Herr Heeren und unser Baumeister waren nun durchaus nicht für die Reittour eingenommen, deßhalb mußten wir beide nachgeben, um so mehr, als im entscheidenden Augenblicke einige Buben herbeiliefen und die Nachricht brachten, endlich lasse sich die Postkutsche sehen. Es war die Madrider, die nach einer Viertelstunde mit gänzlich abgematteten Thieren vor das Haus kam; der Mayoral, erschöpft und mißmuthig, sprang fluchend von seinem Sitze, und Zagal und Delantero ließen ihre Köpfe noch tiefer hängen als selbst die Maulthiere.

Das war also der Wagen, der uns mit denselben müden Thieren weiter befördern sollte. Doch konnte er nicht eher abfahren, als bis die Murcianer Kutsche angekommen war, und von der sahen und hörten die ausgeschickten Boten nicht eine Spur. Im Post-Bureau wurde ein großer Rath gehalten und endlich beschlossen, den Madrider Wagen neu zu bespannen und dem anderen entgegen zu schicken. Es war Mittags zwei Uhr geworden, und eine halbe Stunde später fuhr denn auch die eben angekommene Kutsche wieder davon, um nach ihrer Collegin zu sehen; aber noch bei dem Hause passirte schon ein Unglück. Die Gasse war sehr eng, der Mayoral nahm die Wendung etwas zu kurz und fuhr gegen eine der Lehmmauern, die ein Grundstück umfaßten, so stark an, daß das morsche Mauerwerk unter dem Stoße zusammenbrach und Räder und Achsen mit Steinen bedeckt wurden. Es dauerte eine Zeit lang, bis der

Wagen wieder frei wurde und weiter konnte. Wie wir später erfuhren, mußte er, da die Hauptstraße noch immer unpracticabel war, noch einige Kreuz- und Querzüge durch den Flecken machen und hatte auch noch sonstige Unannehmlichkeiten; zu bestehen gehabt, ehe er ins Freie kam. Dafür aber trafen die beiden Eilwagen denn auch schon glücklicher Weise nach einer Stunde auf einander, und um vier Uhr kehrte der unsrige nach Albacete zurück, nahm seine Briefschaften für Madrid, unsere und der anderen Reisenden Koffer, und dann hieß es: Caballeros al coche.

Unser Eilwagen war ein ansehnliches Gebäude, befand sich aber schon im vorgerückten Alter. Die Deichsel wackelte bedeutend und war stark geschient, und die meisten Kutschenschläge litten an einer gelinden Maulsperr. In diesem Kasten also sollten wir vielleicht drei Tage und drei Nächte zubringen. Ich muß gestehen, daß ich denselben vor dem Einsteigen kopfschüttelnd umging und mit einem wehmüthigen Blicke das Wort »Madrid« auf der Hinterseite las. Ach! dachte ich, mit welcher Wonne willst du dieselben Buchstaben auf der Alcalà-Straße wieder lesen! Ich hatte trübe, unbestimmte Ahnung, mit dieser Equipage, trotz bezahlten Fahrgeldes und trotzdem, daß wir nun endlich eingestiegen waren, niemals Madrid zu erreichen. Und, wahrlich! diese Ahnung hat mich nicht betrogen.

Wir drei Reisegefährten, der Baumeister, der Maler und ich, saßen vorn in der Berline (unser deutsches Coupé) – ein Platz, der bei gutem Wetter sehr viel Angenehmes bietet, Spanien aber durch seine Aussicht auf die schlechte Straße und das ewige Stolpern der Maulthiere in den tiefen Fahrgeleisen nicht eben zur Beruhigung der Nerven beiträgt.

Der Mayoral bestieg finsternen Blickes seinen Sitz und entgegnete auf meine Frage nach dem Wege – ich muß gestehen, daß ich die üble Gewohnheit hatte, viel zu viel danach zu fragen –, derselbe sei so schlecht wie möglich.

So fuhren wir dahin, es war am Sylvester-Abend, wo man sich zu gleicher Zeit in der Heimath anschickt, die letzten Stunden des Jahres so angenehm und kurzweilig wie nur immer möglich zu verbringen, wo man öffentlich einen soliden Punsch zubereitet und heimlich seine Pistolen ladet, um der Polizei an diesem Festabende ebenfalls eine unverhoffte kleine Freude zu bereiten. Der Himmel war klar, dunkelblau, und die Sonne ging mit einer unendlichen Pracht unter; wie ein Nordlicht strahlte der Himmel, als sie schon eine Zeit lang verschwunden war, noch immer in gewaltiger Gluth. Dabei war die Luft so rein, daß man die Gestalt jedes Zweigleins an den entblätterten Pappeln und Ulmen und den Umriß ganz entfernter kleiner Häuser aufs Deutlichste sah. Zu beiden Seiten schauten wir in eine weite flache Ebene hinein, und es war, als habe der eisige Wind, der uns gestern verlassen, hinter Albacete auf uns gewartet; denn kaum waren wir wieder im Freien angelangt, so blies er uns von der Seite an, sauste durch die Wagenfenster und jagte Mähnen und Schweife der Zugthiere auf die Seite. Der Mayoral hatte sich fröstelnd in seine Decke gewickelt, und der Delantero machte vorn auf seinem Pferde mit Händen und Füßen Bewegungen wie ein Hampelmann, wahrscheinlich um sich zu erwärmen. Der Zagal aber hatte den besten Theil erwählt und wurde von uns allen beneidet: er trabte neben der Kutsche her und litt auf diese Art weniger von der Kälte.

Die Chaussee, auf der wir fuhren, lief gerade, war sehr breit, mit Bäumen bepflanzt und ursprünglich mit Sachkenntniß angelegt, später aber gräulich vernachlässigt worden. In den tiefen Koth, der sie in den letzten Tagen bedeckt, hatten die schweren Karren und Wagen unergründliche Geleise geschnitten, die nun jetzt hart gefroren waren und sehr gefährliche Gruben für die Räder und die armen Zugthiere darboten. Es war in der That peinlich anzusehen, wie die letzteren von der hin- und herfahrenden Deichsel bald nach rechts, bald nach links gerissen wurden, ausglitten, stolperten, sich mühsam wieder aufrafften oder auch zuweilen ganz niederstürzten, wenn die Deichsel bei einer zu schnellen Bewegung einem dieser armen Geschöpfe alle vier Füße unter dem Leibe wegschlug.

Anfänglich ertrugen wir mit gutem Muthe diese unangenehme Fahrt; als aber die letzte Röthe vom Himmel verschwunden war und dieser nun wie dunkler Stahl glänzend mit seinen unzähligen Sternen über uns prangte, als wir durch Erzählung früherer Sylvester-Abende uns gegenseitig erweicht und gerührt, da vernahm man zuweilen zwischen dem Takte eines mühsam gesungenen lustigen Liedes einen tief verstohlenen Seufzer, und wir gestanden uns gern, das Reisen habe im Allgemeinen doch seine großen Unannehmlichkeiten. Glücklicher als wir beiden war unser kleiner Baumeister, der von der Natur die Gabe empfangen, in jedem Eilwagen, auf jeder Straße, sobald er sich in seine Ecke gedrückt, augenblicklich einzuschlafen. Noch war das erste *hatjé! hatjé!* des Zagal nicht verklungen, so gab er nur noch spärliche Antworten, und bald darauf schnarchte er regelmäßig wie das unschuldigste Kind in seinem Bette. Im Andenken an einen Roman

von Dickens, wo ein Junge vorkommt, ebenfalls so glücklich begabt, daß er alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschläft, nannten wir ihn wie diesen Joe, und auf die Frage im Eilwagen: Was macht Joe? erfolgte immer die gleiche Antwort: Der Joe schläft. So auch heute wieder; er hörte nicht, wie sechs Murcianer im Innern des Wagens allerlei ihrer vaterländischen Lieder in die Nacht hinausbrüllten und wie der Mayoral mit Peitschenknallen und unaufhörlichen Scheltworten zwischen die armen Maulthiere hinein fuhr; er sah nicht, wie unser Rosselenker endlich abstieg, um sich gehend zu erwärmen, wie es vorn der Delantero eben so machte und wie nun der Wagen ohne Leitung in stockdunkler Nacht – denn unsere einzige Laterne war nicht der Rede werth – auf der Chaussee dahin wankte und stolperte. Horschelt und ich aber sahen all dieses im hartnäckigsten Wachen um so deutlicher und wurden immer verdrießlicher, immer unangenehmer immer mit uns selbst unzufriedener. Wenn das so fortgeht, seufzte ich, so kommen wir in acht Tagen nicht nach Madrid! – Vorausgesetzt, entgegnete der lange Maler, daß wir nicht in einem Graben den Hals brechen; namentlich wäre hier die schönste Gelegenheit dazu; denn wenn ich scharf in die Nacht hinausluge, so bemerke ich, daß wir keine Hand breit vom Chausseegraben entfernt sind. – Du? – Was? – Dieses Fahren in Spanien ist unter aller Beschreibung. – Na, du wirst's doch noch ärger beschreiben, als es wirklich ist. – Aber ist es nicht fürchterlich? – Niederträchtig! – – Du? – Was? – Drei Tage und drei Nächte, nicht wahr, das schmeckt dir? – Ein Esel wäre mir lieber, als die Kutsche. – Und mir erst! – Ich hätte mir aus dem Frost und der Mancha nichts gemacht. – Und aus den schlechten Nachtquartieren. – Meinst

du nicht vielleicht, wir sollten noch ... Aufrichtig gesagt, mir wäre es das Liebste, denn ich fühle mich nervös, wie nie, in dieser scheußlichen Maschine. – Es liegt ja in unserer Macht, ich habe die Reiseroute des Herrn H. in der Tasche. Was meinst du? Riskiren wir es in Gottes Namen. Die zweite Station ist La Roda, von wo wir die Chaussee verlassen müßten. Dort bleiben wir; ich habe überhaupt fürchterliches Kopfweg. Was meinst du dazu? – Mir ist es recht. – Also abgemacht! – Und Joe? – Ach! der schläft. Der hat's gut! – Ja, er hat's gut! seufzten wir darauf beide und versanken nach diesem Zwiegespräch in Stillschweigen, um nochmals über den gefaßten Entschluß nachzudenken.

In Gineta wechselten wir die Thiere, und ich sprach einleitend mit Herrn H., sagte ihm von meinem unausstehlichen Kopfweg und ließ durchblicken, daß, wenn dasselbe sich nicht bessere, ich in La Roda bleiben und dann sehen müsse, wie ich später weiter käme. Ich muß nun gestehen, daß er mir sehr davon abrieth, schlechte Wege, Hunger, Frost, ja sogar Räuber zu Hülfe rief, und vielleicht auch unseren Entschluß wankend gemacht hätte, wenn der Weg von hier nach La Roda nicht noch schlechter gewesen wäre, als der auf der ersten Station. So aber erreichten wir dasselbe so mißmuthig, so abgespannt, so gänzlich gesättigt von dem spanischen Eilwagenfahren, daß Horschelt und ich unseren beiden Reisegefährten fest erklärten, wir blieben unter jeder Bedingung hier. Viel Zeit, uns zu überreden, hatten die Anderen glücklicher Weise nicht. Der Baumeister wollte unser Gepäck mit nach Madrid nehmen, Herr H. half uns mit einigen Geldern aus, ermittelte uns im Poststall einen Delantero, der uns in das vom Ingenieur bezeichnete Haus führen wollte, und schrieb mir in meine Briefftasche

im besten Spanisch eine freundliche Bitte an die Posten der Guardias civiles, um ihren Schutz; ja, Beide liefen noch mit uns an das bezeichnete Haus, mußten uns aber augenblicklich wieder verlassen, da der Mayoral in der Entfernung unter unzähligen schlimmen Redensarten nach seinen Passagieren schrie. Wir nahmen ziemlich ernsthaft Abschied von einander, ja sogar wehmüthig, und Herr H. versicherte mir später, er habe in der That nicht gedacht, daß das Ding gut ablaufen werde.

So standen wir denn in einem gänzlich fremden Orte, mitten in der Nacht, vor einer fremden Thür, ohne Kenntniß der Landessprache, und als nun in der Ferne der Eilwagen mit unseren Freunden unter Peitschenknall und lautem Geschrei davon rollte, überschlich mich ein eigenes Gefühl. La Roda war unendlich still, kein Licht schimmerte, kein menschliches Wesen ließ sich sehen; ich verglich es in Gedanken mit unseren Städten in Deutschland um diese Stunde, und sagte meinem Freunde, es sei eigenthümlich, daß hier die Neujahrsnacht so still verbracht werde – kein Schießen, kein Lärmen –, eine Äußerung, die mir aber der sonst so geduldige lange Maler im gegenwärtigen Augenblicke höchst übel nahm; denn er sagte, er begriffe nicht, wie man in unserer Lage noch an Schießen und Spektakel denken könne; ich solle ihm lieber helfen, an die Thür zu klopfen, damit uns endlich Jemand aufmache.

Lange Zeit blieb unser immer stärker werdendes Gepolter am Eingange des Hauses unbeantwortet; endlich erleuchtete sich ein Fenster, ein Kopf wurde hinter dem Gitter sichtbar, und so viel wir begriffen, fragte eine Stimme, was wir in der späten Nacht wollten. Hieraufgründlich zu antworten, war für uns sehr schwer, ich sagte deßhalb:

Estranjeros quieren pasar la noche aqui, und reichte zu gleicher Zeit die Karte des Ingenieurs – Felix de Bona ist der Name dieses Wohlthäters – zum Fenster hinein. Sie war für uns ein Talisman, denn alsbald erwiederte die Stimme mit dem freundlichsten Tone, man werde uns augenblicklich öffnen, was auch sogleich geschah. Es war eine alte Frau, mit der wir durch das Gitter gesprochen, und die uns, nothdürftig angezogen, im Hausflur empfing und nach dem Wohnzimmer des Hauses geleitete, das in den meisten kleinen spanischen Häusern Küche und Salon zu gleicher Zeit ist. Ein großer Kamin ragt weit in diesen Raum hinein, die Herdplatte ist dicht am Boden, und rechts und links um dieselbe stehen Stühle, auch bei wohlhabenden Leuten, wie unsere Wirthsleute zu sein schienen, ein Sopha.

Der Hausherr selbst, Don Jose, der Mann jener alten Frau, war über Land; gleich darauf aber erschien der Sohn uns aufs herzlichste bewillkommend. Die Frau kehrte den Platz auf dem Herde rein, brachte einen großen Haufen Reisig herbei, zündete es an und machte so ein hohes flackerndes Feuer, was uns ausnehmend wohl that. Der junge Mann erkundigte sich freundlichst, ob wir etwas zu Nacht zu speisen wünschten; da es aber nahe um Mitternacht war, so baten wir nur um Chocolate und Picatostes (in öl geröstetes Brod), welches auch alsbald für uns zubereitet wurde. Dabei waren die Leute von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit, und wir hätten gewiß eine schöne Unterhaltung mit ihnen geführt, wenn wir nur nicht so wenig vom Spanischen gewußt hätten; nur was sich auf Essen und Trinken bezog, brachten wir halbverständlich heraus, im Übrigen aber behelfen wir uns mit Italienisch und sehr sinnreichen Pantomimen, in denen wir es jedoch schon im

Laufe der nächsten Tage zu einer solchen Fertigkeit brachten, daß wir, nicht ohne die Beihülfe eines französisch-spanischen Vocabulaire, über Mineralogie, Geographie und über den Türken- und Russenkrieg eifrige Unterhaltungen pflogen.

Als unsere Chocolate fertig war, zog ich meine Uhr hervor und sah, daß es Mitternacht war, also jener Zeitpunkt, wo das alte Jahr Abschied nimmt und das neue sein Regiment antritt. Für uns war dieser Wechsel dieses Mal vielleicht bedeutungsvoller, als der mancher früherer Jahre. Nicht nur, daß wir eine weite und vielleicht auch gefährliche Reise vor uns hatten, sondern wir waren auch in der heutigen Nacht vom geraden und breitgetretenen Pfade abgewichen, um uns auf eigene Faust und mühsam auf schlechten Wegen dem ersehnten Ziele zu nähern; und wie wir so, nicht unbehaglich, am Kaminfeuer saßen, waren wir erfreut über unseren Schritt und gratulirten uns, dem maulthierlenkenden Mayoral mit seinem stoßenden Wagen entronnen und gewisser Maßen wieder die eigenen Lenker unseres Schicksals geworden zu sein; in diesem Augenblicke schlugen auch draußen die Glocken die Mitternachtsstunde, und mit spanischer Chocolate tranken wir auf das Wohl unserer Lieben, so wie der Freunde zu Hause, und ich vergaß dabei nicht, einer theuren Genossenschaft in der Heimath ein fröhliches »Glück auf!« zuzurufen.

Da wir den andern Morgen so früh wie möglich La Roda verlassen wollten, so erholten wir uns bei unseren Wirthen Rathes, ob wohl in dem Städtchen Reitthiere zu bekommen seien. Doch meinte der Sohn, es werde auf morgen früh schwer halten, er hielt es überhaupt für besser, wenn wir

zur Reise nach unserem nächsten Nachtquartier Villarrobledo uns eines einspännigen Karrens bedienen würden; das sei eine charmante Fahrgelegenheit, man könne sich auf Stroh legen, mit der Manta warm zudecken, und er sei versichert, wir würden nach angestelltem Versuche diese Art, zu reisen, dem Reiten bei Weitem vorziehen.

Obgleich es nun nicht in unserer Absicht gelegen, wie eine Waare über Land gekarrt zu werden, so war doch weiter nichts zu thun, und Horschelt, der zwei Worte mehr zu wissen glaubte als ich, schaffte also auf morgen früh um acht Uhr den bewußten Karren an. Darauf wurden wir in unser Schlafzimmer geführt, ein Gemach mit zwei ziemlich guten Betten, einem großen Zeichentische – es war nämlich das Quartier des abwesenden Stationsingenieurs –, Büchern, großen Karten und Meßapparaten; auch eine Unzahl von Schaufeln und Hauen standen und lagen hier und dort herum.

Wir erfreuten uns eines vortrefflichen Schlafes und konnten erst des anderen Morgens um sieben Uhr durch mehrmaliges Klopfen erweckt werden. Für das Frühstück hatte die Frau besser gesorgt als für das gestrige Souper; es war fast zu viel für diese frühe Stunde; doch da uns Don Joses Sohn versicherte, wir würden den ganzen Tag nichts zu essen bekommen, so sprachen wir den gebackenen Eiern, den gerösteten Schinkenschnitten, den gebratenen Schweinscotelettes und nachher noch der Chocolate mit Picatostes tapfer zu.

Wenn auch so ein spanisches Privathaus recht gut eingerichtet ist, Küche und Keller in der Ordnung sind, es auch

gute Betten hat und dergleichen, so ist dagegen in den meisten Fällen für ein anderes, sehr unentbehrliches Bedürfniß schlecht oder vielmehr gar nicht gesorgt. Man ist gezwungen, sich den Hof und die Hintergebäude zu betrachten, und findet dort oft Haustiere, welche den Eindringling unfreundlich ansehen. So hatten wir beide am heutigen Morgen einen hartnäckigen Kampf zu bestehen mit einem schwarzen Bock und einem großen Truthahn, welche eine Entweihung ihres Territoriums nicht dulden wollten und außerordentlich zudringlich waren.

Die Zeche war für Spanien mäßig, wir bezahlten Jeder etwas über zwei Gulden, und unser junger Wirth schrieb uns noch für das nächste Nachtquartier eine eigenhändige Empfehlung auf unsere Marschrouten hin. Diese lautete an einen Sastre (Schneider), welcher aber trotzdem den stolzen Namen Don Alonso führte.

Punkt acht Uhr war der Karren da, eine sehr einfache Maschine; er hatte zwei Räder mit einem Untergestell, zwei kurze Leitern bildeten die Seitenwände, und einige Reifen, welche oben übergewirrt waren, trugen eine leichte Strohmatten, die zum Schutze gegen Sonne und Regen diente. Unsere Nachtsäcke wurden zum Sitzen benutzt und vor sie hin ein Strohbund vertheilt. In die Gabel des Karrens ward ein kräftiges Maulthier gespannt, das unser Kutscher und Führer an einer Strickhalfter hielt. Dieser Kutscher war ein gedrungener Kerl, ziemlich mangelhaft bekleidet, namentlich hatten seine Hosen eine entschiedene Neigung abwärts zu sinken, weshalb seine linke Hand fast immer damit beschäftigt war, sie in der Höhe zu erhalten.

Er trug eine gestickte Jacke, einen breitkrämpigen, zugespitzten Hut, hatte aber den unten ganz zerfetzten Mantel mit vielem Anstand um Schulter und Hals geschlungen.

Es verursachte uns einige Mühe in den Karren hinein zu kriechen, denn die Räder waren hoch und von einem Tritt keine Spur. Unser eben beschriebener Führer war der Knecht des Fuhrwerkbesitzers, dieser selbst war indeß auch mitgekommen, um sein Geld in Empfang zu nehmen. Don Joses Sohn aber nahm uns bei Seite und ersuchte uns, ihm den Betrag auszubezahlen, den er dem Anderen sogleich einhändigen werde, sobald der Knecht mit einem Zettel zurückgekehrt sei, auf welchem wir ihm seine gute Aufführung bezeugt. — »Machen Sie es künftig auch so,« sagte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern; »man kann nicht aller Welt trauen, und lassen Sie unterwegs nirgendwo viel Geld sehen.« Darauf reichten wir ihm nochmals vom Karren herab die Hände und humpelten unter ziemlich unsanften Stößen über den hartgefrorenen Boden durch La Roda hinaus ins Freie.

Ich kann nun gerade nicht behaupten, daß unser Sitz sehr angenehm gewesen wäre; wir hatten keinen Rückhalt, und daß wir die Beine und Füße gerade vor uns ausstrecken mußten, war sehr ermüdend. Eine russische Teleka ist ein viel angenehmeres Fahrzeug; sogar ein türkischer Karren, den ich einst in Rumelien benutzt, war mit mehr Comfort gebaut, als dieses spanische Landfuhrwerk. Schon nach der nächsten Viertelstunde verließen wir unseren Sitz und legten uns der Länge nach in den Karren hin. Das ging schon besser, doch sahen wir so nichts weiter vor uns, als das Hintertheil des Maulthieres, dessen Schweif sehr abgeschunden war, was wohl daher kam, weil man es beständig

ganz fest nach hinten in die Deichselbäume gespannt hatte, und zwar so sehr rückwärts, daß es seine natürlichen Bedürfnisse auf unsere Füße zu verrichten pflegte, was gerade nicht die Annehmlichkeit unseres Fortkommens erhöhte.

Der Himmel war herrlich klar, aber der scharfe Wind von gestern und vorgestern stellte sich auch heute wieder ein, uns in dem offenen Fahrzeuge mehr noch durchkältend. Die Gegend war unendlich flach und öde, weit und breit weder Baum noch Strauch, das Terrain hügelig, in röthlicher Färbung, nur hie und damit einem dünnen Streifen von magerem Grase schattirt. Unser Pfad, ein ziemlich ausgefahrener Hohlweg, zog in einer ewigen Schlangenlinie weit, weithin sichtbar Hügel auf und Hügel ab.

Nachdem wir eine Stunde im kurzen Paß unseres Maulthiers dahin gerollt waren, voltgirte unser Führer, der bisher nebenbei getrabt, auf den linken Baum der Gabel, wobei er uns freundlich zuwinkte, als wolle er sagen, es gehe ganz vortrefflich vorwärts. Der Bursche hatte ein gutmüthiges, röthliches Gesicht, nur lachte er beständig, und, wie mir schien, ohne alle Veranlassung.

Schon anfänglich hatte ich bemerkt, daß unser Maulthier beständig auf die rechte Seite drückte und unser Kutscher an dem linken Strick der Halfter zerrte, um es wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen. Dieß mußte er nun später versäumt haben, oder der Himmel weiß, was sonst Schuld war, genug, das Thier kletterte mit einem Male rechts an der hier nicht gerade sehr steilen Böschung in die Höhe, und als der Kutscher es wieder abwärts wenden wollte, nahm er die Drehung zu kurz, und einen Augenblick nachher schlug der Karren mit uns um in den Hohlweg hinein, und wir rollten, ohne uns übrigens

wehe zu thun, auf die Reifen der Decke; Nachtsäcke, Stroh und Decke fielen über uns, und es dauerte eine Weile, bis wir zur Rückwand hinausgekrochen waren. Das Maulthier, welches durch seinen Eigensinn dieses Unheil verschuldet, lag ruhig am Boden. Unser Erstes war, dasselbe von seinem Geschirr zu befreien und aus der Gabel hervorzuziehen; der Führer kratzte sich verlegen am Kopfe und schien wahrscheinlich Schlimmes zu erwarten. Wir spendeten ihm auch ein paar Carajos, gaben uns aber gleich darauf mit vereinten Kräften an die Arbeit, den ziemlich schweren Karren aufzurichten, was uns auch nach großer Mühe gelang.

Das war ein schlechter Anfang für unsere Landtour, und wir waren am unangenehmsten überrascht von der Entdeckung, daß es einem Karren überhaupt möglich sei, umzuwerfen; wir hatten dieß viel eher bei den hoch aufgepackten und schweren Eilwagen für möglich gehalten. Unser Vertrauen auf die neue Fahrart war gänzlich dahin, und da wir nebenbei der unbarmherzigen Stöße satt waren, auch durch und durch gefroren, so beschlossen wir, zu Fuß zu gehen. Das Maulthier, wieder eingespannt und sehr erleichtert, sprang nun in schnellerer Gangart vor uns her, und wir folgten in kurzem Trabe. Es hatte das aber auch seine Beschwerden, denn oft stieg das Terrain anhaltend, was namentlich für mich ziemlich ermüdend war. Der Maler mit seiner dürren Gestalt und seinen langen Beinen kam schon besser fort und wollte sich über meine Weichlichkeit zu Tode lachen, als ich mich endlich an den Karren festhängte und so mit fortschleppen ließ.

Wir boten übrigens auf der weiten, unendlichen Fläche eine Gruppe, die des Aufzeichnens in der That werth gewesen wäre. Vorn der Kutscher, freundlich grinsend,

dann Maulthier und Karren, ich mit den Händen hinten an festgeklammert, und Horschelt nebenher laufend, in seine Bettlermanta gewickelt. Er hatte sich nämlich eine von grauem Zeuge gekauft, wie sie die Maulthiertreiber zu tragen pflegen; denn er behauptete, eine solche sei viel schöner und malerischer. Dazu der scharfe Wind, hier und da tiefer, weicher Boden – es war wirklich eine Vergnügungstour, wie ich lange keine erlebt. Nebenbei hatten wir die Aussicht, so den ganzen Tag bis zur sinkenden Nacht fortziehen zu können, denn wir mußten sieben Leguas bis Villarrobledo machen.

Nach einer halben Stunde schon hatte ich des unsinnigen Trabens genug; ich ließ das Maulthier einen kurzen Schritt gehen; denn warum sollte ich mich abplagen, um vielleicht eine Stunde früher das Nachtquartier zu erreichen? Wir zündeten eine Cigarre an und dachten an die beiden Freunde und Reisegefährten, die auf unserer rechten Seite in den weichen Sitzen des Eilwagens vor dem Winde geschützt, vielleicht vortrefflich frühstückend, gegen Madrid rollten. Ja, wir waren boshaft genug, ihnen ebenfalls ein kleines Ungemach zu wünschen, einen holperigen Weg oder dergleichen, eine langsame Fahrt, nur sollten sie gerade keinen Schaden nehmen.

Unter solchen angenehmen Gesprächen zogen wir nun vor dem Karren durch die Mancha dahin. Rechts hatten wir Campo de Montiel, den classischen Boden Don Quixotes und seines Stallmeisters. Wollte Cervantes, als er seinen Roman in diese öde und einförmige Gegend verlegte, der Phantasie seines Helden den größtmöglichen und weitesten Spielraum lassen, sie mit seinen Gebilden zu bevölkern, oder wählte er diese menschenleere Gegend, um es

glaubwürdig zu machen, daß der sinnreiche Edle sein Wesen so lange treiben konnte, ohne als Wahnsinniger eingefangen zu werden? Ich glaube das Erstere; denn mit einer etwas erregbaren Einbildungskraft hier durch diese gewaltige Fläche ziehend, ist man wohl im Stande auf seltsame Gedanken zu verfallen und, wenn man den Kern einer ähnlichen Narrheit in sich trägt, so weit zu kommen, daß man seinen eigenen Schatten für einen Angreifer, Windmühlen für Riesen hält.

La Roda war längst unseren Blicken entschwunden und ringsumher, so weit man sehen konnte, kein Dorf, kein Haus, keine Spur einer menschlichen Wohnstätte. Wellenförmig breitete sich das Terrain nach allen Richtungen aus, aber ohne daß der Horizont durch eine erhabene Bergkette begränzt worden wäre. Der Färbung nach schien übrigens vor uns etwas dergleichen zu sein, denn dort verwandelte sich das gelbliche Roth der Haide in Grau, später in Violet; aber es war nur ein flacher Streifen ohne die ausgesprochene Form eines Gebirges. Vielleicht war dort eine Waldung, und das hätte uns in der langweiligen öde, in der wir nun schon mehrere Stunden fortgingen, einige Abwechslung gewährt. Aber unser Führer meinte, es sei hier weit herum kein Wald, es ginge immer nur in gleicher Art fort, Hügel auf und Hügel ab nach Villarrobledo, Templeque bis Madrid, immer gleich, immer gleich. Auch begegneten wir bei unserem Marsche Niemanden; es schien uns, daß es hier in Spanien nicht Sitte sei, viel über Land zu reisen; ja, unser Mann erklärte uns, er sei erst einmal in Villarrobledo gewesen, und das wäre seine längste Reise. Was wir schon in Catalonien bemerkt, fanden wir hier in Castilien, nur nicht in dem ausgedehnten Maßstabe wie dort:

auch hier kamen wir zuweilen an bearbeiteten Feldern vorbei, ohne daß wir die Wohnungen entdeckt hätten, wo sich die Menschen aufhielten, welche dieses Feld bebauen.

Endlich sorgte der Himmel für einige Abwechslung; es zogen Wolken auf, deren Schatten die stille Fläche in etwas belebten, und es gewährte uns Unterhaltung, wenn wir den langgestreckten Flecken zusahen, die von weither auf dem hellen Grunde wie dunkle Schaaren bald langsam, bald geschwind näher zogen. Zum Fahren hatten wir beide keine Lust mehr, und so zogen wir rüstigen Schrittes dahin, bis wir gegen zwei Uhr endlich einige Wohnungen vor uns entdeckten. Bei denselben hatten wir etwas über die Hälfte des Weges gemacht. Es waren elende Hütten, die da bei einander lagen, von Lehm aufgeführt; nur ein paar hatten Fenster, bei den übrigen wurden Licht und Luft zur Haus- und Zimmerthür hereingelassen. Es war nicht daran zu denken, hier etwas Eßbares zu erhalten; doch suchten wir nur ein Obdach, um wenigstens eine Weile vor dem immer toller werdenden Winde geschützt ausruhen zu können. Indeß ließen wir vor mehreren Hausthüren vergeblich unser Hoje erschallen; entweder war niemand zu Hause, oder die Baracken waren überhaupt verlassen. Letzteres schien mir am glaubwürdigsten; denn hier und da waren die Mauern halb zusammengestürzt, der Kamin heruntergeweht, und große Spalten im Dache ließen allerlei Vögel aus und ein spazieren. Bei einer alten Frau fanden wir endlich ein Unterkommen, aber nur ein Unterkommen im einfachsten Sinne des Wortes. Wir mußten uns auf einen Herdstein niedersetzen;

das einzige Wassergefäß hatte der Mann mit aufs Feld genommen, und Brod, sagte die Frau, bekäme sie erst heute Abend wieder. Leichtsinniger Weise hatten wir es versäumt, uns etwas Mundvorrath mitzunehmen. Der Maler meinte, es sei eine Art Verweichlichung, wenn man sich mit so vielem Eßbaren vorsehe, bei einer Tour übers Land nehme man fürlieb mit dem, was man gerade finde. Er habe das im bairischen Gebirge immer so gehalten. Der Unglückliche! das baierische Gebirge mit der Mancha zu vergleichen! Dort fand er wenigstens auf jeder Alm etwas Genießbares, einen Kübel Milch und ein Stück Brod, die Sennerin gar nicht mitgerechnet, hier aber – nun, er mußte mit mir dafür leiden, und vielleicht mehr als ich; denn ich konnte es am Ende schon ein paar Tage länger ohne gute Mahlzeit aushalten.

Da ich nun meinen Don Quixote ziemlich im Kopfe habe und ihn trösten wollte, so gut wie möglich, so sagte ich ihm aus der Rede des sinnreichen Edlen, was derselbe bei ähnlicher Veranlassung seinem getreuen Stallmeister Sancho Pansa zum Besten gab: »Erfahre also, Sancho, daß die Ehre der irrenden Ritter darin besteht, in einem Monate nicht zu essen, und selbst wenn sie essen, das, was ihnen in die Hände fällt. Du würdest auch davon versichert sein, wenn du so viele Historien wie ich gelesen hättest; denn trotz der großen Menge habe ich nicht in einer einzigen erwähnt gefunden, daß die irrenden Ritter gegessen hätten, wenn es sich nicht etwa traf, daß man ihnen ein prächtiges Banket anrichtete; sonst begnügten sie sich an den übrigen Tagen mit Entbehrung. Wenn ich nun freilich wohl einsehe,

daß sie nicht ohne Essen so wie die übrigen natürlichen Bedürfnisse leben konnten, denn sie waren eben solche Menschen, wie wir es sind, so versteht es sich doch auch von selbst, daß sie die meiste Zeit Ihres Lebens in Waldungen und Einöden, und zwar ohne einen Koch, zubrachten, daß sie sich an Entbehrungen gewöhnen mußten, um selbst ohne die allgewöhnlichsten Speisen geraume Zeit bestehen zu können.«

Nachdem wir jene ungastlichen Häuser verlassen, erreichten wir in kurzer Zeit den dunklen Streifen, den wir von Weitem gesehen und den ich für einen Wald gehalten hatte. Es war aber nichts als eine Haide, mit manns-hohen Buxbaumsträuchern bewachsen, die ziemlich dicht standen, natürlicherweise auch in dieser Jahreszeit belaubt waren, für uns aber die Unannehmlichkeit hatten, daß sie den Boden feucht und schlammig erhielten, weil Sonne und Wind nicht auf den Weg dringen konnten. Bis hierher hatten wir doch wenigstens einen erkennbaren Pfad gehabt, durch diese Sträucher aber führten beständig ein Dutzend Wege durch einander in den eigensinnigsten Windungen, bald rechts, bald links ein Gebüsch, einen Hügel umgehend, was außerordentlich ermüdend war.

Seit unserem Abenteuer von heute Morgen hatten wir den Karren nur auf Augenblicke bestiegen, um zuweilen ein wenig auszuruhen; hier aber in dem schwarzen feuchten Moorgrunde brachte ihn das Maulthier kaum unbeladen und dann auch nur sehr langsam von der Stelle. Es wäre dieß übrigens ein prächtiges Terrain gewesen, um ein paar arme Reisende auszurauben, und ein einziger Kerl wäre damit zu Stande gekommen; er hätte nur auf Schußweite hinter einem Strauche her uns unter Anschlagung

seines Gewehrs zu ersuchen gehabt, uns gefälligst mit dem Gesicht auf die Erde zu legen. Ich bin überzeugt, unser Führer wäre gleich niedergestürzt, und uns, in der Ungewißheit, mit wie Vielen man es denn eigentlich zu thun habe, auch wohl nichts Anderes übrig geblieben. Wir unterhielten uns über dergleichen Gegenstände, so wie auch über andere, rauchten eine Cigarre um die andere und erreichten endlich, lange aufwärts steigend, eine Art Hochebene, wo die Buxbaumgesträuche lichter wurden und uns eine weitere Aussicht gestatteten.

Die Ebene dehnte sich immer noch in gleicher Einöde und Langweiligkeit rings um uns aus; nur gerade vor uns war eine kaum merkliche Erhöhung, und auf derselben erkannten Horschelts scharfe Augen Windmühlen. – »Villarrobledo!« rief zu gleicher Zeit unser Führer. – Ach! unser Nachtquartier! Der Anblick stärkte uns wunderbar; auch das Maulthier fand hier wieder einen besseren Weg, und so zogen wir mit beschleunigten Schritten dahin.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags. – »Wie viele Stunden werden wir noch bis an das Dorf haben?« fragte ich den Maler. – »Ich schätze,« meinte er, »daß wir um fünf Uhr dort sein können.« – Also noch volle zwei Stunden! Ich fragte auch unseren Führer über seine Ansicht und erschrak recht ordentlich, als er entgegnete, er glaube nicht, daß wir vor sieben Uhr ankommen werden. Und doch schienen uns das unmöglich; schon nach einer halben Stunde sah auch ich die Windmühlen, Horschelt aber erkannte die Flügel und sagte, dieser oder jener drehe sich. Auch Häuser wurden nach und nach erkennbar; da war es aber schon

halb Fünf geworden. Um fünf Uhr sahen wir das Nest deutlicher, da fing es an zu dämmern und wir hofften, unser Nachtquartier in einer Viertelstunde zu erreichen.

Doch waren wir noch an keine Tour in der Mancha gewohnt, wir kannten dieses flache, unendliche Terrain noch nicht, ebensowenig die klare und reine Luft, noch die anscheinend so kurzen Entfernungen, die sich stundenlang gleich zu bleiben scheinen, und welche Fußgänger, ja sogar Reiter fast zur Verzweiflung bringen können. Wir zogen still seufzend unseres Weges dahin, jetzt wieder hinter dem Karren, denn wir hatten abermals einen Hohlweg erreicht, auf dessen beiden Rändern wir der Dunkelheit wegen nicht marschiren konnten. Es war vollkommen finster geworden, die Sterne leuchteten mit einem ungewissen Scheine und ein oder zwei Lichter aus Villarrobledo, die wir endlich sahen, wollten nicht näher kommen.

Es wurde sechs Uhr, es wurde sieben Uhr, es wurde halb Acht, – da endlich hatten wir – nicht das Dorf erreicht, doch einen so bodenlos schlechten Weg, daß wir fest überzeugt waren, jetzt endlich einer spanischen Ortschaft nahe zu sein. Und so war es denn auch. Noch eine Viertelstunde ging es die so lange gesehene Anhöhe hinauf, dann kamen wir an eine Reihe Häuser, die ein Mittelding zwischen Straße und Platz bildeten – der Anfang von Villarrobledo.

Für Leute, wie wir, die hungrig und müde auf ein freundliches Nachtquartier hoffen, für die der Lichtschimmer aus irgend einem Fenster so wohlthuend ist, war der Anblick dieses Nestes wahrhaft trostlos. Ein Haufe niedriger Häuser, fast ohne Fenster, mit hohen verschlossenen Thüren, fast ohne den Schimmer eines Lichtes, eine Gasse,

die bald rechts, bald links lief, mit Schnee und Schmutz bedeckt und so menschenleer und öde, daß unsere Schritte und der Hufschlag des Maulthiers wahrhaft erschreckend wiederhallten, nahm uns ungastlich und wie befremdet in sich auf. So gut wir konnten, trösteten wir uns mit dem Andenken an La Roda, dessen Häuser von außen auch sehr wenig versprachen und welches uns doch so freundlich beherbergt hatte. Wo aber war hier der Mann zu finden, an den wir empfohlen waren – der Schneider Don Alonso? Ein paar Mal sahen wir wohl in der Entfernung irgend eine schattenhafte Gestalt, in einen dunkeln Mantel gewickelt, doch huschte das jedesmal bei unserem Anrufen wie ein scheues Gespenst um eine Ecke. Endlich gelang es dem Maler, einen solchen Einwohner von Villarrobledo einzufangen, der uns denn auch in kurzer Zeit vor das Haus des Schneiders brachte.

Hier sah es schon besser aus; auf unser Pochen öffnete sich das Thor, wir traten in einen ziemlich ordentlichen Hof, und der Hausherr kam uns gleich in Hut und Mantel entgegen. Ich reichte ihm die Visitenkarte, sowie das Empfehlungsschreiben unseres Wirthes in La Roda; doch als er Beides gelesen, zuckte er die Achseln und bedauerte, uns nicht bei sich aufnehmen zu können, da seine Frau bedeutend erkrankt sei und sich also Niemand unserer Bewirthung annehmen könne. Doch setzte er augenblicklich hinzu, als er unsere sehr verlängerten Gesichter bemerkte, er werde uns alsbald in eine Posada führen, wo wir vortrefflich aufgehoben seien.

So klapperten wir abermals durch die öden Straßen und ließen unsere Köpfe mit dem Maulthier um die Wette hängen. O weh! in eine spanische Posada! Und das nach dem

heutigen Marsche! das Beste an der Sache war, daß wir nicht weit mehr zu gehen brauchten, denn schon nach einigen Schritten hatten wir das Thor der Posada erreicht. Hier war Alles finster und verschlossen; es schien kein Mensch in dem Hause zu sein. Don Alonso klopfte an; es wurde eine kleine Thüre geöffnet und uns, als man den Schneider mit Reisenden erkannte, augenblicklich der Eingang gestattet. Plötzlich befanden wir uns hier in einer ganz andern und merkwürdigen Umgebung. Der Thorweg führte in den weiten unteren Theil des Hauses, ein großes Gemach, das auf Holzpfeilern ruhte und verschiedene Abtheilungen hatte. Die, zu welcher wir herein traten, war leer und halbdunkel; doch strahlte aus dem Hintergrunde heller Feuerchein und wir hörten nicht allein den Klang von menschlichen Stimmen, sondern auch Guitarren-Accorde und das Knacken von Castagnetten. Das versprach schon etwas.

Wir schritten ermuthigt weiter und kamen bald in das eigentliche Wohnhaus, das auch hier zugleich Küche und Aufenthalt der Gäste war. Ach! hier sah es bunt und malerisch, ja in der That recht heimlich aus. Auf der Herdplatte am Boden brannte ein so riesenhaftes Feuer, daß die Flamme bis hoch hinauf in den Schornstein fuhr. Zu beiden Seiten desselben, auf Bänken, Stühlen und Fässern, saß und lag eine ganz auserlesene Gesellschaft: Maulthiertreiber, Krämer, Wegschützen, Contrebandiers, kurz, ein Dutzend Männer in der ungezwungensten Haltung, in meistens recht lumpigen, aber dabei nicht übel aussehenden Costümen. Einer arbeitete auf der Guitarre herum, sang auch zuweilen eine Strophe, bei deren Refrain die Anderen einfielen, mit den Händen klatschten, oder, die Fäuste unter den Kopf gestemmt, lächelnd zuhorchten. Es war eine

malerische, bewegte Gruppe, der das flackernde Herdfeuer die prächtigste Beleuchtung verlieh und durch den hin und wieder zuckenden Schein die blitzenden Augen und das lebendige Mienenspiel noch erhöhte; denn bald fuhr ein leichter Schatten über die Köpfe, bald wurden sie wieder hell bestrahlt von der röthlichen Gluth.

Vor dem Feuer aber stand ein Mädchen, dessen Gesicht wir nicht sehen konnten, da es uns den Rücken wandte. Sie dirimirte eine große Bratpfanne, welche auf einem eisernen Untersatz ruhte und in der es prasselte und schmorte. Sie mußte jung sein, das sah man an dem leichten zierlichen Wuchse, auch gewiß schön, denn die jungen Burschen um das Feuer wandten bei einem Worte des Liedes lachend ihre Augen nach ihr hin, worauf sie den Kopf zurückwarf und etwas erwiederte, was ich nicht verstand.

Der Wirth des Hauses ließ uns übrigens keine Zeit, die Gruppe um das Feuer näher zu betrachten; er schritt uns voran durch den entfernt vom Herde immer dunkler werdenden Raum. Hier waren rechts und links an der Mauer schon besetzte Schlafstätten, ein Bund Stroh, eine wolene Decke, einige Maulthiersättel und Geschirre, deren Messingzierrathen zuweilen leise klirrten, wenn sich der Schläfer herumwarf, oder die aus irgend einer Ecke hervor im Widerschein des Feuers glänzten, eben so wie manches leuchtende Augenpaar, das sich bei unserem Vorüberschreiten öffnete und seufzend wieder schloß.

Das uns angewiesene Zimmer war nun eigentlich nur die durch eine dünne Wand geschiedene Fortsetzung des scheunenartigen Hauses. Die Dachsparren gingen an einer Seite bis tief herunter; mit dem Verschuß der Ziegel auf denselben hatte man es nicht sehr genau genommen;

denn wenn man eine geeignete Stelle traf, so sah man deutlich die Sterne durchschimmern, das einzige Behagliche in demselben war neben dem in der That gutmüthigen und freundlichen Gesicht des Wirthes und der Wirthin ein großer Brasserio voll glühender Kohlen, der eine angenehme Wärme ausströmte.

Was nun das Bett anbelangt, so war es dem Lager Don Quixote's in dem Abenteuer mit der Asturianer Magd so erschreckend ähnlich, daß ich nicht umhin kann, die Worte des spanischen Dichters hier abermals zu erwähnen. »Es war,« so sagt er, »auf zwei ungleichen Brücken erbaut, über welche man vier ungehobelte Bretter legte, auf diese wurde eine Matratze, nicht dicker als eine Decke ausgebreitet, voller Knollen, die, wenn man nicht an einigen gewissen Stellen gesehen hätte, daß sie Wolle waren, man dem Gefühle nach wohl für Kiesel hätte halten können; dazu zwei Betttücher aus steifem Leder und eine Bettdecke, deren Fäden man, ohne sich um einen zu verrechnen, hätte zählen können, wenn man sich die Mühe hätte geben wollen.«

Obgleich ich überzeugt bin, daß es dem edlen Cervantes sehr gleichgültig sein kann, daß ich die Wahrheit seiner Schilderung hiemit bezeuge, so kann ich es doch bei meiner Wahrheitsliebe nicht unterlassen. – Einige Abtrocknung unserer Stiefel und Strümpfe war das erste nothwendige Geschäft, das wir unternahmen. Mit den letzteren sah es, wenn unsere folgende Tour nicht vom Sonnenschein begünstigt war, sehr traurig aus; wir hatten in unsere Nachtsäcke nur sehr wenig packen können, bei der großen Eile, mit der wir die Diligence verlassen hatten, vorher nicht an unsere Tour denkend.

Nachdem der Wirth unseren Brassero geschürt, ging er, unser Nachtessen zu bestellen, was ungefähr eine kleine halbe Stunde in Anspruch nahm. In dieser Zeit machten wir es uns so bequem wie möglich und empfingen auch den Besuch des hier stationirten Eisenbahn-Ingenieurs, eines Bekannten von Herrn B., nach dessen Befinden er sich eifrigst erkundigte. Hier nun kam uns unsere Sprachkenntniß recht zu Statten; denn da wir jenen Herrn, auf den wir uns beriefen, in unserem ganzen Leben nicht gesehen, so wäre es auch sehr schwierig für uns gewesen, über seine Person, Aufenthalt und Gesundheit Nachricht zu geben; sein College mußte also unsere gewiß verkehrten Antworten dem angegebenen Grunde beimessen. Übrigens hatten wir im Sprechen doch schon einige Fortschritte gemacht, und im Verlauf unserer Unterhaltung erzählten wir von den deutschen Eisenbahnen, sogar vom schwäbischen Alp-Übergange bei Ulm zur großen Zufriedenheit unseres Ingenieurs.

Endlich kam das Nachtessen und nach fast zwölfstündigem Fasten und Marschiren sahen wir eine übergroße Schüssel voll Geflügel und Reis mit großem Behagen auftragen. Der gute Ingenieur war discret genug, nicht unser Gast sein zu wollen, und so attaquirten wir unser Gericht von zwei Seiten mit dem größten Eifer. Was uns einigermassen im Essen genirte, war die Anwesenheit des ganzen weiblichen Hauspersonals während desselben in unserem Zimmer. Die Wirthin selbst hatte die Schüssel gebracht, ihr folgte das junge Mädchen vom Herd – in der That, es war jung und schön – dann kam eine ältere Schwester,

ferner ein anderes Frauenzimmer, nicht minder die Küchenmagd, und schließlich eine stämmig, nicht üble Weibsperson mit hellblonden Haaren und einigem Stallgeruch. Sämmtliche Obengenannte stellten sich im Halbkreise um unseren Tisch herum und schauten buchstäblich jedem Bissen zu, den wir in den Mund steckten. Zuerst genirte uns diese Geschichte, dann fanden wir sie recht komisch, was sie auch in der That war. Obgleich wir zum öftern für die Aufmerksamkeit und Ehre dankten, so blieben doch Alle hartnäckig an ihrem Platze. Ja, als wir darauf in einem fort allerlei Gegenstände verlangten, als: noch mehr Brod oder Salz, Pfeffer, Wein, so sprang eine fort, das Geforderte zu holen, kehrte aber so eilfertig an ihren Platz zurück, als fürchte sie, etwas höchst Interessantes zu verlieren. – Und nicht nur in Villarrobledo fanden wir diese seltsame Sitte, auf allen anderen Touren im Inneren Spaniens ist uns das Gleiche begegnet; es ist eine Ehre, welche man den Reisenden damit zu erweisen glaubt.

Das Geflügel in unserem Reis war ein halber wälscher Hahn, den wir glücklich beseitigten, um uns dann an die andere Hälfte zu machen, die gebraten aufgetragen wurde. Dann folgte noch eine uns unbekannte, fast widerlich süße Speise, sowie harter saurer Käse, den wir übrigens auch nicht ungestraft entließen, geröstete Mandeln und Chocolate. Dazu tranken wir einen sehr guten schwarzen Landwein, hatten vortreffliches Brod, kurz, ein Souper, bei dem es sich schon aushalten ließ.

So groß unsere Ermüdung auch war, so mochten wir doch nicht sogleich unser zweifelhaftes Bett aufsuchen, sondern begaben uns in das Vorhaus, wo die Gruppe um den Herd noch immer ihr gleiches Wesen trieb; nur der

Gitarrenspieler war durch einen anderen abgelöst worden; auch das junge Mädchen stand abermals am Feuer und bereitete irgend eine Speise für Neuangekommene Gäste.

Es war das eine schlanke, zierliche Gestalt mit schwarzen Haaren und großen, lebhaften Augen. Sie besorgte ihr Geschäft mit einer angeborenen Grazie und hatte dabei Zeit genug übrig, verschiedene, wie uns schien, pikante Antworten auf die zudringlichen Fragen und Bemerkungen der Maulthiertreiber nach rechts und links auszutheilen. Dabei übersah sie aber ihre Pfanne und drei oder vier Kochtöpfe, die um das Herdfeuer standen, mit großer Leichtigkeit und ohne viel Wesens dabei zu machen. Überhaupt ist es merkwürdig, wie einfach hier in diesen ländlichen Wirthshäusern die Kocherei betrieben wird. Unter Sprechen und Lachen setzt die Hausfrau oder eine ihrer Töchter Reis, Wasser und Hammelfett ans Feuer, versucht nach einiger Zeit die Brühe, wirft Salz oder Pfeffer nach, doch vergißt sie während alles dieses die Unterhaltung nicht und reicht dabei mit der freundlichsten Miene den Umhersitzenden Holzkohlen für ihre Papiercigarren.

Die ganze Wirthschaft hier am Herde hatte etwas Zigeunerartiges; denn, wie schon bemerkt, die Kochanstalten hätten unter freiem Himmel nicht einfacher sein können und nicht zwangloser die Gruppen der um das Feuer her Lagernden. Eine Figur für einen Hauptmann war auch da – ein alter, grauer Contrebandier oder Flurschütz, oder beides zugleich; und dann vor allen Dingen Preciosa nicht zu vergessen, Preciosa vor der Bratpfanne, die gegen Jeden freundlich war, ohne Einem eine Vertraulichkeit zu erlauben. Sie hatte in der That prächtige Augen, und wenn

sie so zuweilen unter den langen Wimpern hervor nach uns fremden Reisenden herüberschielte und auf einem solchen Blicke ertappt wurde, so überflog ein freundliches Lächeln ihr Gesicht und die emporgehobenen Lippen zeigten ihre blendend weißen Zähne. Ihr Anzug war einfach, aber hübsch: sie trug einen rothgestreiften, ziemlich kurzen Rock, dazu eine Art von schwarzem Mieder mit silbernen Knöpfen und hatte um den Kopf ein gelb und weißes Tuch gebunden, dessen Zipfel hinten herab hingen. Ich will gern zugeben, daß alles das durch die eigenthümliche Umgebung und das flackernde Herdfeuer verschönert wurde, aber Preciosa war auch bei Tag eine reizende kleine Spanierin.

Jetzt war die Kocherei beendigt, die Hungrigen verzehrten ihr Essen theils am Feuer, theils nahmen sie es mit in einen dunkeln Winkel, vielleicht zu einem Kameraden, der dort schon ausgestreckt lag. Die ersteren, welche unter unseren Augen soupirten, versäumten nicht, uns zu Gast einzuladen, was wir natürlicherweise abschlugen, dagegen gern zuschauten; mit welchem Anstand, mit welcher Ruhe nun ihrer Drei, Vier aus einer Schüssel aßen! Da wurde kein rohes Wort gehört, da wartete immer Einer, bis der Andere seinen Löffel voll herausgeholt, keine Gier, keine Hast, ja sie munterten sich gegenseitig auf, doch der Schüssel tapfer zuzusprechen. Natürlich fehlte ihnen gutes Brod nicht, ebensowenig Landwein, den sie aber auf eine eigenthümliche Art zu sich nahmen. Sie hatten ein Glasgefäß, fast wie eine kleine Gießkanne geformt, dessen Rohr sie vor den geöffneten Mund setzten, ohne es aber mit den Lippen zu berühren, und dann das Getränk nur hinablaufen ließen.

Auf diese Art kann man mit Jedem trinken, ohne befürchten zu müssen, in eine vielleicht unangenehme Berührung zu kommen.

Als alle Töpfe entfernt waren, wurde der Herdplatz rein gefegt und ein wahrer Berg von Reisig aufgethürmt, der eine solche Gluth hervorbrachte, daß sich alle Köpfe scheu in die Ecke drückten und wir in den entferntesten Winkel rücken mußten. Bei dem aufflackernden Feuer entdeckte ich auch unseren Führer, der ebenfalls abgespeist hatte und Uns nun freundlich zugrinste. Er wurde übrigens den ganzen Abend von den Anderen verhöhnt, denn er hatte es nicht verschweigen können, daß er uns heute Morgens in den Graben geworfen.

Nachdem die Gluth wieder zusammengesunken war, stellte sich auch der Kreis um das Feuer wieder her. Preciosa stand vor demselben, sie hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und blickte nachdenkend in die glühenden Kohlen. Der Guitarrist der neben ihr saß, schaute sie auffordernd an und berührte endlich mit dem oberen Theile seines Instrumentes leicht ihren Arm; sie blickte fragend nach der Seite, und als er nun auf seinem Instrumente hastig einige Accorde herunterriß und dazu mit dem Kopfe gegen sie nickte, lachte sie und nickte ebenfalls, worauf er taktgemäß zu spielen begann. Preciosa senkte ihre beiden Hände in die Taschen ihres Kleides, holte ein paar Castagnetten heraus, welche sie an ihren Daumen befestigte, dann hob sie das Köpfchen stolz empor und begann die Accorde mit einem leisen, aber außerordentlich takt sicheren Geknacke zu begleiten. Alle im Kreise schmunzelten, und als sie nun gleich darauf mit einer hellen, nicht unangenehmen Stimme nach der bekannten, spanischen Landesweise zu einem

Liede ansetzte, klatschten Alle in den Pausen taktgemäß mit den Händen, und das Vergnügen war allgemein.

Sie sang:

*Yo soy la Jitana
La jembra que va,
Sin hoy ni mañana
De aquí para allá;
Y erramo consuelos ...
Y entono primores ...
Y vendo gunuelos ...
Y galas y flores:
Y largo se cura
Por poco parné:
La güena – ventura
Quien la quié sabé? Naide, naide toque andana
Too la dica la Jitana
chachipé!
Venga el unto y lo parné –*

und als sie geendet, machte sie schnell gegen uns eine leichte Neigung mit dem Kopfe, drehte sich auf dem Absatze herum und verschwand darauf in der Dunkelheit.

Eine neue Weise wurde nun angestimmt und ein Anderer sang ein Lied. Doch wurde das Concert nicht mehr lange fortgesetzt denn der Guitarrist, der ein anderes Gelüste zu haben schien, übergab sein Instrument dem Nebenmanne, sprang in die Höhe und fing an, unter lautem Gelächter und Beifallsrufen auf dem freien Platze vor dem Feuer zu tanzen. Er war ein hübschgewachsener Bursche von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, in einer runden andalusischen Jacke, engen kurzen Hosen und Ledergamaschen;

er setzte die Füße auf eine zierliche Art, schlug bald in die Hände, bald auf seine Kniee, und so oft er sich dem Innern des Hauses zuwandte, rief er ein lautes Hoje hinüber.

Nicht lange blieb diese Aufforderung zum Tanze unbeantwortet; zuerst hörte man in der Entfernung Klappern von Castagnetten, die in den Takt des Tanzes einfielen, und dann erschienen sämtliche drei Töchter des Wirthes, die sich bei uns am Feuer niederließen und mit ihren Castagnetten schlugen. Ihnen folgte die Wirthin, dann die Küchenmagd mit der Dame vom Stall, welche beide letztere eine Zeitlang dem Tanze zuschauten, dann aber geschwind in ihre Taschen fuhren und ihre Castagnetten ebenfalls herausholten. Und nun begann ein so unerhörtes Geklapper und Geknacke, daß man kaum noch die Guitarrenklänge und sein eigenes Wort vernehmen konnte. — »Bolero! Bolero!« riefen ein paar Stimmen, die beiden Mägde traten einige Schritte zurück, die Wirthin nickte auf einen fragenden Blick ihrer Töchter mit dem Kopfe, dann sprangen auch diese in die Höhe, stellten sich gegenüber auf, drei junge Burschen folgten ihnen, und nun begann ein Ballet so originell, so amüsan, daß wir unter lautem Gelächter und mit dem größten Vergnügen zuschauten.

Ich weiß den Namen des Bolero nicht mehr, den sie tanzten, doch bestand er aus einer Menge verwickelter Figuren, wozu Tänzer und Tänzerinnen und ich muß gestehen, vor Allen die blonde Viehmagd, ihre Füße so kunstgerecht setzten, als hätten sie es von einem tüchtigen Balletmeister erlernt. Die Musik ging übrigens immer geschwinder, begleitet von dem wirbelnden Knacken der Castagnetten; die Tanzenden erhitzten sich offenbar und wanden sich schlangartig hin und her, bald den Kopf bittend gesenkt, bald

ihn drohend in die Höhe geworfen. Dabei gingen die Hände vor und zurück, meistens in taktmäßiger Bewegung. Ich kann nicht läugnen, daß eine Spur vom französischen Cancan darin zu finden war. Der Spektakel wurde noch vergrößert durch das Händeklatschen der am Feuer Sitzenden, durch Zungenschmalzen und durch aufmunterndes, sowie Beifalls-Geschrei. »Ole! Ole! Salero!« rief bald Der, bald Jener, und so wurden Tänzer und Tänzerinnen so lange gesteigert, bis sie am Ende nicht mehr konnten und tief athmend, aber lachend auf ihre Plätze zurückfielen. Für uns war die ganze Scene neu und höchst interessant; es war nichts Gemachtes oder Vorbereitetes, Alles improvisirt, so recht aus dem Volksleben, voll natürlicher Wildheit und dabei doch nicht ohne Grazie.

Nach kurzem Ausruhen fingen übrigens Guitarre und Castagnetten wieder an und laut und stürmisch wurde Preciosa um den Fandango gebeten. Anfänglich achtete sie gar nicht darauf; ja, sie zuckte mißmuthig die Achseln und warf den schönen Kopf trotzig in die Höhe, worauf der junge Bursche, der vorhin angefangen, lachend vor sie hinsprang und den genannten Tanz, ihn gewissermaßen caricirend, auf eine so komische Art begann, daß Alles laut hinauslachte, das Mädchen ebenfalls; dann sprang sie plötzlich in die Höhe, zog ihre Castagnetten fester an, drückte das Mieder in die schlanke Taille hinab, hob sich aus den Hüften heraus, bog sich rechts und links durch und stand nun mit einem Mal fest, den Kopf trotzig erhoben, mit einem Zuge von Verachtung auf den Lippen, die Brust vordrückt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, den rechten Fuß fest vorgesetzt. — »Ole! Ole!« rief der ganze Kreis, wir ebenfalls mit und klatschten dabei eifrig in die Hände,

denn die Haltung des schönen Mädchens hatte etwas unaussprechlich Reizendes und Herausforderndes.

Jetzt begann der Tanz zwischen den Beiden, er umkreiste sie flüchtig, bittend, wobei er suchte, sich ihr auf alle Weise zu nähern. Sie drehte sich kalt und stolz im Kreise, wobei sie ihre Zähne fast mehr sehen ließ, als ihre Augen. Sie ließ ihn oft sich ziemlich nahe kommen, um ihn dann mit dem Blitz ihres hellen Auges zurück zu schrecken; nach und nach aber wurde sie erwärmt, weicher, nachgiebiger; sie blickte ihn zuweilen ohne Strenge von der Seite an, um ihren Mund spielte dann und wann ein leichtes Lächeln; ja, er durfte schon ihre Fingerspitzen berühren und den schüchternen Versuch machen, seine Hand um ihre schlanke Taille zu legen. Zuerst war das nur ein Versuch, den sie durch einen strengen Blick vereitelte. Dann aber duldete sie seine Umschlingung vielleicht eine Secunde lang, nun länger, bis sie endlich fest in seinen Armen lag und ihn nur auf Augenblicke verließ, um mit neuer Gluth an seine Brust zu fliegen. So steigerte sich der Fandango von Takt zu Takt; die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit hin, die Castagnetten schlugen bald leise wie zitternd an, dann wieder mit ein paar vollen, kräftigen Schlägen; um den Mund des jungen Tänzers spielte ein vergnügliches Lächeln, wenn das Mädchen sich ihm auf Augenblicke entwand und offenbar in der Absicht floh, sich gleich wieder von ihm fangen zu lassen; ihre Wangen glühten, ihr feuchtes Auge blitzte, sie war ihm zum letzten Male entflohen, er hielt sie wieder fest in seinen Armen, es folgte eine ziemlich lange und innige Umschlingung. – »Ole! Ole! Salero!« schrien entzückt die Zuschauer, dann war der Fandango zu Ende und Tänzer und Tänzerin kehrten laut lachend, als

habe sie die Sache durchaus weiter nicht berührt, an ihre Plätze zurück.

Und so ist es auch in der That bei diesen spanischen Tänzen; man führt im Allgemeinen die Figur und Bewegung, welche der Tanz vorschreibt, ohne Prüderie, ohne Ziererei aus, und vor allen Dingen, ohne etwas Schlimmes dabei zu denken. Ich habe später Fandango und Madrilenen von jungen, gewiß ganz unschuldigen Mädchen tanzen sehen, die es durchaus nicht vergaßen, die Biene von ihrem Röckchen abzuschütteln, und dabei ihre kleinen zierlichen Waden bis zur Hälfte zeigten – eine Sache, die ihrer Unschuld und ihrem Anstande gewiß keinen Eintrag that; denn als der Tanz beendigt war, ließen sie sich bescheiden an ihren Platz zurückführen und saßen da mit niedergeschlagenen Augen, lieb und unschuldig wie früher.

Obgleich der Ball noch nicht zu Ende zu sein schien, so dachten wir doch an morgen und zogen uns langsam aus dem Kreise zurück nach unserem Zimmer, wo mittlerweile noch ein zweites Bett für meinen großen Maler hergerichtet worden war. Vor Allem nahmen wir jetzt mit dem Wirthe wegen unseres morgenden Fortkommens Rücksprache. Der Karren hatte gänzlich unsere Gunst verloren und da es auch nie in unserer Absicht gelegen, auf so höchst prosaische Art durch Spanien zu ziehen, so nahmen wir mit großer Bereitwilligkeit das Anerbieten des Wirthes an, uns zwei tüchtige Maulthiere zu geben, sowie einen Knecht, der uns beide Tagereisen bis nach Tembleque begleiten sollte. Der Preis, den er verlangte, war nicht hoch; so wurden wir bald einig, legten uns zu Bett und entschliefen in kurzer Zeit unter den noch immer von Weitem herüberhörenden Klängen der Guitarre und der Castanuelos.

Um Sechs waren wir bereits munter, warfen uns in die Kleider und gingen, eine Chocolate an dem Herd einzunehmen. Doch sah es hier ganz anders aus als gestern Abends. Das gemüthliche Feuer mit seiner blendenden Helle fehlte, nur einige Kohlen brannten auf dem Steine, und da das Tageslicht durch den Thorweg nur schwach hereindrang, so herrschte hier ein melancholisches Duster. – Was man bei allen Reitpartieen in fremden Landen nie versäumen sollte, Thiere und Reitzzeug zu betrachten, thaten wir auch hier. Die Maulthiere waren kräftig und gut genährt, die Sättel aber etwas breit und plump; der eine hatte sogar keine Steigbügel, und unser Wirth mußte im ganzen Flecken umherlaufen, um ein zweites Paar aufzutreiben, was unsere Abreise um eine halbe Stunde verzögerte.

Endlich war Alles bereit, unsere Nachtsäcke aufgepackt, als der Wirth mit einer ziemlich großen Flasche, so wie mit zwei Gewehren und Hüten in den Stall trat. In der Flasche war Branntwein, von dem er wegen der kalten Morgenluft Jedem ein Glas aufnöthigte; die Hüte und Gewehre aber überredete er uns, leihweise bis nach Tembleque mitzunehmen, wobei er uns versicherte, Räuber (Ladrones) gäbe es eigentlich nicht mehr in Spanien, wohl aber könne man hier und da Rateros begegnen – Dilettanten, welche sich kein Gewissen daraus machen, Reisenden, denen sie schon von Weitem die Fremden ansehen, in den Weg zu treten und sie auszurauben, wogegen wir mit dem Gewehr am Sattel, den castilianischen Hut auf dem Kopfe und in unsere Manta gewickelt wohl für Eingeborne gelten und unangefochten bleiben würden. Unser Wirth war überhaupt ein sehr braver Mann; denn einen Zwerchsack, der auf meinem Pferde

hing, hatte er mit Zwiebeln, Brod und einem Weinschlau-
che versehen. Gott möge es ihm diesseits und jenseits loh-
nen!

Ehe wir aufstiegen, verabschiedeten wir uns höflicher-
weise noch bei der Wirthin und ihren Töchtern; Preciosa
wünschte uns eine recht glückliche Reise, reichte uns auch
ohne Ziererei ihre kleine Hand und sagte den Maulthieren
ein paar freundliche Worte, sie möchten sich unterwegs gut
aufführen und dem Hause keine Schande machen. Auch
die Tänzer und Zuschauer von gestern Abends waren nach
und nach erschienen, hatten ihre Karren eingespannt, ih-
re Thiere bepackt, und der größte Theil ritt vor uns zum
Hause hinaus. Der Fandangotänzer war auch bei Tage ein
netter, gemüthlicher Bursche; er war der Befehlshaber einer
Schaar mit Säcken beladener Esel, deren letzter ihn noch
obendrein zu tragen die Ehre hatte. Er voltigirte leicht hin-
auf, setzte sich quer auf den Rücken des Thieres, und als
er bei uns vorbei kam, machte er mit Händen und Füßen
pantomimisch noch einige Pas des Fandango und sang die
Strophe eines dazu gehörigen Liedes laut gegen das Stallre-
vier hinüber. Ein leichtes Castagnettengeklapper erschallte
von dorthier, wie es schien, zur Antwort, worauf er lachend
zum Hofe hinaustrabte.

Der Himmel war klar, die Sonne schien hell, und Vil-
larrobledo zeigte in deren Alles verschönerndem Strahle
ein ungleich freundlicheres Gesicht als gestern Abends. Bei
den Windmühlen, die wir gestern bei der Dämmerung aus
dem Gesichte verloren, kamen wir vorbei; es waren al-
te, gebrechliche Wesen mit vier Flügeln, wie die holländi-
schen, auf dunklen Balkengerüsten ruhend, und ihre lan-
gen Windmühlenarme drehten sich, von einem leichten

Morgenwinde getrieben, langsam und langweilig herum. – Die öde Mancha, Windmühlen – und Don Quixote; das Bild des irrenden Ritters taucht unwillkürlich vor einem auf. Obgleich Cervantes in seiner Weisheit den Geburtsort des Helden nicht nennt, vielmehr Eingangs jener berühmten Geschichte sagt: »In einem Dorfe von La Mancha, dessen Namens ich mich nicht entsinnen mag, lebte unlängst ein Edler &c.«, so haben doch verschiedene Ortschaften hier aus der Lage ihres Dorfes und aus anderen unbedeutenden Thatsachen den Schluß ziehen wollen, der sehr sinnreiche Edle sei ihrem Dorfe entsprossen; ja mehr als sieben Flecken und Städte, kann man sagen, streiten sich gleich den griechischen, welche auch um Homer's Wiege zankten, um die Ehre, der Geburtsort Don Quixote's zu sein. Auch Villarrobledo ist darunter und unser Wirth wollte ganz genau wissen, sein Dorf sei es sicher, dessen Namens sich Cervantes nicht habe erinnern mögen. Seien ja auch die Windmühlen in der Nähe, mit denen der Ritter gefochten. Die Windmühlen waren allerdings da, schienen aber gegen die Behauptung des Wirthes zu sprechen, denn Don Quixote ritt zwei Tage, ehe er das Abenteuer mit denselben bestand. Mir wären sie ebenfalls fast verderblich geworden; denn als wir ziemlich nahe an einer derselben vorbei ritten, wurde mein Maulthier, wahrscheinlich durch das Sausen des Flügels, erschreckt und machte einen Seitensprung, der mich um ein Haar vollständig aus meinem Sitz gebracht hätte.

So zogen wir denn abermals allein durch die Mancha, heute wenigstens hoch zu Maulthier, uns ganz anders fühlend als gestern in dem armseligen Karren. Unser Führer

war ein Zigeuner, ein junger, kräftiger Kerl, mit einem verwegenen, aber gutmüthigen Gesichte. Sein Anzug war originell und nicht uninteressant; an den Füßen hatte er Binsensandalen, deren kreuzweise gebundene Schnüre bis unter die Kniee reichten; kurze und enge blaue Hosen schlossen sich daran und wurden oben von einem vielfarbigen Gürtel zusammengehalten. Eine kurze, einst verschnürt gewesene Jacke – man sah an den dunkleren Stellen, wo diese Ornamente gesessen – bedeckte den Oberkörper. Um den Kopf hatte er ein gelbes Tuch, und seine blau und weiß gestreifte Manta ließ er bald von der rechten Schulter lang herabhängen, bald hatte er sie um den Hals und die Brust gewickelt, zuweilen auch schnürte er sie zusammengerollt mit einem Strick auf dem Rücken fest.

Beim besten Willen ist von der Gegend, durch welche wir zogen, nichts zu sagen; es war dieselbe unendlich öde, röthlich gefärbte Fläche, wie wir sie gestern durchschritten hatten, nur zuweilen unterbrochen von einer Gruppe niederer Bäume oder von einem Streifen Buxbaumsträucher, welche sich durch eine wasserreichere Vertiefung hinzogen. Die einzige, für Spanien große Merkwürdigkeit, auf welche wir stießen, nachdem wir kurze Zeit Villarrobledo verlassen, war die Eisenbahnlinie, deren Anblick uns hier in dieser öde einen lauten Ausruf der Verwunderung entlockte. Ja, es war dieselbe lange, lange Linie, dieselbe Tracirung, wie auch bei uns. Ihr Anblick erinnerte uns so recht an die Heimath. – »Ferro Carril!« rief bedeutsam unser Führer und machte uns begreiflich, auf ihrem Damme sei der geradeste und angenehmste Weg. Und der deutsche Leser wird schaudern, wenn er erfährt, daß wir dieß wirklich wagten, daß wir den geheiligten Boden einer Eisenbahnlinie von

den profanen Hufritten unserer Maulthiere zertreten ließen, daß wir durch zahlreiche Arbeiter durchritten, an Eisenbahnbeamten vorbei, daß wir nicht mit heftigen Worten angehalten und zurückgewiesen wurden, sondern daß man uns noch freundlich eine glückliche Reise wünschte. Ja, Spanien ist in der Cultur noch sehr zurück! Wir lasen nirgendwo Plakate, daß das allzu genaue Betrachten der Bahn verboten sei und daß man sich enthalten möge, in der Nähe des Bahnkörpers auszuspucken, um den Damm nicht zu erweichen.

Um einem längst empfundenen, tief gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wurde schon vor langer, langer Zeit die Eisenbahn von Valencia nach Madrid projektirt; man baute auch von beiden Endpunkten, zuerst von der Hauptstadt gegen Aranjuez, eine Strecke von vielleicht fünf deutschen Meilen, die schon vor zehn Jahren beendigt, aber nicht befahren wurde, weil einige Brücken und das Betriebsmaterial noch nicht recht in Ordnung waren. Als dieß nun endlich hergestellt war und es an einem schönen Tage hätte losgehen sollen, fand sich, daß während dieser Zeit ein Theil der Schwellen bedeutend gelitten hatte und neu gelegt werden mußte. Endlich aber fuhr man doch von Madrid nach Aranjuez, und im Laufe des vergangenen Jahres wurde eine weitere Strecke nach Tembleque eröffnet. Von Valencia nach Alcira ist nun die Bahn im vergangenen Jahre ebenfalls eröffnet worden, doch sind es im Verhältnisse zum Ganzen nur zwei unbedeutende Strecken. Tracirt ist übrigens die ganze Bahn von Alcira nach Albacete – ein hügeliger, durchschnittener Theil, der am meisten Schwierigkeiten macht –, von da über La Roda nach Villarrobledo, Campo Criptana, Villa Cannas und einzelne Strecken, zum

Beispiel von Albacete nach La Roda, sollen in nächster Zeit eröffnet werden. In zwei Jahren hofft man das Ganze zu beendigen, wodurch alsdann das Reisen in Spanien sehr erleichtert wird. An die schönsten Punkte der Küste fahren Dampfboote, und wer Madrid sehen will, wird gern von Valencia dorthin gehen und nach Valencia zurückkehren. Die andere projektirte Hauptlinie ist von Madrid nach Bayonne, um alsdann Bordeaux und Paris auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Doch ist da noch nicht viel geschehen und kein Ende abzusehen.

Der Bahnkörper, auf dem wir ritten, hatte nicht viel Schwierigkeiten gemacht; bei dem sanft hügeligen Terrain bestand er abwechselnd aus niedrigen Dämmen und nicht sehr tiefen Einschnitten. So viel wir bei oberflächlichem Beschauen sahen, war er ziemlich solide gebaut; wir begriffen aber ganz wohl, weshalb die Sache so außerordentlich langsam vor sich geht. Diese spanischen Arbeiter betreiben ihr Geschäft in der That mit einer komischen Faulheit und sind dabei unpraktisch wie die Kinder; ihre Arbeitsgeräte befinden sich in dem rohesten Zustande. Um zum Beispiel Erde fortzuschaffen, einen Damm aufzuschütten, benutzen sie weder Schubkarren noch Tragbüten, sondern der Mann hat ein Körbchen, das kaum vier starke Schaufeln Erde hält, mit welchem er, wie zum Zeitvertreibe hin und her schlenkert. Er füllt es mit großer Umständlichkeit, nimmt es auf den Kopf oder auf die Schulter und leert es an einem bezeichneten Platze wieder aus; wo die Sache aufs alleremsigste betrieben wurde, da hatten sie eine Heerde Esel, welche flache Körbe trugen. Welche Zeit das Auf- und Abladen in Anspruch nimmt, kann man sich leicht denken, und das geduldige Lastthier, welches noch so langsam dahin

schleicht, wird nie von dem Arbeiter und Treiber überholt. Mit großem Bedacht wird der Spaten eingesteckt, der Esel beladen; ehe er aber in Gang kommt, schaut der Arbeiter an den Himmel, spricht mit seinem Nebenmanne, spuckt gelegentlich aus, zieht seine Hosen in die Höhe und greift alsdann in die Tasche, um Papier und Tabak zu einer Cigarre hervorzuholen. Diese wird mit großer Genauigkeit gemacht, das Feuer bedächtig aus dem Steine geschlagen, der Zunder muß vollständig glühen, ehe die Cigarre in Brand gebracht wird, und erst nachdem die ersten und besten Züge hinunter geschluckt sind, wird der Esel in Gang gesetzt.

Von Schwellen oder Schienen war übrigens hier noch keine Spur zu sehen; auch mußte an manchen Stellen der Damm schon längere Zeit fertig sein, denn er war streckenweise mit Gräsern und Kräutern bewachsen. Wir hatten sieben starke Leguas zu machen, und unser Zigeuner, obgleich zu Fuß, trieb immerfort zur Eile. Unsere Maulthiere gingen einen ordentlichen Paß, doch mochten wir aus Rücksicht auf unseren zu Fuß gehenden Begleiter anfänglich nicht traben. Da er aber sein Hadje! Anda! immer häufiger ertönen ließ, auch zuweilen auf die Thiere mit dem Zipfel seiner Manta losschlug, so ließ ich mir einen tüchtigen Stock schneiden, versuchte ihn an meinem dicken, etwas sehr faulen Maulthiere, worauf es augenblicklich zu einem tüchtigen Trabe ansetzte. Horschelt blieb nicht zurück, und so ritten wir eine halbe Stunde ziemlich scharf dahin, wobei wir uns des öfteren nach unserem Führer umsahen, der nicht sehr weit zurückblieb und uns winkte, wir sollten nur vorwärts reiten. Der Zigeuner lief einen kleinen Hundetrab nach Art der Schnellläufer, die man bei uns sieht; die Hände bewegte er heftig vor- und rückwärts und hatte, wie

er uns später zeigte, in jeder geballten Faust einen kleinen Kiesel, welchen er beständig herumdrehte. Das machten sie immer so, sagte er, weißhalb, wisse er eigentlich nicht, aber es sei sehr angenehm; und ich glaube wohl, daß es gut sein mag, denn es befördert die Circulation des Blutes in den herabhängenden Händen.

Auf einer Eisenbahn fahren kann sehr kurzweilig sein, aber über einen Bahndamm durch die Mancha zu reiten, gehört mit zu dem Langweiligsten, was der Mensch unternehmen kann. Stundenlang lief sie vor uns her, schnurgerade, ohne weitere Abwechslung, als daß wir jetzt auf einem Damme ritten und in die langweilige Gegend schauen konnten, und daß wir gleich darauf zwischen die hohen Wände eines Einschnitts trabten. Einen Baum oder auch nur einen Strauch hatten wir lange nicht mehr gesehen, eine menschliche Wohnung war für uns zur Fabel geworden, und eine kleine Brücke, ein Wasserdurchlaß oder eine Biegung des Bahndammes war eine Erscheinung, die wir freudig begrüßten.

Der Gitano hatte uns für die Hälfte des Weges eine Rast versprochen; dort sei eine Venta, wo wir vielleicht ein gutes Feuer finden würden. Und wir schmachteten nach einem guten Feuer. Der heftige Wind, unser Begleiter seit Valencia, den wir im Wagen und gestern zu Fuß schon stark gespürt hatten, war heute, da wir so ruhig in dem Sattel saßen, wahrhaft unausstehlich. So zogen wir, auf die Venta hoffend, dahin, die Maulthiere gingen in einem guten Trabe, unser Humor war gerade nicht schlecht – hatten

wir doch endlich die Reitpartie errungen, waren in Spanien und ritten gegen Madrid, gesund und wohl, voll Appetit. Trotz Kälte und Wind beneideten wir unseren Baumeister nicht mehr um seinen Platz im Eilwagen; sich so im Sattel zu wissen, wenn auch nur auf einem Maulthiere, war doch ein ganz anderes Gefühl. Und dazu noch unsere eigenthümliche Tracht: die Manta malerisch umgeschlungen, den castilianischen Hut keck auf den Kopf gestülpt, im Gürtel das Messer, das bei jedem Schritte klirrende Gewehr am Sattel – wir hielten uns wahrhaftig schon für ganz andere Menschen, als die, welche noch vor ein paar Tagen mit Reisemütze und Pelzstiefeln im Eilwagen gesessen; wir schrieen zuweilen aus voller Brust ein lautes Hurrah und wünschten in unserem Übermuthe irgend ein kleines Abenteuer à la Don Quixote.

Endlich wurde auch die Venta fern am Horizonte sichtbar, aber wir kannten schon genugsam die täuschenden Entfernungen dieser Ebene, um zu wissen, daß dorthin noch sehr weit sei. Das Haus erschien als kleiner grauer Punkt in trostloser Einsamkeit auf der unendlichen Fläche – Muth gefaßt! zuletzt werden wir doch noch hin kommen. Wir ritten und ritten eine Stunde um die andere und kamen kaum merklich näher; es ging uns wie gestern auf dem Wege nach Villarrobledo, und als wir die Venta schon fast dicht vor uns sahen und vier trostlose Pappeln unterscheiden konnten, welche sie umstanden, da brauchte es doch noch eine halbe Stunde scharfen Trabens, ja, eines verzweifelten Galopps, um endlich vor die Thür der Schenke zu gelangen.

Hier aber war Alles öde und leer. Wir stiegen ab, pochten heftig an die Thüre, ohne daß man uns öffnete; bald

kam auch der Zigeuner hinter uns drein gelaufen, und da er die örtlichkeiten dieses Gebäudes zu kennen schien, so ging er an die hintere Seite, kletterte durch ein Fenster in das alte, baufällige Haus, kam aber bald mit der Nachricht zurück, die Venta sei gänzlich verlassen. Da war nichts zu machen; außer dem Feuer, auf welches wir gehofft, suchten wir übrigens nichts in der Schenke, weßhalb wir auch leicht getröstet waren, uns vor demselben einen Platz wählten, wo wir vor dem Winde geschützt waren, und den Zwerchsack unseres guten Wirthes vom Maulthiere herabnahmen. Wir hatten lange kein so herrliches Frühstück mehr gehabt. Ein hartes Brod, eine saftige Zwiebel, dazu dicker, rother Wein, der stark nach dem Schlauche schmeckte, und als Gewürz zu allem dem ein sechsständiger Ritt in den Gliedern – es schmeckte uns wunderbar, und wir verzehrten unseren Proviant bis auf die letzte Brodkrume. Ermüdet war ich übrigens auch ein wenig, und um die steif gewordenen Glieder etwas gelenkig zu machen, streckte ich mich am Boden aus, wälzte mich hin und her, was ich auch Horschelt und dem Zigeuner anrieth. Ich hatte das früher in Syrien öfters nach langen Ritten von den Arabern gesehen, die sich dann zuletzt von zwei Kameraden an den Schultern und Füßen packen und ziehen und dehnen lassen, so lange wie möglich. Dasselbe versuchten wir auch hier gegenseitig vor der Venta und fanden es von vortrefflicher Wirkung.

Nach einer halbstündigen Rast kletterten wir auf unsere Maulthiere und ritten abermals die Eisenbahn entlang. Glücklicher Weise hatten wir eine Stunde später in unserem einförmigen Wege eine Abwechslung dadurch, daß

wir auf einmal durch ein ansehnliches Fließchen aufgehalten wurden. Es durchschnitt rechtwinkelig die Eisenbahnlinie, und von der Überbrückung an diesem Punkte standen erst einige Pfeiler, über welche ein paar Balken zur nothdürftigen Communication für die Arbeiter gelegt waren. Da hielten wir und rathschlagten, was zu thun sei; unser Zigeuner kannte diese Gegend nicht genugsam, um eine Fährte durch das Wasser zu wissen. Wir mußten also auf gut Glück eine suchen. Das Flußbett war ziemlich tief, das Ufer mit Gesträuch sowie hohem und dichtem Sumpfgasse bewachsen, welches rechts und links eine breite Strecke ausfüllte. Der Boden war schlammig, und es schien nicht rathsam, sich in den Fluß zu wagen. Wir ritten eine Viertelstunde aufwärts einem kleinen Hügel zu, hinter welchem eine unscheinbare Hütte zum Vorschein kam; sie lag zwischen dem Gebüsche fast versteckt, doch sahen wir, daß sie bewohnt war, denn aus einem Loche im Dach stieg ein leichter Rauch kräuselnd in die Höhe. Der Zigeuner, der uns immer voraus durch das Gebüsch stöberte, rief uns, zu ihm zu kommen, hier sei ein Übergang möglich. Wir bemerkten auch bald mehrere kleine Fußpfade, die von der Ebene herkamen und sich drunten am Wasser vereinigten.

Da mein Maulthier das stärkste war, so sprang unser Führer hinter mich auf die Kruppe, und nun trieb ich das Thier dem Ufer zu. Bis in den Fluß selbst zu kommen, war die schwierigste Arbeit, denn es sank fast bis an die Kniee in den Schlamm; endlich aber ging es tiefer hinunter, wir mußten unsere Füße in die Höhe ziehen, denn die ziemlich reißende Fluth spülte unter dem Leibe meines Thieres. Horschelt folgte dicht hinter mir. Die Fährte war sicher, und der Fluß hätte uns nicht gehindert, ohne Beschwerden das

andere Ufer zu erreichen. Doch hatten wir uns kaum dem letzteren genähert, als ein paar sehr große und starke Hunde aus dem Gebüsch aufsprangen und zähnefletschend mit lautem Gebell gegen uns anstürzten. Mein Maulthier stutzte einen Augenblick, doch trieb ich es den Abhang hinauf, und der Zigeuner, der von der Kruppe herabglitt, traf mit dem Kiesel, den er in der Hand trug, den einen der Hunde so nachdrücklich in die Rippen, daß er mit lautem Geheul davon sprang; der andere zog sich ebenfalls aus der Angriffs-Linie zurück, und wir ritten lachend durch das dichte Gestrüpp das Ufer hinan, bei der oben erwähnten Hütte vorbei, als dort auf einmal zwei Kerle erschienen, die uns einige Schimpfworte entgegen riefen und dabei auf den Hund deuteten, der den Fuß etwas in die Höhe zog.

Der Zigeuner faßte meinen Steigbügel, legte einen Finger auf den Mund, womit er andeuten wollte, wir sollten nichts erwidern – aber unser Gewehr herauf nehmen, sagte er mit leiser Stimme. Er gab auch dem Maler einen Wink, und wie auf Commando langten wir an der Seite hinunter, hoben die Flinte aus den Haken und legten sie quer vor uns auf den Sattel. Der eine der beiden Kerle war ebenfalls im Besitz eines rostigen Schießprügels, den er langsam in die Höhe hob. Doch blieb es bei dieser Demonstration und fortgesetztem Schimpfen, worauf wir wieder ungehindert unseren Weg fortsetzten, das Flußbett mit seinem Gestrüpp und Sumpfrasse bald im Rücken hatten und in Kurzem wieder auf der Eisenbahn-Linie dahin trabten. Unser Gitano trieb immer vorwärts, und da er von dem beständigen Laufen endlich doch anfangs müde zu werden, so hängte er sich zuweilen an einen Riemen meines Maulthiers und ließ sich mit fortziehen.

Ungefähr eine Stunde nach unserem Flußübergang tauchte am fernsten Horizont eine Hügelkette auf, auf der man einige Gebäude unterscheiden konnte, Campo Critana, unser Nachtquartier. Doch war unsere Freude über diesen Anblick nicht übermäßig; wir hatten gestern und heute die Entfernungen schätzen gelernt und wußten, daß wir vor Nacht – es schien in einer Stunde erreichbar zu sein – wenigstens noch vier Stunden reiten mußten. Und so war es auch. Bis zur Verzweiflung dehnte sich der Weg; ich war etwas ermüdet – unausstehlich wie Horschelt sagte, und fing zum Ergötzen des langen Malers mit unserem Zigeuner bei einbrechender Nacht einen kleinen Wortwechsel an. Dieser hatte mir nämlich vor einer Stunde gesagt, nach Ablauf derselben würden wir Campo Critana erreicht haben, und wir waren zu dem angegebenen Zeitpunkte scheinbar noch eben so weit entfernt wie vor demselben.

Glücklicher Weise wurde die Gegend etwas belebter und interessanter. Statt des dünnen, gelblichen Bodens ritten wir auf einem Wiesenpfade, hatten auch die Eisenbahnlinie endlich verlassen, kleine Hügel boten einige Abwechslung, und wir sahen wieder einmal Baumgruppen, freilich nur schwächliche Oliven, aber es war doch etwas Neues. Auch Menschen zogen mit uns, zahlreiche Arbeiter der Eisenbahn, die ihr Tagewerk vollendet hatten und nach Hause zurückkehrten. Bald vernahmen wir auch den Klang einer Glocke; wir verließen die Feldwege und gelangten auf die Fahrstraße, welche nach Campo Critana führte. Da nun hier unsere Maulthiere augenblicklich in die mit Schlamm angefüllten Löcher der Straße versanken, so waren wir sicher, in der nächsten Nähe des Ortes zu sein.

Dieser war nun eben so ärmlich und miserabel wie Villarrobledo. Trotzdem es ein kleines Nest schien, mußten wir doch eine lange Zeit durch die Straßen ziehen, ehe wir an das Privathaus kamen, das uns der Ingenieur empfohlen. An unseren gestrigen Ball denkend, wären wir gerade nicht betrübt gewesen, wenn man uns wieder in eine Posada gewiesen hätte. Doch empfing unser heutiger Wirth Don Manuel uns mit dem Anstand eines echten Hidalgo, freundlich, herablassend, aber gemessen, am Thore seines Hofraumes. So lange wir im Sattel saßen hatten wir weniger vom langen, scharfen Ritt und von der Müdigkeit gespürt; als ich aber abstieg, fühlte ich wohl, daß ich des Reitens, namentlich auf schlechten Thieren und Sätteln, nicht mehr gewöhnt sei; denn ich war so steif geworden, daß es mir Mühe machte, die drei, vier Stufen zum Hause hinauf zu steigen. Glücklicherweise fanden wir hier ein wenn einfaches, doch behagliches Zimmer, einen mächtigen Brasserro, ja, sogar die Idee eines Sophas und eine freundliche Wirthin, die sogleich für unser Nachtessen Sorge trug.

Das Haus Don Manuel's war, was der Spanier eine Casa de Huespedes nennt, und wurde hauptsächlich von Eisenbahn-Ingenieuren besucht. Ein paar, die auf der hiesigen Station beschäftigt waren, wohnten mit ihren Frauen dort. Alle waren hübsche, umgängliche Leute, und wir plauderten zusammen so gut wie möglich, boten einander Cigarren an und folgten später ihrer Einladung nach dem Vorplatz oder der Küche des Hauses, wo ein großes Herdfeuer brannte, um welches wir uns im Kreise herum setzten. Don Manuel gab mir mit vieler Gravität seinen, den Ehrenplatz in der Ecke und mein Weigern half nichts, ich mußte ihn annehmen. Er schien wohlhabend zu sein,

wenigstens wies das ganze Hauswesen darauf hin; unsere Wirthin, Donna Ines, war fast städtisch gekleidet, ebenso die Frauen der Eisenbahnbeamten. Dabei hatten alle drei hohe, stattliche Figuren mit ausdrucksvollen Köpfen, aus denen Augen und Zähne prächtig hervorglänzten.

Im Laufe des Abends kamen noch einige Ingenieure von einem Ritt über Feld zurück, mit hohen Reitstiefeln, den Gürtel um den Leib, in welchem Messer und Pistolen staken. Es kann hier nicht schaden, meinte Einer, daß man zeigt, wie man für alle Fälle gerüstet ist.

So saßen wir um den Herd bei einander, die Beleuchtung kam von dem hoch aufprasselnden Feuer her; an der Decke hingen Schinken und Würste, was namentlich mit dem Anzug der hübschen Weiber, welche die Spitzenmantille um den Kopf trugen, seltsam contrastirte. Da unser Zigeuner für morgen einen längeren Ritt voraussagte, so suchten wir früh unsere Betten, die heute recht ordentlich warm, und entschliefen augenblicklich.

Schon um vier Uhr wurden wir geweckt; wir tranken am Feuer unsere Chocolate und stiegen, nachdem unsere Maulthiere bepackt waren, was immer einige Zeit in Anspruch nahm, beim ersten Grauen des Morgens in den Sattel. Der Himmel war klar, doch war es dunkel genug, daß wir überall die Sterne durchflimmern sahn, weßhalb wir genöthigt waren, neben unserem Zigeuner noch einen kleinen Buben anzunehmen, der uns durch verschiedene Engpässe vor dem Orte, durch Schluchten und Hohlwege auf die Straße brachte, wo sich unser eigener Führer wieder zurecht fand. Trotz seiner gestrigen Versicherung, er kenne den Weg nach Tembleque wie das Haus seiner Mutter,

gestand er uns doch heute ein, daß er noch nie über die gestern erwähnte Venta hinaus gekommen sei.

Campo Critana liegt am Fuße eines felsigen Hügels, durch dessen Risse und Sprünge wir uns langsam hinauf arbeiteten. Der Wind hatte sich auch wieder aufgemacht, doch blies er nicht mehr so scharf und schneidend wie gestern, sondern er kam stoßweise mit etwas wärmerem Hauche, was für den Augenblick angenehmer war, uns aber Regenwetter prophezeihte. Die Sonne ging in finsterner, glühender Majestät wie zürnend auf und hatte in ihrem Gefolge dunkle, massenhafte Wolken, hinter denen ihre Strahlen wie blitzende Flammen über die röthlichen, nackten Felsen, auf welchen wir ritten, hinfuhren, so daß unsere langgestreckten schwarzen Schatten auf feurigem Grunde dahin fliehenden Gespenstern glichen.

Angenehmer Weise hatten wir nicht wie gestern die unabhäbige öde Gegend vor uns; vielmehr war das Terrain wild und zerklüftet, und ein schmaler, mit Steingerölle bedeckter Pfad führte oft sehr steil auf- und abwärts, wodurch unser Zigeuner beständig einen ziemlichen Vorsprung vor uns hatte; denn während er wie eine Ziege, den Weg oftmals abschneidend, über die Steine wegkletterte, setzten die Maulthiere, namentlich abwärts, ihre Füße mit außerordentlicher Bedächtigkeit auf. Der gestrige Ritt hatte sie ermüdet, und heute Morgens mußten wir den Stock meistens hoch erhoben halten, um sie nachdrücklich vor dem Stolpern und Hinfallen zu warnen; der Halfterstrick nützte natürlich dagegen gar nicht.

Durch die fliehenden Wolkenschatten und die Sonnenstrahlen, welche bald erschienen, bald verschwanden, war die Gegend prächtig gefärbt; namentlich ein Höhenzug auf

unserer Linken mit ernsten und schönen Formen prangte im saftigsten Violet und tiefen Blau. Auch kleine Seen sahen wir heute zur Abwechslung rechts und links vom Wege – stille, blaue Flächen, die mit unbeweglichem Wasserspiegel bald von zackigen, röthlichen Steinblöcken umgeben waren, bald eingerahmt von frischem Grün, das sanft absteigend die stille Fluth küßte.

Unser Führer drängte noch mehr als gestern. Der Marsch sei sehr weit, sagte er; wo es ein wenig eben ging, hängte er sich an einem unserer Steigbügel fest und trabte lustig nebenher; wo aber das Terrain so coupirt war, daß wir Schritt reiten mußten, da eilte er voraus, weit, weit, so daß wir oft lange nichts von ihm sahen, als durch das Haidekraut oder die Buxbaumsträucher seine blaue und weiße Manta auf Augenblicke hervorstatern.

Der Himmel, der uns seit einigen Tagen trocken und freundlich behandelte, schien uns heute, dem letzten Tage unseres Rittes, noch mit einigem Regen bedienen zu wollen. Der Wind hatte sich nicht so heftig, aber warm und dunstig erhoben, die Sonne, die uns einige Augenblicke angeglänzt, lagerte sich hinter schwarzen Wolken, es tröpfelte zuerst leise, dann immer stärker und schüttete nach einer halben Stunde wie mit Gießkannen. Anfänglich verdroß uns dieses Bad, und wir ritten eine Stunde lang schweigend hinter einander; als aber trotz unseres Zürnens der Regen nicht aufhörte, als unsere Mantas auf der linken Seite, woher der Wind kam, vom Regen getroffen, als zuweilen aus der breiten Krümpe des castilianischen Hutes artige Bächlein herabrieselten und wir anfangen die kühle Fluth auf unserer Haut zu spüren, da wurden wir wieder heiter und guter Dinge und trotzten mit fröhlicher Laune unter Absingung

allerlei lustiger Lieder den feindlichen Elementen. Es war mir angenehm, daß wir nicht auf der langweiligen Chaussee dahin zogen; die Gegend hier war abwechselnd, ja zuweilen wild romantisch. Hier senkte sich der Weg zu einer tiefen Schlucht hinab, die, jäh und dunkel, das Thal vor uns weithin zerriß; eine uralte Brücke, aus mächtigen Steinen gebaut, führte hinüber und zu einer Hochebene, die in ihrer wilden trostlosen Einsamkeit alles übertraf, was wir in den letzten Tagen gesehen. In fast unabsehbarer Fläche breitete sich vor uns aus eine dunkle Haide, ein Moor, durch die Farbe der Erde, durch zahllose abgestorbene Farrenkräuter, durch blühende Eriken, braunroth gefärbt, und die Straße zog sich, von Hufen und Rädern aufgewühlt, wie ein schwarzer Streifen mitten durch sie hin. Diese Straße war ein paar Hundert Fuß breit, natürlicher Weise ohne irgend eine künstliche Anlage, und lief schnurgerade, wobei man deutlich am Horizont sah, wie sie sich scheinbar zuspitzte. Schmutzig graue Wolken hingen formlos, zerrissen tief von dem dunkeln Himmel herab, zeitweise unbeweglich und schwerfällig, dann wieder gejagt von heftigen Windstößen.

Unsere Maulthiere ließen die Köpfe hängen, sie troffen von Regen eben so wie der Zigeuner, der sich an der rechten Seite meines Maulthiers festhielt und die Thiere forwährend antrieb. Er hatte sich seine Manta um den Kopf geschlungen und blickte zuweilen verstohlen an den Himmel hinauf, der immer neue Regenschauer herabsandte.

So zogen wir dahin auf der weiten, weiten Haide, deren Gränzen bei jedem Schritt nach allen Seiten noch mehr zurück zu weichen schienen; so zogen wir dahin, ein paar kleine unbedeutende Punkte in dieser gewaltigen Natur. Es

gehörte aber auch all unser guter Humor dazu, um nicht verdrießlich zu werden.

Endlich hatten wir die fatale Strecke hinter uns und sahen zugleich Villa Cannas, wo wir Mittag machen wollten. Aber nie hat uns ein Ort durch seine Entfernung so genarrt wie dieser. Es war in der That zum Verzweifeln, wie wir so, Stunde um Stunde reitend, die Kirche des Dorfes, die Häuser mit ihren Fenstern immer deutlicher erkennen konnten und doch nicht hinkamen. Ich muß gestehen, daß ich mich heftig darüber erzürnte, mehr aber noch über den Gleichmuth des Malers, der das ganz in der Ordnung zu finden schien, und der sich unterstand, mir zu versichern, er spüre nach nun achtstündigem Ritte in Regen und Kälte weder Hunger, Durst, Müdigkeit, noch das Bedürfniß nach einem guten Feuer.

In der Nähe dieses verzauberten Ortes begegneten wir zum ersten Male Reisenden unseres Schlages; es waren drei Reiter, die auf guten Pferden daher trabten, und die eben so durchweicht schienen, wie wir. Ihre Mäntel flatterten im Winde; wir begrüßten uns freundlich und hatten bald eine gute Strecke zwischen uns. Auch die Bahnlinie erreichten wir hier wieder; sie führte auf einem hohen Damme mitten durch ein sumpfiges Terrain, weßhalb wir denselben benutzten, was mir auf ein Haar zu einem vierzig Fuß hohen Sturze verholfen hätte. Die Ränder des Dammes waren durchweicht und bröckelig, mein Maulthier that einen falschen Tritt und konnte sich nur durch eine verzweifelte Anstrengung vor dem Hinabrollen retten.

Villa Cannas, dem wir nun endlich beikamen, war ein recht elendes Nest mit Lehmhütten, fast ohne alle Fenster, einem fürchterlichen Pflaster und einer ziemlich schlechten

Posada. Doch ließen wir uns den stark gepfefferten Reis mit Hammelfleisch recht wohl schmecken, tranken einen nicht sehr guten Rothwein dazu und hielten uns desto fester an die Chocolate, welche wie überall vortrefflich war. Man kann es einem Reisenden wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er oft und viel vom Essen und vom Wetter redet: es sind das namentlich bei Touren wie die unsrigen so wichtige Gegenstände, daß es verzeihlich ist, wenn man vielleicht etwas Anderes darüber vergißt. Es gehört auch zur Färbung einer Reisebeschreibung; der Leser kann verlangen, daß man ihm sagt, ob es geregnet oder ob die Sonne geschienen, wogegen es in unserem eigenen Interesse liegt, ihm zu vermelden, wenn unser Mittagessen einmal außerordentlich schlecht war; er wird uns dann als billiger Mann einige folgende, vielleicht ebenfalls schlecht geschriebene Seiten nachsehen.

Wir verließen den vorhin genannten Ort zu Fuß, theils um die steif gewordenen Glieder gelenkig zu machen, theils um uns etwas zu erwärmen. Villa Cannas ist an einen Berg hinan gebaut, hat jedoch eine im Vergleich zu den armseligen Häusern ganz anständige Kirche. Als wir die Höhe des Ortes erreicht hatten und fast schon im Freien waren, sahen wir auf einem Felde neben uns statt der Lehmhütten, die rings umher standen, nur Dinge wie Schornsteine, die ohne ein Dach oder sonst etwas aus dem Erdboden emporzusteigen schienen. Ich erinnerte mich etwas Ähnliches in Dörfern auf dem Libanon gesehen zu haben, und sind das Wohnungen so gut wie die anderen, nur daß sie sich unter der Erde befinden und außer der Thüre und dem Schornsteinloch keine weiteren öffnungen haben. Man findet sie häufig in Spanien, und sie sind fast immer

von Zigeunern bewohnt. Besteht doch in Granada die ganze ehemalige Ritterstadt, der Albaicin, aus ähnlichen Wohnungen und ist von den Gitanos bewohnt, die sich in ihren höhlenartigen Behausungen wahrscheinlich recht heimlich fühlen, wenn sie an die Zeit denken, wo sie ein noch leichteres Obdach in Wald und Flur hatten.

Ein tiefer Hohlweg, der uns auf der Höhe aufnahm, schien mir geeignet, auf bequeme Art Sattel und Maulthier zu erreichen. Ich stellte das Thier unten hin und glitt von oben sanft auf den Sitz; der Maler aber, der eine solche Beihülfe als weichlich verschmähte und mir zeigen wollte, wie der deutsche Mann zu Esel steigt, bediente sich nicht des Hohlweges, ja, nicht einmal des Bügels und marterte sich ab, voltigirend den Rücken des armen Thieres zu erklimmen. Es war ein erhebender Anblick, wie er so als Mehlsack in dem Sattel hing und mit den Füßen schwimmtartige Bewegungen machte, um hinaufzukommen, was ihm aber erst nach furchtbaren Anstrengungen gelang, zu meinem Ergötzen und zum großen Vergnügen des Gitano, so wie mehrerer Herren Buben aus dem Orte, welche diese Probe ritterlicher Gewandtheit gebührend anstauten. Übrigens gab uns dieser Vorfall auf mehrere Stunden Stoff zum Lachen. Ich erinnerte mich eines ähnlichen Vorfalles aus der Militärzeit her, wo ein Vorgesetzter bei einer eben so mißrathenen Voltige ausrief: »Klettert mich der Kerl uf dat Pferd, wie die Kuh uf eenen Appelbom!« – Horschelt wäre mir bei Erzählung dieser Anekdote vor Entzücken fast vom Maulthiere herunter gefallen, und nachdem wir schon mehrere Stunden geritten, brauchte ich ihn nur zu fragen: »Du, weißt du, was der Offizier gesagt?« so erlag er fast einem förmlichen Lachkrampfanfalle.«

Etwas Heiterkeit war uns übrigens an diesem unangenehmen Nachmittage wohl zu gönnen. Der Regen hielt uns feucht durch die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden ordentlichen Gießer; der Weg war abscheulich, und unsere Mulos fingen an so marode zu werden, daß sie aus dem Stolpern nicht mehr herauskamen und jeden Augenblick in die Kniee sanken. Daß zu gleicher Zeit Tembleque, das Ziel unserer mühseligen Tour (denn von dort hatten wir die Eisenbahn nach Madrid), vor uns erschien, trug etwas zu unserer Aufheiterung bei. Wir ritten auf einer Hochebene, der Wind hatte die Wolken zerrissen, und die Sonne beleuchtete auf einen Augenblick das hiedurch prächtig gefärbte Thal, in welchem noch unendlich weit von uns entfernt der eben genannte Ort lag. Wir kannten diese furchtbaren Entfernungen; waren uns doch bis jetzt sämtliche Ortschaften, die wir erreichen mußten, wie das Gespenst der Fata Morgana erschienen, neckisch zurückweichend, je mehr man sich abmühte, sie zu erreichen.

So auch hier wieder in ausgedehntem Maßstab. Die Sonne sank unter, es wurde so finster, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen sehen konnte und unser armer Zigeuner vor uns hertappen mußte, um nur auf dem Wege zu bleiben. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel hatten wir die schlechte Straße dennoch kurze Zeit nachher verloren und machten eine unfreiwillige Rutschpartie in einen Sumpf hinein, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch wateten, namentlich das meinige, welches auch den Zigeuner tragen mußte. Es war das ein sehr mißlicher Moment; ringsum finstere Nacht; wohin sollten wir uns wenden? Wer wußte, wie tief das Moor war, in dem wir uns gerade befanden, und ob wir nicht im

nächsten Moment an eine Stelle kamen, die uns spurlos verschlingen würde? Die spanischen Sümpfe lassen nicht mit sich spassen. Wir ließen die Thiere gehen, wohin sie wollten, und thaten wohl daran; denn nach einiger Zeit hatten sie festeren Boden und sogar die Straße wieder aufgefunden. Bald darauf hörten wir Hundegebell, sahen Lichterglanz und waren in Tembleque.

Wir hatten uns recht auf diesen Anblick gefreut und sogar unsere Thiere aus allen Kräften angetrieben; sollte doch um acht Uhr ein Zug nach Madrid gehen, und bis dahin hatten wir noch eine halbe Stunde Zeit. Wir kletterten durch öde leeren Gassen, bei einer einsamen Kirche vorbei, ohne eine menschliche Seele zu sehen; endlich erblickten wir eine erleuchtete Hausthüre und einen Mann, der unter derselben stand. »Wo geht der Weg zur Eisenbahn?« rief ich. – »Nur gerade aus,« entgegnete er, »dort oben aber links.« – Wir trieben unsere müden Thiere vorwärts, wir ritten gerade aus, dann links, und mußten nun wieder fragen. – »Wo gehts zur Eisenbahn?« – »Zuerst gerade aus und dann rechts,« war die Antwort. – Verdammt! dieses Tembleque war ein unendlich langes Nest, dabei ein so unergründlicher Koth und Schlamm auf den Straßen, den ich beschreiben würde, wenn ich dergleichen bei dieser Tour nicht schon so oft erwähnt hätte. Des ewigen Umherirrens satt, rief ich unserem Zigeuner zu, er solle jemanden nehmen, der uns zur Eisenbahn führe. Doch weigerten sich alle Begegnenden, wahrscheinlich des schlechten Wetters wegen. Die ewige Antwort auf unsere Fragen war: »Nur gerade aus, nur gerade aus!«

Mittlerweile hatten wir das Ende dieses Ortes erreicht, wir waren wieder im Freien, freilich auf einer besseren

Straße als vorher; doch nirgends eine Spur von der Eisenbahn, um uns die schwarze Nacht ohne irgend einen freundlichen Lichtstrahl. Glücklicherweise begegnete uns ein Mann mit einem Ochsenwagen, den wir anhielten und nach dem richtigen Wege zur Eisenbahn fragten. »Es ist die rechte Straße,« entgegnete er, »Sie haben noch eine starke halbe Legua,« – ungefähr eine deutsche Stunde. Das war uns denn doch etwas zu bunt. Unsere üble Laune siegte, wir schimpften weidlich auf den langen Weg, auf das Regenwetter, auf Tembleque, auf die Eisenbahn. Natürlich half das alles nichts; wir mußten in der Nacht weiter reiten. Mein armes Maulthier stolperte über einen Steinhaufen und brach unter mir zusammen. Horschelt, der schnell ausweichen wollte, kam zu viel nach rechts und rollte, zum Glück ohne Schaden zu nehmen, mit seinem Thiere in den Chausseeegraben. Da rief der Zigeuner, der uns voraus war: »*Ferro caril!*« Wir sahen vor uns im Thale Lichter, einige standen fest, andere bewegten sich hin und her. O süße Hoffnung! vielleicht eine Locomotive. Ja, ja, es war so: unten mußte die Bahn eine Curve machen, im nächsten Augenblicke erblickten wir deutlich die rothglühenden Laternen der Maschine. Ich hielt mein Thier an, um auch etwas zu hören. Ach! wie Musik klang mir das Zischen des Dampfes, welches ich jetzt vernahm. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten den Bahnhof erreicht. Um aber unsere heutige Tour zu beschließen, wie sie angefangen, erhielten wir von einem Beamten die Nachricht, der Zug nach Madrid sei schon vor einer halben Stunde abgefahren. Wir waren furchtbar enttäuscht, und im Begriff allen Ernstes mißmuthig und verdrießlich zu werden, und das um so mehr, als wir an einer zischenden Locomotive, die auf und ab

fuhr, sowie an Wagen, die gepackt wurden, deutlich sahen, daß sich noch ein Zug zur Abfahrt für heute Abend rüstete, ein Güterzug, der aber keine Passagiere mitnehmen durfte. Wie man argwöhnisch sein kann, so glaubten wir anfänglich, der Bahnhofbeamte wolle uns aus bösem Willen zurückhalten; doch traten wir gerne zurück und bedankten uns noch freundlichst, als wir erfuhren, daß dieser Güterzug erst in der Frühe des andern Morgens nach Madrid kommen würde. Eine solche Nachtfahrt hätte uns noch gefehlt nach unserem heutigen Ritte. – »In Gottes Namen! Ist ein Gasthof in der Nähe?« – »Sogar ein vortrefflicher,« entgegnete der Beamte, »im Bahnhofgebäude selbst.«

Ein Packträger half uns die Maulthiere abladen, wir bezahlten den bedungenen Preis für die letzteren, belohnten unseren treuen Gitano so fürstlich, als es unsere bürgerliche Kasse erlaubte, und suchten den vortrefflichen Gasthof auf. Der Beamte hatte in der That nicht gelogen: für das, was wir in den letzten Tagen erlebt, fanden wir uns hier glänzend untergebracht; man führte uns in ein Zimmer, dessen Boden mit Strohteppichen belegt war und wo sich Stühle, sogar ein Fauteuil befanden, ein Zimmer, das – o Wunder! – von einem Ofen sanft erwärmt war.

Verzeihe mir der Leser, wenn ich abermals vom Essen rede, aber hätte er sich, wie wir nun endlich der nassen Kleider entledigt – Kellner und Wirth halfen uns mit den ihrigen aus –, hätte er sich an einen gut gedeckten Tisch gesetzt, so würde er die weichgesottenen Eier, vortrefflichen Fische und Schinken, einen herrlichen Wein, gutes Brod und geröstete Mandeln ebenfalls für bemerkenswerth

und des Aufzeichnens würdig erachtet haben. Später trieben wir noch Verschwendung mit einer ziemlichen Bowle Punsch, die bis auf den letzten Tropfen von uns vertilgt wurde und deren Geister uns angenehm umschwebten und in den ganz guten Betten sanft die Augen schlossen.

ZWÖLFTES KAPITEL. MADRID.

Vor der Stadt. Der Bahnhof. Der Prado. Cervantes. La Puerta del Sol. Fonda de Peninsulares. Der königliche Palast. Die Armeria. Straßen und Straßenleben. Das Fest des heiligen Antonius. Das große Museum. Buen Retiro. Theater. Die Gewohnheit des Rauchens. Kaffeehäuser. »Es ya pagado.« Das Land des à peu près. Straßencorrection. Kaffeehauspolitik. Die Geburt einer Prinzessin. Die Armee. Spanische Volksstämme. Sitten, Gebräuche und Charakter.

Es war ein frostiger Morgen, als wir um fünf Uhr von Tembleque gegen Madrid fuhren. Obgleich die Bahn bis Aranjuez noch nicht lange im Betrieb ist, so stießen und rappelten doch die Wagen auf höchst unangenehme Art, ja einigemal kam es uns vor, als neigten sie sich rechts oder links auf die Seite. Die der zweiten Classe sind ziemlich groß, mit schmalen, hartgepolsterten Bänken versehen, sie scheinen nach dem Vorbild der französischen gebaut zu sein und sind ebenso unbequem und unelegant wie diese. Bei Aranjuez hält der Zug einen Augenblick, doch sieht man wenig von der Stadt und den prächtigen Schlössern dieses Landsitzes der spanischen Könige. Die bisher ziemlich kahle Ebene, durch welche wir fahren, ist hier dagegen mit Baumgruppen besetzt, durch welche man einige Häuser erblickt, in weite Ferne sich verlierend ein paar Alleen, eine schöne breite Straße, welche die Bahn kreuzt, und unter den Stämmen dichtgepflanzter Baumreihen hindurch lange Reihen von Arcaden, die den Schloßplatz umgeben. Und als wir bald darauf weiter fahren, behielten wir die Gebüsche, hochstämmige Platanen, Eschen und Ulmen noch eine Zeitlang zu beiden Seiten, setzten auf einer hübschen Brücke über den Tajo, um bald darauf abermals alle

Vegetation hinter uns zu lassen, und wieder in die weite, hügelige Ebene einzufahren – dem äußeren Anschein nach ein Terrain wie die Campagna um Rom, nur mit weniger schönen Formen, vor Allem aber nicht mit der prächtigen Färbung jener herrlichen Einöde.

Wenn man sich das Wort Madrid ausspricht, so denkt man unwillkürlich an eine große, prachtvolle Stadt. Mag der stolze Klang dieses Namens dazu beitragen, oder der Gedanke an die gewaltige Geschichte Spaniens, oder an die unermesslichen Goldquellen, welche Jahrhunderte lang aus den reichen Colonien dahin geflossen – genug, man hält Madrid mit einer Stadt von lauter Palästen gleichbedeutend. Obgleich uns schon oft das Gegentheil versichert wurde, obgleich wir schon öfters gelesen, namentlich von der öden und unmalerischen Lage der spanischen Hauptstadt, so sind wir doch ungläubig und können in diesem Fall nicht recht begreifen, warum man denn, bei den vielen prachtvollen Städten, die Spanien besitzt, gerade Madrid zu jenem Rang erhoben. Freilich liegt es fast im Mittelpunkt des Reichs, ist aber bei den mangelhaften Straßen, namentlich zur Winterszeit, einer Insel zu vergleichen, welche der Reisende erst nach langen Mühseligkeiten und Gefahren erreicht. Übrigens ist ihr auch der Rang einer Hauptstadt schon öfter streitig gemacht worden, und vor Philipp II. wurden das Hoflager und die castilischen Cortes nur bisweilen in Madrid gehalten; in früheren Tagen war der Sitz der Regierung längere Zeit in Toledo, und wurde nach dem Tod Philipps II. auf einige Jahre nach Valladolid verlegt; doch zog Philipp III. um 1606 wieder nach Madrid zurück,

von wo an es bis auf den heutigen Tag Haupt- und Residenzstadt geblieben ist. Zur Maurenzeit war Madrid unbedeutend und wenig genannt, und wenn seiner auch ums Jahr 930 Erwähnung geschieht, wo die Stadt vom König Ramiro II. von Leon überfallen wurde (sie gehörte damals den Arabern), so blieb sie doch bei den späteren gewaltigen Kämpfen ziemlich unbetheiligt. Zu jener Zeit hieß die Stadt Magerit, was den ehemaligen Wasserreichthum dieser Gegend bedeuten soll.

A. v. Rochau erzählt von einer hübschen Sage, woher die Stadt ihren Namen habe. »Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuser mitten im Walde an der Stelle standen, die heutzutage Madrid einnimmt, flüchtete sich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirschbaum. Der Bär schickte sich an, ihm zu folgen, als die Mutter mit verzweiflungsvollem Geschrei herbeieilte; aber der Bube, ohne an seine eigene Gefahr zu denken, und nur um die Mutter besorgt, rief ihr von seinem Baum herunter zu: Madre id, Madre id! Mutter macht, daß ihr fortkommt! Daher entstand durch Zusammenziehung jener beiden Wörter der Name der spanischen Hauptstadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern Burschen verewigt ist.«

Unterdessen keucht die Locomotive durch eine wahrhaft trostlose Gegend dahin. Es ist dieselbe kahle, Wasser- und baumlose Hochebene, welche wir auf unserem Ritt durch die Mancha kennen gelernt. Ein kleiner Hügel reiht sich hier an den andern, alle gleich einfach, gleich langweilig und von oben nach unten mit tiefen Einschnitten, welche die heftigen Regengüsse in das Erdreich gerissen, durchfurcht; die ganze Fläche, die wir übersehen, ist von rothbrauner oder schmutziggelber Farbe, und durch nichts

unterbrochen. Man sieht weder das Glitzern eines Baches, noch das Leuchten eines Sees, noch eine Abwechslung durch Vegetation. Zuweilen ist das Terrain steril und zerissen und wenn man glaubt, jetzt fange es an interessanter zu werden, so saust man im nächsten Augenblick wieder über dieselbe gleichförmige Ebene dahin. Schon sind wir ziemlich nahe bei der Residenz, ohne daß sich diese durch freundliche Dörfer, Landhäuser oder sonst dergleichen ankündigt. Auch der bebauten Felder bemerkt man wenige, und wo man etwas der Art sieht, da begreift man nicht, woher die Arme kamen, welche die langen Furchen gezogen, denn weit und breit bemerkt man nicht die Spur einer menschlichen Wohnung. Endlich aber erscheint hie und da ein Bauwerk auf dem Gipfel einer der Anhöhen; wir sehen alterthümliche Gebäude, deren Bestimmung wir zu enträthseln nicht im Stande sind, neben einsamen Kirchen und Kapellen, welche gerade in dieser ihrer Einsamkeit und ihren starren Formen wenig zur Belebung der Gegend beitragen. Wir glauben schon die Eisenbahn habe sich geirrt und sei Gott weiß nach welcher Richtung in die Mancha hineingerathen. Da endlich pfeift vorn die Locomotive; ein alter Spanier, der vor mir auf einer Bank geschlafen, wickelt sich aus seinem Mantel, schaut um sich und sagt gähnend: »Madrid!« Der Zug vermindert seine Schnelligkeit, wir fahren durch ein baufälliges Lattenthor, bei elenden Schuppen und Magazinen vorbei und befinden uns auf dem Bahnhof der spanischen Hauptstadt.

Für Madrid ist dieser außerordentlich bescheiden. Bei uns hat die geringste Landstadt einen weit prächtigeren aufzuweisen. Dabei ist hier Alles so ruhig und still, den Zug

verlassen kaum dreißig oder vierzig Personen, schweigsame Gestalten, den zugespitzten castilianischen Hut auf dem Kopf, fest in den langen braunen Mantel gewickelt; Gepäck ist so gut wie gar keines vorhanden, nur hie und da trägt Jemand ein kleines Bündel unter dem Arm. Wir nahmen unsere Koffer in Empfang und als wir nun an den Ausgang des Bahnhofgebäudes traten, mochten wir immer noch nicht recht glauben, daß wir uns in der nächsten Nähe von Madrid befänden. Vor uns auf einer Anhöhe sahen wir freilich Häusermassen, aber da hinauf führte kein ordentlicher Weg, denn was hier einen solchen vorstellen sollte, war eine breite, unergründliche, im Zickzack durch umherliegende Steinhäufen sich dahin ziehende Kothpfütze. Daß es nicht einmal vor den Thoren der spanischen Hauptstadt eine ordentliche Straße geben sollte, war uns unfasslich; ebensowenig bemerkten wir einen Fiaker und das einzige Beförderungsmittel war ein alter gebrechlicher Omnibus mit vier Pferden bespannt, dem wir uns anvertrauten, und der uns nach mehrmaligem Stehenbleiben die Höhe hinaufbeförderte. Ohne die geringste Übertreibung habe ich unsere Ankunft in Madrid geschildert, und fühle mich deßhalb um so mehr verpflichtet, zu sagen, daß sich der Anblick der Stadt wie mit einem Zauberschlag änderte, sobald wir nur auf einem ziemlich ordentlichen Pflaster bei den ersten Häusern vorbeigefahren waren. Man befindet sich hier sogleich auf dem Prado, dem prächtigen Spaziergange mit dichten, dreifachen Ulmen-Alleen, mit Wegen für die Fußgänger, mit einem Corso für die Wagen und Reiter, alles sorgfältig geebnet, mit Steinbänken, prächtigen marmornen Springbrunnen, und fährt so am Rande der Stadt hin, deren breite Straßen auf den Prado münden

und die, da sie von ihm alle ansteigen, ein wahres Häusermeer übersehen lassen. Rechts haben wir das Nationalmuseum, die Artilleriekaserne, den botanischen Garten mit seinem unabsehbaren langen Eisengitter, hinter welchem die berühmten Anlagen des Buen Retiro beginnen. Dicht an der Straße steht der Obelisk, welcher das Volk von Madrid an die französische Gewaltherrschaft und an den blutigen zweiten Mai von 1808 erinnert. Jetzt biegt unser Omnibus links in eine Straße ein, es geht auf einem guten Pflaster ziemlich steil aufwärts an vier- bis fünfstöckigen Häusern vorbei und, auf der Höhe der Straße angelangt, kommen wir über einen kleinen dreieckigen Platz (Plazuelade Cervantes), in dessen Mitte wir erfreut die Bronzestatue des unsterblichen Schöpfers des Don Quixote erblicken. Die langsame Bewegung des Wagens läßt uns Zeit, sie etwas genauer ins Auge zu fassen; sie ist nach dem Modell eines spanischen Künstlers, aber in einer deutschen Werkstätte gegossen. Cervantes steht in vorschreitender Stellung, hält in der Rechten eine Papierrolle, die andere Hand stützt sich auf das Degengefaß, doch sieht man dieselbe nicht, da der Mantel darüber fällt und so die Verstümmelung verbirgt, welche der große Nationalschriftsteller und tapfere Soldat in der Schlacht von Lepanto erhalten. Am Piedestal sind einige Szenen aus dem Don Quixote in Bronze-Reliefen angebracht. So gut die Wirkung dieses Monuments an sich ist, so dürfte doch die ganze Masse desselben bedeutender sein, denn zu unserer Rechten erhebt sich in allzugeringer Entfernung die schöne Façade des Palastes der Cortes, in deren Mitte eine majestätische Colonnade von granitnen korinthischen Säulen und einem edel componirten Giebelfeld aus

weißem Marmor herrisch über den Platz hereinragt; gewaltige Löwen von Bronze auf den Flügelmauern der breiten Marmortreppe als Anspielung auf das spanische Wappen bewachen den Eingang, und die ganze schön gegliederte Gebäudegruppe erweckt eine sehr günstige Meinung für die gediegene Richtung der modernen spanischen Architektur.

Was wir seit unserem Eintritt in die Stadt sahen, hat einen großen Eindruck auf uns hervorgebracht und Madrid ist in unserer Achtung bedeutend gestiegen; freilich rollen wir jetzt durch eine engere Straße, die Carrera San Geronimo, abwärts bei unbedeutenden, gänzlich uniformen Häusern vorbei, deren Läden und Magazine mit wenig Ausnahmen durchaus keinen großstädtischen Charakter haben. Jetzt hält der Omnibus auf einem kleinen Platze vor einer ziemlich geschmacklosen und unbedeutenden Kirchenfronte, einem Platze so klein, daß er eher ein Carrefour genannt werden dürfte, da er kaum Raum bietet für die Massen der Wagen und Fußgänger von sechs Hauptstraßen der Stadt, die sich hier kreuzen und münden. Wir steigen aus und schauen uns einigermaßen verwundert an, als uns der Omnibusführer ankündigt, daß wir die Puerta del Sol erreicht. Von diesem Brennpunkt des Madrider Lebens hatten wir uns doch ein anderes Bild gemacht. Das Gewühl der Wagen und Fußgänger war allerdings bedeutend genug, der Platz selbst aber fast rings umgeben von unbedeutenden Häusern, in denen sich wahre Kramladen befinden, gar zu unbedeutend für sein Renommee und seinen stolzen Namen Puerta del Sol – Sonnenpforte.

Um das Jahr 1520 war hier noch eine wüste leere Stätte, damals noch vor den Mauern der Stadt, welche wenig

Schutz gewährten vor den zahlreichen Räuberbanden, die in den umliegenden Wäldern hausten und die Stadt häufig überfielen. An dieser Stelle baute man zur Abwehr gegen sie ein kleines Fort, dessen östliches Thor mit einer Sonne geschmückt war. Obgleich nun Thor und Sonne längst verschwunden sind, hat sich doch der Name bis auf den heutigen Tag erhalten. Was nun den Platz selbst anbelangt, so ist er für die Madrider Bevölkerung von großer Wichtigkeit; hier finden Rendezvous im großartigsten Maßstab statt, in ruhigen Zeiten tauscht man Anekdoten und Neuigkeiten aus, welche indessen meistens mit der Politik zusammenhängen; in unruhigen Tagen finden hier die ersten Besprechungen statt, in deren Folge denn auch die meisten Aufstände an der Puerta del Sol losbrechen. Wie schon gesagt, münden hier sechs Hauptstraßen der Stadt, von denen die Alcalà mit ihrer Fortsetzung der Calle Mayor, die bis zum Schloßplatz geht, die Stadt in zwei Hälften theilt und die Hauptader Madrids genannt werden kann. Die Carrera San Geronimo, die Calle de la Montera und de Carretas, voll Läden und Buden, leiten den Lebensstrom der beiden gewaltigen Stadthälften hieher und in der Winterszeit Mittags zwischen zwölf und zwei Uhr ergießt sich aus all diesen Straßen eine wahre Fluth von Wagen und Fußgängern auf die Puerta del Sol, welche in der Tiefe liegt und, wie ein Thal durch herabstürzende Wasserbäche, bald angefüllt und überschwemmt ist, und Mühe hat, die brausenden Massen in andere Straßen abzuleiten.

Das Gewühl hier ist oft geradezu komisch anzusehen, und Jemand, der Eile hat, geräth in Verzweiflung, da es

ihm nur möglich ist, sich langsam fortzuschieben. Dicht gedrängt stehen Haufen plaudernder Männer an den Häusern, den Mantel malerisch umgeschlungen, die Cigarre im Munde. Lachend winden sich einzelne Damen hindurch und halten sich nur mit Mühe auf dem Trottoir oder werden von genannten Spaniern gehalten, die das Übermögliche thun, sich zusammenzudrücken, um dem schönen Geschlecht einen Pfad freizulassen. Obgleich hier manches kleine Unglück vorkommt, z. B. daß das Ende einer Mantille in dem Gedränge festgeklemmt wird, oder ein paar Señoritas allzusehr gedrückt werden, oder Einer den Andern mit dem Mantelende, das er leicht über die Schulter wirft, ins Auge trifft, auch wohl auf diese Art den Hut vom Kopf oder die Cigarre aus dem Munde schlägt, so hört man doch selten oder nie eine heftige oder unartige Äußerung; alles wird mit der größten Höflichkeit abgemacht, man entschuldigt sich, wird um Entschuldigung gebeten, und selbst der Lastträger, dem wir im Wege stehen, sagt auf die freundlichste Art: »Erweisen Sie mir die Gunst, ein wenig auf die Seite zu treten.«

Namentlich sind die Trottoirs der Alcalà und die der Calle Montera immer dicht mit Menschen besetzt, und hier sieht man beständig Polizeibeamte, die, wenn der Menschenstrom gar zu arg stockt, die Vordern bitten, weiter zu gehen, und plaudernde Gruppen ermahnen, nicht stehen zu bleiben, damit auch die Nachrückenden vorwärts können. Für die angränzenden Buden- und Ladenbesitzer ist dieses ewige Gedränge vor ihren Schaufenstern natürlich nicht angenehm, und wenn es draußen gar keinen Platz mehr gibt, so ziehen sich die Plaudernden in die Gewölbe hinein, ohne viel Notiz von dem Kaufmann und seinen

Waaren zu nehmen, wodurch sich mehrere der Ladenbesitzer veranlaßt sahen, wie man anderswo das Rauchen verbietet, an ihre Bude anschlagen zu lassen: »*Aquí no se permiten tertullas!*« (Hier sind keine Unterhaltungen gestattet!)

Daß sich hier eine große Menge Equipagen wendet, versteht sich von selbst. Da es aber um die eben angegebene Zeit meistens nur möglich ist, die Puerta del Sol im Schritt zu passiren, so stockt die Wagenreihe in den benachbarten Straßen und bildet eine große Zeile, die nun zur Unterhaltung der Zuschauer auf dem Platze langsam vorbeirücken, und bequem durchgemustert werden können. öfters bilden diese Zuschauer förmlich Spalier da sie wegen der Wagen über die Straße nicht hinüber können, und wo dieß doch einer versucht, so geschieht es in großen Sprüngen, mit ängstlicher Hast nach allen Seiten blickend.

Bei bewegten Zeiten findet nun jede Partei ihre Freunde an einer bestimmten Stelle der Puerta del Sol oder in den Kaffeehäusern der nächsten Umgebung, wo sich gewöhnlich Clubbs der verschiedenen Färbungen bilden, die alsdann durch ihre Agenten auf die Masse des Volks, welches den Platz besetzt hat, einzuwirken suchen. Die Mitte desselben ist dann mit einer ungeschlüssigen, hin- und herwogenden Menge bevölkert. An der Ecke der Straße de la Montera finden sich die angesehensten Einwohner, auch Beamte, die sich zur Oppositionspartei zählen; gegenüber bei der Carrera de San Geronimo die quiescirten Militärs, deren es in Madrid eine Unmasse gibt, und bei der Casa de Correos, einem großen für die Administration der Posten eingerichteten Palast, in dem sich aber derzeit ein Ministerium befindet, sieht man Angestellte, Anhänger der

bestehenden Regierung, Bankiers und Börsenmakler. Dieses massive Gebäude war wegen seiner den Platz dominierenden Lage in unruhigen Zeiten oftmals von großer Wichtigkeit, und sein Besitz, wie zum Beispiel der des Pariser Stadthauses, bei Revolutionen mehr als einmal entscheidend.

Noch vor wenigen Jahren waren der Fiaker in der spanischen Hauptstadt sehr wenige, und die meisten führten alterthümliche und unbequeme Kutschen. Das hat sich nun sehr geändert, und als wir an der Puerta del Sol aus dem Omnibus stiegen, umschwärmte uns eine ganze Menge eleganter Coupés, von denen wir uns eines aussuchten, um nach der Fonda de Peninsulares, einem der besten Gasthöfe, zu fahren, wobei der Spanier seine zwei Peseten auf eine unverantwortlich leichte Weise verdiente, denn kaum hatten die Pferde angezogen, so hielten sie auch wieder, indem der Gasthof nicht zehn Schritte von der Puerta del Sol entfernt ist. Hier fanden wir unsern Reisegefährten, Baumeister Leins, noch sehr in Morgentoilette, und die Freude des Wiedersehens war groß, denn ihm, so wie Herrn Heeren war doch zuweilen Besorgniß aufgestiegen, ob es uns auch gelingen würde unsere Tour durch die Mancha glücklich zu beenden. Der Eilwagen war übrigens nur einen Tag vor uns eingetroffen.

Wie so manches in Spanien lassen auch die Fremdenhôtels noch viel zu wünschen übrig; die meisten sind erst in den letzten zehn Jahren entstanden und haben deßhalb noch viel provisorisches an sich. Spanien ist noch nicht so wie andere Länder mit Reisenden überfüllt, daher auch das Unterkommen mangelhaft. Es ist noch nicht gar lange her, daß der Betrieb einer Gastwirthschaft hier für ein niederes,

fast verachtetes Gewerbe angesehen wurde, und noch heute befassen sich wenige Spanier damit. Fast alle Wirthe sind Italiener, namentlich Lombarden; auch benützt der Spanier noch zu unsern Zeiten selten einen Gasthof zum längern Aufenthalt, sondern nur als Absteigequartier für eine Nacht, um den andern Tag Quartier in einem Privathause, was in Madrid sehr leicht zu erhalten ist, oder Unterkommen in einer sogenannten Pension, in einer Casa de Huespedes, zu finden. Wir hätten es gern eben so gemacht, doch da wir zu drei waren, fanden wir keine passende Wohnung, und was wir in verschiedenen Häusern ansahen, war nach Einrichtung und Preis nicht vortheilhafter als was man uns im Gasthofe bot. Hier erhielten wir einen ungeheuren Salon mit Fenstern, die bis auf den Boden herabgingen, und leider nicht fest zu verschließen waren; unter dem Fußstepich befanden sich Steinplatten; die Möbel waren alt, von verschiedenster Façon, und bloß sämmtliche Stühle glichen einander, aber nur darin, daß sie alle wackelig waren; ein überaus kleiner tragbarer französischer Kamin nahm sich in dem ungeheuren Raum wie eine schlechte Anspielung aus. Unsere Betten standen in drei Nebenkabinetten, und waren recht ordentlich. Wie man es in Spanien gewöhnlich zu thun pflegt, hatten wir uns einen Preis machen lassen für Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Frühstück und Dinner, wofür wir die Person zwei Duros täglich zu bezahlen haben – allerdings ein tüchtiger Preis, obgleich für Madrid nicht zu hoch. Auch hatten wir wenig Ursache mit der *Fonda de Peninsulares* unzufrieden zu sein, und wenn es nicht so unbeschreiblich kalt gewesen wäre, hätten wir in unserem Saal ein behagliches Leben geführt. So aber mochten wir, zum großen Leidwesen des Wirths, noch so viel Holz

in den kleinen Kamin stecken, welches unser Baumeister Leins kunstvoll anzufachen wußte, das Zimmer blieb kalt und deßhalb unheimlich, und wenn auch unsere Fußsohlen fast verbrannten, so war doch der Rücken nur dadurch vor Rheumatismus zu schützen, daß wir Paletots und Mäntel anzogen. Um am Tische, der in der Mitte stand, zu schreiben oder zu zeichnen, mußten wir Pelzstiefel und Fußsäcke gebrauchen und dicke Handschuhe anziehen.

Die Stadt Madrid liegt lang und breit ausgestreckt auf einer Hochebene, mit vielen kleinen Hügeln, weshalb es auch wenige Straßen gibt, in denen man nicht jeden Augenblick bergauf und bergab steigen muß. Die Spanier suchen eine Vergleichung mit Rom und Konstantinopel, und sprechen auch hier von sieben Hügeln; doch sind es, wie gesagt, deren viel mehr. Gegen Westen ist die Hochebene von einer tiefen Böschung umgränzt, an deren Abhang sich Spaziergänge und Gartenanlagen hinunter bis an den Manzanares ziehen, der hier gewissermaßen die Gränze des städtischen Gebiets bildet, und, wie ein dünner heller Faden die Landschaft durchschneidend, längs der Stadt nur durch die seinen Lauf begleitenden Trockenplätze der zahlreichen Waschanstalten mit dem Auge verfolgt werden kann. Bis an seine Ufer ziehen sich doppelte Reihen alter Ulmen, und an seinem Flußbett auf- und abwärts sieht man auch eine Spur von Vegetation. Jenseits der prächtigen Brücke von Toledo, eigentlich die größte Ironie auf den kleinen Manzanares, ist aber das Terrain wieder eben so kahl, eben so öde wie auf der Seite, von welcher wir die Stadt erreicht hatten. Hoch an dem eben genannten Abhange steht das königliche Schloß, und von seinen Terrassen blickt man auf den Manzanares, die Brücke von Toledo, über diese hinaus

auf die kahle Ebene, und freut sich, am Horizont die prächtige Bergkette des Guadarrama zu sehen mit seinen von Schnee glänzenden Kuppen, an dessen Fuß geschmiegt der Escorial liegt. Etwas freundliches hat übrigens dieser Anblick nicht, er ist ernst und gewaltig. Das hügelige Land, dunkel gefärbt, hie und da mit gelben und röthlichen Streifen zeigt so von weitem keine Spur irgend eines Lebens. Dörfer oder einzelne Wohnungen sieht man nicht, ebenso wenig Bäume oder Sträucher, nur ein nackter Hügel liegt einförmig neben dem andern, und am Horizont der weiten Fläche ragt das dunkle Gebirge empor mit scharfen Zacken und tiefen Schluchten, selbst im Licht der Sonne wohl majestätisch, aber finster und ernst.

Ganz in Harmonie mit dieser Landschaft, zumal von der Nordseite gesehen, ist der an der Stelle des alten Alcazars der Mauren erbaute königliche Residenzpalast, von dessen Vorhof aus wir dieses melancholische Gemälde betrachten, ein ungeheures Viereck im Charakter des Palastas von Caprarola bei Rom; seine Architektur ist streng, wenn auch in den Einzelheiten etwas verschnörkelt. Auf dem in derben Formen ausgeführten untern Stockwerk ist rings um das Gebäude her bis zum obersten Gesims die gewaltige Masse durch eine an die Wand angelehnte Colonnade gegliedert, die an den vier Ecken stärker hervortritt, breite aus Granitquadern erbaute Terrassen und weite Durchfahrten, die auf den Vorhof führen, erstrecken sich zu beiden Seiten des letzten nach der Armeria Real, der großen königlichen Waffensammlung, die an seinem dem Schloß gegenüber liegenden Ende den weiten Platz abschließt. An dem dem Thal zugewendeten Terrassenflügel wird immer

noch, aber sehr langsam gebaut, und der Fuß desselben sowie die Substructionen des Schlosses selbst verlieren sich auf dieser Seite in ein Chaos halbfertiger gewaltiger Mauern. Die Nordseite, den entferntern und viel tiefer liegenden, ausgedehnten Baulichkeiten des Marstalls zugewendet, greift mit ihrem massenhaften Unterbau tief neben den umliegenden Straßen hinab, und macht den Eindruck einer festen Burg; nur Schade, daß das Ebenmaß dieser Façade durch Abtheilung in all zu viele Zwischengeschosse auf eine bedauerliche Weise zerstückelt ist; der innere quadratische Hof gewährt einen prächtigen Anblick, die Haupttreppe aber gehört durch die Großartigkeit ihrer Anlage und ihre gigantischen Masse zu den imposantesten Architekturwerken.

Gegenüber dem Paläste in einem niedrigen Gebäude der Armeria real befindet sich die königliche Rüstkammer, mit prachtvollen Waffen aller Arten und Zeiten, Rüstungen und geharnischten Pferden. Obgleich die Sammlung nicht so reichhaltig ist, wie z. B. die des Tower und die Dresdener, so ist doch Alles werthvoll und dabei vortrefflich aufgestellt, die kleineren Sachen in Glasschränken verwahrt, und das Ganze macht einen Eindruck, wie die reiche Sammlung eines Privaten, der jedem einzelnen Stück mit Liebe und Geschmack seinen gehörigen Platz angewiesen hat. Die Rüstungen sind vortrefflich unterhalten, die schwarzen orientalischen Klingen matt glänzend und das übrige Stahlwerk, wo es sein muß, spiegelblank. Dabei hat man sich aber wohl gehütet, Helme, Schilde oder Lanzen spitzen, welche die so wohlthuende Eisenfarbe hatten, dieses Überzugs zu berauben und ebenfalls zu glätten, wie das

zum Beispiel in der großen Waffensammlung von Zarskoje-Selo bei Petersburg geschehen, wo alle Waffenstücke häufig aufs Neue polirt werden, dafür freilich außerordentlich glänzen und funkeln, aber auch gänzlich ihr altes, ächtes Ansehen verloren haben.

Sehr reich ist die Armeria an maurischen Waffen, prächtigen Säbeln und Dolchen, sowie an eigenthümlich geformten und verzierten arabischen Helmen und Panzern. Von historisch merkwürdigen Stücken sieht man das Schwert Gonzalvo's de Cordova, Rüstung und Helm des letzten Königs von Granada, Boabdil, sowie die Rüstung Pizarro's und die Degen von Ferdinand Cortez, Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten; von letzterem ist auch ein reich und zierlich gearbeiteter schwarzer Panzer da. Viele türkische Trophäen, Roßschweife und Waffen hat die Schlacht von Lepanto geliefert, sowie auch den Turban des Kapudan Pascha. Interessant ist eine oben mit schwarzem Wachstuch überzogene grauseidene Tragbahre mit Lehnstuhl, deren sich Karl V. in den Feldlagern bediente, sowie eine große Staatskutsche, welche der Mutter des großen Kaisers, der tollen Johanna gehört haben soll. Ein anderer interessanter Wagen ist der Ferdinand's des Siebenten, welchen ihm die Nordprovinzen zum Geschenk machten, und der ganz aus blankgefeiltem Eisen gebaut ist.

Von der Armeria zurückkehrend gingen wir über den innern Schloßplatz, um an dessen niederer Brustwehr noch einmal den Blick auf die flache Gegend vor dem Palaste zu werfen.

Die Ebene um Madrid hat etwas von einer Wüste an sich, und wenn wir hier an dem königlichen Schloß stehen, so fällt uns der Contrast derselben mit der volkreichen

Stadt wohl am lebhaftesten auf. Hinter uns das Gewühl der Volksmenge, das Sausen der Stadt, das Rasseln der Equipagen, neben uns die prächtigen Gebäude, der Schloßplatz, Plaza de Oriente, mit seinen schönen Fontainen und sehr schlechten Marmorstatuen und vor uns dagegen eine kleine Brustwehr, die eine hohe, steile Mauer krönt, über welche hinweg die Blicke in die traurige, öde Natur schweifen. Gern kehren wir in das Menschengewühl zurück, um einen Spaziergang durch die Straßen zu machen.

Madrid ist eine große Stadt, die aber, mit Ausnahme weniger Straßen, nicht viel Großstädtisches hat. Die einzige Alcalà ist prächtig zu nennen; hier wo die Minister, die vornehmsten Beamten und die fremden Gesandten wohnen, reiht sich ein palastähnliches Gebäude an das andere. Doch ist selbst der Anblick dieser sehr langen und breiten Straße, trotz dem schönen Abschluß, den sie durch den Triumphbogen Karls III. an ihrem Ende hat, nicht von großer Wirkung, da sie ebenfalls über einen Hügel hinweggeht, und man daher ihre ganze Länge nicht übersehen kann. Auch in den übrigen Straßen gibt es schöne Paläste genug, doch stehen sie meistens mit wenigsgender Front in den Häuserreihen, sind in die Tiefe hineingebaut, und zeichnen sich so wenig aus. Im allgemeinen aber wandelt man durch Madrid Straße auf, Straße ab, ziemlich theilnahmlos an den unendlich langen Häuserreihen vorbei. Alle Gebäude gleichen sich mehr oder weniger, haben vier bis fünf Stockwerke, an den Fenstern befinden sich eiserne Balkone, und im Parterre unbedeutende Laden. In vielen alten Städten bleibt man so gern bald hier, bald dort stehen, betrachtet

sich einen seltsamen Palast, einen prächtigen Brunnen, eine malerische Straße, eng gewunden, mit dunklen, alterthümlichen Häusern besetzt, oder man erreicht mit einmal einen großen Platz, wo man die schönen Formen einer Kirche anstaunt. In einer neuen Stadt mit viel Leben und Getreibe kann man sich stundenlang vor den großen Magazinen angenehm beschäftigen, oder man sianirt behaglich auf breitem Trottoir. Madrid aber ist weder eine alte Stadt mit auffallenden Bauwerken, noch eine neue mit glänzenden Magazinen und schönen Trottoirs, vollends aber ohne besondere Anlässe keine Stadt mit spanisch-nationalem Leben.

Auf unsern zahlreichen Wanderungen haben wir nichts merkwürdiges von alter Architektur gefunden, als in der Toledostraße, zunächst der Plaza de Cebada, den Eingang zu dem Spital der Latina, wohl das älteste Portal in Madrid und von großem Kunstwerth; überhaupt ist die ganze Bauart Madrids eine kümmerliche, bloß die Vorderseite des Hauses ist massiv, alles übrige ist von Fachwerk aufgeführt und sehr hinfällig construiert, da bei der Holzarmuth der Spanier sie dieses aufs Äußerste sparen, und die Wände so dünn machen, daß sie nur eben halten. Madrid hat nur breite und gerade Straßen, eingefast mit Häusern, welche vielleicht schön sind nach den Begriffen des Miethers und Vermiethers, doch könnte Madrid ebenso gut in Frankreich, in Italien, selbst in Deutschland liegen, ohne als Ausländerin Aufsehen zu erregen. In Paris bietet jedes Stadtviertel ein eigenes und belebtes Bild, in der spanischen Hauptstadt dagegen kann man sich die Mühe ersparen, alle Straßen zu durchlaufen: eine ist wie die andere, und es ist sehr schwer,

die eine oder die andere lebhaft in der Erinnerung zu behalten. Auffallend ist die Abwesenheit großer Kirchen, und die meisten sind bloß einschiffige; man sieht zwar zahllose Glockenthürmchen, aber nirgends die imposante Masse eines Doms.

Auch an Plätzen und Märkten ist die Stadt sehr arm; die Plaza de Cebado ist fast ringsum von elenden Baracken eingefast, und der interessanteste ist wohl die Plaza mayor, an der Calle mayor, nicht sehr weit von der Puerta del Sol. Man betritt ihn, von weitem schon durch eine in seiner Mitte stehende bronzene Reiterstatue angezogen, durch einen großen Thorbogen, und befindet sich in einem länglichen Viereck dicht aneinander gebauter Häuser im Berninischen Perückengeschmack, aber lange nicht von der Ausdehnung des Hofes des Pariser Palais royal. Der bedeckte Gang, der unter den Häusern hinläuft und in seinem Hintergrund unbedeutende Boutiquen enthält, ruht auf Granitpfeilern, die, wo eine bedeutendere Straße, wie die Calle Toledo oder die Zugänge von der Calle mayor, auf den Platz einmünden, sich zu hohen Bogen aufwölben. Das öffentliche Gebäude in der Mitte der Langseite, das die große marmorne Inschrift: Plaza de la Constitucion trägt, ist wohl das einzige, welches bei dem Umbau dieses Platzes seine alte Form ganz behalten hat; die grauen Mauern haben zahlreiche, ziemlich geschmacklos verzierte Fenster und Giebel, das Dach erhebt sich zwischen allerlei phantastischem Schnörkelwerk. Dieser Platz hat eine sehr traurige und blutige Geschichte. Früher wurden hier ausnahmsweise die großen glänzenden Stiergefechte, welche der Hof veranstaltete, gehalten; in diesem Fall ward der Platz dick mit Sand bestreut. Schranken erhoben sich rings umher, und

an den Fenstern, die noch heute numerirt sind, wo sich die Zuschauer befanden, sah man bunte Decken und Teppiche herabflattern. An dem oben erwähnten alten Gebäude bemerkt man noch jetzt die breiten Fenster, wo sich der königliche Hof befand. Dort blickte wohl Philipp II. einst auf den Platz herab, und die spanischen Damen und Edelfräulein verbargen das Gesicht hinter ihrem Fächer, wenn ein gefeierter Torrero in den Fall kam, von den Hörnern des wüthenden Stiers gespießt zu werden, oder auch wenn bei einem andern Schauspiel der Rauch von brennendem Holz und versengten Knochen gar zu heftig emporqualmte, denn auf der Plaza mayor wurden neben den Stiergefachten hauptsächlich die zahlreichen Auto da Fe's abgehalten, welche mit ihren gräßlichen Flammen Philipps Regierungszeit so schauerlich beleuchteten. Unter der königlichen Loge bemerkt man noch heute die alte Uhr, welche den Anfang dieser Schauspiele zeigte, und die kleine Glocke, welche jetzt so heiser anschlägt, ward wohl schauernd vernommen von Hunderten der Unglücklichen, die hier verbrannt wurden.

Das Straßenleben von Madrid ist wohl nur mit dem von Neapel zu vergleichen. Paris in seinen besuchtesten Straßen zeigt nicht einmal so seine Bevölkerung, und Piccadilly und der Strand in London haben eine ganz andere Art von Bewegung. Dort schiebt sich auch eine endlose Menschenmenge an einander vorbei, aber jeder rennt ernst und geschäftig seiner Wege, denn »Zeit ist Geld.« Man hat zu thun, man strebt vorwärts einem gewissen Ziel zu, man grüßt flüchtig einen Bekannten, wobei man sich ohne Aufenthalt eilig durch die Menge windet. Hier in Madrid dagegen glaubt man ein ganzes Volk von glückseligen Flaneurs

zu sehen; keiner scheint was rechtes zu thun zu haben, und alles ist, so glaubt man, auf der Straße, um frische Luft zu schöpfen, zu sehen, gesehen zu werden, die ausgestellten Waaren zu betrachten, oder mit guten Freunden eine halbe Stunde zu verplaudern. Wenn der Spanier auch wirklich in einem andern Stadttheil Geschäfte hat, so ist er darum doch nie eilig, er tritt zu seinem Haus hinaus, er beschaut sich das Wetter, wirft gravitatisch seinen Mantelkragen über die linke Schulter, und da er andere Leute rauchen sieht, so macht er sich ebenfalls eine Papiercigarre zurecht und setzt sich erst langsam in Marsch, nachdem sie angezündet ist.

Schon öfter erwähnte ich, daß, obgleich der Spanier sehr heißes Blut hat, er höchst selten bei Wortwechseln aus seiner vornehmen Gelassenheit herauskommt. Wohl sieht man hie und da eine Gruppe, die heftig gesticulirend zusammenspricht, doch vernimmt man kein unschönes Wort, wenn sich die Köpfe nach und nach erhitzen, selbst nicht einmal bei den untersten Volksklassen, man bleibt in den Schranken einer höflichen Sprechweise, und gewöhnlich beschließt irgendeine scherzhafte Wendung den Streit, worauf man sich lachend entfernt. Natürlicherweise gibt es auch dergleichen Veranlassungen, die nicht so freundlich endigen, wo am Schluß die Messer blitzen und Einer, schwer verwundet, zusammensinkt. Doch kommt das in jetziger Zeit wohl nicht öfter vor als im kälteren Deutschland, und sind auch die Veranlassungen hier wie dort die gleichen: ein kleiner Rausch, die Augen einer treulosen Schönen – eine Eifersuchtsscene.

Während unseres Aufenthalts in der spanischen Hauptstadt hatten wir selten Gelegenheit, das schöne Geschlecht von Madrid in seinem vollem Glanz zu sehen. Es war ja

Winter, die meisten Bäume kahl, ein heftiger Wind fegte durch den Prado, so daß einem die nackten Marmorfiguren ordentlich leid thaten; auch ließ sich zuweilen ein leichter Schnee in den Alleen sehen, und das ist durchaus keine Witterung für die schönen Spanierinnen. Es ist überhaupt eigenthümlich, wie ein für unser Klima sehr gelindes Frostwetter die ganze Physiognomie von Madrid ändert. Da sind die Straßen mit einemmal leer, es ist, als habe der Wind die Menschen weggefegt, und was noch von ihnen zu sehen ist, eilt hastig vorüber, fest in den Mantel gewickelt, ein dickes, wollenes Tuch oder ein Pelzkragen verwahrt Mund und Nase. Alsdann liegen die Straßen öde, und vor allen Dingen könnte man glauben, Madrid habe gar keine Damen mehr. Nirgend die Spur einer Mantille. Kaum aber zertheilen sich die Wolken am Himmel, hört der Wind auf, bricht die Sonne hervor, trocknet das Pflaster und erwärmt die Luft angenehm, so scheinen die Menschen förmlich aus dem Boden hervorzuwachsen, und es ist, als habe Jeder dem Andern ein Rendezvous gegeben. Ein paarmal hatten wir einige warme Tage nacheinander, und der Prado belebte sich während der Mittagszeit. Im Sommer versammelt sich hier die schöne Welt bei Sonnenuntergang, um bis ein, zwei Uhr in der Nacht plaudernd und singend auf- und abzuziehen. Jetzt aber lag der Prado meistens ziemlich leer und öde, nur hie und da bemerkte man eine wenig elegante Kutsche mit einer alten, dicken Dame und ihrem Schooßhunde, auch wohl ein paar Reiter, die erschienen, sich flüchtig umschaute und dann im schnellsten Trabe nach dem Prado de Recoletos hin verschwanden.

Ein eigenthümliches Fest verschaffte uns indessen das Vergnügen, die weibliche Bevölkerung von Madrid in vollem Glanze auf der Straße und an den Fenstern zu sehen. Es war der siebenzehnte Januar, als wir uns nach dem Prado begaben, um die große Gemäldegalerie zu besuchen; doch fanden wir das Gebäude, eines Feiertags wegen, geschlossen und schritten langsam die Alcalà wieder hinauf.

In der Nähe des Palastes de Buenavista, wo sich das Kriegsministerium befindet, holte uns ein Bekannter ein, ein spanischer Architekt, der eilig hinter uns drein geschritten kam. »So recht!« rief er uns zu, »Sie sind schon auf dem Wege nach der Puerta del Sol. Aber ich bitte, ein Bischen eiliger zu gehen, die Funktion hat schon lange begonnen.« »Welche Funktion?« fragten wir. »Nun, Sie wissen doch, was heute für ein Tag ist.« »So viel ich mich erinnere, Dienstag.« »Ach, das meine ich nicht!« erwiderte lachend unser spanischer Architekt, »ich wollte fragen, welcher Heilige nach dem Kalender heute seinen Tag hat.« Und da er bemerkte, wie wir ihn verwundert anschauten, fuhr er fort: »Heute ist ja St. Antoniustag, das einzige Fest, welches auch den armen Thieren zu gute kommt.« – Richtig, jetzt fiel es mir ein, daß ich an diesem gleichen Tage vor mehreren Jahren in Rom war und dort ebenfalls dem Feste beiwohnte, welches, wie der Spanier sagte, den armen Thieren zu gut käme. »Geschwind,« mahnte der Architekt, »eilen wir, die Puerta del Sol zu erreichen, und dann wollen wir von dort gegen St. Antonio hinaufsteigen.

Die Puerta del Sol war heute noch belebter als an andern Festtagen. Man hat Mühe, durch die Menschenmenge zu

dringen, welche Kopf an Kopf steht, förmlich Spalier bildet und nur die Verbindung der Straße Mayor mit der Straße de la Montera offen läßt. Wir drängen uns in die vordern Reihen und sehen einen Strom von Equipagen, Fußgängern, namentlich aber Reitern an uns vorüberziehen. Und Reiter, nicht im Überrock oder Wamms, wie wir sie gewöhnlich in den Straßen Madrids sehen, sondern heute im phantastischen spanischen Costüme. Es ist wie ein großartiger Maskenzug; jeder Elegant hat sich und sein Pferd bestens herausgeputzt, Kutscher und Reitknechte der vornehmen Häuser kommen in der Tracht ihres Heimathlandes, während viele der Pferde Wappendecken tragen und die bunten Bänder am Kopfzeug und Sattel die Farben der Herrschaft zeigen.

Einen Augenblick hier stehen zu bleiben ist schon amüsant, doch um Alles genau und deutlich zu sehen, was nach St. Antonio hinaufzieht, müssen wir dem glänzenden, lebendigen Strome folgen und hinaufsteigen bis zur Straße Hortalexa, einer so engen Gasse, daß Wagen und Reiter nur im Schritt und Einer hinter dem Andern durchpassiren können. Es wird uns schwer werden, dort auf dem schmalen Trottoir einen Platz zu erhalten, doch sind die Spanier ein sehr anständiges und höfliches Volk, und da die Umstehenden im Augenblicke hören, daß wir Fremde sind, so drücken sie sich zusammen, lassen uns vornehm stehen, und nennen uns gern einen eleganten Reiter, der vorbeikommt, oder den Namen der Herrschaft einer besonders reichen Equipage.

Die Straße Hortalexa ist sehr lang, schmal und mit hohen Häusern besetzt, bietet aber heute einen Anblick, wie der Corso in Rom. Alle Balkonthüren sind geöffnet und

mit Damen besetzt, von denen wenigstens zwei Drittheile junge schöne Mädchen sind. Nicht als ob die Straße deren selbst so viele auszuweisen hätte, sondern aus ganz Madrid findet man sich hier bei Verwandten und Bekannten zusammen, um zu sehen und gesehen zu werden. Anfänglich üben auch die zahlreich besetzten Balkone eine stärkere Anziehungskraft auf die Vorüberwandelnden, als der Zug der Pferde und Equipagen. Über den eisernen Geländern hängen bunte Teppiche, neben welchen vielfarbige Bänder flattern. Die Damen haben sich, dem Tage zu Ehren, ebenfalls festlich geschmückt und man sieht hier von der reizenden spanischen Nationaltracht in einer Stunde mehr, als sonst in einem Monate im übrigen Madrid und Alle da oben sind in lebhafter Bewegung. Anscheinend nur mit sich selbst oder dem Zuge drunten beschäftigt, blitzen die großen, schönen Augen doch überall herum und Alles, was ihnen halbwegs fremdartig erscheint, erregt ihre Aufmerksamkeit. Dabei wird geplaudert, gelacht, die weißen Zähne gezeigt, jetzt der Fächer vorgehalten, hinter dem man ein künstliches Erstaunen geschickt verbirgt, wenn ein vorüberziehender Reiter ziemlich laut versichert, er habe lange nichts so Schönes gesehen, als die Mädchenschaar da oben. Gleich darauf aber klappen die Fächer wieder zusammen, Alle beugen sich über das Balkongeländer, daß man glaubt, sie wollen sich herabstürzen in einen Wagen, der jetzt beim Hause angelangt ist, und in dem sich Bekannte befinden, mit welchen nun augenblicklich eine lebhaft Konversation beginnt. Dazwischen werden Orangen und Zuckerwerk verspeist, auch kleine Papiercigarren von den niedlichen Fingern gedreht und dem Nachbar gereicht, oder auch wohl von der Sennora selbst geraucht; natürlich

hinter vorgehaltenem Fächer, aber doch so, daß es die halbe Straße sehen kann.

Was ich eben von einem einzelnen Hause berichtete, vor welchem wir gerade stehen, wiederholt sich in der ganzen Länge der Straße, weßhalb diese einen reichen, wunderbaren Anblick gewährt. Überall flatternde Teppiche und Bänder, strahlende Augen, wehende Mantillen und goldglitzernde, im Sonnenstrahl spiegelnde Fächer. Am Eingang der Calle de Hortalexa befindet sich ein kleiner Platz, wo sich Reiter und Equipagen sammeln, um von dort ihren Weg durch die Straße langsamer fortzusetzen. Hier kommt ein einzelner Reiter, die schwarze Sammtjacke mit silbernen Knöpfen besetzt, den castilianischen Hut auf dem Kopfe, mit emporgewichstem Schnurrbart, und er zügelt sein feuriges Pferd, das nun langsam, aber in die Zügel knirschend und mit dem Kopfe schüttelnd, vorbeitanzt, viel zu langsam für einen ungeduldigen Trupp anderer Reiter, der ihm folgt. »Caballero!« ruft ihm Einer zu, »erweisen Sie uns die Gunst, ein wenig geschwinder zu reiten,« was übrigens keine Wirkung hat, weßhalb denn die tolle Schaar nach wenigen Secunden ihre Pferde in Galopp setzt und rechts und links bei ihm vorbeijagt. Doch fühlt sich der erste Reiter in seinem Stolze verletzt, er läßt seinem schwarzen Hengste die Zügel, und da dieser mit ein paar Sätzen die Schaar überholt hat, so würde ein kleines Wettrennen entstehen, wenn nicht einer von den aufgestellten königlichen Reitern in der Straße dazwischen sprengte und Alle ermahnte, ruhig ihres Weges zu ziehen.

Das hat denn eine kleine Lücke gegeben, welche ein nun folgender Andalusier benützt, um im kurzen Galopp durch die Straße zu paradiren. Es gibt heutzutage keine schönere,

ritterlichere Erscheinung, als der Majo in voller Tracht zu Pferde; alles glänzt und flimmert an ihm, hochmüthig und stolz sitzt er auf dem reichverzierten Sattel, die gelben Leder-gamaschen mit den flatternden Riemen schließen sich fest an die Weichen des Pferdes, und der elastische Oberkörper folgt zierlich jeder Bewegung. Gewöhnlich trägt der Majo eine dunkelfarbene Jacke von Atlas, mit schwarzem Schmelz gestickt, darunter eine hellere Weste mit Gold- und Silberschnüren besetzt, um den Leib die rothseidene Schärpe. Dabei ist er vollkommen Herr seines Pferdes, und wenn der Hengst unter ihm noch so sehr auf dem Pflaster tanzt, raucht er doch ruhig seine Papiercigarre fort und kokettirt an den Häusern hinauf.

Diesem leichten Reiter folgt etwas schwere Cavallerie: der Kutscher eines guten Hauses auf einem derben catalonischen Pferde, welches aber ganz orientalisches aufgezäumt ist, so ächt türkisch, mit seinen rothen Quasten, goldenen Stickereien und schweren Bügeln, daß es auf dem Atmeidan in Konstantinopel augenblicklich von einem Bim Baschi hätte bestiegen werden können. Das sind noch Anklänge an die Maurenzeit, die man ja so häufig auch in den spanischen Trachten bemerkt und die Jahrhunderte nicht verwischen und verdrängen konnten. Ein weiterer Beweis für diese Behauptung zeigt der Valencianer auf dem Bocke der nun erscheinenden Kutsche; mit ein paar unbedeutenden Veränderungen in seinem Anzuge könnte er bei Jaffa oder sonstwo in Syrien spazieren gehen. Er trägt ein buntes Kopftuch, hat Sandalen an den Füßen, und seine helle Blouse mit weiten Ärmeln ist von einem vielfarbigen Gürtel zusammengehalten. Im Wagen, den er führt, sitzt ein Dutzend schöner Kinder aus vornehmen Häusern in der

allerliebsten spanischen Tracht, lauter Manolo's und Manola's; letztere haben kleine Fächer, mit denen sie ebenso geschickt umzugehen wissen, wie die Alten.

Auch komische Szenen gibt es genug in dem Zuge, der nun schon über eine Stunde unaufhörlich bei uns vorüber rasselt und klappert. Dort kommen ein paar kleine Delantero's mit ihrem dicken Mayoral, alle festtäglich geputzt, und führen einige zwanzig, oft schäbig aussehende Maulthiere zur Kirche. Diese armen Geschöpfe haben es bei ihrer schweren Arbeit wohl am meisten nöthig, vom Segen des heutigen Tages zu profitiren; sie sind mit ihrem besten Geschirr, mit Messingstücken und kleinen rothen Fahnen geschmückt, scheinen es aber hier in dem Menschenstrom durchaus nicht behaglich zu finden. Einer der Vorläufer wird störrisch, sobald er die enge Straße betreten, spitzt seine langen Ohren und macht rechtsumkehrt. Glücklicherweise ist der unermüdliche Zagal auch hier bei der Hand, schwingt seinen dicken Stock und prügelt das störrische Maulthier wieder in die Reihe hinein, wobei er ausruft: »Schäme dich, Emilia, bist sonst ein vernünftiges Vieh und willst dich so unchristlich aufführen!« »Es geht ihm wie Dir,« ruft der kleine Delantero, »er scheut sich auch vor der Kirche.« Worauf der Mayoral dann entscheidet daß Alle zusammen: Maulthiere, Delantero und Zagal leider Gottes bis auf den heutigen Tag gewartet hätten, sich bei einem braven Heiligen sehen zu lassen.

So ziehen sie vorüber und ihnen folgen andere Reiter, bald einzeln, bald zu mehreren, bald allein, bald Handpferde führend. Ein lautes Gelächter entsteht über einen großen Kerl mit sehr langen Beinen, der auf einem kleinen Esel einhertrabt, namentlich im nächsten Augenblicke, da er fast

übereiten wird von einem Zuge toller Basken, wilden, verwegenen Gesellen in braunen Jacken, die roth und weiße Mütze auf dem Kopfe, Diener von Offizieren oder anderen vornehmen Herren, die in vollem Galopp die Straße unsicher machen und nicht einmal den Ermahnungen der berittenen Wache folgen, die sich dann auch zurückzieht und die wahrscheinlich gut Gekannten lachend ihren Weg verfolgen läßt.

Jetzt flüstern die Mädchen auf den Balkonen emsig mit einander und schauen eifrig nach dem Eingange der Straße. Ein paar Damen erscheinen zu Pferde, von vielen Reitern umringt, alle in andalusischer Tracht, welche sich bei den Reiterinnen noch reizender ausnimmt. Über dem langen Reitkleide tragen sie ein Jäckchen von amaranthfarbigem Sammet, mit schwarzen Schnüren besetzt und unzähligen kleinen silbernen Knöpfchen; schief auf dem Kopfe sitzt keck der andalusische Hut.

Um das Ende oder allmälige Aufhören des Zuges zu erwarten, müßten wir noch mehrere Stunden hier stehen bleiben, ohne viel Anderes zu sehen als das, was wir eben zu schildern versuchten. Deßhalb wollen wir uns langsam vorwärts schieben, was übrigens auf dem sehr schmalen, menschenbesetzten Trottoir keine Kleinigkeit ist. Auf das Pflaster zu treten, kann lebensgefährlich werden, denn bald wird uns eine Equipage streifen, oder ein unartiges Maulthier, welches anfängt, rückwärts zu gehen, uns sehr unsanft berühren. Man hilft sich so gut man kann, man bittet um Entschuldigung und wird wieder um Entschuldigung gebeten; man hält laut aufschreiende Sennorita's, die in Gefahr sind, vom Trottoir hinabgedrängt zu werden und wird

dafür im nächsten Augenblicke von einem höflichen Spanier ebenfalls vor einem Sturze bewahrt.

So gelangen wir sehr langsam in die Nähe der kleinen Kirche von St. Antonio, wo übrigens nicht viel zu sehen ist. Unter der geöffneten Thüre stehen ein paar Geistliche, welche die Thiere an sich vorüberziehen lassen und geweihtes Wasser hinausspritzen. Auch erhalten viele Reiter einen kleinen Zettel, dessen Bedeutung wir übrigens nicht erfahren konnten. Mag man über den Gebrauch, ein unvernünftiges Thier zu seinem harten und beschwerlichen Tagewerk durch ein Wort des Segens stärken zu wollen, vielleicht achselzuckend lächeln, so ist doch der feste Glaube auch hier etwas zu Schönes, um darüber zu spötteln. Man muß nur sehen, wie sich jeder Reiter beeifert, mit seinen Thieren so dicht wie möglich an die Kirchthüre zu gelangen, und man begreift wohl, wie viel Werth er darauf legt, mit seinen treuen Arbeitsgefährten an diesem Tage bei St. Anton gewesen zu sein. Wahrhaft rührend erschien mir ein alter Mann auf einem schäbigen und sehr störrischen Maulthier, welches sich zu fürchten schien und trotz allen Bemühungen seines Reiters nicht in die Nähe der kleinen Kirchthüre zu bringen war. Geduldig stieg er endlich ab, band das Maulthier an die Stange eines eisernen Fenstergitters, ließ sich seine Hand mit dem Wasser befeuchten und strich dann dem Thiere über die Stirn, worauf er wieder aufstieg und beruhigt von dannen ritt. Möge ihm sein Glaube helfen!

Unser Spaziergang ist übrigens hier an der Kirche noch nicht zu Ende; wir müssen uns noch weiter durchdringen, bis ans Ende der Straße, wo dieselbe auf den weiten Platz

von Santa Barbara mündet. Dieser führt ziemlich steil aufwärts zum Thore des Paseo de la Ronda, einem prächtigen Platz für die tollen Reiter, die im Schritte aus der Straße Hortalexa herauskamen und nun hier ihre Reiterkünste zeigen. Zu beiden Seiten des Platzes befand sich eine zahlreiche, zuschauende Menschenmenge, und viele elegante Equipagen hielten da, und die darin Sitzenden betrachteten sich ebenfalls das glänzende Schauspiel, welches die wilde Reiterschaar bot. Etwas Ähnliches, wie dieß tolle Reiten hier, habe ich aber auch nur bei den Arabern der Wüste gesehen, es war wie eine Razzia, wo Jeder sich beeilt, vorwärts zu kommen, um den herannahenden Feind zu überfallen. Sowie ein Trupp Reiter mit oder ohne Handpferde die enge Straße verlassen hatte, brachen alle in ein gewaltiges Hurrah aus, schwenkten Hüte und Mützen, knallten mit ihren Peitschen, setzten ihren Thieren die Sporen in die Seite und vorwärts jagten Alle im wilden Carrière. Daß die Maulthierzüge nicht dahinter blieben, kann man sich leicht denken. Und so ging es im tollsten Durcheinander bis hinauf zu dem engen Thore, wo alsdann parirte, wer die Thiere in seiner Gewalt hatte, wer nicht halten konnte, schoß im tollen Jagen durch den Bogen des Thores, auf die Gefahr hin, überritten oder gequetscht zu werden. Beides kam denn auch leider am heutigen Tage, trotz der zahlreich aufgestellten Wachen, mehreremal vor.

Daß der festliche Tag in den Schenken und Tanzlokalen der anliegenden Straßen lärmend beendet wurde, versteht sich von selbst. Bis spät in die Nacht hinein sah man viele Häuser mit Lichtern und Papierlaternen erleuchtet, hier wurde zu rauschender Musik getanzt und dort war man

vielleicht ebenso lustig bei dem Klang einer Gitarre und dem Knacken der Castagnetten.

Was das Klima in der spanischen Hauptstadt anbelangt, so ist es dem öffentlichen Leben im Freien wohl nicht so günstig, wie in anderen besser gelegenen Städten. Die weite Hochebene wird gegen Nord und West von dem beinahe 9000 Fuß hohen Zug des Guadarrama-Gebirges begränzt; merkwürdigerweise fängt das Gebirge alle Wolken auf, die von West und Nord heranziehen, wodurch die Hauptstadt während der Sommermonate fast ununterbrochen einen klaren und heitern Himmel sieht, einen beständigen Sonnenschein, den die nackten Granitschichten des südlichen, von Wald gänzlich entblößten Abhangs des Gebirges wie ein ungeheurer Brennspegel zurückwerfen und so die unerträgliche Hitze hervorbringen, von der Madrid, trotz seiner hohen Lage, den Sommer über heimgesucht ist. Der Spanier flieht vor ihr in das Innere seines Hauses, und dem Sprüchwort nach sieht man alsdann auf der Straße nichts als Hunde und Franzosen. Sobald es aber Abend wird, weht von den Schneekuppen des Guadarrama, die auch während des Sommers nicht ganz verschwinden, ein eiskalter Wind, der die Schwüle des Tages mit einemmal in eine empfindliche Kühle verwandelt. Dabei gibt es wohl keine Stadt, die selbst während der Tageszeit einen so großen Wärmeunterschied in Sonne und Schatten zeigt. Ein Spanier versicherte uns, man könne sich in Madrid mehrmals im Tag einen Schnupfen holen, wenn man nämlich erhitzt den Schatten aufsuche, diesen Schnupfen aber ebenso leicht wieder verlieren, wenn man zurück in die Sonne trete. In der kalten Jahreszeit gibt die hohe Lage der Stadt aber eine Kälte, wie man sie sonst nicht leicht findet. Wenn auch

Schnee und Eis nicht gerade sehr häufig sind, so genossen wir doch Beides während unseres Aufenthalts zur Genüge, ja der Winter war so streng, daß sich während einiger Tage viele der anwesenden Deutschen auf dem großen Teiche des Buen Retiro mit Schlittschuhlaufen belustigten.

Was ich von den Straßen Madrids sagte, daß sie durchaus keinen spanischen Charakter haben, das gilt noch mehr von den Menschen, die sie bevölkern, namentlich von den Männern, denn Mantille und Fächer der Damen erinnern uns freilich immer daran, wo wir sind. Verschwunden ist hier die bunte Manta der Catalanier und die rothe Mütze der Basken, eine andalusische Tracht sieht man äußerst selten und was allenfalls durch bunte Kleidung auffällt, sind die Mayoral's und Delantero's, namentlich der Kutschen, welche aus dem Süden kommen. Die Straßen sind bedeckt mit runden Hüten und dunkelfarbenen Mänteln; nur die galizischen Wasserträger bringen einige Abwechslung – kräftige Gestalten in manchesternen Hosen und grünen oder braunen Jacken. Auf der Schulter tragen sie ihre kupfernen Wassertonnen, die eine Ähnlichkeit mit der alten Amphora haben. Man sieht sie überall, namentlich in der Nähe der Fontänen, bei denen den ganzen Tag Hunderte von diesen kleinen Tonnen liegen und die Passage hemmen. Die meisten sind auch neben ihrem Geschäft, die Häuser mit frischem Wasser zu versehen, deren Marktlieferanten, und tragen in großen Körben Fleisch und Gemüse umher.

Neben der großen Menschenmenge, die sich auf den Straßen von Madrid hin- und herbewegt, wird der Wandel noch bedeutend erschwert durch riesenhafte Frachtwagen,

die uns jeden Augenblick begegnen. Dazu kommt die lange Bespannung, sechs, acht Maulthiere vor einander, und wenn der Fuhrmann um die Ecke links biegen will, so müssen die vorderen Thiere zuerst rechts bis auf das Trottoir hinauf, wodurch der Spaziergänger häufig in unangenehme Berührung mit Hufen und Rädern kommt. Was dieß anbelangt, ist es noch gut, daß Madrid gar wenig Handel hat, d. h. so gut wie gar nichts ausführt; man sieht schwerbeladene und stark bespannte Wagen nur hereinfahren, alle Galero's dagegen, welche die Stadt verlassen, sind größtentheils leer und deßhalb schwach bespannt. Die spanische Hauptstadt producirt gar nichts, weder Luxusartikel, noch selbst die geringfügigsten Dinge zum täglichen Gebrauch, alles kommt entweder vom Ausland, oder doch von anderen Städten. Der Fuhrmann kann nur auf eine Fracht rechnen, und hält diese daher für Alles, was er hereinbringt, sehr hoch. Der Kaufmann muß diese großen Speditionsgebühren auf den Preis seiner Waaren schlagen, woher es denn auch kommt, daß in Madrid Alles unverantwortlich theuer ist. Dinge, wie z. B. Papier, Bleistifte, sogar kleine Ansichten von Madrid – alles das kommt von Paris und kostet hier das Dreifache wie dort. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages ein Heft kaufen wollte mit den lithographirten Ansichten eines Stiergefechts – eine Sache, die der Pariser Herausgeber vielleicht für 5 Franken verkauft, hier verlangte man 15 dafür.

Ogleich man in neuerer Zeit angefangen hat, der Straßenbettelei in den größeren Städten Spaniens entgegenzuwirken, so wird man doch auf Schritt und Tritt unter allen möglichen Formen angebettelt. Man spaziert harmlos auf

dem Trottoir, plötzlich rennt ein Kerl gegen uns, der ein Paket Papier in der Hand trägt und uns nicht mehr von der Stelle läßt, sobald er an ein paar Worten merkt, daß wir Fremde sind. Es ist ein blinder und privilegirter Verkäufer der letzten fürchterlichen Mordgeschichte, eines andern wichtigen Ereignisses oder eines der kleinen Tagesblätter; man ist fast gezwungen, ihm ein Exemplar abzukaufen. Zerlumpte und schmutzige Bettler strecken die Hand aus oder folgen eine halbe Straße, indem sie uns weitläufig ihr Elend erzählen – andere sitzen an den Ecken, klimpern auf einer alten verstimmten Guitarre, singen dazu und schicken ihre kleinen Kinder aus, um den Vorübergehenden anzubetteln. Alle haben übrigens etwas eigenthümliches und charakteristisches an sich und man begreift hier in Madrid vollkommen, woher Murillo, namentlich aber Velasquez ihre köstlichen Bettlergestalten nahmen; heute noch sieht man Gruppen unter ihnen, die, von einem Maler ohne die geringste Änderung aufgefaßt, ein prächtiges Bild geben würden. So sah ich in der Nähe der Post sehr häufig einen alten Mann sitzen, dessen geflickter Mantel ein kleines Kind bedeckte, das in seinem Schooße schlief. Man erblickte von diesem nur den hübschen runden Kopf und die Händchen, während ein größerer Bube mit wunderschönen, schwarzen Augen und lachender Miene in die Saiten der alten Guitarre griff. Auf der Alcalà trieb sich fast jeden Tag ein Hundeverkäufer herum, der mehrere dieser Thiere an Stricken führte, während er eine kleine Bulldogge aufrecht sitzend auf dem Arm trug; nun war aber die Physiognomie des letzteren seinem eigenen Gesicht auf eine wahrhaft komische Art ähnlich; und so schritt er gravitatisch einher mit dem ebenso ernst aussehenden Thiere.

Grauenhafte Bilder der Armuth und des Elends bieten die alten Weiber, die an den Kirchthüren betteln. So reizend eine jugendliche Spanierin ist, so ist hier das Alter häßlicher als irgendwo. Man hat oft Mühe, durch die Schaar dieser Weiber durchzukommen, und muß sich diese Passage jedesmal mit ein paar kleinen Geldstücken erkaufen.

Am Prado liegt ein Palast, den Karl III. erbaute, den die Franzosen in Trümmern zurückließen und der von König Ferdinand VII. mit einem Kostenaufwand von sieben Millionen Realen wiederhergestellt und damit das neue Madrider Museum gegründet wurde, wo die Meisterwerke der Malerei, welche sich zerstreut in vielen königlichen Schlössern, namentlich aber im Escorial befanden, zusammengebracht wurden und nun die jetzige große Gallerie bilden. Der Palast, anfangs zu einem naturhistorischen Museum bestimmt und demgemäß eingerichtet, ist ein langes, zweistöckiges Gebäude, so an den Bergabhang angelehnt, daß man durch den Portikus der schmalen Seite von der großen Rampe aus in das obere und eigentliche Hauptstockwerk gelangen kann.

Eine weite Rotunde mit Oberlicht, deren Kuppel auf acht Granitsäulen ruht, liegt hinter diesem Portikus und dann folgt eine lange Gallerie mit Deckenbeleuchtung, um die her nach Außen vier große Säle mit Seitenlicht liegen.

Im Erdgeschoß wiederholen sich diese vier von der Seite beleuchteten Säle. Den übrigen Raum nimmt die Treppe und die Antikensammlung ein, und wenn auch in Folge der früheren Bestimmung dieses Gebäude für seinen heutigen Zweck einige Wünsche übrig läßt, so ist es in seiner ganzen Anlage und Ausstattung doch großartig und würdig, die reichen Schätze aufzubewahren, die man in dem

Madri-der Museum beisammen findet. Die hiesige Gallerie ist allerdings nicht die zahlreichste der ganzen Welt, doch obgleich manche große Namen ganz fehlen, so ist sie jedenfalls die vorzüglichste. Fast jede Nummer ist ein Meisterwerk und da man wenig Mittelmäßiges und Schlechtes findet, so bleibt man bewundernd bei jedem Schritte stehen. Welcher Reichthum ist hier in diesem Gebäude vereinigt! Die ersten Namen der Italiener, Spanier und Niederländer in ihren besten Werken. Leider aber ist die Madri-der Gallerie, wie so vieles in diesem schönen Lande, nur für die genießbar, welche es möglich machen können, all das Schöne an Ort und Stelle aufzusuchen; denn von den wenigsten dieser wunderherrlichen Bilder sind, mit Ausnahme der Publikation des verdienten Directors Madrazo, gute Abbildungen, sei es in Kupferstichen oder gemalten Copien im In- und Auslande vorhanden.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, mich hier in eine Beschreibung dieser Gallerie einzulassen; ich bin dafür nicht Kenner genug und es bedürfte eines eigenen Buches, um den Leser nur einen Theil dieser Schätze kennen zu lehren. Im Ganzen hat die Sammlung jetzt über zweitausend Nummern, unter denen, was die spanische Schule anbelangt, von Murillo fünfzig, von Ribera dreiundfünfzig, von Zurbaran vierzehn, von Juanes achtzehn, von Velasquez zweiundsechzig. Ebenfalls reich vertreten ist Morales, Rizzi, Ribalda. Die großen Italiener repräsentirt Raphael mit zehn, Giordano mit fünfundfünfzig, Tizian mit dreiundfünfzig, und Tintoretto mit siebenundzwanzig Nummern. Obgleich viele Bilder des Museums, die man zur Franzosenzeit nach Paris geschleppt, wieder zurückgegeben werden mußten,

so scheint man doch von den Landsleuten noch einige zurückbehalten zu haben, denn die französische Malerei ist am schwächsten in der Zahl. Freilich sind immer noch einundzwanzig Poussin's da, sowie fünf Bilder von I. Vernet und herrliche Claude Lorrains. Von Deutschen begrüßen wir Albrecht Dürer mit zehn und Lucas Kranach mit zwei Bildern, auch an einigen vortrefflichen Holbeins erfreut sich das Auge; am zahlreichsten sind die Gemälde der flämischen und holländischen Schule. Im Erdgeschoße sind lange Säle damit angefüllt. Dort hängen allein zweiundsechzig Bilder von Rubens und zweiundfünfzig von Teniers.

In dem länglichrunden Mittelsaal des oberen Stockwerks, der rückwärts an die lange Gallerie angefügt und dessen Fußboden in der Mitte ausgeschnitten ist, um den im Erdgeschoße befindlichen Sculpturwerken Helle zuzuführen, befinden sich, wie in der Tribuna der Florentiner Gemäldesammlung im Palazzo Degli Uffici, die Meisterwerke der berühmtesten Maler; namentlich ist hier Murillo, Tizian, Raphael, Giordione und Velasquez reich vertreten. Gerade dem Eingang gegenüber hängt der Spasimo von Raphael, leider nicht mehr in dem anfänglichen Colorit, sondern durch häufige Retouchen aller Abstufung der Farbe vom Vorder- nach dem Hintergrund beraubt. Links davon ist von Murillo ein wunderbares Bild, vor dem ich stundenlang gesessen, *una concepcion*, die Jungfrau Maria auf dem Halbmond stehend, der von den Engeln emporgetragen wird. Murillo hat mehrere dieser ganz ähnlichen Madonnen gemalt; von einer, die sich in der Sammlung des Louvre befindet, existirt ein guter Kupferstich; doch hat der Kopf des Pariser Bildes nicht den wunderbaren Ausdruck

dieser Jungfrau Maria. Es ist das ganz unbeschreiblich, und auf mich hat dieses Bild einen solch mächtigen Eindruck gemacht daß, wenn ich die Augen schließe, ich sie heute noch deutlich vor mir sehe, diese wunderbare Gestalt, die dem Beschauer so körperlich aus den Wolken entgegentrat, daß es ihn süß durchschauert. Das edle, blasse Gesicht zeigt eine unaussprechliche Verklärung und das aufwärts blickende Auge der Jungfrau ist halb gebrochen von himmlischer Lust. Dabei ist das Bild so einfach in der Farbe, Maria im hellen Gewande mit einem blauen Mantel, der um den rechten Arm und die Füße wallt, und aus welchem der silberne Halbmond blinkt, den so reizende kleine Engel tragen, wie sie eben nur Murillo malen kann.

Für mich ist dieser Künstler, nachdem ich seine Bilder in Spanien gesehen, überhaupt der größte Maler aller Zeitalter, seine Figuren sind menschliche Wesen, aber Geschöpfe, wie sie der Schöpfer nur in guter Laune hervorbringt, kräftig und wahr, schön und edel. Murillo mit einer Welt von Gedanken kannte die Leidenschaften und alle edeln Gefühle, die eine menschliche Seele erfüllen; und damit hat er seine Schöpfungen, unterstützt von einem ungeheuren Talente, ausgestattet.

Von Tizian befindet sich in dem Mittelsaale u. A. ein sehr großes und schönes Bild, das, obgleich nur ein Portrait, mich viele Zeit gekostet. Es ist Karl der Fünfte, in voller, schwarzer Rüstung zu Pferde, Reiter und Roß in Lebensgröße. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß der Maler zum Hintergrund eine weite, flache Gegend gewählt, über welche schon die Abenddämmerung hereinbricht. Fern am Horizonte ziehen schwere Streifen dunkler Wolkenmassen dahin und zwischen ihnen durch sieht man

den gelben, leuchtenden Reiter der schon untergegangenen Sonne. Der Kaiser hält etwas nachlässig die Zügel des galoppirenden Pferdes und scheint die lange Lanze, die er in der Rechten trägt, eben gegen etwas Feindseliges einlegen zu wollen. So erscheinen auch die angespannten Gesichtszüge seines emporgehobenen Kopfes, von dem der röthliche Kinnbart drohend absteht; die Augen blicken scharf in die Ferne und der Oberkörper ist wie erwartend vorgestreckt.

Ob von diesem Bild ein Kupferstich existirt, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, doch wäre dieß ein schöner Vorwurf für einen Kupferstecher. Die Rotunde enthält vielleicht über sechzig Bilder, alles große unschätzbare Meisterwerke, die nur leider viel zu dicht eines neben das andere gedrängt hängen. Ich will hier nur neben seiner herrlichen Übergabe von Breda noch eines Gemäldes von Velasquez erwähnen, das Interieur seines eigenen Hauses, wenn ich nicht sehr irre, mit spielenden Kindern und dem Künstler selbst vor seiner Staffelei stehend. Im Hintergrunde erblickt man in einem Spiegel reflectirend die Gestalt König Philipps des Vierten, der den Maler in seinem Atelier überrascht. Hieran knüpft sich noch eine ganz hübsche und wohl verbürgte Anekdote. König Philipp der Vierte soll nämlich dieses Bild, als es fertig war, aufmerksam betrachtet und belobt, endlich aber zu Velasquez gesagt haben: »In deinem Bilde fehlt noch eine Kleinigkeit, die ich hinzufügen will.« Und darauf habe er Palette und Pinsel genommen und auf dem Portrait des Künstlers im Bilde den Calatrava-Orden ziemlich roh hingemalt, wie er heute noch zu sehen ist.

Von unserem Landsmann Dürer ist eine Jungfrau mit dem Kinde in der Rotunde, ein schönes und liebes Bild, würdig des Besten, was sich hier befindet; ein anderes allegorisches Gemälde desselben: Jugend, Alter und Tod darstellend, thut Einem weh zwischen den lebensfrischen Bildern von Murillo und Velasquez; ein großer Künstler, der, wenn er auch in ganz anderem Genre malte, Murillo sehr nahe kommt.

In einem der untern Säle hängen von Velasquez vielleicht zwanzig Gemälde nebeneinander, alles lebensgroße Portraits von spanischen Königen und Infanten, Hofzwerge, ehrenhaften Bürgern und prachtvolle Bettlergestalten. Das ist aber Alles mit einer fast erschreckenden Wahrheit gemalt, und wo man eins dieser Bilder lange und fest ansieht, da glaubt man, jetzt hebe sich die Hand des Königs mit dem langen Feuerrohr zum Schuß, der verwachsene Hofzwerg grinse uns an und der Bettler mit vorgehaltenem Hut spräche: »*Per l'amor de Dios . . .*«

Im großen Mittelsaal ist Raphael außer dem Spasimo nicht besonders vertreten; seine bedeutendsten Bilder befinden sich in der langen Mittelgalerie; so die berühmte »Perle«, die Jungfrau Maria, auf ihrem Schooße das Jesuskind, zur Mutter schelmisch lächelnd hinaufblickend, wie fragend, ob es die Früchte nehmen dürfe, die ihm der kleine Johannes darreicht; im Hintergrund sitzt die heilige Anna, das Ganze von wunderbarem Farbenschmelz.

Als König Philipp der Vierte dieses Bild erhielt und zum erstenmal betrachtete, rief er aus: »*Es la perla de mis cuadros!*« woher es seinen Beinamen »die Perle« hat. Ob es diesen Namen mit Recht verdient, wage ich nicht zu entscheiden; wenn es aber auf mich ankäme, so würde ich mir

doch eine andere Perle in der Madrider Sammlung heraus-suchen.

Während unseres Aufenthalts hier fanden wir einen geschickten Photographen, einen Engländer Namens Clifford, der nicht nur höchst gelungene Ansichten von spanischen Gegenden geschmackvoll aufgenommen hatte, sondern auch gerade beschäftigt war, einige der berühmtesten Bilder der Gallerie zu photographiren. Ich erlaube mir, denselben allen Lesern, die Gelegenheit haben, von seinen wohlfeilen und schönen Blättern zu erwerben, bestens zu empfehlen.

In der Nähe der Gemädegallerie steigt man vom Prado zum oftgenannten Parke von Buen Retiro hinauf. Derselbe hat vielleicht einen Durchmesser von einer halben Stunde und erstreckt sich innerhalb der Stadtmauern vom Thore von Alcalà bis zum Thore von Atocha. Angelegt wurde er unter der Regierung Philipps des Vierten und damals war er mit vielen Schlössern, Kirchen, Kasernen und einem schönen Theater eine Art selbstständige Stadt, worin der König seinen prachtvollen Hof hielt. Seine Nachfolger indessen ließen den Buen Retiro verfallen, wenigstens geschah für seine Unterhaltung so gut wie gar nichts, oder was, wie unter Ferdinand dem Sechsten, dafür geschah, der ihn nach dem steifen Geschmack von Versailles umänderte, zerstörte nur die ehemalige Schönheit des Parkes vollkommen. Die Franzosen endlich machten eine Citadelle aus dem Buen Retiro, von der aus sie Madrid vollkommen beherrschten, zerstörten aber dafür auch gründlichst die Gärten und Schlösser. Obgleich nun auch nach dem Befreiungskriege sehr viel geschah, um Buen Retiro wieder einigermaßen herzustellen, so hat man ihm doch seine

ehemalige Herrlichkeit nicht wiedergeben können; er ist eine Gartenruine geblieben, die aber immer noch sehr viel Schönes enthält; namentlich im südlichen Ende, der Blick auf den Manzanares hinab, sowie gegen Nordwesten eine wirklich schöne Aussicht auf die Stadt Madrid. Im Sommer freilich, wo die breiten Alleen dicht belaubt sind und eine behagliche Kühlung gewähren, muß dieser Park in seiner angenehmen Einsamkeit ungleich reizender sein in der Nähe des überfüllten Prado. In der Mitte des Parks befindet sich ein kleiner See in ausgemauertem Becken; wir erlebten bei unserem Aufenthalt, für Madrid gewiß höchst merkwürdig, daß dieser See fest zugefroren war und sich namentlich deutsche Landsleute hier mit Schlittschuhlaufen vergnügten. Dieß war eine so seltsame und interessante Erscheinung für die guten Spanier, daß nicht nur eine große Volksmenge hinauslief, um dem zuzuschauen, sondern sich auch der königliche Hof bewogen fand, dorthin zu fahren.

Da aber bei Schnee und Eis weder Laub noch Blumen gedeihen und zu gewöhnlicher Zeit keine Spaziergänger anlocken, so fanden wir den Park leer, kahl, und sogar etwas melancholisch. Ein kleiner, abgeschlossener Garten im Buen Retiro, dem Hofe vorbehalten, ist mit Tempelchen, kleinen Obeliskern und mehr dergleichen Spielereien verziert, hat aber etwas Heimliches, wie eine Kinderstube, oder wie ein Garten für liebe Kinder. Leider sind dieselben alle verschwunden, die Räume liegen öde und leer und das Schnörkelwerk und Spielzeug ist einsam zurückgeblieben.

Der Theaterbesuch in Spanien scheint nicht so zur Volksleidenschaft geworden zu sein, wie zum Beispiel bei den Franzosen, denn der Spanier spart lieber seine Realen bis

zum Sommer, wo er bei wöchentlich abgehaltenen Stiergefechten mehr Genuß und Befriedigung findet; doch sind die kleineren Theater Madrids, namentlich wenn Ballette gegeben werden, stark besucht. In den meisten herrscht der italienische Gebrauch, daß eine Oper oder eine Komödie, wenn sie gefällt, so lange gegeben wird, als der Zudrang des Publikums dauert. Madrid hat neun Theater, welche übrigens nicht immer geöffnet sind: Teatro del Oriente, del Circo, Lope de Vega, dela Cruz, del Principe, del Museo, del Instituto, de Variedades, de Buenavista. Im Theater del Oriente, auch das königliche Theater genannt, werden nur große Opern und Ballette gegeben. Es liegt in der Nähe des königlichen Palastes, und wenn das gewaltige Äußere desselben auch an einigen Geschmacklosigkeiten leidet und keine Ansprüche auf vollendete Schönheit machen kann, so gehört dagegen das Innere zu den elegantesten Häusern, die ich je gesehen. Nicht übermäßig groß, hat es vier Logenreihen und ist in allen Theilen einfach, aber geschmackvoll dekorirt; die Logen sind wie die italienischen abgetheilt, die des ersten Ranges haben kleine Vorzimmer, wo man Mantel und Hut ablegt und im angebrachten Spiegel seine Toilette corrigiren kann. Diese kleinen Cabinete werden erleuchtet durch Gasflammen unter matt geschliffenen Glaskugeln, die so in der durchbrochenen Mauer befestigt sind, daß ihre andere Hälfte zum Erleuchten des Corridors dient. Dieser Corridor ist hier zu gleicher Zeit Foyer, breit, lang, ziemlich hoch, elegant tapezirt, der Boden mit Strohmatten belegt und hat überall Sophas und Fauteuils. An weichen Teppichen und allen möglichen Sitzbequemlichkeiten fehlt es nicht in den Logen. Das Parterre ist durchweg mit numerirten Sitzen versehen; jeder derselben bildet

einen förmlichen Fauteuil, der mit rothem Sammet überzogen ist; auch hier bedecken den Fußboden dicke Teppiche und vor jedem Sitz ist obendrein noch eine kleine gepolsterte Fußbank angebracht, was äußerst angenehm ist. Dabei ist die Beleuchtung brillant; man kommt auch ins Parterre in sehr gewählter Kleidung; in den Logen aber sind die Damen in großer Toilette, und wenn man sich so den schönen strahlenden Kreis betrachtet, die blitzenden Brillanten und die glänzenden Augen, die von Gold glitzernden Fächer in ewiger Bewegung, so überkommt einen unwillkürlich eine angenehme, festtägliche Stimmung.

Leider ist aber auch hier, wie in allen spanischen Theatern, das leidige und doch so süße Cigarrenrauchen an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung. Während der Vorstellung selbst wird freilich nicht geraucht, aber kaum ist der Vorhang gefallen, so zieht sich Alles in die Corridors zurück; die Thüren dort hinaus bleiben offen stehen, und der Fremde, der zum erstenmal hier ist, merkt mit Erstaunen, daß zu allen diesen öfnungen der Duft des Tabaks in den Zuschauerraum dringt. Wenn er sich erstaunt umwendet, sieht er auch wohl ein paar Elegants, die an der Eingangsthür zum Parterre lehnen und ins Haus hinein dampfen; auch schlendert wohl hie und da einer sorglos zwischen den Sperrsitzen umher und betrachtet sich die oberen Gallerien, wobei er gemüthlich fortraucht. Dieß ist allerdings verboten, aber wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter und Jeder hütet sich, den andern zu behelligen, denn er kann ja morgen selbst in den gleichen Fehler verfallen. Während der Zwischenakte ist es aber draußen in den Corridors selbst für einen Raucher erschrecklich; dicht gedrängt stehen die Männer in diesen Gängen,

fast jeder hat die Papiercigarre im Munde, und die Damen, welche zu ihren Logen kommen, winden sich hustend und fächerwedelnd durch den Qualm. Aber die Spanierinnen aller Stände können in diesem Punkte schon etwas ertragen, und wenn auch auf der ersten Gallerie nicht so stark geraucht wird, wie unten, so sind doch auch dort die Gänge mit einem leichten Duft angefüllt, durch welchen man die umherwandelnden eleganten Damen nur wie im Nebel sieht. Übrigens schreckt auch selbst das schöne Geschlecht hier nicht vor einer niedlichen Papiercigarre zurück und ich bemerkte im Teatro del Oriente häufig eine freilich schon ältliche Dame behaglich rauchend in der Ecke eines Sophas lehnen.

Wir sahen hier den unvermeidlichen Rigoletto, der mit seinen wirklich schönen Melodien in diesem Winter ganz Spanien erobert hatte; auch wurde er nicht schlecht gegeben, namentlich war die Oper sehr schön ausgestattet mit Decorationen und Costümen. Auch Meyerbeers Robert war aufs Neue einstudirt und vorbereitet, und sollte mit unerhörtem Glanz in Scene gehen. Schon früher hatte das prächtige Werk hier sehr angesprochen, und Jetzt war auch schon zehn Tage im Voraus auf dem Bureau des Theaters kein Platz mehr in dem ganzen großen Hause zu haben; doch gelang es uns durch eine gute Protection für die vierte Vorstellung zwei Fauteuils zu erobern. Ich habe das Haus nie so voll und nie so glänzend besetzt gesehen, und das Publikum folgte lebhaft den Schönheiten des Werkes. Daß es aber hier möglich war, diese zu empfinden und zu würdigen, war mir wieder ein neuer Beweis von der Vortrefflichkeit dieser frischen, glänzenden Musik, denn obgleich das

Orchester unter der Leitung eines Böhmens sein Möglichstes that, so waren die Chöre doch äußerst mangelhaft und sangen z. B. die herrlichen Compositionen unisono. Ebenso waren die Solosänger, leider auch Robert, mittelmäßig; aber die Musik Meyerbeers ist nun einmal nicht zu ruiniren und das Publikum blieb animirt unter rauschenden Beifallspenden bis zum Schluß. Die Costüme waren prachtvoll und die Decorationen hätte man vollendet nennen können, wenn sich nicht am Schluß des vierten Acts der Teufel ins Spiel gemischt hätte und mit seiner ganzen Hölle erschienen wäre, um die gottlose Nonnenschaar zu verschlingen. Überall klafften Abgründe, aus denen blutrothe Flammen hervorzüngelten und – *horribile dictu!* – der Hintergrund des Klosterhofes verwandelte sich in den kolossalen Rachen eines fürchterlichen Ungeheuers, dessen glühender Schlund sämtliche Nonnen verspeiste, als seien sie ein Bündel Monatrettige gewesen. Unbegreiflich ist es, daß die Mechanik hier, auf dem ersten Theater, noch so zurück ist; sie sind nicht im Stande, auf offener Scene zu verwandeln, vielmehr wird ein Wolkenvorhang herabgelassen, hinter dem man nun die Zimmerleute hanthieren hört. Das spanische Publikum aber nimmt eine solche Pause ganz geduldig und gnädig auf und benützt die Zeit, um mit dem Nachbar zu plaudern, oder die Nachbarin im Spiele mit dem Fächer zu übertreffen.

Das Theater del Circo gibt kleine spanische Opern, die beliebten Zarzuelas, und hat ein ordentliches Ballet; die übrigen, die gerade geöffnet sind, mit Ausnahme des Theatro

del Museo, füllen ihre Abende mit Possen, kleinen Lustspielen und Nationaltänzen aus. Die berühmteste Tänzerin Madrids in diesem Genre, Sennora Nena, eine vortreffliche Künstlerin, ist leider schon über die ersten Stadien, wenn auch nicht Thorheiten der Jugend hinweg, doch vergißt man ihre dreißig Jahre, wenn sie vortritt, den Kopf emporwirft und mit der Lebendigkeit einer Schlange dahinschlüpft, nachdem sie das Publikum zu ihrem Privatvergnügen mit ihren immer noch schönen glänzenden Augen eine lange Weile ruhig betrachtet. Sie lebt in ihrem Tanze, und wenn sie einmal angefangen hat mit den Castagnetten zu rasseln und ihren Oberkörper durchzubiegen, so wäre, glauben wir, keine Macht im Stande, sie zurückzuhalten; jede Muskel, jeder Nerv tanzt mit, und das geht so durch den längsten Pas, bis sie am Schluß mit einem unnachahmlichen Aplomb feststeht, lachend die weißen Zähne zeigt und, was die Hauptsache ist, nicht die Spur einer Ermüdung. Sie tanzt im Teatro Lope, wo sich auch die einzige vorzügliche Schauspielertruppe Madrids befindet. Hier sieht man die alten vortrefflichen spanischen Lustspiele, die berühmte Palma und zwei Brüder A., in deren Händen sich die ersten Fächer befinden. Die beiden letztern sind von der Königin dekorirt, und wenn einer von ihnen im besternten Frack erscheint, so erkennt man sogleich den Mann, der es gelernt hat, das Ordenskreuz auf der Brust auch in anderer Gesellschaft zu tragen. Wir sahen hier unter Anderem auch eine Übersetzung der *Dame aux Camélias*, namentlich aber ältere Komödien, und die Palma spricht ein wunderbar schönes Spanisch, von so ausdrucksvollem Spiel begleitet, daß man sie versteht, auch wenn man nur wenige Worte dieser herrlichen Sprache weiß.

Madrid hat sehr viele und auch schöne Kaffeehäuser, freilich sind die hiesigen nicht mit dem Luxus ausgestattet, den man in Paris und Marseille findet; doch sind es weite Räume, oft von Säulen getragen, mit großen Spiegeln, reicher Vergoldung und Marmortischen. Es ist eigenthümlich, wie sich jeder Stand in seinem gewissen Local zusammenfindet; hier sieht man Kaufleute, dort Beamte, in einer andern Straße Militär, auf der Alcalà ist das große Café Suizo, das die Fremden, unter ihnen viele Deutsche, besuchen, und in welches auch wir häufig kamen. Interessant ist ein kleines Kaffeehaus in der Verlängerung der Straße de la Montera, wo gewöhnlich nur Gäste sind, die sich zur edlen Kunst der Stierfechter zählen, kräftige Gestalten mit gebräunten Gesichtern, lebhaften Augen und vollem Haarwuchs, an dem hinten das kleine Zöpfchen ersichtlich ist, welches bei der Function zur Befestigung des Haarbeutels dient. Eines der bedeutenderen Kaffeehäuser bildete im gegenwärtigen Augenblicke den Aufenthaltsort der Minenspekulanten und war dasselbe jeden Abend überfüllt. Es ist nämlich in diesem Augenblick eine eigene Wuth in die Spanier gefahren, überall Gold und Silberminen entdecken zu wollen, und obgleich das Land in der That sehr reich an edeln Metallen ist, so wird doch oft mit einer unbedeutenden Grube ein großartiger Minenschwindel getrieben, der auf diese Art viel edles Metall in Umlauf bringt, aber leider nur zur Wanderung von einer Tasche in die andere. Da viele

fremde Ingenieure, namentlich Engländer, von diesen Gesellschaften, deren täglich neue entstehen, das Land bereisen, so geschah es uns häufig, daß wir mit ihnen verwechselt wurden, und man uns im Nachtquartier statt des sehnlich gewünschten Essens einen Korb mit Erz herbeischleppte, um unsere Ansicht zu vernehmen. Einmal spielte mir unser kleiner Baumeister den Streich, daß er den Leuten versicherte, ich sei ein deutscher Bergmeister, und auf das hin mußte ich über einen ganzen Haufen angeblicher Gold- und Silberstufen mein Urtheil abgeben, was ich denn auch nach besten Kräften that, jedoch so gewissenhaft war, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu machen.

Fast in allen spanischen Kaffeehäusern findet man die sonderbare Sitte, daß in einem der Nebensäle ein Klavier aufgestellt ist, an welchem ein hierzu aufgestellter Künstler unaufhörlich spielen muß. Natürlich waren hiezu nicht immer Virtuosen zu haben, und so wurden denn die Melodien von Rossini, Bellini, Verdi, sowie die Walzer von Strauß und Gungl oft auf schreckliche Art heruntergeleiert. Uns war dieses immerwährende Geklimper überhaupt nicht angenehm, und zum Glück war auch in dem Kaffeehaus auf der Alcalà kein Klavier aufgestellt. Die deutschen Landsleute, die dort zahlreich zusammenkamen, hatten sich diesen Genuß ein- für allemal verboten, was gewiß sehr zu loben ist. Man könnte glauben, es sei diese Art der Unterhaltung der Gäste noch ein Anklang aus der Maurenzeit, denn im Orient findet man heutiges Tages noch den Meddah (Mährchenerzähler), der vom Kaffetschi gemiethet ist, und den ganzen Tag seine Geschichten vorbringen muß, sind nun wenige oder viel Gäste da. Ein Zusammenhang ist wenigstens denkbar, und in diesem Fall hätten die Spanier aus

Dankbarkeit zuweilen türkische Melodien abspielen müssen, denn öfter hörte ich in Konstantinopel vom Meddah die Thaten des Sid-al-Battal (des spanischen Cid Campeador) den erstaunten Gläubigen berichten. Ein anderer Gebrauch in den spanischen Kaffeehäusern, den wir hier in Madrid fanden, hatte mehr unsern Beifall, es ist nämlich die Sitte, einen Fremden, der dem Spanier vorgestellt wird, den er vielleicht einmal gesprochen, nicht bezahlen zu lassen. Man hat zum Beispiel am Morgen flüchtig eine Bekanntschaft gemacht, die man vielleicht im Laufe des Tags wieder vergessen; man tritt Abends ins Kaffeehaus, nimmt seine Chocolate oder sein Gefrorenes, und wenn man seine Zeche berichtigen will, sagt der Mozo (Kellner) mit einer freundlichen Kopfbewegung: »*es ya pagado, Señor.*« Man blickt verwundert um sich, denn an allen Tischen ist keiner der nähern Bekannten, endlich sehen wir jenen Herrn, mit dem wir heute Morgen zwei unbedeutende Worte gewechselt, und als er hinausgeht, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, bezeichnet ihn der Kellner auf dringendes Fragen als unsern Wohlthäter. Übrigens kann uns die Sitte in Verlegenheit bringen, wir trinken unsern Kaffee – »*es ya pagado*« spricht der Mozo, worauf es denn unschicklich wäre, sich auf eines andern Mannes Kosten noch ein Gefrorenes geben zu lassen, was man sonst gern gethan hätte.

In den hiesigen Kaffeehäusern bemerkt man wenig Lesende oder Spielende; die Journale scheinen überhaupt hier nur in politisch bewegten Zeiten eine Rolle zu spielen; dagegen sieht man die Spanier immer gruppenweise um die Tische sitzen, die Köpfe zusammengesteckt, und wenn man nach ihren ernstern Mienen und Geberden urtheilen wollte, so müßte man glauben, rings um uns her würden Dinge

von der größten Wichtigkeit verhandelt. Unser Bekannter, der spanische Architekt, dessen ich schon früher erwähnte, ein sehr liebenswürdiger Mann, der lange in Paris gelebt, versicherte mich übrigens lachend das Gegentheil und sagte: »Meine Landsleute pflegen mit diesem Ernst und dieser Wichtigkeit auch die allergeringsten Kleinigkeiten zu behandeln. Sehen Sie dort jene Gruppe junger Leute um einen älteren Herrn, der ihnen mit dem größten Aufwand von Pantomimen etwas erzählt. Alle scheinen für oder wider das Gehörte zu streiten; unruhig rücken sie hin und her, die Hände erheben sich, die Augen blitzen, und so könnte man glauben, es sei ein wichtiges Tagesereignis über das da abgesprochen wird. Keineswegs. Man unterhält sich über die unbedeutendste Neuigkeit.«

Derselbe Freund nannte Spanien das Land, namentlich aber Madrid die Stadt des *à peu près*. So sind alle unsere Einrichtungen, sagte er, die Wege, welche uns mit dem Auslande verbinden, sind nur Landstraßen *à peu près*, unsere Eisenbahn sehr *à peu près*, unsere Constitution nicht minder *à peu près*, ja das geht so bis oben hinauf, wo man auch manches mit dem Prädikat *à peu près* belegen kann. Was nun Landstraßen und Eisenbahnen anbelangt, die wir zur Genüge kennen gelernt hatten, so stimmten wir ihm lachend bei, konnten aber nicht begreifen, warum denn in Spanien alle Kommunikationen so vernachlässigt seien und deßhalb die Straßen während der Winterszeit fast unfahrbar. Auf unsere Frage: ob sich denn die Regierung ihrer Chausseen nicht hie und da einmal ernstlich annehme? antwortete er: ich versichere Sie, daß man alljährlich einen großen Anlauf nimmt, etwas dafür zu thun, aber dabei bleibts auch. Im Frühjahr und Sommer, wo der Boden

von der glühenden Sonne zu Pulver verbrannt wird, fühlen sich die Unebenheiten der Straßen so ziemlich aus und wenn der aufwirbelnde Staub den Passagier auch fast blind macht, so fährt sich doch fast sanft darin; fängt es aber im Spätherbst an zu regnen, so haben wir gleich wieder das alte Elend. Der Regen spült den Staub aus den Löchern, die Straße sieht wie ein Steinbruch aus, und nun fangen die Eilwagen an, zu spät zu kommen, zuerst nur ein paar Stunden, dann ganze Tage. Klagen der Unternehmer und Passagiere laufen zahlreich ein: hier sind Eilwagen stecken geblieben, dort haben gar mehrere umgeworfen. Gut. Man bestürmt das Ministerium mit Bittschriften; lange vergeblich. Endlich aber mit einemmal beschließt man von oben herab die Sache in die Hand zu nehmen und – *à peu près*, seine Pflicht zu thun; man läßt sich einen offiziellen Bericht über den Stand der Straßen machen, der, obgleich sehr *à peu près*, doch den jämmerlichen Zustand durchschimmern läßt. Darauf scheint man gründlich zu Werk gehen zu wollen, man ernennt eine Centralcommission zu Untersuchung sämmtlicher Straßen, unter ihr gibt es natürlich viele Abtheilungen mit hohen und niederen Commissären, Ober-, Mittel- und Unter-Ingenieuren, alle außerordentlich gut bezahlt. Das rutscht nun im ganzen Land umher, besieht sich die Straßen, einer berichtet an den andern, wonach endlich die Generalcommission ihren Bericht ebenfalls zusammenfaßt, und ihn dem Ministerium vorlegt. Die sämmtlichen Klagen waren nicht unbegründet, die Regierung sieht ein, daß sich alle Landstraßen in einem traurigen Zustand befinden, und – das ist das Ganze. Der Winter ist unterdessen vorübergegangen, und da die große Werkmeisterin Sonne wieder kräftig zu arbeiten anfängt, so läßt man

die Sache auf sich und auf ihr beruhen bis zum nächsten Herbst. Das geht aber so in allen Zweigen der Verwaltung, und namentlich dringt das System des *à peu près* überall glänzend durch.

Wenn es auch damals, zu Anfang des Jahres 1854, noch ziemlich still in Madrid war, so konnte man doch schon den Lufthauch spüren, der gewöhnlich einem großen Sturm voranzugehen pflegt. In den Kaffeehäusern genirte man sich durchaus nicht, alle Regierungsmaßregeln laut und öffentlich auf die härteste Art zu besprechen. Und leider blieb man dabei nicht stehen, sondern anstatt, wie es früher der Fall war, die Person der Königin von den Übergriffen ihres Ministeriums zu trennen und in Schutz zu nehmen, waren es gerade die schonungslosesten Äußerungen, welche die Königin selbst betrafen. Nach dem fluchwürdigen Attentat auf Ihre Majestät am zweiten Februar 1853 hatte das noble spanische Volk derselben seine volle Sympathie wieder zugewandt, sie war wieder vollkommen populär geworden; es gelang aber dem Ministerium nicht, die allgemeine Theilnahme für die Königin zu erhalten.

Zu Anfang dieses Jahres war das Volk von Madrid in gespannter Erwartung. Die Königin befand sich ihrer Niederkunft nahe, und der Palast war häufig von einer großen Menschenmenge umlagert, welche erwartungsvoll zu den Fenstern emporschaute oder die aus- und eingehenden Beamten befragte. Auf der Puerta del Sol ging es noch lebhafter als gewöhnlich zu, und man sah zahlreiche Gruppen von Männern, welche mit ernsthaften Geberden zusammenstanden und sich über das bevorstehende Ereigniß unterhielten. Die Spanier glaubten, es werde ihnen ein Prinz,

ein Thronerbe, geschenkt. Die Spannung war außerordentlich, viele Cavalleriepatrouillen durchzogen die Straßen, und, wie es hieß, war der größte Theil des Militärs in die Kasernen consignirt. Die Spannung erreichte den höchsten Grad, als am fünften Januar gegen zehn Uhr sämtliche Glocken anfangen zu läuten, von allen Seiten Kanonendonner erschallte, einzelne Infanteriemassen ausrückten und Pikets der berittenen Leibwache der Königin in vollem Trab durch die Straßen rasselten. Der Schloßplatz war mit einer unzähligen Menschenmasse bedeckt, die, obgleich aufs höchste gespannt, schweigend oder leise murmelnd nach den Thoren des Palastes blickte. Endlich kam von dort Nachricht. Eine freudige Bewegung drang durch die Masse der zunächst Stehenden, und der officielle Bericht: »*La Reyna nuestra Señora ha dato á luz con toda felicidad una robusta Infanta á las diez y media del dia de hoy*« pflanzte sich von Mund zu Mund fort, und rief ein Vivat auf die Königin hervor.

Also eine Infanta, eine Prinzessin – kein Kronprinz. Und die dreijährige Prinzessin von Asturien blieb also vorderhand noch präsumtive Thronerbin. Die arme Neugeborene lebte indessen, wie bekannt, nicht lange, und man kann wohl sagen, daß sie an den Folgen der noch bestehenden spanischen Etikette gestorben. Diese besagt nämlich, daß alle neugeborenen königlichen Kinder vom Tage der Geburt an während drei Wochen in kein Bett gebracht werden dürfen, sondern in Kissen eingehüllt Tag und Nacht auf dem Schooße der dienstthuenden Kammerfrauen gehalten werden müssen, welche in diesem Dienst natürlich häufig abwechseln. Diese Verordnung, ein mildes warmes Wetter voraussetzend, brachte der armen Infantin den Tod,

weil der dießjährige Winter in Madrid so kalt war, daß die weiten und hohen Gemächer des königlichen Palastes nicht genugsam erwärmt werden konnten. Schon am zweiten Tage nach der Geburt fand man das Kind erkältet, und am dritten Morgens vernahm man die Nachricht von seinem Tode.

Begreiflicherweise hatten wir unter diesen Verhältnissen keine Gelegenheit, die Königin Isabella zu sehen. Ihr lebensgroßes Portrait in der Akademie der bildenden Künste, das sehr ähnlich sein soll, stellt sie dar als eine nicht sehr große, aber dabei außerordentlich starke Dame mit bleichem Gesicht und kleinen Augen. Doch hat sie etwas Wohlwollendes und Aufgewecktes, gerade das Gegentheil von ihrem Bildniß auf den Münzen, welche den Ausdruck des königlichen Gesichtes so unangenehm geben, daß es mich wundert, wie die betreffenden Künstler es wagen konnten, einen solchen Kopf so tausendfach zu vervielfältigen. Die Königin Christine ist immer noch eine schöne stattliche Frau, nicht so stark als ihre königliche Tochter und mit angenehmem Gesichtsausdruck.

Auf verschiedene Art wetterleuchtete damals schon das Gewitter, welches jetzt so verheerend über Spanien hereingebrochen ist, und das gewiß noch lange nicht ausgetobt hat. Brach doch schon zu Anfang des Jahres die Empörung des Regiments Cordova aus, und mit Kartätschen niedergeschmettert wurden für die gleiche Sache Offiziere und Soldaten, die man heute, gleich den Schaaren O'Donnells, als Befreier des Vaterlands gefeiert hätte. Sprach man doch in Andalusien offen davon, es müsse ein Ende gemacht werden mit der bestehenden Regierung, und man könne keinen geschicktern Zeitpunkt wählen, als den jetzigen, wo

Franzosen und Engländer vollauf im Orient beschäftigt wären. Auch die Verhaftung mehrerer Generale deutete schon darauf hin, daß man Befürchtungen hegte und sich unsicher fühlte. Auch hatte die Königin zu Anfang des Jahres einen Gast, den unglücklichen Herzog von Parma, welcher kurze Zeit nachher unter dem Dolche eines Meuchelmörders fiel, den die kleinen Blätter der Hauptstadt auf alle Art anzufeinden nicht ermangelten, und dem der Clamor publico ein bezeichnendes Lebewohl zurief als er abreiste, wozu er ihm höhnisch Glück wünschte.

Man hatte von Seite des Hofes übrigens damals nicht verfehlt, dem Herzog von Parma eine große Parade zu veranstalten, gewiß in der Absicht, um den Madridern eine imposante Heeresmacht vor Augen zu stellen, über welche man verfügen zu können glaubte. Doch hatte man sich auch dießmal wieder getäuscht; das Heer schloß sich, wie schon so oft, ohne große Schwierigkeiten der Staatsneuerung an. Die Erfahrung hat sich bestätigt, daß die spanische Regierung weniger als die irgend eines andern Landes auf ihre Truppen rechnen kann, und daß diese nur zu geneigt sind, dem Bestehenden Opposition zu machen. Mit Ferdinand VII. unternahm das Heer im Jahr 1815 die Revolution, welche die Verfassung umstieß, und fünf Jahre später war es dasselbe Heer, welches dieselbe Verfassung wieder in Kraft setzte, um sie 1833 von neuem im Stich zu lassen. Und so haben die spanischen Truppen bis in das Jahr 1843 hinein jedesmal die Waffen gestreckt, wenn es darauf ankam, die Verfassung des Landes gegen Gewalt zu vertheidigen, mochte diese Gewalt von oben oder von unten, oder sogar vom Ausland kommen.

Dießmal war freilich die alte Verfassung unter Null herabgesunken, und das Heer hat sich erhoben um eine neuere, volksthümlichere zu unterstützen. Vielleicht erleben wir es aber noch, daß ihm auch diese abermals unbequem wird, und daß, was das Bajonnet herbeigerufen, von dem Bajonnet wieder beseitigt wird. Die Armee sieht übrigens in ihrem jetzigen Zustand vortrefflich aus, sie ist zahlreicher als seit langen Jahren, zählt, glaube ich, in allem 130,000 Mann, ist hübsch uniformirt und gut bewaffnet. Was ich von einzelnen Truppen sah: die berittene Leibwache der Königin und deren Hellebardiere, dann Artillerie, Carabineros, Ulanen, Bergjäger zu Pferd, Infanterie, hat alles ein eben so gutes und properes Aussehen, wie im französischen Nachbarland; natürlich besteht die Mannschaft aus jungen Leuten, die sich unter den Waffen hie und da noch unerfahren und unbeholfen zeigen, aber das ist in mancher größern Armee ebenso, und wenn man die afrikanischen Regimenter des französischen Heers, und den größten Theil des heutigen österreichischen und russischen Heers ausnimmt, so findet man ja auch im übrigen Europa wenig Soldaten von ächt kriegerischem Aussehen. Was das Offiziercorps anbelangt, so kann ich auch hier nur nach dem Äußern urtheilen, dieses aber läßt bei den Spaniern nichts zu wünschen übrig; ihre Offiziere sind gut gekleidet, und machen durch Miene, Wuchs und Haltung einen durchaus günstigen Eindruck. Sonderbar ist das Beibehalten des Stocks als Zeichen des Befehlshabers, auch zu Pferd.

Wenn man die Spanier und den Charakter ihrer verschiedenen Volksstämme betrachtet, so begreift man wohl,

daß sie eine Nation sein könnten, aber nur ausnahmsweise ein einiges Volk. Bei keiner der großen Nationen Europas, selbst nicht bei uns Deutschen, stehen die Provinzialunterschiede in Volkscharakter und Volkssitten einander so schroff gegenüber wie hier. Abgesehen davon, daß der Aragonier, der Andalusier, der Castilianer und der Basken sich gänzlich von einander abscheiden, da auch der letztern Sprache verschieden ist, so betrachtet selbst der Bewohner jeder Provinz den nächsten Nachbar im gewissen Sinn des Worts als einen Fremden, mit dem sich eng verbunden nicht gut leben läßt, der an einer Masse von Fehlern und Lächerlichkeiten laborirt, und welchen zu verspotten und zu tadeln durchaus keine Sünde ist. Daher wohl ihre ewige Uneinigkeit; daher stehen sich auch die verschiedenen Stämme so oft feindselig gegenüber, und was von ihnen zusammenhält, bildet wieder zwei große, scharfgetrennte Lager, die Progressisten und Moderados. Kennen wir doch in der spanischen Geschichte nur zwei Momente, wo das Volk fest zusammen hielt: aus Zwang von oben unter der starren Faust Philipps II. und aus freiem Willen im Krieg gegen Napoleon. Deßhalb muß Spanien seiner Natur nach ein Föderativstaat sein und wird ebensowenig vollkommen constitutionell regiert werden können, als es je eine reine Monarchie war. Übrigens ist das monarchische Princip in Spanien vorherrschend. Der Spanier ist unter einer halbwegs guten Regierung streng conservativ; das Königthum wäre geachtet, und Herrscher und Volk würden im besten Einklänge leben, wie schon das alte Lied sagt:

*El que quiera zer libre que aprendra,
En España hay un pueblo y un rey,*

*El primero dietando las leyes,
El segundo sujeto a la ley.*

Wer da frei sein will, erfahre,
Volk und König sind in Spanien!
Das Gesetz, vom König kommt es,
Und das Volk ist ihm gehorsam!

Um diese Verschiedenheiten der Charaktere in kurzen Worten zu verdeutlichen, so ist dem stolzen Castilianer, bei dem wir uns gerade befinden, immer noch etwas geblieben von dem feierlichen Hidalgo mit großem Degen und steif emporgewichstem Schnurrbart, wie er zu Zeiten des Don Quixote lebte, und wie wir ihn aus dem Gil Blas kennen, stolz auf sein Haus und auf seinen Stammbaum. Die Arbeit ist ihm eine Last, und sobald ein castilianischer Eckensteher keine Hand zur Arbeit rührt, wenn ihn nicht der Hunger treibt, so sieht man den Gewerbsmann und den Bürger, namentlich draußen in den Dörfern, noch immer steif und aufrecht in braunem Mantel und spitzem Hut, und er wird sich nur mit finsterner Miene herablassen, dem Fremden eine Dienstleistung, für welche man ihn theuer bezahlen muß, zu verrichten.

Ganz anders ist der Andalusier: obgleich ebenfalls ein großer Freund vom Nichtsthun, ist er dabei lustig bis zur Ausgelassenheit, mittheilsam, witzig und voll von Späßen und Liedern, die er bereitwillig dem Fremden zum Besten gibt. Er liebt zierliche Kleider, ist durchdrungen von dem Gefühl seiner körperlichen Schönheit, liebenswürdig, zuvorkommend und sich seiner Unwiderstehlichkeit beim

schönen Geschlecht bewußt. Hier muß ich des Majo erwähnen, der, obgleich man ihn auch an andern Orten Spaniens findet, doch ächt andalusisch ist. Ein wörtliche Übersetzung von Majo oder Maja gibt es gar nicht; doch werden diese Worte auch in der Bedeutung von schön, geputzt, gebraucht. – *Ay, que majo estas, niña!* Ei, wie hast Du Dich geputzt, Mädchen! Der Majo erhält seinen Namen hauptsächlich durch die Kleidung, die er trägt, *vestido de majo*, auch *vestida andaluz*, und es gibt nichts Schöneres, als einen jungen, wohlgewachsenen Andalusier im großen Majocostüm, einer kurzen Jacke von farbigem Sammt, mit seidenen Schnüren besetzt, voll Stickereien und silbernen Troddeln und Knöpfen; ein buntes seidenes Tuch locker um den Hals geschlungen, fällt vorn hinab, darf aber nicht das schneeweiße Hemd mit breiter Krause verdecken. Die engen Beinkleider, oft von Sammt, meistens aber von feinem Tuch, reichen bis an die Kniee; um den Leib hat er die Faja, einen Gürtel von rother Seide, der mehrmals umgewickelt wird, und dessen Ende als Geldbeutel dient, und den man einschiebt; er hat feine weiße Strümpfe, niedere Schuhe und Gamaschen von hellbraunem Leder mit Stickereien und mit langen herabhängenden Schnüren verziert, vermittelt welcher die Gamaschen oben und unten so geschlossen werden, daß Strumpf und Wade sichtbar bleiben. Die Redecilla, so hieß das grüne Netz, in welches früher die Haare eingebunden wurden, ist in Spanien fast ganz abgekommen; aber nicht allein die Kleidung macht den Majo, er muß ein vortrefflicher Reiter sein, er muß eben so gut mit dem Gewehr als mit der Navaja und dem Punal umgehen können. Die größten Stierkämpfer Spaniens waren Andalusier, und ein ächter Majo, ohne selbst Torero zu sein,

muß sich doch auf der Plaza de Toros zeigen können. Daß er seinen Fandango kennen muß, versteht sich von selbst; er muß aber auch die Guitarre fertig spielen, und alle bekannte Lieder auswendig wissen. Der Majo ist natürlicher Weise verliebter Natur, aber er darf nicht den Schmach tenden spielen, und wenn er auch durch Freigebigkeit bis zur Verschwendung seine Geliebte erfreut, so darf er doch sonst durch allzugroße Nachgiebigkeit seiner Würde nicht zu viel vergeben. Geiz soll er nicht kennen, eben so wenig Trunkenheit oder Weichlichkeit. Da er die Rache für Beleidigungen selbst übernimmt, so steht er meistens mit den Dienern der Gerechtigkeit auf einem sehr schlechten Fu ße, weßhalb es auch wohl kommen mag, daß Majo noch die Nebenbedeutung eines Raufboldes hat. Alles in Allem genommen, würde man anderswo von einem Majo sagen: Ein guter Kerl, aber *mauvais sujet*. Majos gibt es unter allen Ständen, und wie früher die meisten Räuber, so gehören noch jetzt Contrebandisten und Stierfechter zu ihnen. Die Maja ist das würdige Ebenbild des Majo: heißblütig und verliebt, jammert sie nicht über eine Untreue, die man an ihr begangen, sondern weiß sich mit dem Dolche selbst zu rächen.

Im Allgemeinen ist der Andalusier, wenn er auch Lanze und Messer gut zu führen versteht, doch ein schlechter Soldat, denn er ist körperlicher Anstrengung unfähig, und fürchtet sich, sein köstliches Diesseits zu verlassen. Hat er nicht hier über sich einen beständig blauen Himmel, warme balsamische Düfte umsonst, die herrlichsten Früchte mit wenig Arbeit, und die schönsten Weiber der Erde!

Was kriegerische Eigenschaften anbelangt, so stehen den Söhnen des Südens die Bewohner des Nordens, die Basken

und Catalonier, am auffallendsten gegenüber. Überhaupt sind die Basken das nobelste und tüchtigste Volk unter den Spaniern; sie sind fleißig, zuverlässig, arbeitsam und treu, und sie haben sich nicht nur auf dem Schlachtfeld als vortrefflich bewährt, sondern enthielten sich auch während der Bürgerkriege aller Ausschweifungen, wie denn überhaupt Zucht und Sitte ein Grundzug ihres Charakters ist.

An Fleiß und Gewandtheit kommen ihnen die Catalonier gleich; ihre Hauptstadt, Barcelona, ist die einzige Stadt Spaniens, in welcher Industrie und Handel blüht; auch das Landvolk ist unermüdlich, und man muß den schlechten Boden Cataloniens sehen, um die Ausdauer zu bewundern, mit welcher sie ihm die täglichen Bedürfnisse abringen. Wahr ist das spanische Sprüchwort:

*El Catalan
Saca de la piedra pan,*

Das heißt: der Catalonier weiß selbst aus Steinen Brod zu ziehen; wenn sie Mannszucht lernen wollten, wären sie eben so gute als tapfere Soldaten.

Beides sind dagegen die Aragonesen, doch hört man sonst in Spanien nicht viel gutes von ihnen sagen; man wirft ihnen grobe Sitte und Sprache vor. Sie sind bettelhaft, unersättlich, unverschämt. Zu der Anekdote, die man sich von einem Fremden bei uns erzählt, er habe einem Lastträger für eine geringe Dienstleistung einen Ducaten geschenkt, um zu sehen, ob dieser zufrieden zu stellen sei, worauf derselbe noch um eine Kleinigkeit zu einem Schnaps bat, damit er das schöne Goldstück nicht zu wechseln brauche, ließe sich in Aragonien manches Seitenstück finden.

Den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern hat übrigens der Valencianer; man hält ihn für treulos, rachsüchtig und blutigierig, wo er das nämlich ohne Gefahr für sein theures Leben sein kann. Im Verhältniß kommen in Valencia jahraus jahrein die meisten Meuchelorde vor; dabei ist er jedoch arbeitsam, nüchtern und sparsam bis zum Geiz.

Der Galicier ist der Savoyarde Spaniens. In der Jugend wandert er mit seinem Nationalinstrument, dem Dudelsack, aus seinem Dorfe nach einer größern Stadt, gewöhnlich nach Madrid oder Lissabon; später wird er Wasserträger, Hafenarbeiter oder Lastträger, und als solcher arbeitet er fleißig und unermüdlich mit seiner beispiellosen Genügsamkeit, und dadurch, daß keiner wie er das Sparen und Zusammenscharren versteht, gelingt es ihm meistens sich ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem er alsdann unfehlbar in seine Heimath zurückkehrt.

Der Asturianer endlich ist der Haushammel des Landes. Obgleich von Haus ungebildet und plump, läßt er sich leicht nach der Hand ziehen, zu Dienstleistungen abrichten, und ist deßhalb, namentlich in den wohlhabenderen Häusern von Madrid, als Bedienter sehr gesucht.

Was das gesellschaftliche Leben der Spanier anbelangt, so findet man für so viele Belustigungsarten bei uns, für Schauspiele, Kaffeehäuser, große langweilige Dinners und ermüdende Soupers hier wenig Ersatz; nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten wird der einfache Lauf eines häuslichen spanischen Lebens unterbrochen, und ganz im Gegensatz zu uns, die wir so gerne fremde Sitten und Gebräuche nachahmen, geschieht dieß in Spanien äußerst selten, und dann nur von den allerhöchsten Ständen. Einer Menge von

Dingen, welche wir zu unserer halbwegs behaglichen Existenz für unumgänglich nothwendig erachten, z. B. einem gewissen Comfort in Möbeln, Kleidung und dergleichen, legt der Spanier sehr wenig Werth bei, woher es denn auch wohl kommt, daß Fremde so leicht geneigt sind, das gesellschaftliche Leben der Spanier als einförmig und unerträglich zu verdammen.

Man kann sagen, daß sämtliche öffentliche Belustigungen, Theater und Stiergefechte abgerechnet, in den Freuden des Paseo bestehen, des Spazierengehens, dem das spanische Volk jeden Standes, Alters und Geschlechtes mit wahrer Leidenschaft nachgeht. Hat doch selbst jedes Dörfchen hier einen Platz mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, mit ein paar steinernen Bänken, und wenns hoch kommt auch einer Fontaine, unter dem stolzen Namen einer Alameda. Hier werden die Sommerabende zugebracht, man geht umher, man plaudert, man trinkt ein Glas frischen Wassers, welches des heißen Klimas wegen und auch wohl als Anklang aus der Maurenzeit bei den Spaniern eine große Rolle spielt. Einer andern eigenthümlichen Belustigung erwähnte ich schon in Valencia. Es sind die Versammlungen der Männer Morgens zwischen zehn und elf Uhr auf irgend einem öffentlichen Platze, Corillos; hier in Madrid auf der Puerta del Sol, und man findet sich da mit demselben Eifer ein, wie man bei uns ein Kaffeehaus oder einen politischen Clubb besucht.

Was nun die häuslichen Vergnügungen der Spanier anbelangt, die sogenannten Tertullas, so wird der Einheimische und Fremde selten für einen gewissen Abend dazu

eingeladen; wer sich bei einer spanischen Familie vorstellen läßt, wird gebeten, »das Haus als das seinige zu betrachten,« und eine solche Einladung gibt ihm ein Recht, so oft zu kommen, als es ihm beliebt. Erscheint er zur Zeit des Mittagessens, so versteht es sich von selbst, daß er am Tische Platz nimmt, kommt er zur Siesta, so ist niemand für ihn zu Hause, stellt er sich Abends ein und die Familie ist zufällig nicht auf der Alameda, so kann er, wenn es ihm gefällt, da bleiben, und am Gespräche Theil nehmen, wenn er musikalisch ist, die Gesellschaft durch Klavier- oder Gitarrenspiel erfreuen. Dazu kommen dann bald ein paar Castagnetten zum Vorschein, man ersucht die jungen Damen zu singen oder zu tanzen, was nun auch meistens nach Herzenslust geschieht. Bälle nach unserer Art oder Tanzpartien sind dagegen in Spanien äußerst selten, und fangen selbst jetzt erst nach und nach in der höheren Gesellschaft an Eingang zu finden. Da bei diesen Zusammenkünften keine Erfrischungen gereicht werden, höchstens eine Tasse Chocolate, wenn es lange dauert, so ist das ein eben so wohlfeiles Vergnügen, wie das Spazierengehen, weßhalb auch fast alle Stände, Arme wie Reiche, häufig ihre Tertullas halten. Die Zwanglosigkeit dabei erstreckt sich auch auf die Kleidung, und es wird niemand einfallen, wenn er sich vom Paseo weg zu einer Tertulla einfindet, vorher eine gewähltere Toilette zu machen.

Bei allen Zusammenkünften, sowie überhaupt im gesellschaftlichen Leben der Spanier nehmen die Frauen einen wichtigen Platz ein. Wenn man in einer Tertulla ein wenig aufmerksam ist, so bemerkt man gleich, daß überall kleine Herzensangelegenheiten abgemacht werden. Es ist dieß aber so begreiflich bei diesem leicht erregbaren Volke, und

ich möchte den sehen, der kalt bleibt, wenn eine Spanierin mit ihren schönen Augen und der Kunst, sie zu gebrauchen, es darauf abgesehen hat, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Wenn die Gesetze der ehelichen Treue hier im Allgemeinen nicht so streng gewahrt werden, wie wir dieß wenigstens vom gesellschaftlichen Leben bei uns behaupten, so wird dagegen die Treue der Liebe und ihre Gesetze um so heiliger gehalten. Eine Spanierin, die ihrer Freundin gewiß keine Vorwürfe darüber machen wird, oder den vielleicht befreundeten Gemahl warnen, wenn sie einen Cortejo gefunden, ist dagegen wohl im Stande, diesen Liebhaber von einem Verrath zu benachrichtigen, der gegen ihn begangen werden soll. Treulosigkeit in der Liebe wird von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, sowie dagegen die Gesellschaft fast jedes Verhältniß, welches die Liebe knüpft, bereitwillig schützt. Huber in seinen Skizzen aus Spanien sagt: Die Spanierinnen machen die Liebe zu ihrer Hauptbeschäftigung und sehen die Pflichten und Gesetze derselben als die wichtigsten und bindendsten an.

Die strengen Urtheile, welche über die Spanierinnen gefällt werden, entspringen übrigens, wenn sie nicht blos das Produkt der Eitelkeit und der Einbildungskraft sind, aus der großen Freiheit und Ungezwungenheit im Ausdrucke, aus derselben Franqueza, welche dem ganzen gesellschaftlichen Leben der Spanier zu Grunde liegt, und den Fremden bei oberflächlicher Beobachtung, bei der Gewohnheit theoretischer Schlüsse, oder sehr oft bei einer großen Eitelkeit, leicht zu sehr irrigen Folgerungen und Ansichten verleitet. Was indessen auch die Spanierinnen für Fehler haben

mögen, sie sind weder zu coquet noch prüde, und das ist schon sehr viel.

Was die Frauen nun außer der Liebe in das gesellschaftliche Leben der Spanier bringen, und woran die ganze Gesellschaft Theil nehmen kann, während die Liebe dem Einzelnen gehört, ist eine unvergleichliche, natürliche Anmuth in der Rede, in dem Blicke, in allen Bewegungen, kurz in ihrem ganzen Wesen, welche man in der Art nirgends wieder findet, einen natürlichen Verstand und Witz, mit einer Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks verbunden, die wirklich bei dem fast gänzlichen Mangel an eigentlicher Erziehung und Unterricht erstaunenswerth ist, einen Enthusiasmus für den Ruhm, die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, und überhaupt eine Lebendigkeit und Frische aller Gefühle und Interessen, sei es Liebe, Religion, Haß, Eifersucht, Freude oder Schmerz, die sich ohne falsche Scham oder Prüderie äußert, und bei jeder Gelegenheit wie ein unbändiger Strom hervorbricht, in begeisterten Worten, glühenden Blicken und den ausdrucksvollsten und doch anmuthigsten Bewegungen.

Ein charakteristischer Zug in dem gesellschaftlichen Leben der Spanier ist der in andern Ländern unbekannt Grad von gesellschaftlicher Freiheit und Gleichheit, der in der Tertulla, auf dem Paseo, auf der Plaza, den Handwerker, den Kaufmann, den Offizier, den Beamten, den Geistlichen von jedem Range, den Adelligen, den Marques und Grafen, auf einem Fuß der vollkommensten Gleichheit in Berührung bringt.

Was aber in Spanien die Gesellschaften trennt, ist nur die geistige Bildung, die geistigen Bedürfnisse, nicht die äußere Stellung ihrer Mitglieder, und innerhalb dessen, was man

im Allgemeinen die gebildeten Stände nennt, gibt es keine gesellschaftliche Aristokratie und Absonderung. Hier sind höchstens nur einige Überreste der alten Grandezza auszunehmen, deren Leben nur dem Hof angehört. – Was unter- oder außerhalb dieser Gränze liegt, hat, wie sich denken läßt, nicht den Wunsch, sie zu überschreiten, sondern hält sich zu Seinesgleichen; aber wo der Zufall die untern oder untersten Stände mit den höhern oder höchsten zusammenführt, z. B. auf Reisen, sogar in Verhältnissen vorübergehender Dienstleistungen, da geschieht es immer mit der vollkommensten Gleichheit, die aber auch nur dadurch möglich wird, daß die untern Stände geistig nur durch größere Unwissenheit sich von den höhern unterscheiden, während sie alle natürlichen Anlagen mit ihnen gemein haben, besonders aber einen natürlichen Anstand, eine Würde des Benehmens und der Haltung, und eine Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks, der kriechende oder rohe Gemeinheit ausschließt, und es dem Gebildeten, dem Vornehmen möglich macht, mit dem gemeinen Manne, wie mit Seinesgleichen umzugehen. So geschieht es denn, daß die äußern Formen der Höflichkeit und der gesellschaftlichen Berührungen unter allen Ständen ziemlich dieselben sind, also daß der gebildete Städter ohne unangenehme Empfindung oder Berührung in eine Venta voller Fuhrleute oder Maulthiertreiber, oder in ein Bauernhaus, und der Landmann oder Maulthiertreiber ohne Verlegenheit oder Demüthigung in das eleganteste Kaffeehaus oder in die Wohnung des reichsten Städters tritt. Diese Art von gesellschaftlicher Freiheit und Gleichheit, der rechtliche Stolz, die ernste gemessene Höflichkeit, die edle Haltung, die man durchgehends auch bei den untern Volksklassen in Spanien

findet, bringt bei dem Fremden eine Art von bleibender angenehmer Empfindung, ein gewisses Behagen hervor, was ich wenigstens in keinem andern Lande empfunden, sondern im Gegentheile häufig schmerzlich entbehrt habe. Ja, auf die Gefahr hin, nicht recht verstanden zu werden, gestehe ich, daß dieses Gefühl mir alle Beschwerlichkeiten oder Gefahren, welche sonst mit dem Reisen in Spanien verbunden sein mögen, nicht nur erträglich, sondern angenehm gemacht hat, daß ich jetzt mit einer Art von Sehnsucht der Abende gedenken kann, die ich nach ermüdenden Ritten in den spanischen Ventas zugebracht habe.

DREIZEHNTES KAPITEL. ESCORIAL.

Winterlandschaft. Der Herzog von Rianzares. Der Leichenzug der Prinzessin. Eine Feenburg. Der Escorial. Ein blinder Führer. Philipp II. in der Schlacht. Kloster und Kirche. Aussicht von der Kuppel. Der Rost San Lorenzos. Nacht und Nebel. Der Leichencondukt. Die Übernahme der Prinzessin. Nächtliches Kirchenamt. Die königliche Gruft. Die Beisetzung. Abschied vom Escorial.

Schon längere Zeit hatten wir auf günstige Witterung gewartet, um den Escorial zu besuchen; um diesen Ausflug zu machen, wünschten wir schon ein klein wenig Sonnenschein, denn der Escorial liegt bekanntlich noch weit höher als Madrid, in eine Schlucht des mächtigen Guadarramagebirges geschmiegt, welches, wie wir uns häufig von der Terrasse des königlichen Schlosses durch den Augenschein überzeugten, selbst auf seiner, Madrid zugekehrten, Südseite von oben bis unten mit einem weißen Schneemantel bedeckt war. Endlich kam trotz Eis und Schnee eine für unsere Tour entscheidende Stunde. Am fünften Januar ward die Königin Isabella bekanntlich von einer Infantin entbunden, welche am achten desselben Monats starb und am dreizehnten im Escorial beigesetzt werden sollte. Man sagte uns, eine so günstige Gelegenheit, den Escorial in alter Pracht und Herrlichkeit aufleben zu sehen, dürften wir nicht vorübergehen lassen, weßhalb wir uns denn rasch entschlossen, nicht mehr auf Sonnenschein und warme Witterung zu warten, sondern einen Platz auf der Postkutsche zu nehmen, die alle zwei Tage Morgens früh um sechs Uhr aus der Calle de Fuentes nach dem Escorial abgeht.

So rollten wir denn am zwölften in der Morgendämmerung durch die Straßen, hatten angenehmer Weise die Berline erhalten (mit dem Coupé unserer Eilwagen gleichbedeutend), konnten also frei vor und um uns schauen und erblickten, als wir am königlichen Schloß vorbeifuhren, hier Infanterie- und Kavalleriemassen, welche auf der Plaza del Oriente und in den angränzenden Straßen aufgestellt waren und Spaliere gebildet hatten für die arme kleine Prinzessin, deren Körper, von großem Gefolge escortirt, schon eine Stunde vor uns Madrid verlassen hatte. Vor dem Thore, auf der Landstraße nach Galizien, dem Paseo de la Florida, begegneten uns reichvergoldete Staatskutschen mit sechs, acht und zehn Pferden oder Maulthieren bespannt, die schwarze Federbüsche an den Köpfen und lange Trauerflore an den Geschirren trugen, begleitet von Kavalleriepikeets. Sie hatten der Infantin das Geleite bis ans Weichbild der Stadt gegeben, von wo der Leichenzug in einfacherer Pracht nach dem Escorial gehen sollte.

Es war ein frostiger, nebeliger Morgen, der Boden ziemlich hart gefroren, weißhalb die Räder des Wagens freilich nicht so tief in den Koth einschnitten, wir aber desto empfindlichere Stöße erleiden mußten. Die mächtigen Ulmen am Wege auf dem eben erwähnten Paseo, sowie die Sträucher am Ufer des Manzanares gaben uns recht das Bild eines heimathlichen Winters, der kleine Fluß hatte an seinen weißbereiften Ufern sogar Eis angesetzt, die gewaltigen Bäume sowie die Sträucher zeigten ihre schwarzen, kahlen Äste. Der Mayoral hatte Nase und Mund mit einem dicken Tuch verbunden, und der Zagal strampelte mit Händen und Füßen, um sich warm zu halten, da er mit

seinem gewöhnlichen Geschäft, dem Antreiben der Maulthiere, nicht viel zuthun hatte; vor unsere Kutsche waren nämlich sechs tüchtige Pferde gespannt, die mit leichtem Zungenschlag und der Peitsche angetrieben, uns in einem gleichmäßigen tüchtigen Trab dahinzogen. Bis an die Brücke des Manzanares fuhren wir in der Ebene, dann aber hatten wir gleich wieder das uns bekannte Terrain der Mancha, beständig Berg auf und ab, durch ein ödes, unfruchtbares, langweiliges Land. Die Straße von Madrid nach dem Lustschloß la Granja, wo sich der Hof während des Sommers mehrere Monate aufhält, und deßhalb recht gut erhalten. Auf einem hohen Damme ziemlich aufsteigend, der durch ein Thal mit steilen Wänden in die Höhe führt, kletterten unsere Pferde langsam empor und ließen uns vollkommen Zeit, einen Rückblick auf die Stadt zu werfen, deren Häusermassen undeutlich im Nebel verschwimmend hinter uns lagen. Rechts und links dehnte sich das kahle Land weit hinaus, ein kleiner Hügel am andern, keine Bäume, fast nirgends ein Strauchwerk, höchst selten die Spur einer Menschlichen Wohnung. Hie und da bemerkte man einen Streifen Schnee, welcher den Anblick der graugelben Fläche doch um etwas belebter machte. Es war an diesem Bergabhange, wie man uns erzählte, wo Königin Christine ihren zweiten Gemahl, den damaligen Senor Munoz, jetzigen Herzog von Rianzares kennen lernte; sie begab sich nach la Granja, und ihre zehn Maulthiere waren nicht im Stande, den schwer bepackten Reisewagen, ohne mehrmals stehen zu bleiben, den Berg hinauf zu bringen. Bei einer solchen Rast standen die Thiere obendrein nicht fest, und der Wagen fing an rückwärts zu rollen, was gerade an dieser

Stelle hätte sehr gefährlich werden können, denn wie schon erwähnt, führt die Straße hier über einen hohen Damm von zuweilen an sechzig bis achtzig Fuß Höhe. In diesem Augenblicke warf sich ein junger Mann von der berittenen Leibwache der Königin von seinem Pferde, sprang an den zurückweichenden Wagen hin, griff mit riesenhafter Stärke in die Speichen eines der Hinterräder und brachte ihn zum Stehen. Von der Königin blieb diese That, solch ein kräftiger Ausdruck der Ergebenheit, nicht unbemerkt; doch hatte Senor Munoz eine so glänzende Belohnung, wie sie ihm später zu Theil wurde, wohl nicht erwartet.

Jetzt erreichten wir die Hochebene, und der Mayoral, der mit einem kräftigen Peitschenschlag seine sechs Pferde zum gestreckten Lauf antrieb, zeigte darauf vor uns hin auf die Straße, wo sich in weiter Ferne ein nebelhaft verschleiertes Gewühl von Wagen, Reitern und Fußgängern bewegte, – der Leichenzug der Prinzessin. Da wir sehr scharf fuhren, so erreichten wir in einer halben Stunde die letzten der Begleitung, escortirende Infanteriemassen, fuhren in kurzem Trabe zwischen ihnen hindurch, und darauf langsam an dem ganzen Zuge vorüber. Es war ein interessantes Bild, eine Erinnerung an alte spanische Pracht und Herrlichkeit mit gewaltigem, ergreifendem Contraste, wenn man die großen, reichverzierten Equipagen mit zahlreicher Dienerschaft in gold- und silbergestickten Röcken, die Pferde mit prachtvollen Geschirren bedeckt so in der kalten, traurigen Winterlandschaft dahinziehen sah. Äußerst malerisch nahm sich die berittene Leibwache der Königin aus, die in aufgelösten Reihen, in Gruppen von zwei und drei ritt, fest in ihre weißen Reitermäntel gewickelt, schöne, hohe Leute

auf großen, kräftigen Pferden, in der rothen, goldgestickten Uniform mit weißen, anliegenden Beinkleidern und hohen, glänzenden Reitstiefeln, auf dem Kopfe den blitzendem Helm. Unser Zagal voltigirte vom Bocke herab, und näherte sich mit abgezogenem Hute einem der commandirenden Offiziere, den er im Auftrag des Mayoral um Erlaubniß bat, an dem Zuge im Trab vorbeifahren zu dürfen. Dieß wurde denn auch freundlichst, aber mit der Weisung bewilligt, die Pferde vorn beim Leichenwagen im Schritte gehen zu lassen. Bald ließen wir die Reiter hinter uns und erreichten wieder andere Kutschen, schwere Dienst- und Reisewagen mit Hofwürdenträgern, Kammerherren, zahlreicher Dienerschaft, Köchen und Hellebardieren der Königin angefüllt. Ihnen voraus fuhren abermals ein paar Staatscarossen mit hoher und niederer Geistlichkeit, und dann erreichten wir den Leichenwagen, der im langsamsten Schritte von zehn schwarzen Maulthieren mit dunkler Beschirung und wehenden Federbüschen auf den Köpfen gezogen wurde. Zu Fuß gehende Stallleute in schwarzer Livree führten die Zügel der Thiere. Besonders dieser Wagen mit der kleinen Kinderleiche hatte hier in der weiten, düsteren, einsamen Ebene etwas unbeschreiblich Rührendes. Auf seinem Untergestell befand sich ein auf vier Säulen getragener Baldachin, unter dem der kleine Sarg stand, verhüllt mit einer rothsamtnen, goldgestickten Decke, deren Fransen so tief herabhingen, daß sie beständig gestreift wurden von den langsam sich umdrehenden Rädern. Diese sowie der ganze Wagen waren aus weiß lakirtem Holze, alles mit künstlichen Rosenguirlanden umwunden. Obenauf lag ein mächtiger Blumenkranz, zwischen dem die königliche Krone hervorragte. Unser Mayoral und Zagal, selbst

der vorreitende Postillon und natürlicher Weise auch wir Passagiere, nahmen unsere Hüte ab, bis wir bei dem Leichenwagen vorbei waren, dem abermals ein Trupp von der berittenen Leibwache der Königin vorauszog, dann aber machte sich unser Rosselenker eine frische Papiercigarre, rief dem Postillon ein lautes vorwärts! zu, knallte seinen Thieren tüchtig eins über, und dahin sausten wir, nach ächt spanischer Manier im gestreckten Galopp der Pferde, bald den ganzen Leichencondukt weit hinter uns lassend. Doch noch lange nachher, wenn ich aus dem Fenster zurückschaute, bemerkte ich den weißen Wagen, wie er langsam auf der dunklen Chaussee hin und her schwankte.

Nach einer Stunde tüchtigen Fahrens erreichten wir die erste Station, die Pferde wurden ausgespannt, dagegen die unvermeidlichen Maulthiere vorgelegt, und mit ihnen hatten wir auch wieder das beständige, unerträgliche Peitschengeknall und das ewige gellende Geschrei von Mayoral, Zagal und Delantero. Die Gegend blieb sich in ihrer Langweiligkeit völlig gleich, bald ging es auf der breiten Straße ziemlich steil abwärts, dann wieder ebenso aufwärts; rechts und links bestand die ganze Abwechslung in bald kleinern, bald größern Hügelreihen in schmutzig grauer oder gelb-röthlicher Färbung. Zuweilen zeigten sich einige verkümmerte Bäume, kleine Buxbaumsträucher, Ginster und zwischen der Straßeneinfassung, aus roh über einander gelegten Steinen bestehend, wucherten Disteln und Brombeerstauden. Der Himmel war uns nicht ganz ungünstig, es regnete nicht, ja das graue Gewölk, welches heute Morgen schon über uns lagerte, wurde lichter und durchsichtiger, und zuweilen sogar blickte aus der

grauen Fläche eine blaue Stelle, welche aber bald wieder von Nebelmassen bedeckt wurde.

Der Guadarrama wuchs scheinbar vor uns in immer majestätischeren Massen auf. Seine Schneeeumhüllung, welche ihn uns von Madrid aus fast weiß erscheinen ließ, sah hier durch tief eingehende Schluchten und vorspringende Felswände zerrissen und zerfetzt aus und ließ seine schroffen, zerklüfteten Formen um so deutlicher erkennen. Nach der zweiten Station überschritten wir einen Ausläufer des Gebirges und zwar auf einer Straße, die man selbst in Deutschland hätte vortrefflich nennen können, in Spanien aber überraschend schön, sie war gut geebnet und stieg, kunstvoll angelegt, an den steilen Felsen in Windungen in die Höhe; den Weg größtentheils hier durchzusprengen war keine kleine Arbeit gewesen, die Abräumung, mächtige Felsenplatten und riesenhafte Blöcke, befand sich noch zu beiden Seiten der Straße. Unsere Maulthiere liefen in einem starken Trabe hinauf, und daß sie das auszuhalten im Stande sind, darin besteht der Vorzug, den man ihnen hier in Spanien, und mit großem Recht, vor den Pferden gibt.

Auf der Höhe angelangt hatten wir vor uns ein weites Thal, hinter dem der Hauptzug des Guadarrama stolz und mächtig emporstieg, und zu gleicher Zeit einen Anblick, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. »Escorial!« rief der Mayoral, indem er vor sich hinzeigte. Und an der gegenüber liegenden Felswand, sich scharf abhebend von der Schneedecke, welche sich dort befand, sahen wir in dunklen schweren Massen das riesenhafte Kloster mit seiner gewaltigen Kuppel und seinen hohen Thürmen, wie eine Feenburg thronen. Ja, wie eine Feenburg, wie das Schloß eines mächtigen Zauberers, der sein Werk hoch

in die Luft hingestellt hat. Denn gerade so sah es aus. Ein Nebelstreifen hatte sich unten um die Grundmauern des Gebäudes gelagert, einer weißen Wolke ähnlich, die dasselbe zu tragen schien. Überraschend im höchsten Grade war dieser Anblick; dazu war die Sonne so freundlich, in diesem Augenblicke einen klaren Strahl ihres Lichtes zu senden, welcher auf die wogenden Nebelmassen fiel, sie hell beglänzte und einen wohlthuenden Schimmer auf die finstere Häusermasse fallen ließ. Dieß Bild allein hätte sich der Reise hieher verlohnt. – Und während wir abwärts rollten, blieb das Zauberschloß noch lange unverrückt vor unseren Augen wie hoch in der Luft schwebend stehen.

Der Escorial, eigentlich San Lorenzo el real la Victoria, wie der wahre Name des berühmten Hieronymitenklosters ist, hatte von seinem Stifter, König Philipp II., ein ungeheures Territorium von Ländereien erhalten, die sich südlich von ihm ausbreiten. Hier befanden sich früher Fruchtfelder, Parkanlagen, und für die Mönche Spaziergänge jeglicher Art durch Wald und Flur. Schon zwei Stunden vorher, ehe man den Escorial erreicht, kommt man an seine äußerste Gränze, ein Gebäude mit weitem, hohem Thorbogen, hinter dem aber leider die gute Straße aufhört und man bei einem rieselnden Bergwasser vorbei wie über einen Waldgrund fährt. Hier ist von der ehemaligen Chaussirung des Weges kaum eine Spur mehr übrig geblieben; die Mauern, welche ihn früher begränzten, sind zusammengestürzt, haben die Straße verengt und auch wohl hie und da das Flußbett ausgefüllt, so daß das Wasser schäumend anprallt und sich nun über die benachbarten Gründe einen andern Weg suchen muß. Gleich hinter dem oben erwähnten Thorbogen erblicken wir zu unserer Linken ein mächtiges,

vielleicht dreißig Fuß hohes Kreuz, welches auf der Stelle, wo es steht, mit seinem massenhaften Piedestal aus einem einzigen Steinblocke gehauen wurde. Von angesetztem Moos und Flechten hat es eine grünliche Farbe angenommen, und paßt so recht in die traurige, öde Wildniß. In der bessern Jahreszeit, wenn alles grün ist, mag es hier wohl freundlicher sein und alsdann das murmelnde Wasser unter den dichtbelaubten Eschen, Erlen und Ulmen vielleicht allerlei sonderbare Dinge erzählen, die sich hier heimlich begaben; denn in der alten Zeit war der Escorial nicht nur ein Aufenthalt für Mönche, sein Gründer Philipp II. brachte hier mit dem ganzen Hofe jährlich einige Monate zu, und die armen spanischen Hofdamen und Edelfräulein, die sich gewiß in den düstern Klostermauern entsetzlich langweilten, liebten es wahrscheinlich, ihre Spaziergänge bis hier ans alte Kreuz auszudehnen, an dessen moosbedecktem Fuße man sicher oft einige von ihnen gelagert sah, wenn auch vielleicht nicht immer in inbrünstigem Gebet begriffen. —

Wir lassen es hinter uns, der Weg ist zuweilen so eng, daß die überhängenden Zweige den Wagen streifen, und wird dabei so kothig, daß unsere armen Maulthiere nur mit Mühe fortkommen. Dazu geht es nach einiger Zeit wieder ziemlich stark bergan, doch erhalten wir glücklicher Weise Vorspann und zwar zu unseren sechs Maulthieren noch vier Pferde, welche durch einander zu drei und drei gespannt werden, und so fahren wir nun unverdrossen wieder in scharfem Trab vorwärts. Wir nähern uns dem Ziele und erkennen das hier an regelmäßigen Alleen, die unsern

Weg durchschneiden, dort an Thoren mit oder ohne Eisengitter, die wohl auf Felder und in umschlossene Parks führen. Letztere scheinen noch gut unterhalten zu sein, man sieht freistehende Gruppen von mächtigen Bäumen neben niederem Gebüsch, Wege, die sich um sie herum schlängeln, und von ihnen weg nach großen Teichen und ummauerten Bassins führen. Auch einen Springbrunnen bemerken wir, der seine kalten Wasserstrahlen in die winterliche Luft hinaufspritzt; endlich auch wird der Weg wieder breiter und ist von einer hohen Granitmauer eingefast, über welche Steineichen ihre immergrünen Zweige hinausrecken. Wir biegen um eine Ecke, und vor uns liegt das gewaltige Klosterschloß, ernst, ja düster auf seinen Terrassen und Plattformen, die sich gleich steinernen Redouten vor ihm erheben. Wie sehr man auch auf diesen großartigen Eindruck vorbereitet sein mag, der erste Anblick des Escorial überwältigt jede Erwartung. Ich glaubte ein Haus zu finden, sagt Rochau, und sah ein ausgehöhltes Granitgebirge vor mir.

Man nennt Juan Bautista de Toledo und Juan de Herrera als die Baumeister des Escorial, aber ich glaube nicht an diese Namen, ich bin überzeugt, daß der Escorial von dem Künstler herrührt, der sich erbot, den Athos zum Standbild des macedonischen Alexander umzumeißeln. Wie die eiserne Nothwendigkeit steht der starre kalte Riesenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Und sicherlich, wenn von allen Bauwerken, die Spanien seit dem Ende der Römerzeit bis auf den heutigen Tag errichtet hat, wenn von allen seinen Schlössern und Kathedralen einst kein Stein mehr auf dem anderen sein wird,

dann wird noch immer eine finstere und stolze Kloster-
ruine am Guadarrama von der Fabelzeit Philipp's II. zeu-
gen, die in wahnsinnigem Hochmuth auf diesem Fußge-
stell einen Platz einnehmen wollte zwischen der Mensch-
heit und Gott. Der Escorial ist ein Denkmal der maßlosesten
Selbstsucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt,
mit welcher sie sich für lautere Frömmigkeit hält und aus-
gibt. Ein Grabstein für seinen königlichen Leichnam und ei-
ne ununterbrochene Fürbitte für seine königliche Seele: das
war der große Zweck Philipp's II. bei der Gründung des
Lorenzklosters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufga-
be ihres ganzen Lebens gestellt, zu beten und Messen zu
lesen für das Seelenheil eines einzigen Sünders, fort und
fort bis an das Ende der Zeiten. Von den Häuptlingen al-
ter Völker lesen wir, daß sie ihre Weiber und ihre Lieblings-
sklaven auf ihrem Grabe schlachten ließen; der Beherrscher
Spaniens hat hundert, ja tausend Generationen, so wenig-
stens lag es in der Absicht Philipp's II., dazu bestimmt, auf
seinem Sarge nicht etwa zu sterben, sondern in Banden des
Leibes und des Geistes zu leben.

Der Nebel, welcher um die Terrassen des Escorials wog-
te, hatte sich weder ganz gehoben noch ganz gesenkt, und
wenn aus Schluchten des Guadarrama zuweilen ein Wind-
stoß herüber fuhr, so qualmte er hoch empor und verhüllte
das riesenhafte Gebäude mit seinen Wolken, so daß es aus-
sah, als brenne irgendwo in der Tiefe ein mächtiges Feu-
er, das seine mächtigen Rauchmassen hoch empor sende.
Zu guter Letzt hatten unsere Zugthiere noch einen schwe-
ren Stand; es ging sehr steil aufwärts bis zum Städtchen,
welches neben dem Kloster liegt, und nur mit lautem Ge-
schrei und Peitschenknallen konnte man die Maulthiere

und Pferde auf ihren Beinen erhalten. Dazu fanden wir in der schlecht gepflasterten engen Straße Glatteis und waren in der That recht zufrieden, als wir endlich ohne besondere Unglücksfälle vor der Post hielten. Wir hatten von Madrid hieher – eine Entfernung von sieben Leguas – acht Stunden gebraucht. Das Städtchen Escorial, wohl von Escorias, erschöpften Minen, die sich in der Nähe befinden, abgeleitet – Escorial haben die Franzosen daraus gemacht, – nach welchem das Kloster benannt ist, liegt etwas höher als dieses; es ist klein und nimmt sich wie ein Anhängsel der gewaltigen Steinmassen da drunten aus. Seine einzige ordentliche Straße wird in der Mitte von einem klaren aber sehr schmalen Bergwasser durchströmt, undeine Häuserreihe derselben besteht aus zusammenhängenden, massiv aufgeführten Gebäuden, welche früher zu Wohnungen für Gefolge und Hofdiener benützt wurden. Auch befand sich hier der Palast, welchen die Infanten für ihre Familien bauten, der übrigens nie beendet wurde. Während der langen Bürgerkriege dienten diese kleinen, unfertigen, aber festen Häuser bald dieser bald jener Partei, welche sich gerade darin verschanzte, was auch nicht zu ihrer Erhaltung beitrug. Und so sind die meisten von ihnen jetzt nur noch Ruinen mit eingestürzten Dächern und ohne Fenster und Thüren.

Im Gasthofe zur Post bekamen wir ein paar gute Zimmer nach spanischen Begriffen, d. h. einen kleinen Salon mit Binsenmatten, in dem aber weder Thüre noch Fenster gehörig zu verschließen waren; draußen war es recht kalt und zu unserer Erwärmung wurden wir mit einem Braser voll glühender Kohlen versehen; unsere Betten standen in zwei dunklen Alkoven. Doch machten wir von dieser Wohnung im Augenblick nur sehr kurzen Gebrauch; es

drängte uns, schon heute von dem Kloster so viel wie möglich zu sehen, denn man hatte uns gesagt, wegen der Feierlichkeiten der Beisetzung könnte es uns vielleicht morgen schwer gemacht werden, das Innere genau zu betrachten. Schon in Madrid hatten wir von dem seltsamen Führer gehört, welcher die Fremden durch das Labyrinth des Escorials begleite. Unser Wirth hatte gleich nach ihm geschickt, und es erschien bald ein alter Mann mit weißen Haaren, sehr langsam und vorsichtig gehend, wobei er sich auf die Schulter seiner kleinen Enkelin stützte. Er betrieb das Geschäft eines Cicerone schon seit langen Jahren, kannte nicht nur die Entstehung jedes Bildes und jeder Statue, sondern ich möchte fast sagen, jeden Stein, jede Treppenstufe, und wußte allerlei anmuthige Geschichten bald über dieß, bald über das zu erzählen. Dabei hatte er nur einen einzigen Fehler: er war nämlich blind, vollkommen blind, und nur eine langjährige Gewohnheit machte es ihm möglich, in der tiefen Nacht, die ihn umgab, die Fremden, welche sich seiner Leitung anvertrauten, ohne die geringste Irrung durch das ganze Gebäude zu führen. Ich würde diese Thatsache nicht für möglich halten, wenn ich sie nicht erlebt hätte. Der Wirth, der übrigens Zweifel in unseren Mienen zu lesen schien, sagte lächelnd: »folgen Sie nur dem Cornelio, Sie werden sehen, er vergißt keinen Winkel des Klosters, keine Statue, kein Bild.«

So schritten wir denn über die Straße, unter einer der bedeckten Brücken durch, mit denen die verfallenen Häuser, von denen ich oben sprach, unter einander verbunden sind, über finstere Gänge, die sich bald rechts, bald links wandten, und über große und kleine Treppen zum Platze

vor dem Escorial hinab. Schon hier war uns der blinde Führer von großem Nutzen, er schritt voran und zeigte uns die Richtung des Weges an, jetzt rechts, jetzt links, sechs oder acht Schritte abwärts, dann vier gerade aus.

Da standen wir denn auf dem weiten, von langen niedrigen Gebäuden umgebenen Platze, in dessen Mitte der Escorial emporragt – es war uns wie ein Traum und wir hätten versucht sein können, nicht an die Erfüllung des sehnlichen Wunsches zu glauben das achte Wunder der Welt, wie die Spanier wohl mit Recht das Kloster nennen, nun wirklich vor uns zu schauen. – Escorial! Das Wort ruft so manche Erinnerungen wach, und die glänzende, wenn auch schreckliche Regierungszeit Philipp's II., der wir schon in der Jugend mit so großem Interesse gefolgt, tritt hier so lebendig vor unsere Seele. Ist es uns doch gerade, als würden wir den finsternen, unheimlichen König selbst vorüberschreiten sehen, ihn, in dessen weiten Reichen die Sonne nie unterging, und die Flammen des Scheiterhaufens nie erlöschten, gefolgt von Personen, die uns so bekannt scheinen und doch so fabelhaft sind, Elisabeth, seiner königlichen Gemahlin, Carlos, seines Infanten, von dem man nicht weiß, wie und wo er geendigt, ja nicht einmal, ob sein Leib wirklich drunten ruht in dem Sarge, der seinen Namen trägt. Wenn wir die starre Form der granitnen Thürme betrachten, so fällt uns Alba ein, seines Königs würdigster Diener, und wir denken an seine blutigen Züge gegen Norden, unserer Heimath zu, es ist, als sähen wir Flandern und Brabant, den Aufruhr in den Provinzen, den Marktplatz von Brüssel mit seinem Schaffot und mit Egmont, den wir so sehr geliebt und dessen Schicksal wir von jeher bedauert haben. Ja ihn, den flandrischen Grafen können wir

besonders nicht vergessen und müssen des Schlachttags von Saint-Quentin gedenken, denn der Sieg der spanischen Waffen dort ist die Ursache der Erbauung des Escorials. Ein spanischer Geschichtschreiber erzählt darüber: am zehnten August 1557 belagerte der König Philipp II. Saint-Quentin; Philibert von Savoyen führte die Spanier und wurde von Graf Egmonts flandrischen und deutschen Truppen glänzend unterstützt, sowie von ein paar tausend Engländern unter Pembroke. Die Franzosen boten die Schlacht an, welche mörderisch entbrannte; während sich aber die Soldaten für ihren König schlugen, hielt sich dieser außer Schußweite, wie ein armer Sünder zwischen zwei Beichtvätern und hörte nicht auf, Gebete zu murmeln und Schwüre und Gelübde an alle Heiligen zu thun. Der König fürchtete sich, sagt einfach der spanische Geschichtschreiber; vor allen Dingen wandte er sich an San Lorenzo und gelobte ihm eine prachtvolle Kirche nebst Kloster, wenn er ihm ohne Gefahr für seine Person zum Siege verhelfen wolle. In der That wurden auch die Franzosen vollständig geschlagen und der König hielt dem Heiligen sein Wort auf so umfassende und glänzende Art, daß alle Heiligen der Welt hätten damit zufrieden sein können.

Dabei hat wohl nie ein König mehr in seinem eigenen Charakter gebaut, als Philipp II., indem er dieses Werk herstellte. Die große Anfahrt zum Escorial ist von Nordost, so daß man die Gebäudemasse zur Linken hat, wenn man die Höhe erstiegen, auf der dieselbe liegt. Die Nordseite, vor der auch wir so eben mit unserem Führer ankommen, und die ihrer ganzen Länge nach zurückgelegt werden muß,

um den Haupteingang, der auf der Westseite liegt, zu gewinnen, hat schon beim ersten Blick etwas Zurückstoßendes; betrachten wir die lange, unermessliche Front, nur an beiden Enden von Thürmen flankirt, ohne allen Vorsprung, von zahllosen kleinen Fenstern durchbrochen, so gibt es keinen erkältenderen Anblick; man hofft auf der Westseite beim Hauptportal einige Unterbrechung dieser Monotonie zu finden, aber so bald man um die Ecke biegt ist hier die gleiche Starrheit, die Säulen, welche die Mitte auszeichnen, nur angelehnt und mit der Wand verwachsen, kein offener Portikus, keine mächtige Arcade, die den Blick in einen luftigen Hof erlaubt; außer zwei entfernteren und unbedeutenden Seitenthüren ist die mittlere Hauptpforte nur eine, im Verhältniß mäßig große Thüre, mit der gleichsam durch eine Schlüsselumdrehung der ganze Gebäudekoloss von außen unzugänglich gemacht werden kann, nirgends ein Rücksprung, nirgends eine Verzierung auf dieser toten Façade, noch sonst eine künstlerische Laune, die auf die schwere Masse phantastisches Licht und Schatten wirft: ernst und feierlich, grau in grau steht der Riesenbau, ganz wie die kalte, unbeugsame Seele Philipps oder das starre und öde Herz des Königs, wenn überhaupt eines in seinem Busen schlug.

Die Anlage des Escorials ist, weil aus einem Gedanken entsprungen und auf einmal ausgeführt, auch eine vollkommen regelmäßige, symmetrische und contrastirt wesentlich mit den meisten derartigen Bauanlagen, die ihr Entstehen der Länge der Zeit verdanken und bei denen mannigfach sich durchkreuzender Wille die ursprüngliche Idee verrückte. Wie der Zweck, dem dieses Gebäude dienen sollte, ein gedoppelter, so zerfällt auch der Plan in zwei

gleiche Hälften; die Achse geht von Westen nach Osten durch den großen Hof und dann durch die gegen denselben sich öffnende Kirche, die demnach ihre Rückseite gegen Osten und also nach Madrid kehrt; nördlich davon liegt der königliche Palast, dessen Zimmer dadurch im Sommer eine herrliche Kühle erhalten, und das Seminar, südlich das Kloster. Diese zwei Seitenpartien bilden je zwei länglichte Vierecke, doppelt so lang als breit, und fassen die Kirche, an die sie dicht angebaut sind und den vor derselben liegenden Hof in ihre Mitte.

Der innere freie Raum in den zwei ungeheuren Vierecken des Palastes und des Klosters ist durch Querbaue, die von Norden nach Süden laufen, je in zwei quadradische Hälften getheilt; die Hälfte gegen Süden bildet im Schloß den Ehrenhof, im Kloster den Kreuzgang oder Patio de los Apostoles, die nach Westen abfallenden Hälften zerfallen aber durch kreuzweise Theilung je wieder in vier kleinere Höfe, alle von Bogengängen umgeben, so daß im Ganzen elf Höfe entstehen, zu denen noch mehrere kleine am Zusammenstoß der verschiedenen Flügel kommen, welche theilweise tiefen Cisternen gleichen, in die nie ein Sonnenstrahl dringt und die den finsternen Charakter des Innern noch vermehren. Je im Kreuzungspunkt der vier kleinen Höfe erhebt sich ein hoher Thurm, so daß mit den Eckthürmen und den zwei Campanilen vorn an der Kirche sechs Wächter über die enorme Granitmasse hervorragen, über welche die gewaltige Kuppel sich noch hoch in die Lüfte erhebt. Die Silhouette dieses Gebäudes ist trotz der Einförmigkeit der einzelnen Façaden nichts destoweniger eine schöne und interessante, sowohl wie sie sich von der dicht dahinter aufsteigenden Gebirgswand abzeichnet, als auch,

wenn man diese theilweise erstiegen, sich vom Himmel abhebt.

Der große Hof, *Patio de los Reyes*, den man nach Überschreitung der Schwelle der Hauptpforte betritt, ist düster und zu beiden Seiten mit glatten Wänden geschlossen, der Portikus der Kirche gedrückt und schwer, man kommt erst nach und nach zu dem Bewußtsein der enormen Ausdehnung, da die einzelnen Theile so massenhafte Dimensionen haben, die vier Königsstatuen oben an der Kirchenfäçade in fast dreifacher Lebensgröße lasten schwer auf den Säulen des Portikus und unwillkürlich geht man gebeugt durch die Kirchenthür. Der Dom selbst ist edel und groß gedacht, das Innere in der Form des lateinischen Kreuzes wahrhaft majestätisch, aber alle Formen sind schwer, derb und streng gebunden, die riesigen Granitpfeiler und Bogen haben die Naturfarbe des Steines und nur die Gewölbe sind mit Fresken, meistens von Giordano, geschmückt. In älteren Reisebeschreibungen lesen wir freilich von ungeheuren Kostbarkeiten, welche Kirche und Kloster des Escorial enthielten, von einem Tabernakel aus massivem Golde, mit Thüren von Bergkrystall, von Altargefäßen aus feinstem Achate, eingesetzt mit funkelnden Topasen, von einer Statue des heiligen Lorenzo, aus reinem Silber und fünfzig Mark schwer, und von einem Christus aus Silber an silbernem Kreuze, dessen Dornenkrone, Wunden und Nägel aus Rubinen und Brillanten bestanden. Alles das ist mit den Mönchen verschwunden; nicht als ob die armen Vertriebenen selbst es mitgenommen hätten, sondern der Escorial wurde zum Besten des Staates und anderer Gebäude geplündert. So wurde auch der größte Theil seiner kostbaren Gemälde nach Madrid gebracht, und selbst das prächtige

Glockenspiel von fünfzig Glocken, die harmonisch zusammenklängen, ist nicht mehr vorhanden.

Wenn man aber die ernsten, gewaltigen Formen des Domes betrachtet, so vermißt man durchaus nicht den Schmuck von Silber, Gold und Edelsteinen, und vollkommen passend erscheinen uns die noch vorhandenen einfacheren, aber schweren Verzierungen von Kupfer und Messing. Von diesen Metallen sind hier an Geländern Gittern, Candelabern und Armleuchtern so ungeheure Massen verschwendet, daß man nicht begreift, welche Erzgruben im Stande waren, sie zu liefern. Der Hauptaltar ist von Jaspis und Marmor und hat zu beiden Seiten herrliche Gruppen von vergoldeter Bronze, zwei Kaiser mit ihren Gemahlinnen knieen in Andacht versunken; über dem Eingang der Kirche, gleichsam als eine Empore, liegt der hohe prächtige Chor voll akustischer Wirkung mit seinem berühmten Kronleuchter von Bergkrystall, der von einem sehr schlechten Deckengemälde herabhängt. Unter demselben befindet sich ein kleines mechanisches Kunstwerk; der drehbare Pult nämlich, auf welchem die riesenhaften Chorbücher liegen, hat eine enorme Schwere, und läßt sich nichtsdestoweniger mit einem einzigen Finger spielend herumdrehen. Die Chorstühle, zahlreich genug, um ein paar hundert Mönche aufzunehmen, sind aus kostbaren Holzarten, aber sehr einfach geformt, hier zeigt man auch den Sitz, welchen König Philipp II. einzunehmen pflegte; er befindet sich ganz hinten in der Ecke, scheinbar aus Bescheidenheit und Demuth so gewählt; wenn man sich aber dort hinsetzt, was wir nicht unterließen, so begreift man gleich, daß der umsichtige König auch noch einen anderen Zweck

bei der Wahl dieses Platzes hatte, denn von dort aus konnte er nicht bloß den ganzen Chor, sondern auch den größten Theil der Kirche übersehen. Dicht neben diesem Stuhle befindet sich eine kleine Thüre, durch welche Philipp erschien, und hier war es, wo der Abgesandte Don Juan d'Austrias sich erlaubte, während des Gottesdienstes einzutreten, um dem König die wichtige Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Lepanto zu melden. Der König aber, der dieser Botschaft wohl mit der größten Spannung entgegen harrte, unterbrach die ersten Worte der Meldung finster und ernst, indem er sagte: »Höre zuerst die Messe und dann sprich.« Ebenerwähnte kleine Thüre führt zu der, genau über dem Kirchenportal im Rücken des hohen Chors gelegenen kleinen Privatkapelle des Königs, wo sich der berühmte Christus von Benvenuto Cellini in weißem Marmor befindet. Doch fanden wir hier, wie auch bei den andern größeren Werken des großen Goldschmiedes, die wir gesehen, daß die Muskulatur des Körpers gar zu ängstlich und sorgfältig ausgeführt ist, der Kopf, obgleich von sehr edlem und schönem Ausdruck, dagegen zu flach und unbedeutend gehalten erscheint. Auch dieses Kunstwerk sollte seiner Zeit nach Paris wandern, und da die Kiste zu klein gerathen war, schlug man ihm beide Arme ab, die sich später glücklicherweise in einem Winkel wieder vorfanden.

Die Königswohnung im Kloster liegt, wie schon bemerkt, gegen Madrid zu; im ersten Stocke wohnten seiner Zeit die Infanten Carlos und Sebastian, im zweiten Stocke der König und die Königin; alle Zimmer sind hier auffallend klein, selbst die Empfang- und Speisesäle unbedeutend und dazu noch mit geringem Comfort eingerichtet.

Bemerkenswerth allein sind die Wandbekleidungen, meistens gewobene Seidentapeten von herrlicher Zeichnung und einer Frische der Farben, als seien sie erst heute angefertigt; nur die vier Zimmer des Königs sind statt mit diesen Seidenstoffen mit eingelegtem edlem Holz in reichster Abwechslung und prachtvoller Politur bekleidet. An größern Räumlichkeiten ist hier sehenswerth die Bibliothek des Klosters, eine geschmackvoll verzierte Halle, welche mit ihren Schätzen recht gut unterhalten zu werden scheint; von den Büchern sind die meisten in rothes, maroccanisches Leder gebunden und haben das Eigenthümliche, daß ihre Titel auf dem Goldschnitte, der nach außen gekehrt ist, zu lesen sind. Es sollen noch vierundzwanzigtausend Bände vorhanden sein, sowie viertausend Handschriften und unter diesen viele kostbare arabische Manuscripte, deren wahrscheinlich sehr interessanten Inhalt man entweder gar nicht, oder doch nur sehr ungenügend kennt. Ein breiter Corridor in der Nähe der Königswohnung mit gewölbter Decke, die Wände mit sehr schönen Fresken bedeckt, heißt der Schlachtsaal, man sieht dort aus der Maurenzeit einen Sturm auf die Alhambra, Darstellungen aus der Eroberung St. Quentins und die Schlachten von Lepanto und von Pavia.

Obgleich man, wie schon früher bemerkt, die schönsten ölbilder von San Lorenzo nach Madrid in das königliche Museum gebracht, und obgleich auch während der Franzosenzeit viele werthvolle Stücke verloren gegangen sind, so befinden sich doch noch in den Gängen und Zimmern des Escorial wohl an sechshundert Bilder, unter denen gewiß

zwei Drittel Werke von großen Meistern, Spaniern, Niederländern und Deutschen, unter letzteren namentlich von Albrecht Dürer.

Daß wir, selbst beim Beschauen dieser Gegenstände von hohem Interesse, auch unserem blinden Führer häufig die Blicke zuwandten, wird man gewiß begreiflich finden; er führte aber auch sein Amt mit einer staunenerregenden Sicherheit. Während er beim Vorwärtsschreiten die rechte Hand auf die Schulter seiner kleinen Enkelin hielt, hatte er in der linken einen langen Stab, auf den er sich im Gehen stützte und ihn nur zuweilen tastend vor sich hin streckte. Kaum waren wir in das Kloster eingetreten, so fing er auch sogleich seine Erklärungen an, nannte uns die Zahl der Säulen, der Treppenstufen und dergleichen, wobei er nicht unterließ, bald hierhin, bald dorthin zu zeigen und uns auf die Schönheit dieser oder jener Ausführung aufmerksam zu machen. In der That höchst merkwürdig war es aber, als er uns die Deckengemälde über der großen Haupttreppe, die am Apostelhofe liegt, erklärte. Schon als wir hinaufstiegen, sagte er: »Wenn Sie in die Höhe blicken, so werden Sie aus dem berühmten Bilde des Giordano die und die schöne Gruppe vor sich sehen; bemerken Sie dieß und das, es sind die schönsten Stellen im Bild.« Oben angekommen erklärte er uns nun jedes Einzelne nach seinen Haupt- und Nebengruppen, indem er mit seinem Stocke darauf hinwies und oftmals einer einzelnen hervorragenden Person nicht vergaß; ich muß gestehen, daß wir den Versuch machten, ihn irre zu führen, weil man uns versichert hatte, das sei unmöglich, so genau habe er Lokalitäten und alle Sehenswürdigkeiten seinem Gedächtniß eingeprägt. Und so war es auch. Ich stand neben ihm, er hatte mir das Bild vor

uns erklärt, worauf ich mit einemmal von dem Gemälde sprach, welches hinter uns lag und er mir alsbald erwiderte: »Ah, Sie meinen das in unserem Rücken! dort ist die Figur, von der Sie reden.« Damit wandte er sich um, und so ward es uns leicht, ihn durch Bemerkungen zu veranlassen, sich häufig ganz herumzudrehen, worauf er denn zuletzt ohne Hülfe weiter schritt den langen Corridor hinab, bei mehreren unbedeutenden Gemälden vorbei und endlich mit der größten Sicherheit vor einem stehen blieb, das er uns ebenfalls erklärte. Ebenso auffallend war die Genauigkeit, mit welcher er uns den engen Weg zur Kuppel hinaufführte; Treppen und Gänge dahin sind anfänglich in die granitnen Mauern der Kirche gehauen oder vielmehr beim Bauen ausgespart und oft so eng, daß Einer hinter dem Anderen gehen muß. In der Höhe der Gewölbebogen führt dieser Gang rings um das Langhaus, die Kreuzarme und den Chor herum und ist in schwindelnder Höhe zu oberst über den Retabel des Hochaltars weggeführt, wo uns der blinde Führer an den Gewändern der hochstehenden Bronzestatuen vorbei und durch die herabhängenden Zipfel ihrer Mäntel schlüpfen ließ. Häufig kann man auf diesem Wege einen Blick in die Kirche werfen, und bei jeder dieser Stellen blieb unser Führer stehen, wandte seine starren, glanzlosen Augen in den weiten Raum hinab und konnte zum Beispiel sagen: »Wenn Sie rechts bei dem Pfeiler, der gerade vor Ihnen steht, vorbei sehen, so haben Sie einen hübschen Blick auf den prächtigen Kronleuchter von Bergkrystall, welcher von hier so ganz eigenthümlich funkelt.«

Aufwärts zur Kuppel führt eine bequeme Treppe durch einen der riesenhaften Pfeiler des majestätischen Unterbaues, doch gelangt man über sie nur bis zu dem mit Blei gedeckten Kranze, der den Fuß der Kuppel umgibt. Überrascht hat uns die eiserne Consequenz in diesem Bauwerke, auch bei der Bedeckung der Kuppel, welche nicht etwa aus Kupfer oder Blei besteht, sondern die gekrümmte Fläche ist ebenfalls aus mächtigen Granitquadern zusammengefügt, in die zum Weiterhinaufsteigen von außen Stufen gehauen sind. Ist diese Ersteigung bei gewöhnlichem Wetter schon ziemlich gefährlich, so wäre es heut bei starkem Glatteise, welches den Bleiboden, die Eisenstangen des Geländers, ja selbst die rauhen Granitquadern mit einer spiegelglatten Kruste überzog, ein Wahnsinn gewesen, höher hinaufzuklettern um so mehr, da die Aussicht hier oben nicht besonders belohnend ist; man sieht gegen Norden dicht vor sich den Gebirgszug des Guadarrama, auf dieser Stelle fast ohne alle Vegetation, jetzt einigermaßen belebt durch lange Schneestreifen in Vertiefungen und Schluchten, durch welche die zackigen und zerklüfteten Felspartien noch schärfer hervortraten. Gegen Süden und Osten haben wir vor uns das grün bewachsene Thal bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Escorial liegt, hinter diesem dehnt sich dagegen weit die langweilige und öde Hochebene aus, heut mit trübseligen Wolken und Nebelmassen bedeckt, die langsam über sie dahin ziehen und uns nur ahnen lassen, wo Madrid liegt.

Interessant dagegen ist von hier oben der Anblick über die gewaltigen, durch Menschenhände zusammengetragenen Granitmassen zu unseren Füßen, diese unendlichen Häuserreihen, die unzähligen Höfe, die langen Fronten,

welche zusammen das Kloster bilden. Hierbei kann man sich auch mit einiger Phantasie in die Idee des Erbauers finden, welche dem Hauptplan zu Grunde liegen soll. Er, welcher sich so gern an Martern und Märtyrern ergötzte, wollte diesem Hause, welches San Lorenzo gewidmet war, die Gestalt des Rostes geben, auf welchem der römische Kaiser Valerian im dritten Jahrhundert den Heiligen bei langsamem Feuer lebendig braten ließ. Die vier Thürme an den vier Ecken des Quadrats könnten die Beine des Rostes vorstellen, die Häuserreihen mit den zusammenhängenden Dächern, welche sich alle in rechtem Winkel durchschneiden, die Eisenstangen, und die Höfe dazwischen die Öffnungen, durch welche die Flammen emporschlügen.

Mag nun die eben angeführte Idee bei dem Bau dieses Klosters zu Grunde gelegen haben oder nicht, so viel ist gewiß, daß es den Besuchern kalt und unheimlich entgegenweht aus diesen Steinmassen, welchen verfinsterte Geist, der sie zu einem Gebäude zusammentragen ließ, seinen kenntlichen Stempel aufdrückte. Schwermüthig wie Kerkerhallen sind diese Räume, und ich bin überzeugt, der frischeste, gesundeste Lebensmuth müßte hier zu Grunde gehen. Traurig tönte der Wiederhall unserer Schritte durch diese endlosen, leeren Gänge, und wenn man beim Betrachten eines Bildes zufällig einmal allein zurückblieb, so konnte man erschrecken über die Todtenstille, die uns dann plötzlich umgab. Unheimlich erscheinen diese endlosen Corridors, diese gewaltigen Treppen, geräumig genug für Hunderte von Personen, jetzt nur bedeckt mit dem Staube, der sich langsam auf den grauen Granitstufen ansetzt. Eine einigermaßen freundliche Partie finden wir auf der Südseite. Dort ist eine von Säulen getragene Halle auf

einer Terrasse erbaut, früher ein Aufenthalt für alte und kranke Mönche, die sich vielleicht zu einem Spaziergange in den weiten Gärten des Klosters nicht kräftig genug fühlten; doch sieht man hier die Parkanlagen vor sich, dicht unter der Terrasse Gärten im alt italienischen Geschmack mit geraden geschorenen Hecken, die Wege mit Steinplatten bedeckt und die Beete mit niederem Buxbaum verziert, der zu allerlei seltsam verschnörkelten und phantastischen Zeichnungen zusammen gepflanzt ist. Heute sahen diese Beete eigenthümlich aus, denn auf den Blättern der Buchsträucher war der Schnee liegen geblieben und so traten all die Zeichnungen weiß auf dem grauen Grunde der Steinplatten ausdrucksvoll hervor. Hinter diesen Gärten beginnt der Park, man sieht hohe Bäume, Wiesen, Teiche und kleine Bassins mit Springbrunnen. Unterdessen war es spät geworden und der trübe, nebelige Tag brachte so frühzeitig Dämmerung und Abend, daß wir nicht daran denken konnten, noch länger bei den verschiedenen Sehenswürdigkeiten im Kloster zu verweilen, wir schritten noch einmal durch die weite Kirche und sahen uns die Vorbereitungen an, welche zum Empfang der Leiche der Infantin getroffen waren. In der Mitte des Hauptschiffes hatte man auf dem Boden eine Estrade errichtet, über welcher eine rothe Samtdecke lag; darauf stand ein kleiner Tisch oder besser gesagt, ein Gerüst, das gerade so aussah, nur war es auf allen Seiten mit weißem, silbergesticktem Atlas überzogen. Oben darüber lag eine feinere Decke, ebenfalls von rothem

Sammt mit dem königlichen Wappen und goldenen Franzen. Die Kirchendiener waren beschäftigt, riesenhafte Bronzecandelaber mit Wachslichtern zu bestecken oder Wachsfackeln von merkwürdiger Dicke um die Estrade aufzustellen, während zahlreiche Chorknaben sich die Langeweile mit Spielen vertrieben, welche gerade nicht besonders zur Heiligkeit des Ortes paßten. Es war fünf Uhr Nachmittags, und der Berechnung nach konnte der Zug mit der Leiche der Prinzessin gegen sieben eintreffen. Wäre Escorial eine volkreiche Stadt, so würden wahrscheinlich jetzt schon die Höfe des Klosters und der große Platz vor demselben mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt gewesen sein; da das Städtchen aber nicht viele Einwohner aufzuweisen hat, sich auch das Wetter für einen spanischen Geschmack höchst unangenehm anließ, – der Nebel beeilte sich nämlich so sehr auf die Erde herabzukommen, daß er sich dabei in einen feinen Sprühregen verwandelte, kalt und durchdringend, – so lag der Platz öde und leer, in der Entfernung sah man vielleicht einen Schatten vorbeihuschen, und im schnellen Trabe kam ein dem Zuge vorausgeschickter Reiter um die Ecke, fest in seinen weißen Mantel gewickelt.

Unser kleiner Salon in der Fonda, obgleich immer noch recht kühl, hatte doch durch fortgesetzte Brasserierwärmung, durch angezündete Lichter und die Zubereitungen unseres bescheidenen Diners ein wohnlicheres Ansehen erhalten. Wir verabschiedeten unseren Blinden, der uns versprach, morgen früh wieder zu kommen, und setzten uns zu Tische. Schon in Madrid hatte man den kleinen Gasthof als den besten in Escorial bezeichnet und uns dabei aufmerksam gemacht, wir möchten nicht vergessen, uns die Tochter des Wirthes recht zu betrachten, ein Mädchen,

selbst nach spanischen Begriffen von vollendeter Schönheit. Und dieß Lob war nicht übertrieben; wir hatten das Glück, bei Tische von ihr bedient zu werden, und sie that das gewiß nicht ohne Absicht, denn da wir beständig nur auf ihre schönen, glänzenden Augen, auf ihren lachenden Mund mit den frischen Lippen und weißen Zähnen sahen, so vergaßen wir es, dem Diner unsere volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und fanden erst nachher, daß dasselbe sehr mittelmäßig gewesen und uns von dem klugen Wirthe vermittelt der in der That unvergleichlichen Schönheit seiner Tochter eingeschmeichelt worden sei. Wie gewöhnlich mußte uns eine vortreffliche schwarze und heiße Chocolate entschädigen, und kaum hatten wir diese beseitigt, so fingen die Glocken des Klosters drunten an zu läuten. Kanonenschüsse in regelmäßigen Pausen schlugen an unser Fenster, daß die schlecht eingefassten Gläser klirrten, und Stimmen auf der Straße riefen: sie kommen! sie kommen!

Wir nahmen unsere Mäntel über, traten vor das Haus und schloßen uns einigen Vorübereilenden an, in deren Begleitung wir nach kurzer Zeit das Kloster erreichten. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht; der anhaltende Regen hatte freilich aufgehört, doch fielen noch hie und da einzelne schwere Tropfen hernieder, himmlische Thränen, recht passend zu der Feierlichkeit, die hier vor sich gehen sollte. Ein frischer Wind jagte den Nebel über den Platz daher uns kältend in das Gesicht, und hüllte alles dergestalt in seine grauen Schleier, daß man nur wenige Schritte deutlich vor sich sehen konnte. Hier unten hatte sich die Scene bedeutend geändert; Infanterie war aufgestellt worden und bildete vom Hauptportal an ein Spalier um das Kloster herum bis an den Abhang hin, auf dem der Escorial liegt, und

bis zur Straße, auf welcher auch wir herauf gefahren. Sonst waren bis jetzt noch nicht viele Zuschauer zur Feierlichkeit gekommen und die wenigen, welche da waren, verschwanden auf dem weiten Platz und zwischen den kolossalen Säulen des Eingangs. Hier befanden sich Wachsfackeln, die vor dem Zugwinde kaum ihr Licht erhalten konnten, weißhalb der Schein derselben unruhig hin und her zuckte, jetzt zusammen sank und der andringenden Nacht ihr Recht einräumte, jetzt wieder hoch empor flackerte, das gewaltige Granitgewölbe über uns auf Augenblicke hell erleuchtend. Auch in dem Portikus vor der Kirche am gegenüberstehenden Ende des Patio de los Reyes brannten Fackeln, den großen Raum spärlich erhellend, während dahinter die Thüren in den Dom weit offen standen, aus denen reiches Licht hervorstrahlte, zu dem sich das Auge gern wandte, namentlich gegen den flimmernden Glanz der Hunderte von Wachskerzen vor dem Chor und im Schiffe, welches aus dem Dunkel gesehen, eingerahmt von dem Bogen der gewaltigen Thüre, wie ein Weihnachtsbaum mit unzähligen Lichtchen aussah. So freundlich dieser Anblick in der That war, so ernst und düster erschien der des Platzes draußen; Pechpfannen brannten rings um die gewaltige Steinmasse des Klosters und warfen ihren dunkelrothen Schein an den grauen Mauern empor, spiegelten sich in den zahllosen Fenstern und versuchten es vergeblich, der Nebelmassen Herr zu werden, die wie ein böser Feind rings umher lagerten, gewaltsam näher drängten, und wenn sie auch von dem brennenden Pech hie und da ein röthliches Licht annahmen, doch den Schein desselben so eng umschlossen hielten, daß dem Soldatenspalier wenig davon zu

gute kam; nur bei denen, welche am nächsten standen, bemerkte man das Blitzen eines Gewehrlaufes, eines Säbels; gleich den Nebenmann sah man nur noch in dunklen Umrissen, dessen Nachbar war schon ganz schattenhaft und die Übrigen nicht mehr zu erkennen.

Wir schritten um das Kloster herum gegen das Ende des Soldatenspaliers, und noch ehe wir dieses erreicht hatten, sahen wir den Leichenzug vor uns aus der Tiefe emporsteigen, in diesen Umgebungen bei der geschilderten Nacht und Beleuchtung schauerlich prächtig. Zuerst war es, als wenn vor uns in der Tiefe die Nebel leuchtend würden, dann dunkelroth und sich zuletzt in eine glühende Lohe verwandelten, die immer höher und höher stieg. Wir vernahmen die ernstesten, feierlichen Klänge der begleitenden Trauermusik, den tiefen und geheimnißvoll tönenden Gesang der Geistlichkeit, welche dem Sarge vorausschritt, sowie zuweilen das dumpfe Wirbeln der Trommeln; dabei wurde der Nebel vor uns immer heller und heller, die gewaltigen Massen desselben, welche sich im Thale gelagert hatten, schienen langsam aufzusteigen, sich dem Leichenzuge der Prinzessin anzuschließen, und qualmten bis hoch an den Himmel empor. Jetzt sahen wir Lichter hindurch schimmern, helle und dunkelrothe Flämmchen von den Wachskerzen und den Pechfackeln; ein Gewimmel schattenhafter Gestalten hatte die Höhe erreicht, über ihnen empor glänzte ein goldenes Kreuz, welches zuerst deutlich sichtbar wurde, dann vernahm man plötzlich das Klappern der Hufe auf dem Pflaster, das dumpfe Rollen der Räder; das Commandowort zum Präsentiren des Gewehrs erscholl durch die Reihen der Soldaten, und eine Musikbande, die

am Hauptportale aufgestellt war, spielte den königlichen Marsch.

In langsamem Schritte zog der Leichencondukt bei uns vorüber, voraus ein Piket der berittenen Leibwache der Königin, zwei Trompeter, an ihren Instrumenten lang herabhängend das mit Flor umhüllte spanische Wappen, ihnen folgte der Oberststallmeisterstab Ihrer Majestät, auf Pferden in reicher Zäumung mit Wappenschildern einen Reiter umgebend, der die Standarte des königlichen Hauses trug. Darnach erschien hohe und niedere Geistlichkeit, die Bischöfe von La Granja und San Ildefonso, welche die Leiche am Weichbilde des Escorial erwartet; ihnen voraus schritt ein Ehrenkaplan mit dem großen goldenen Kreuze der königlichen Kapelle von Madrid, hierauf kam ein Musikchor, Sänger und zahlreiche Dienerschaft des königlichen Hauses. Jetzt bemerkten wir schon von Weitem den weißen mit Rosen umwundenen Wagen, auf dem die Prinzessin lag; er bildete eine eigene reiche Gruppe in dem großen Zuge. Derselben voran ritt abermals ein Piket Garde du Corps, ihnen folgten Kammerherren und Edelleute des königlichen Hauses, der Obersthofmeister *du jour* zu Pferde mit dem Amtsstabe, gefolgt von zwei berittenen Leibwachen Ihrer Majestät. Unmittelbar vor dem weißen Wagen ritt der Großstallmeister des Königreichs, zu beiden Seiten zwei Oberstallmeister mit Wachsfackeln; die goldenen Schnüre der Decke, unter welcher die Infantin lag, wurden von vier Kammerherren gehalten, und hinter jedem derselben gingen zwei Lakaïen mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Dem Wagen folgte der Oberstkammerherr Ihrer Majestät, der Marquis de Los Llamas, welchem die Ausführung der Funktion übertragen war; er hatte an seiner

Seite den Erzbischof von Seleucia; hinter ihm ritt wieder ein Piket der königlichen Garden, ihnen folgten die Staatswagen der Königin, der Oberst der Garde du Corps mit vier königlichen Stallmeistern, sowie ein Oberst der Kavallerie, welcher Deputationen aller der Waffengattungen führte, die sich in Madrid befanden.

So zogen sie an uns vorüber, und der feierliche, wirklich ergreifende Anblick, den der Leichencondukt gewährte, ist nicht mit Worten zu schildern. Die finstere Nacht, der wallende Nebel, Trauermusik, Trommelwirbel und die Salven der Artillerie, alles trug dazu bei, diesen Anblick großartig und mir unvergeßlich zu machen. Wie prächtig wurden die einzelnen Gruppen von den rothen Streiflichtern der Fackeln beleuchtet, wie funkelte im Schein derselben die glänzende Schirring der Pferde, die reichen Stickereien der Reiter, die blanken Helme der Gardes du Corps! Diese hatten ihre weißen Mäntel von dem rechten Arme zurückgeworfen und hielten den breiten Pallasch gesenkt in der Hand.

Vor dem Hauptportal hielt der Leichenwagen, wo sich bereits Edelleute des königlichen Hauses befanden, sowie das Ayuntamiento von Escorial, um den Körper der Infantin in Empfang zu nehmen. Zwei Oberstallmeister hoben den kleinen Sarg vom Wagen herab und übergaben ihn vier Kammerherren, welche ihn in die Vorhalle trugen und auf eine Erhöhung stellten, die man dort aufgerichtet hatte. Es war ein feierlicher Moment, als nun aus der geöffneten Kirchenthüre die Klänge der Orgel hervordrangten und unter derselben die Geistlichkeit der königlichen Kapelle des Escorial erschien und sich in Prozession langsam vorwärts bewegte über den dunkleren Hof der Könige nach

der jetzt hell erleuchteten Vorhalle. In ihren reichen, gold- und silbergestickten Gewändern schritten die Priester bei Kerzenschimmer und Fackelschein unter Vortragung des großen, goldenen Kreuzes der Kirche über die Stufen herab, gefolgt von ihren Kaplanen, Vikaren und rothgekleideten Chorknaben, welche theils die Schleppen der langen Gewänder trugen, theils die goldenen Rauchfässer schwenkten. Nachdem sich beide Züge um den Sarg der Prinzessin gruppiert, trat der Kaplan und Secretär des Patriarchen der beiden Indien vor und las mit lauter Stimme den Befehl Ihrer Majestät der Königin, wornach die Leiche ihrer Tochter dem ersten Geistlichen der Kirche San Lorenzo, welche früher ein Kloster gewesen, jetzt aber zum Range einer königlichen Kapelle erhoben worden sei, übergeben werden solle, damit derselbe nach hergebrachter Ordnung für die Beisetzung Sorge trage. Ein Archivar der Krone verlas hierauf eine Verordnung des Königs Philipp IV., die Beisetzung der Mitglieder des königlichen Hauses betreffend. Dann näherte sich der erste Geistliche des Escorial dem Sarge und fragte den Oberstkammerherrn Ihrer Majestät, ob er von der Königin beauftragt sei, den Körper der Infantin zu überbringen, was dieser mit einem lauten Ja beantwortete. Vor dem Kammerherrn wurde nun die rothe Decke abgehoben, der äußere Sarg geöffnet, in welchem sich ein zweiter von Blei befand, der eine mit Krystall verschlossene Öffnung hatte, durch welche man den Kopf der Infantin sehen konnte. Der Oberstallmeister und der Oberstkammerherr traten näher, betrachteten einen Augenblick das kleine bleiche Gesicht und verkündeten den Umstehenden laut und feierlich, es sei dieß in der That der Leichnam Ihrer

königlichen Hoheit, den sie im Schlosse von Madrid übernommen. Der erste Geistliche von San Lorenzo, von seinem Diakonus und Subdiakonus assistirt, sprach nun den Segen über die Todte, besprengte sie mit geweihtem Wasser, worauf sich beide Gefolge vereinigten und unter Vortragung der zwei Kreuze den Sarg in die Kirche begleiteten, den vier Stallmeister emporhoben und später vor dem Hochaltar auf der schon oben erwähnten Estrade niederließen.

Es ist auffallend, wie oft bei der Beisetzung eines Mitglieds der königlichen Familie die Identität der Verstorbenen bestätigt werden muß. Gleich nach dem Tode der kleinen Prinzessin wurde diese in dem Schlafzimmer, wo sie verstorben, der ersten Staatsdame der Königin und Erzieherin der Prinzessin von Asturien übergeben, welche die kleine Leiche in einen der Säle bringen ließ, sich ihr zu Häupten setzte und warten mußte, bis der Minister des Hauses und der erste Notar des Königreichs erschienen, denen sie feierlich bezeugte, sie sei beim Tode der Prinzessin zugegen gewesen und habe den Körper derselben keinen Augenblick verlassen, worüber der Großnotar folgenden Akt aufnahm: »Ich bezeuge und bestätige, daß Ihre königliche Hoheit im königlichen Palast eines natürlichen Todes starb; zu Erfüllung meines Amtes eilte ich an ihrem Todestage in der Frühe herbei, trat in einen der Säle des Palastes und sah die Leiche Ihrer königlichen Hoheit, das Gesicht gänzlich enthüllt; sie war bekleidet mit einem weißen Battistkleide, reich gestickt und mit dem königlichen Wapen eingefaßt; sie lag auf seidenen Kissen in einer großen Platte von Silber.«

So oft nun ein neuer Beamter, der bei der Beerdigung zu thun hat, erscheint, spricht er in einem Protokoll aus, daß er sich von der Identität überzeugt habe. Die Kammerherren, welche bei Schließung des Sargs gegenwärtig sind, thun dasselbe, ebenso die Hausbeamten, welche ihn in die königliche Kapelle tragen, und hier nicht minder der Patriarch der beiden Indien nach sorgfältiger Betrachtung der Todten. Ja, ehe man ihn auf den Wagen setzt, wird der Sarg nochmals geöffnet, und das Gleiche sahen wir in der Vorhalle von San Lorenzo.

Unterdessen war der Zug in der Kirche verschwunden, und während dem hatten die Geschütze eine neue Salve gegeben, die Glocken läuteten, draußen spielte das Musikchor fort und fort den königlichen Marsch, und nur zuweilen, wenn eine kleine Pause eintrat, hörte man die gewaltigen Töne der Orgel der Kirche. Doch nur kurze Zeit noch dauerten diese lärmenden Ehrenbezeugungen. Der letzte Schuß verhallte in den Bergen, das Musikchor schwieg, die Soldaten traten zusammen und marschirten in ihre Quartiere. Wir gingen in die Kirche, wo das ganze glänzende Gefolge um den Sarg gruppirt stand und einem feierlichen Todtenamte anwohnte. Den Katafalk umgaben große Blumentöpfe mit künstlichen Blumen, zur Rechten und zur Linken brannten acht Fackeln von weißem Wachs, und am Fußende vor dem Hochaltar stand der große Bronzecandelaber, dessen man sich nur bei Begräbnissen eines Mitglieds der königlichen Familie bedient, mit seinen neun Büscheln angezündeter Wachskerzen. Wie dröhnten so gewaltig die tiefen Töne der Orgel durch die weiten Räume der Kirche und wie klangen dazwischen so beruhigend die Stimmen

der Sänger, als sie den Psalm anstimmten: *Sit nomen Domini benedictum!*

Daß bei diesem Amte von Seiten des Gefolges gerade außerordentliche Andacht geherrscht hätte, will ich eben nicht behaupten, fand es auch sehr begreiflich, daß sich die Herrn Hofe nach dem anstrengenden Tagewerk aus der kalten Kirche hinweg in ihre warmen Zimmer sehnten. Wußten sie doch, daß in der ehemaligen Wohnung König Philipp's II. für ihr Unterkommen bestens gesorgt sei; waren doch schon im Lauf des Tages große Fourgons und Küchenwagen angefahren, und hatten wir doch selbst gesehen, wie die ungeheure Klosterküche, die seit langer, langer Zeit so gespensterhaft öde gelegen, sich jetzt auf einmal aufs Angenehmste bevölkerte. Die alten öfen seufzten behaglich, als nun endlich ihr Inneres einmal wieder erwärmt würde, und die Bratenwender, an denen lange Zeit die Spinnen ungestört ihre Nester aufgehängt, schienen ohne Hülfe laufen zu wollen, als sie die vielen weißen Schürzen und Mützen erblickten, die das weite Gemach so lebendig machten.

Bald verschwand denn auch aus der Kirche die Pracht und Herrlichkeit des glänzenden Zuges und bei spärlicher Beleuchtung lag der kleine Sarg so unbedeutend unter dem gewaltigen Bogen des Kirchenschiffes. Schwarze Schatten drangen aus den Nebenkappen und von dem hohen dunklen Chore herab, sie schienen sich ebenfalls neugierig das arme kleine Königskind betrachten zu wollen, das hier nun so einsam und verlassen lag, verlassen wenigstens von dem geräuschvollen Leben, das vorhin hier geherrscht, denn die zwei Unterstallmeister und zwei Gardes du Corps, die sich an den Ecken der Estrade befanden

und abwechselnd mit ihren Kameraden hier die Nachtwache hielten, sie wurden alle Viertelstunden abgelöst, standen so still und ruhig, daß man sie ebenfalls für leblos hätte halten können. Zur offenen Kirchenthüre herein wogte der Nebel, und als ich langsam durch seine dichten Massen ins Freie trat, bemerkte ich, daß er sich endlich tief niedergelassen hatte und daß helle Sterne am klaren Himmel freundlich blinkten auf die riesenhaften Steinmassen des Klosters, auf den weiten, dunkeln Platz und auf das fast ausgebrannte und verglimmende Feuer in den Pechpfannen.

Mit einem tüchtigen Punsche, in dessen Anfertigung die spanischen Wirthsleute selbst der kleineren Gasthöfe sehr erfahren sind, suchten wir die Erkältung zu vertreiben, die wir uns bei dem stundenlangen Verweilen auf dem nassen und frostigen Platze, sowie in der kalten Kirche unzweifelhaft geholt, unterhielten uns dabei noch eine Zeitlang über das heute Gesehene, wobei Einer des Anderen Gedächtniß auffrischte, und gingen darauf zu Bette, um einen guten Schlaf zu thun.

Es war heller Morgen, als mich die Glockenklänge aufweckten; ich hatte von der gestern erlebten Ceremonie geträumt und noch heute früh beim Erwachen kam mir unsere ganze Reise wie ein Traum vor und es schien mir kaum möglich zu sein, als einer der Reisegefährten ausrief: »dort läuten schon die Glocken im Escorial.« Und es war doch so. Die Einwohner des Städtchens, Fremde aus Madrid und das Militär der Escorte strömte bereits nach der Kirche, in der ein feierliches Seelenamt abgehalten wurde, welches der Erzbischof von Seleucia celebrierte unter Assistenz der Prälaten von La Granja, San Ildefonso und der Kaplane

der vereinigten königlichen Kapellen. Die Sänger der Kapelle von Madrid sangen hierzu unter Musik und Orgelbegleitung. Um den Katafalk waren Sitze errichtet, auf denen sich das Gefolge befand, die Offiziere der Truppen und das Ayuntamiento von Escorial.

Es war uns gestern wegen der Vorbereitungen zum Empfang der verstorbenen Prinzessin nicht erlaubt worden, in die königliche Gruft hinabzusteigen, – gewiß der schönste und merkwürdigste Raum des ganzen Klosters. Die Idee hierzu scheint Philipp II. den alten Pharaonen entnommen zu haben, denn wie diese über ihre prächtigen Grabkammern die kolossalen Pyramiden auftürmten, so hatte auch der spanische König gewiß die gleiche Absicht, als er unter die gewaltige Felsenburg jene prächtige Rotunde baute, in der sein königlicher Leib einst ruhen sollte. Das vergoldete Gitter wurde uns von einem Geistlichen geöffnet, und als wir die ersten Stufen zu dieser düstern Todtenpracht hinabstiegen, kam mir lebhaft der Eingang zur Pyramide des Cheops ins Gedächtniß; auch dort führt ein schmaler, mit geschliffenen Steinen bedeckter Gang steil in das königliche Grab hinab, freilich ohne Treppen, während man hier auf Stufen von Marmor niedersteigt. Die Wände und das gewölbte Dach hier ist von edlen Marmorarten und Jaspis, alles so blank geschliffen, daß sich die Flamme der Wachsfackel, welche uns leuchtete, auf allen Seiten blendend abspiegelte. Auf einer Ruhebänk der Treppe führen rechts und links zwei Thüren zu den Begräbnissen der Infanten, welche aber schon seit langer Zeit dem Besucher nicht mehr geöffnet werden dürfen, weil sich diese Grüfte, wie man sagt, in einer traurigen Unordnung befinden.

Das Pantheon selbst, zu dem wir noch wenige Stufen hinunter stiegen, ist eine Rotunde mit massiver Kuppel, von der ein reicher Kronleuchter aus Krystall herabhängt; die Lichter an demselben waren schon angezündet und erlaubten uns so einen genaueren Blick auf die schauerliche Pracht, in der die todten Könige und Königinnen von Spanien so still und gänzlich abgeschieden von der Welt ruhen; denn ringsum sieht man weder Fenster noch sonstige öf fnungen. Wände und Decken dieses Tempels sind aufs Kunstreichste mit Marmor in verschiedenen dunklen Farben ausgelegt; prächtig, aber düster ist der Altar; die Hinterwand desselben besteht aus einem einzigen Stücke Porphy r, der wie ein Spiegel geschliffen und von Jaspis-pflastern und Säulen von Antico verde eingerahmt ist. Ein schwarzes Marmorkreuz mit goldenem Crucifix, einfach aber schön, erhebt sich vom Altar und fesselt den Blick des Eintretenden, der sich im ersten Augenblicke vergeblich nach den Königsgräbern umsieht, denn diese sind nicht in die Augen fallend, sondern bestehen aus schwarzen Marmorsär gen, stehen in Nischen, welche sich in der Wand befinden, und unterscheiden sich kaum von dieser; erst bei genauerem Betrachten entdeckt man vier goldene Löwen-tatzen, welche jeden Sarkophag tragen, und einen goldenen Schild, auf welchem man in schwarzen Buchstaben die Namen der hier Ruhenden liest. Und welche Namen! Karl V., Philipp II. – – unter anderen, die uns weniger interessiren. Zur Rechten ruhen die Könige, zur Linken die Königinnen, doch ist noch manche Nische leer und harrt des schwarzen Marmorsarges.

Wohlthuend freundlich war heute in der schwarzen, spiegelnden Gruft der Altar verziert und mit weißen Spitzen und bunten Blumen hergerichtet zum Empfang der kleinen Prinzessin; doch war dieß auch wieder die Ursache, daß uns der Führer, ein junger Geistlicher, zur Eile antrieb, denn die Messe in der Kirche mußte bald zu Ende sein, und dem feierlichen Leichenzuge hier auf der Treppe der Gruft zu begegnen wäre für beide Theile recht unangenehm gewesen.

Nach beendigtem Amte droben ordnete sich die Geistlichkeit in Prozession, umzog den Katafalk und schritt alsdann unter Absingung des Psalmes: *Laudate pueri Dominum de coelis* dem Sarge voraus, der nun von vier königlichen Haushofmeistern getragen und am Eingange des Pantheon, welches sich unter dem Hauptaltar befindet, niedergesetzt wurde. Hier nahmen ihn vier Stallmeister der Königin in Empfang und trugen ihn die Stufen hinab bis zum ersten Treppenabsatze, von wo ihn vier Kammerherren der Königin vor den kleinen Altar, der sich im Pantheon selbst befindet, niedersetzten.

Nachdem sich die Großen des Hofes sowie die hohe Geistlichkeit und von dem übrigen Gefolge so viele als in der königlichen Gruft Platz fanden, um den Sarg versammelt hatten, wobei übrigens die Treppen bis oben hinauf dicht besetzt waren, wurde die äußere Umhüllung desselben abermals geöffnet und der Marquis de los Llamos sowie der Großnotar des Königreichs und die vier Kammerherren der verstorbenen Prinzessin betrachteten aufs Neue das Gesicht des königlichen Kindes. Sie erhoben die Hand und

schwuren, das sei dieselbe Leiche, die sie im Palast übernommen. Dann sprach der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: »Dieß ist gewiß und wahrhaftig der Körper der durchlachtigsten Infantin von Spanien, Tochter unserer erhabenen Königin, welche Gott schützen möge, Donna Isabella II. und Don Franzisco de Assis Maria.« Darnach schritten die hohe Geistlichkeit, die Großen und Edelleute des Hauses sowie eine Deputation des Ayuntamiento ebenfalls an den Sarg hin, schauten hinein, und nachdem dieß geschehen, fragte der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: »Haben alle Anwesenden, die Väter unserer heiligen Kirche, die Großen des Reichs, die Edelleute des Hauses, durch eigenen Anblick, sowie nach meinem Zeugnisse, dem des Großnotars des Königreichs und der begleitenden Kammerherren Ihrer Majestät diese Leiche für die durchlachtige Infantin von Spanien erkannt, welche durch mich vom Palaste zu Madrid gestern hieher gebracht worden ist?« Worauf alle Anwesenden erwiderten: »Ja, wir haben sie erkannt.« Nun wurde der Sarg wieder geschlossen, der Schlüssel zur äußeren Umhüllung abgezogen und dem Director der königlichen Kapelle zu San Lorenzo übergeben, der ihn hoch emporhielt und feierlichst gelobte, die Befehle Ihrer Majestät, die fernere Beisetzung betreffend, aufs Pünktlichste zu erfüllen.

Hiermit war die ganze Handlung beendigt, während deren Verlauf die Musikchöre vor der Kirche den königlichen Marsch spielten und die Artillerie und Infanterie die vorgeschriebenen Salven thaten. Alle Anwesenden verließen die Gruft, in der Kirche hatte man den Katafalk und die Sitze bereits weggeräumt und kurze Zeit nachher lag der ganze

weite Dom wieder so leer und öde, als sei gar keine Feierlichkeit hier begangen worden.

Auch wir verließen die Räume, nachdem wir dem hohen Chore noch einen Abschiedsblick zugesendet, den letzten auf Nimmerwiedersehen. Und das ist ein Gedanke, der mich häufig auf Reisen recht traurig stimmt. Doch hatten wir gestern und heute hier so viel Interessantes und Schönes gesehen, daß wir wohl zufrieden sein konnten. Hatte sich doch vor unseren Augen das Kloster in beinahe alter Pracht und Herrlichkeit bevölkert; hatten wir doch die fast beständig so leer stehende schöne Kirche erhellt von Hunderten von Wachskerzen gesehen, hatten ihn empfunden den eigenthümlichen Duft des Weihrauches, hatten gehört die Klänge der Orgel, erhebende Kirchenmusik und den feierlich-tiefen Klang der Männerstimmen. Aber wie schnell alle diese Bilder gekommen waren, ebenso schnell verschwanden sie auch wieder, und kaum hatten die Chorknaben am Hochaltar die letzten Kerzen ausgelöscht, so marschirten draußen die Soldaten ab mit klingendem Spiel, so rasselten auch schon die Kanonen über das Pflaster, jagten die Reiter vorüber und verließen die Hofequipagen den Escorial, sie, die gestern im langsamsten Schritt ihrer Thiere angekommen waren, heute im schnellen Trabe. Auch unsere Postkutsche stand schon angespannt vor dem Gasthofe; wir beschenkten unseren blinden Führer reichlich, nahmen Abschied vom Wirth und seinem schönen Töchterlein, und als wir darauf den Hügel hinabrollten, auf dem das gewaltige Kloster steht, blickten wir gern nochmals zurück nach der Granitburg Philipp's II., die nun wieder einsam und allein da oben thronte, verlassen von ihren Königen und

Mönchen, ein prächtiger, unzerstörbarer Denkstein der alten Macht und Größe Spaniens, ein Wunder der Welt, einsam und trauernd an der Felsenwand des Guadarrama, wie die ägyptischen Pyramiden und Königsgräber im Sande der Wüste.

VIERZEHNTE KAPITEL. ARANJUEZ.

Nach Aranjuez. Der königliche Palast. Das Meer von Antipola. Der Inselgarten. Schillers Don Carlos. Der Fürstengarten. Casa del Labrador. Theater in Aranjuez. Unsere Pony's. Herr W., der Sportsman. Don Quixote und Sancho Pansa. Reitübungen. Die Halbwegs-Venta. Süßholzanzpflanzungen. Ein Zigeunerdorf. Toledo! Anblick der Stadt. Das fromme Schlachtroß des Cid.

So hatten wir denn beinahe Wochen in Madrid zugebracht und würden schon früher nach dem Süden aufgebrochen sein, wenn uns der dießjährige, für Spanien so harte Winter nicht mit seinem Gefolge von Frost und Kälte, unergründlichen Straßen und ausbleibenden Eilwagen festgehalten hätte. Die schönen Gärten von Aranjuez, die von hier unser erstes Reiseziel waren, kann man unmöglich bei Schnee und Eis sehen, und so warteten wir von Tag zu Tag auf freundlichere Witterung. Endlich, nach mehreren Tagen anhaltenden Regenwetters, welches übrigens das Gute hatte, auf den Höhen von Madrid den Schnee wegzunehmen, gegen Ende Januars fegte der Wind die grauen Wolken hinweg und säuberte den Himmel, der nun, wie sich dieser Erlösung freuend, wunderbar klar auf uns niederschien und eine warme, strahlende Sonne zeigte. Die Luft war angenehm, wie bei uns an einem Maitage, und der Boden, über welchen noch vor wenigen Tagen die Wasser rieselten, in wenigen Stunden ausgetrocknet, fest und hart.

Unser freundlicher spanischer Architekt, welcher den Abend vor unserer Abreise mit uns verbrachte, meinte lachend, jetzt können wir *à peu près* auf dauerndes gutes Wetter rechnen, weßhalb wir denn auch schleunigst unsere

Koffer packten und an einem schönen Morgen gegen Aranjuez aufbrachen.

Von Madrid dorthin sind es ungefähr sechs Leguas und sind beide Städte durch eine Eisenbahn verbunden, vermittelt welcher man diese Wegstrecke in anderthalb Stunden zurücklegt. Die Gegend, durch welche man fährt, ist kahl und uninteressant, wie die ganze Mancha flach hügelig, ohne Baumwuchs, eine weite röthliche Fläche. Eigentlich sind es keine Hügel, welche die Ebene um Madrid bilden, vielmehr thalartige Vertiefungen, die das Terrain nach allen Richtungen durchziehen; häufig von Winterströmen, die ebenso schnell verschwinden als sie kommen, zu zerrissenen Schluchten ausgewühlt, in denen sich die röthliche Farbe des Erdreichs in grelleren Tönen zeigt. Zerstreut bemerkt man hie und da bald einzelne Blöcke grobkörnigen Granites, bald sonderbare Massen dieses Gesteins auf einander gethürmt, untermischt mit großen glänzenden, rothen Feldspathkrystallen. Bebaute Felder sieht man nur wenige und die ganze Vegetation besteht aus einzelnen Stacheln oder aus mannshohem Ginster, der die Abhänge hie und da bedeckt, weshalb wir auch nicht wenig überrascht sind, wenn nun auf einmal die Locomotive gellend pfeift, der Zug seine Schnelligkeit vermindert, wir durch einen tiefen Einschnitt dahinfliegen und uns nun plötzlich in einem Thale befinden, wo uns parkartige Anlagen mit der üppigsten Vegetation begrüßen, wo wir lange Alleen hundertjähriger Bäume bemerken, zwischen denen die Kuppeln und Thurmspitzen prächtiger Gebäude hervorblicken, und welches Alles überragt ist von einem schöneren Hügellande, malerisch gruppirt und mit dichtem Holze bewachsen. Woher diese reizende Vegetation kommt,

wird uns alsbald klar; langsam klirrt die Locomotive über die lange Eisenbahnbrücke, unter welcher der wasserreiche Tajo daherfließt; weiterhin ist eine der längsten steinernen Brücken, die wohl je gebaut wurden, die prächtige Jarama-Brücke aus der Regierungszeit Karl's III., über das kleine Fließchen gleichen Namens, der kurz vor diesem Punkte den armen Manzanares verschlungen und dabei doch so mager geblieben ist, daß er in gar keinem Verhältniß zu der eben erwähnten langen Brücke steht. Doch hat man auch hier auf die Winter- und Regenzeit gerechnet, wo dann allerdings die beiden sonst so sanften Wässerchen plötzlich, wenn auch nur auf wenige Tage, toll und wild werden.

Indessen haben wir den Bahnhof von Aranjuez erreicht, dessen Gebäude sehr einfach und provisorisch aussehen. Ein kleiner Bube trägt unsere Nachtsäcke und begleitet uns nach der Fonda ingles, von der er behauptet, daß sie außerordentlich gut sei. Er hat uns auch nicht getäuscht: wir fanden am Eingange der Stadt in der Nähe des großen Schloßplatzes ein freundliches Haus, wo man uns ein paar gute Zimmer anwies. Die alte Wirthin, die uns im ersten Augenblicke für Landsleute halten mochte, sprach uns englisch an, rief aber, sobald sie den Irrthum bemerkte, ihren Mann herbei, einen Franzosen, dem wir uns schon besser verständlich machen konnten. Da der Morgen recht kühl gewesen war, wir auch frühzeitig von Madrid aufgebrochen, so verschmähten wir ein gutes Frühstück nicht, umsoweniger, als es auf englische Art zubereitet war und für uns eine angenehme Abwechslung gegen die spanische Küche darbot. Doch hielten wir uns nicht lange dabei auf, denn es drängte uns, die in vieler Beziehung so interessanten Orte, das Schloß und die Parks von Aranjuez zu besuchen.

Wir nahmen einen Führer und gingen zuerst durch das Städtchen, um uns die Lage desselben anzusehen. Es ist klein und niedlich, und den breiten, geraden Straßen, die sich rechtwinkelig durchschneiden, sowie den gleichförmigen Häusern und den großen, regelmäßigen Plätzen sieht man deutlich an, daß der Ort künstlichen Ursprungs ist und nach einem genauen Plane angelegt wurde. Die Stadt hat einen neuen hübschen Stierplatz, eine Kirche, ist mit Gärten und Alleen umgeben und hat keine Mauer, wodurch man von fast jeder der geraden Straßen eine angenehme Aussicht auf das Schloß, den Park oder die umliegenden Hügelketten hat. Schloß und Stadt sind durch den großen Schloßplatz von einander getrennt, der für die umliegenden Gebäude eine gute Wirkung macht, aber begreiflicherweise jetzt, wo der Hof entfernt ist, still und öde liegt. Der Eingang in denselben führt durch zwei große Halbkreiscolonnaden, in deren Mitte eine schöne Kapelle steht; der Platz selbst ist auf drei Seiten mit gewölbten Arcaden eingefast, über denen sich Wohnungen der Beamten befinden, und wenn man ihn von der Stadt aus betritt, so hat man vor sich eine prächtige Terrasse mit Standbildern und springenden Wassern, an welche unmittelbar das Schloß stößt, das man jedoch erst in seiner ganzen Ausdehnung sieht, wenn man den Platz überschritten hat.

Der königliche Palast von Aranjuez, von Juan de Herrera erbaut, ist unsymmetrisch von Backsteinen, deren röthliche Farbe zwischen Einfassungen von grauem Stein übrigens nicht unangenehm ist, dabei aber in kleinem Maßstabe aufgeführt. Seine Hauptfaçade ist gegen Süden und nimmt sich trotz ihrer Unregelmäßigkeit nicht übel aus, doch bemerkt man auch hier weder Großartigkeit noch Reichthum

des Styls. Gegen die Gärten hinaus hat das Schloß eine bedingte Ähnlichkeit mit St. Cloud. Auf der Terrasse war ein alter freundlicher Gärtner mit Arbeiten beschäftigt, die wir frühestens im Monat April zu besorgen pflegen; die Blumenbeete wurden aufgelockert und hergerichtet, Rosen geputzt und aufgebunden, und da es ein klarer warmer Tag war, so waren die überall sprudelnden Wasser von angenehmer Wirkung. Die Erlaubniß zur Besichtigung des königlichen Schlosses muß vom Verwalter desselben eingeholt werden. Während sich der alte Gärtner, von dem ich oben sprach, damit befaßte, setzten wir uns auf eine der vielen Bänke, die sich auf der Terrasse befanden, mit dem in der That sehr behaglichen Gefühl, vor uns die hundertjährigen Bäume des berühmten Parkes von Aranjuez zu sehen.

Man sagt, es sei Grimaldi gewesen, welcher die Niederlande als Gesandter besucht hatte und darauf die Veranlassung gab, Schloß und Stadt im holländischen Geschmacke zu erbauen; doch ist dieß nicht besonders gelungen, und wenn die eben angegebene Absicht wirklich vorlag, so hat man es nicht verstanden, in den Charakter des Musters einzugehen. Das einzige, was vielleicht an eine holländische Stadt erinnern könnte, sind die erwähnten geraden Straßen, der Backstein als Baumaterial und ein Glockenspiel auf dem Schlosse, welches sich aber nur an hohen Festtagen hören läßt.

Der Name Aranjuez wird von einem Tempel des Jupiter abgeleitet, ara Jovis; ob übrigens ein solcher je existirt, ist eine Frage, die wohl nie entschieden werden wird. Vor

den Zeiten Philipps II. war von einer eigentlichen königlichen Niederlassung hier nicht die Rede und es befanden sich nur in diesem schönen Thale mehrere Landsitze und kleine Jagdschlösser, dem Großmeister von Santiago gehörig, der in dem benachbarten Ocana, welches damals Gränzfestung gegen die Saracenen war, seinen Sitz hatte. Karl V. und Ferdinand der Katholische kamen als die Erben des Großmeisters zuweilen auf kurze Zeit hieher, doch war es erst Philipp II., der das Schloß erbauen ließ und Aranjuez zur Frühlingsresidenz erhob. Seitdem hat dieses nun so stille Gebäude, die dichtverschlungenen Wege des Gartens, manch' Interessantes gesehen. Hier trieb Karl IV. sein melancholisches, unstetes Wesen, seine kleinen, oft so unschuldigen Liebhabereien, wie z. B. die Errichtung jener ungeheuren Seemacht aus imposanten Dreideckern, Fregatten, Corvetten, mit einer großen Anzahl von Feuerschlünden versehen, die auf dem benachbarten Teich von Antigola von dem Könige selbst manövrirt wurden. Leider waren die Schiffe nur wenige Fuß lang und die Matrosen aus Holz oder Pappendeckel, und von der ganzen Spielerei hatte nur der erwähnte Teich einigen Nutzen, der von jener Zeit an den Namen »das Meer von Antigola« erhielt, mit welchem ihn auch heute noch das Volk benennt. Während aber so der König mit seinen Schiffchen spielte und zur Abwechslung Kaninchen schoß, ging der Rest der spanischen Marine durch das französische Bündniß bei Trafalgar zu Grunde. Hier in Aranjuez war es auch, wo Karl IV. abdankte, was zur nächsten Folge hatte, daß sein Minister Manuel Godoi, damals Großadmiral, Friedensfürst und Geheimerath der Königen Marie Luise, von den Leibwachen, seinen

früheren Kameraden, verhaftet und vom Volke fast zerrissen worden wäre, eine Scene, welche an Versailles erinnert, dessen Hofgeschichten denen von Aranjuez auch in manchen anderen Beziehungen zu vergleichen sind. Auch im Äußeren gibt es hier Ähnlichkeiten; findet man doch selbst im großen Parke, dem Fürstengarten, Stellen in jenem steifen, verschnörkelten Geschmack aus den Zeiten Ludwigs XIV., Alleen von schönen Bäumen, sorgsam frisirt und verschnitten, künstliche Teiche, Statuen, meistens Erinnerungen aus der Regierungszeit des ersten spanischen Bourbon, Karl V., welcher sich leider die unnöthige Mühe gab, manches hier umzubauen und umzupflanzen.

Indessen ist unser alter Gärtner zurückgekommen und bringt die Erlaubniß zum Eintritt ins Schloß. In Erinnerung an die glänzende Geschichte Philipps II. und seines Hofes, sowie auch in Anbetracht des Dramas jener gewaltigen Zeit, welche nach Schiller hier begann, glaubt man den Palast von Aranjuez aufs Prächtigste eingerichtet zu finden, werth des Beherrschers von Reichen, in denen die Sonne nie unterging, findet aber in dieser Richtung sich sehr enttäuscht. Schon die Räumlichkeiten des Schlosses sind nicht groß und imposant, und die Einrichtung sehr bescheiden und mangelhaft. In vielen Zimmern wurden die gewöhnlichsten Stoffe zu Vorhängen und zu Bedeckung von Möbeln angewandt, ja manches Gemach findet man mit Strohstühlen möblirt, und fast durchgängig statt der Teppiche allerdings kunstreich geflochtene Binsenmatten. Man kann sich denken, mit welchem großem Interesse wir die Gemächer der Königin, noch mehr aber des Infanten Don Sebastians, und vor allem Don Carlos betrachteten.

Leider sind sie aber fast gänzlich ausgeräumt und man findet hier nicht mehr das Geringste, was mit einigem Scheine von Wahrheit aus jener Zeit herzuleiten wäre. Die Fenster in den Zimmern des Infanten Don Carlos gehen auf eine düstere aber doch interessante Partie des wunderschönen Inselgartens, den wir später betreten werden. – Wird man es komisch finden, wenn ich mich vor diesen Fenstern lehnend in tiefen Träumereien erging und lange zwischen die hundertjährigen Bäume blickend, endlich jene gewaltige räthselhafte Zeit lebendig in mir aufsteigen ließ und die stillen Laubgänge mit meinen Phantasiegebilden bevölkerte! Ja, ich that das, und plötzlich schien mir der stille Garten nicht mehr wie ausgestorben: auf dem feinen Sande seiner Wege rauschte und knisterte es unter kleinen Damenfüßen und langen seidenen schleppenden Gewändern, Gitarrenklänge ertönten aus den dunklen Bosquets, und am Ende jener Allee, die der Infant hier von dem Fenster aus überblicken konnte, zeigte sich freilich nur auf Augenblicke die Gestalt einer schönen Dame mit dem Kopfe nickend, mit dem Fächer spielend, vielleicht die räthselhafte Prinzessin Eboli, die gewiß oft hinaufschaute nach den Fenstern des Königssohnes.

Doch diese Träumereien verschwanden wie sie kamen. Ich war allein geblieben in den Zimmern des Infanten, nun aber trat der Hausverwalter unter die Thüre mit seinem Schlüsselbunde klirrend. Folgen wir ihm in die übrigen Räume des Schlosses! Das einzige und wirklich Prachtvolle ist der japanische Salon und der Spiegelsaal aus der Zeit Karls III. Die Wände sind mit Porzellanplatten bedeckt, welche man Basreliefs in Porzellan nennen könnte, denn

aus dem farbig angegebenen Grunde treten die mannigfaltigsten Figuren: menschliche Gruppen, Thiere, Blumen, alles das verbunden durch das seltsamste Schnörkelwerk, in halber Rundung hervor. Interessant ist der Kronleuchter, ebenfalls aus Porzellan, ein wahrer Knäuel, wo sich Ranken und phantastische Gestalten aller Art in den sonderbarsten Wendungen hundertfach verschlingen. Die Ausschmückung dieses japanischen Salons lieferte die königliche Porzellanfabrik in Madrid, und wenn man diese wirklich kunstvollen Arbeiten bewundert, so kann man es nur bedauern, daß die Porzellanfabrikation heute so gut wie gar nicht mehr existirt. Was sich sonst noch an Sehenswürdigkeiten im Schlosse findet, sind einige gute Fresken und Deckengemälde von Velasquez, sowie hie und da zerstreut prachtvolle Mosaiken und Krystallgefäße, Alabasterwerke, Bronzen, aus welchen übrig gebliebenen glänzenden Spuren man wohl errathen kann, wie die Einrichtung des Palastes einstens gewesen sein mag.

Das Prächtigeste oder doch das Reizendste und Schönste in Aranjuez ist aber der Inselgarten, der dicht ans Schloß stößt und durch die vorhin erwähnte Blumenterrasse mit demselben zusammenhängt. Er hat seinen Namen daher, weil er von zwei Armen des Tajo umfaßt wird, der sich oberhalb spaltet und dann wie liebend die hoch aufgemauerten Terrassen umfluthet, auf denen der Garten liegt. Der schönste Punkt ist bei der Blumenterrasse, wo der Tajo in seiner ganzen Breite, kaum leicht bewegt, wie ein silbernes Band aus dem Schatten dichtbelaubter Bäume hervortritt, um unmittelbar vor dem Schlosse einen über zwanzig Fuß hohen imposanten Wasserfall zu bilden, dessen Anblick in der Hitze des Sommers kühlend und erfrischend

sein muß. Dann wirkt sein Tosen, das Grollen und Murmeln seiner Wasser gewiß einschläfernd und ladet den Beschauer zur Siesta ein, der den schönen Fall von einem der steinernen Bänke betrachtet, welche am Rande der Terrassenbrustwehr, unter hundertjährigen Bäumen stehen. Eine prächtige vierfache Platanenallee der ältesten Bäume zieht sich neben dem Wasserfall und dem Tajo dahin; dieselbe hat vielleicht hundert Schritte vom Schlosse entfernt eine Wendung gemacht, man sieht von den Gebäuden nichts mehr und befindet sich auf einem heimlichen stillen Plätzchen, welches durch dichte Gebüsche und hohe Hecken vor jedem Blicke geschützt ist, während das Murmeln des Tajo einem argwöhnisch lauschenden Ohre nicht gestattet, den geringsten Laut eines Gespräches, das hier geführt wird, verrätherisch zu erspähen.

In diese Allee verlegte meine Phantasie den romantischsten Theil von Schillers Don Carlos. Der kühle, reizende Platz am Wasserfalle war wohl der Lieblingsaufenthalt des schlaunen Beichtvaters; hier traf er den Prinzen, der nun darauf die Allee hinabeilte, zu jenem heimlichen, lauschigen Plätzchen, wo er die Königin traf, und wo der strenge König später erschien, um der armen, unschuldigen Prinzessin von Mondekar zehn Jahre Zeit zu geben, fern von Madrid über allerlei nachzudenken. Ich kann mir die Richtigkeit dieses aufgefundenen Punktes im Inselgarten von Aranjuez nicht nehmen lassen, und war so sehr davon überzeugt, daß ich dort Epheublätter abbrach, und sie verschiedenen Damen in der Heimath mit der Angabe meiner Entdeckung zusandte.

Um den ganzen Inselgarten am Ufer des Tajo vorbei setzen sich diese Alleen fort, mit Bäumen in solcher Höhe

und Stärke, daß sie an einen Urwald erinnern. Das Innere des Gartens besteht aus geraden, scheinbar regellosen Wegen, von denen immer eine Anzahl in Form eines Sternes auf einem großen Rundstücke zusammenläuft, wo sich alsdann Fontaine, Wasserwerke in den verschiedensten Arten, sowie Bänke zum Ausruhen befinden. Für die bessere Unterhaltung hätte schon etwas mehr geschehen können; die Wege waren nicht besonders reinlich gehalten, die glatten Thujahecken nicht sauber verschnitten, und in den steinernen Bassins und Schalen der Fontainen lag Kehrlicht aller Art, vertrocknete Blätter, selbst Schutt, und vielen sah man an, daß der belebende Wasserstrahl hier lange nicht emporgesprungen. Auch die Mittelpunkte der verschiedenen Sternwege, die großen Rondells waren sehr verwahrlost, mit Stein- und Erdenhaufen bedeckt, sowie mit zerbrochenen Bänken und Fußgestellen, auf denen die Bildsäulen fehlen. Es ist das schade um diesen wunderschönen Platz, so prächtig angelegt und so schön von der Natur bedacht; und trotz der Vernachlässigung, welche dieser Inselgarten erfahren, muß es im Sommer doch himmlisch sein im kleinen Parke von Aranjuez unter dem dichten Schatten dieser gewaltigen Bäume am Ufer der klaren Fluth des Tajo oder im Innern des Gartens, wo in viele Wege kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, wo Massen prächtig blühender Rosen ihren süßen Duft freigebig spenden, unzählige Springbrunnen ihren klaren Strahl in die Höhe schleudern, der mit sanftem Geplätscher wieder herabfällt, und wo man, auf einer Steinbank ausruhend, von weitem her das Rauschen und Brausen des großen Wasserfalls vernimmt. Leider war es uns ja nicht vergönnt, diesen Garten in der schönen Jahreszeit zu sehen, wo die alten hohen Stämme überall mit

Epheu und Lianenpflanzen umrankt sind und die Strahlen der Mittagssonne der Art gebrochen, daß man beinahe Kühle empfindet, wo bei der Hitze des Tages die frische Baumluft zur Rast auf den steinernen Bänken einladet, wo, wie der Verfasser von »Morgen- und Abendland« erzählt, Rosenhecken und Rosenbäume duftende Bouquets in die düsteren Schatten der dichtgestellten Riesebäume flechten. Überall, fährt er fort, stößt man alsdann wieder auf Perspektiven, die das Schloß in der Ferne zeigen, wenn man bereits den Ausweg verloren glaubt, und die schönen Bäume biegen ihre üppigen Zweige und Wipfel über die kühlen Wogen der beiden Ströme hinab, alles in natürlichen Bogenhängen, alles dicht, alles Schatten, alles ohne Zwang, oft gleich Urwald verschlungen, aber immer wieder von neuen Gängen durchbrochen. Solche gewaltige Bäume können nur Jahrhunderte erzeugen, sie haben das Größte und Herrlichste geschaut, sie haben die Könige beschattet, in deren Staaten die Sonne nie unterging, und die stille Liebe.

Der spanische Hof kam in den letzten Jahren nur höchst selten nach Aranjuez, da die Königin es mehr liebt, ihren Frühlings- und Sommeraufenthalt in La Granja zu nehmen, welches auf der Höhe des Guadarrama gelegen, sich einer frischen erquickenden Bergluft erfreut, wogegen das wasserreiche Thal von Aranjuez, im Sommer sehr dunstig und schwül, leicht Wechselfieber erzeugen soll.

Über die Blumenterrasse vor dem Schlosse zurückgehend kommt man über eine zierliche Drahtbrücke mit hohen Standbildern an den vier Ecken, welche den Tajo meinem einzigen Bogen überspannt, und erreicht nach kurzer Wanderung den »Fürstengarten«, einen prächtigen und schönen Park, der in jeder Hinsicht vortrefflich unterhalten

ist und über eine Stunde lang an den Ufern des Flusses dahinzieht. An der Madrider Straße ist er von einer herrlichen breiten Allee eingefasst und von jener durch ein reiches Gitter getrennt, in welchem verschiedene hohe Steinthore befinden sich, die zu beiden Seiten durch Portierhäuser dem Publikum den Eingang gewähren.

Es war ein prächtiger klarer Morgen, als wir hier auf den breiten Kieswegen wandelten; die Nebel, welche uns heute früh kältend eingehüllt, waren von der Sonne niedergedrückt worden, hatten sich verstohlen an Gräsern und Blättern angehängt und dienten nun der stolzen Siegerin als ebenso viele Spiegel, welche dienstbar die hellen Strahlen in allen Farben des Regenbogens zurückwarfen. Dabei war die Luft warm, würzig, angenehm und uns Deutschen hier in dem fernen Spanien so außerordentlich wohl zu Muth. Der Park, in dem wir wandelten, erinnerte in seiner frühjährigen Färbung ja so sehr, bald an unsere großen deutschen Gärten, bald sogar an unsere lieben heimathlichen Wälder, denn so still und feierlich wie in diesen war es auch heute morgen hier in dem Fürstengarten von Aranjuez, so bekannt rauschten unsere Tritte in dem abgefallenen Platanenlaube, und wenn wir lachten, – und wir lachten häufig, – so hallte das weit hinaus zwischen die Stämme der gewaltigen Bäume. Ich will nicht verschweigen, daß wir zu allerlei Kurzweil aufgelegt waren, daß wir deutsche Lieher fangen und daß wir uns das kindliche Vergnügen machten, uns als das Gefolge eines großen Herrn darzustellen, indem wir alsdann einen unter uns mit so außerordentlicher Ehrerbietung behandelten, beständig mit abgezogenem Hute und so tief gebückt zu ihm sprachen, daß ihn die Arbeiter des Parks und die Aufseher ebenfalls für nichts Geringes

hielten und es gerade machten wie wir. Zu der Person des »Herrn« nahmen wir unsern Reisegefährten, Herrn W., vom Cid, der uns in Barcelona verlassen, den wir in Madrid wieder gefunden, und der mit uns die Tour nach Aranjuez und Toledo machte. Er nahm den Scherz bereitwillig auf und führte ihn vortrefflich durch, inklusive jenes kostbaren Momentes, wo die Pförtner des Gartens durch ein entsprechendes Trinkgeld nicht enttäuscht werden durften.

Wie schon gesagt, ist der Fürstengarten auf einer Seite vom Tajo begrenzt, der hier eine ansehnliche Wassermasse hat, welches in Hunderten von Rinnen in den Park geführt wird, dort kleine Seen und Teiche speist und überall eine fast unglaublich üppige Vegetation hervorbringt. Schöner wäre es freilich noch gewesen, wenn man den Fluß selbst in den Garten hineingezogen hätte, statt daß er jetzt nur als Gränze und Wasserkanal dient. Unbegreiflich ist es mir, daß man nicht wenigstens seine Ufer nach der Seite des Parkes zu einem reizenden Spaziergang umgeschaffen, wozu alles Material im Überfluß vorhanden gewesen wäre. Jetzt aber wird die Gränzlinie durch einen hohen und kahlen Erdaufwurf gebildet, der die Aussicht auf den Tajo sperrt und über den man mühsam hinabsteigen muß, um an den Fluß selbst zu gelangen. Dieser hat dann aber auch wieder sein Schönes durch die vollkommene Ungezwungenheit seiner Ufer, von denen das üppigste Buschwerk in sein tiefes Bett herabhängt, aus dem dann wieder Wasserpflanzen aller Art emporsteigen, durch welche wilde Enten und andere Vögel streichen, eine so malerische Wildniß bildend, daß man hier nicht glaubt, man befinde sich wenige Schritte bei einem so sorgfältig angelegten Parke.

Das Innere des Fürstengartens ist eine beständige Abwechslung, bald von dunklem Walddickicht, hie und da mit geheimnißvollen Pfaden durchschnitten und gebildet von riesenhaften Bäumen, dem herrlichsten grünen Laubholze, zwischen denen sich fast schwarze Cypressen erheben, so kolossal, wie ich sie nur auf den Kirchhöfen Konstantinopels gesehen habe; bald von großen Platanen und Pappelalleen, – hier von den fruchtbarsten Obstgärten, zwischen denen Frühbeete und Glaskästen stehen, dort von großen, freien Waldtriften, umsäumt mit Cedern, Cypressen, Silberpappeln, Eichen und Wallnüssen, so einen stillen abgelegenen Raum bildend, in dem sich die seltsamsten Bauwerke, Teiche und Wasseranlagen der verschiedensten Art befinden. Dort sieht man Marmorgruppen, Karyatiden, Blumenkörbe, hier ziert eine der schönsten Anlagen einen Teich mit zwei Inseln, auf denen sich ein Marmortempel befindet, ihm gegenüber auf Felsen eine Granitpyramide, und diese verschiedenen Punkte sind durch Stein- und Gitterbrücken mit einander verbunden. Im Sommer muß es hier wahrhaft reizend sein, wo in den wildesten Theilen des Gartens das Strauchwerk von farbenprächtigen Blüthen strotzt, wie man sie bei uns kaum in Treibhäusern sieht, wo die Beete glänzen und schillern von den edelsten Blumen, und wo deren Königin, die wunderbar prächtige Rose, alles dominirt in nie gesehener Herrlichkeit. Findet man doch hier kleine Gärtchen, mit niedern Hecken eingefast, in welche Thüren und viele eingezäunte Gänge zu Lauben, Bögen, Hütten und Blumenbeeten führen. Allein alle diese Blumen sind Rosen; die Hütten, die Lauben, die Bögen, die Thüren, die Zäune und die Bäume, alles ist alsdann Rose, rothe Rosen in Millionen über diesen kleinen

Raum vertheilt, von paradiesischem Aroma getränkt, das die Vögel gierig einsaugen, das das Herz der Menschen erfrischt und es stärker und sehnender schlagen läßt.

Nach stundenlangem Umherschlendern im Parke – wir hatten uns absichtlich vom Führer nicht leiten lassen, sondern waren bald rechts bald links in einen Weg eingebogen, der uns besonders reizend erschien, oder wo uns gerade durch lichtere Baumgruppen ein künstlicher Felsen mit Wasserwerken und Statuen anzog – gelangten wir endlich auf einen freien Platz, der sich als eine Art von Pleasureground vor einem kleinen niedlichen Schlosse erhob, welches vielleicht eine kleine Stunde von der Stadt entfernt, im dichtesten Theil des Parkes liegt. Dieser kleine Palast ist die niedrigste und reichste Villa, die man nur sehen kann; weder Verhältniß noch Styl des Bauwerkes fallen von außen durch Großartigkeit in die Augen, und doch betrachtet man es entzückt. Hier im abgelegenen Dickicht kommt es uns wie ein kleines Zauberschloß vor; seine Formen sind edel und geschmackvoll, und auf dem dunklen Waldgrunde hebt sich das weiße Gebäude mit feinen kleinen Terrassen, Mauervorsprüngen, Nischen mit Bildsäulen und Büsten scharf und lebendig ab. Es ist die berühmte Casa del Labrador, vor der wir stehen. Karl IV. hatte eines Tags die Idee, sich ein ländlich eingerichtetes Gartenhaus zu bauen; ob nun der ursprüngliche Plan anders war, oder ob der spanische König den kleinen Palast, wie er heute dasteht, für eine einfache ländliche Wohnung hielt, weiß ich nicht anzugeben; – genug, diese prächtige kleine Villa mitten im Park von Aranjuez heißt Casa del Labrador, Bauernhaus, und ist auf diese Art wohl das reichste und in seinem Reichthum einzigste aller Bauernhäuser der ganzen Welt.

Gleich beim Eintritt in die Villa sehen wir, daß das Innere vollkommen würdig ist des reichen Äußern; auf allen Seiten ist man umgeben von Marmor, Gold, Bronze, Malerei und prächtigen Sculpturen, und was das Erwähnenswerteste ist, alle Reichthümer, welche man hier sucht, sind aufs Geschmackvollste vertheilt und angebracht. Wir staunen die reich verzierten Plafonds an und bemerken im ersten Augenblicke nicht, daß wir auf ebenso kostbare Fußböden von künstlichem Marmormosaik treten; eine sinnreich gedachte Kreistreppe mit marmornen Stufen und vergoldetem Geländer, zu welchem man, nebenbei gesagt, sechshundert Unzen Goldes verbraucht hat, führt in den ersten Stock. Hier ist jedes Zimmer von dem andern verschieden, und wir schreiten staunend durch diese Masse von Reichthümern. Hier sehen wir die Böden, Thüreinfassungen, Wandbekleidungen von edlem Marmor, dort von kostbaren Holzarten, aufs Reichste eingelegt, alle Schlosserarbeiten versilbert und vergoldet. In diesen Zimmern überraschen uns die reichen, wie eben erst gemalten Plafonds, sowie die Seidentapeten aus den schwersten Stoffen, mit Stickereien überladen; in jenem sind dagegen die Wände von Meisterhand gemalt, mit prächtigen Möbeln versehen, Marmortische auf vergoldetem Untergestell tragen eine Unzahl kleiner Kunstwerke: Uhren, Vasen, Statuetten, wogegen Spiegeltische, Kamine und Etagèren in den Ecken voll der seltensten Porzellanarbeiten sind.

In drei Zimmern dieses seltsamen Bauernhauses befinden sich Bildhauerwerke, namentlich Statuen, worunter Alterthümer, die jedem Museum zur Zierde gereichen würden. Der Glanzpunkt des Ganzen ist übrigens ein kleines Zimmer mit Nebenkabinet ganz in Paris nach Perciers

Zeichnungen verfertigt, wenige Schritte lang und breit, wo aber an Kunstwerken, an Decken und Wandgemälden, an Gold, Marmor und edlen Holzarten das Unglaubliche zusammengetragen ist. Es ist unmöglich, mit Worten einen Begriff von der Pracht und dem Reichthum zu machen, die sich hier in dem Gemach vereinigt finden; man sagt, die Verzierungen desselben haben vierzehn Millionen Realen gekostet, allerdings eine ungeheure Summe, aber fast glaublich, wenn man bedenkt, daß nicht nur Wände und Thüren von goldenen und Platina-Arabesken strotzen, und daß nicht nur jeder Stuhl und jedes andere kleine Möbel ein Kunstwerk ist, sondern selbst die Griffe an den Thürschlössern und an den Fensterbeschlägen von Künstlerhand aus Gold und Silber geformt wurden.

Unter anderen hat dieses Zimmer vier kleine reizende Wandgemälde Girodet's, die Jahreszeiten vorstellend, von so herrlicher Composition, daß unser Maler es nicht unterlassen konnte, sie trotz eines sehr mißbilligenden Blickes des Hausverwalters, der uns herumführte, in sein Buch zu skizziren. Ich glaube, daß es Jedem wie uns ergehen wird: wir verließen die Casa del Labrador übersättigt, geblendet, und der lange Spaziergang von hier nach unserer Fonda zurück durch den schönen Park kam uns gut zu Statten, um den Unterschied zwischen unserem gewöhnlichen Leben und der ländlichen Einrichtung eines spanischen Königs nicht gar zu stark zu empfinden.

Abends setzte uns unsere alte Engländerin ein gutes Dinner vor, zu welchem sie ein großes Rostbeef, auf englische

Art zubereitet, mit vielem Stolze selbst auftrag. Zufälligerweise spielte heute in Aranjuez eine wandernde Schauspielertruppe, was wir unmöglich versäumen durften, und hatten wir uns deßhalb schon vor dem Essen Karten zu der Vorstellung genommen. Das Theaterlocal ist klein und unbedeutend, und die Schauspieler und das Stück waren so außerordentlich schlecht, daß wir uns eben dadurch vorzüglich amüsirten. Das Publikum im Parterre bestand meistens aus Unteroffizieren der Garnison, welche sich für die Greuelthaten, die auf der Bühne vorfielen, aufs Lebhafteste interessirten und so sehr ergötzlich mitspielten. Nie in meinem Leben habe ich in fünf Acten und zwei Stunden eine solche Menge Schaudererregendes aller Art zusammen gedrängt gesehen wie hier; jede Scene hatte entweder eine Entführung, irgendeinen Verrath an den heiligsten Gefühlen der Menschheit, einen qualificirten Mord oder eine gesetzliche Hinrichtung.

Glücklicherweise hatten wir aber am heutigen Tage so viel Schönes gesehen, daß die schauerliche Komödie nicht im Stande war, während der Nacht meinen Schlaf zu beunruhigen; vielmehr wandelte ich im Traume durch die herrlichen Parke und Gärten, in denen jetzt Tausende von Rosen blühten und dufteten; alle Wasserwerke sandten ihre kühlenden Strahlen in die heiße Luft hinauf und unzählige Nachtigallen sangen dazwischen ihre schmelzenden Liebeslieder. Anfänglich klangen dieselben freudig und jauchzend, wie im Übermaße des Glücks in dieser Herrlichkeit leben zu dürfen; bald aber mischte sich ein ernster und melancholischer Klang dazwischen, und als ich träumend an dem großen Wasserfall des Tajo stand, sein Brausen hörte und den erfrischenden Wasserstaub auf meinem heißen

Gesichte fühlte, war es mir, als sänge eine der neckenden Nachtigallen: Ach! sie sind nur zu bald vorüber, die schönen Tage von Aranjuez!

Um halb sechs Uhr am andern Morgen standen unsere Pferde an dem Thore des Gasthofes Fonda ingles in Aranjuez bereit und wir waren im Begriff, sie zu besteigen, mit Ausnahme unseres kleinen Architekten, der, mit der Sprache besser bewandert als wir, den Zahlmeister machte, und sich in der Küche mit der überaus freundlichen Wirthin herumzankte, welche ihm mit lachendem Munde eine sehr unverschämte Rechnung einhändigte.

Dank dem Rostbeef, welches wir bestellt, und dem Grog, den wir uns vor Schlafengehen gebraut, hatte man uns doch noch für Inglesen genommen, unsere Zeche wenigstens nach deren meist wohlgespickten Börsen berechnet. Um etwas davon herabzudingern, mußten wir unserem guten Baumeister zu Hülfe kommen, dessen freundliches Gemüth nicht im Stande war, einer Spanierin mit dem hier unentbehrlichen Lärm und Nachdruck entgegenzutreten. Endlich war der Streit geschlichtet und trotzdem, daß wir ihr fünfzig Realen abgehandelt, schieden wir doch im besten Frieden.

Unsere Pferde waren von einer sehr kleinen Race, eigentlich große Pony's, jedoch von einer merkwürdigen Ausdauer, wie uns der Pferdeverleiher versicherte. Jeder von uns schnallte seine kleinen Habseligkeiten: Nachtsack, Decke oder dergleichen, hinter sich auf den Sattel, dann wurde nach Commando aufgestiegen, worauf wir uns wegen des Glatteises, welches die Steine bedeckte, sehr behutsam in Bewegung setzten.

Der Morgen dämmerte auf, sein freundliches Licht wurde aber zurückgehalten durch einen dichten Nebel, der dem Tajo entstieg und Alles in seine grauen Schleier hüllte. So war es uns denn bei unserer Abreise nicht vergönnt, Schloß und Park von Aranjuez noch einen Abschiedsblick zu schenken; von ersterem sahen wir nur ein Stück der rothen Palastmauer durch den Nebel schimmern, von letzterem nur die kahlen Äste einiger Baumriesen, und vernahmen auch nur wie aus weiter, weiter Entfernung das Rauschen des Wasserfalles im Inselgarten, als wir über den weiten Platz San Antonio ritten. Dazu war der Nebel kalt, wir wickelten uns fest in die Mäntel, und lange wollte Lust und Scherz nicht gedeihen.

Der Weg von Aranjuez nach Toledo führt anfänglich stundenlang durch eine schnurgerade Allee, die mit zwei Reihen herrlicher Bäume besetzt ist; rechts und links befindet sich eine Art erhöhter Trottoirs, von Zäunen aus niederem Gebüsch eingefast, und da die Mittelstraße steinig und meistens unergründlich kothig war, so ritten wir auf diesen Trottoirs, aber Einer hinter dem Anderen, was ziemlich langweilig war. Zuweilen lassen Lücken in den Gebüschhecken oder Thore in seltsamem Geschmack ohne Gitter deren Bestimmung wir nicht zu enträthseln vermochten, eine Durchsicht nach der Seite, wo man aber auch nicht viel Erfreuliches schaut. Die breite Allee scheint ein schmales Stück Civilisation zu sein, welches Aranjuez von Weitem ankündigen soll, und das wie ein grüner Streifen in dem öden, kahlen Terrain der Mancha liegt. Die Bäume, welche diese Allee bilden, sind nur durch sorgfältige Pflege so gediehen; überall sieht man nämlich kleine Gräben, welche das lebendige Wasser des Tajo an ihre Wurzeln führen

und auch wohl dazu bestimmt sind, Sommers den lästigen Staub der Straße zu dämpfen. Heute hatten wir von demselben gar nichts zu leiden; überhaupt war es ein großer Vortheil unserer Winterreise in Spanien, daß wir mit diesem grimmigen Feinde wenig zu thun bekamen.

Wir hatten nun die langweilige Allee hinter uns, konnten auf einer ziemlich schlechten Straße, die bergauf und bergab führte, jetzt neben einander reiten und uns so manche kleine Unterhaltung verschaffen. Unser lieber Freund, Herr W., hatte schon seit längerer Zeit durchblicken lassen, daß er eigentlich ein ganz vortrefflicher Reiter sei und erzählte gern von englischen Fuchsjagden, wo der Sprung über eine sechs Fuß hohe Gartenmauer oder einen zehn Fuß breiten Graben unter die Sachen gehöre, welche ihm jeden Augenblick vorgekommen seien. Trotz allem dem aber saß er ziemlich komisch zu Pferde und bildete eine einigermaßen seltsame Figur. Die Beine hatte er bekleidet mit Hosen von wasserdichtem Zeuge, darüber fiel ein langer Paletot, um Hals und Kinn trug er einen dicken Shawl und auf dem Kopfe einen runden Hut, der bei dem Traben sehr starke Neigung zeigte, nach hinten zu rutschen. Daß man, wie er that, die Fußspitzen immer hartnäckig zu Boden kehre, behauptete er, sei so Gebrauch beider englischen Sportsmen, ebenfalls, daß er die Zügel von Trense und Candare fest zusammengeklemmt in der linken Hand trug. Leider konnten wir bei unserem Ritte dem Herrn W. keinen breiten Graben zum Setzen offeriren und mit kleinen Rinnen ließ er sich gar nicht ein; da leitete er sein Pferd vorsichtig hindurch, oder später, wo das Terrain einmal gar zu coupirt und unangenehm war und er beträchtlich zurückblieb, so

daß wir auf ihn warten mußten, kam er endlich an – sein Roß bescheiden am Zügel führend.

Unser kleiner Baumeister, der vor dem Aufsteigen sein Pferd mit finsternen Blicken und Kennermiene umschritten, und der gestern beim Grog hatte durchblicken lassen, er sei kein sonderlicher Reiter, zeigte aber schon nach einigen Stunden eine solche Kühnheit im Sattel, daß wir ihm unsere volle Anerkennung nicht versagen konnten. Er ritt ein Grauschimmelchen von sanfter Natur, welches Neigung zum Galoppiren hatte, und wenn wir so ein kleines Wettrennen veranstalteten, so galoppierte er immer lustig voraus, freilich etwas stark vornüber gebeugt, aber er galoppierte doch; wogegen Herr W. nur trabte, nach englischer Sitte, wie er behauptete, denn nur so habe man sein Pferd in der Gewalt. Von dieser Gewalt legte er aber sehr zweideutige Proben ab; denn meistens trabte und hielt der Gaul nur dann, wenn die anderen Pferde es ebenso machten und bei einem der letzteren Fälle, der einmal etwas plötzlich eintrat, verlor Herr W. die Bügel, schaute denn seinem Pferde bedenklich zwischen die Ohren, und eine ziemlich verbürgte Tradition behauptet, er habe in diesem kritischen Augenblick beide Zügel geopfert, um dafür den Sattelknopf zu ergreifen. Unser langer Maler kletterte lustig wie immer über Berg und Thal, wobei es ihn besonders freute, wenn sein Gewehr recht klirrte, und wobei er sich häufig an Biegungen des Weges fest in den Bügeln aufrichtete, um, ein zweiter Don Quixote, nach Abenteuern umzuschauen. Um bei diesem Vergleiche zu bleiben und nicht als parteiisch zu erscheinen, muß ich mich denn selbst als Sancho Pansa darstellen, und wenn ich auch keinen Esel ritt, so war doch mein Pony der kleinste und untersetztteste von

allen, dabei aber der stärkste, um die ihm zuerkannte Last gehörig zu tragen.

Es war indessen gut, daß wir auf unserem Ritte nach Toledo durch allerlei lehrreiche Gespräche und lustige Lieder uns die Zeit vertreiben konnten; denn das Terrain, durch welches wir zogen, war wenigstens während der ersten Hälfte unseres Weges höchst uninteressant; kahl und unfruchtbar stieß ein Hügel an den anderen, dabei war gelber Sandboden vorherrschend, und unsere Straße zog sonach in einem gelben Streifen vor uns dahin, jetzt kaum unterscheidbar von der Fläche zur Rechten und Linken, jetzt wieder als eine helle Linie über braune Haiden, welche mit magerem Gebüsch und Buxbaum bewachsen waren. Die einzige Abwechslung bot weit zu unserer Rechten das schmale Tajothal, mit Bäumen besetzt, theils kahl, theils belaubt, welche grau und grün schillerten, und das uns den ganzen Tag getreu zur Seite blieb. Hinter dem Flusse erhob sich eine Kette seltsam geformter Hügel, hier und da sah man ein altes Mauerwerk, auch wohl eine einsame graue Kirche, die uns recht verlassen erschien; denn da die Gegend ringsum wie ausgestorben ist und wir auch nicht die Spur einer menschlichen Wohnung sahen, so begriffen wir nicht, woher die Hand kommen soll, um das Glöcklein dort oben in Bewegung zu setzen, daß es weithin schallt über die Ebene. Ja, wenn dieß plötzlich geschähe, würde man erschrecken hier in der öde und könnte zu dem Glauben berechtigt sein, als trieben dort oben allerhand Geister ihr unheimliches Wesen. – Vorbei denn!

Unsere Pferdchen galoppiren auf dem weichen Sande lustig vorwärts, hügel auf, hügel ab. Abwärts thut unser Arriero etwas langsamer, um sich und uns vor dem Hinstürzen

zu bewahren. Es ist fast Mittagszeit und die uns versprochene Venta auf halbem Wege könnte eigentlich erscheinen. Jetzt taucht auch in der Ferne Mauerwerk vor uns auf, unser spanischer Begleiter legt auf echt türkische Art die gekrümmten Finger mehrmals an den Mund, schmatzt dazu und will so gutes Essen und Trinken ausdrücken, welches er erwartet. Wir dagegen erwarten gar nichts, denn wir kennen von unserem Ritte durch die Mancha leider zu genau den Inhalt dieser Halbwegsherbergen, haben uns auch deßhalb in Aranjuez vorgesehen und hinten auf meinem Pferdchen liegt ein Zwerchsack, mit dem Nothwendigsten versehen. Wir haben noch eine tiefe Schlucht zu passiren mit steilen Sandsteinfelsen, über welche wehende Sträucher herabnicken, dann galoppiren wir lustig aufwärts und erreichen das weite Plateau, auf welchem die Venta liegt – nur die Ruinen der Venta, ein verlassenes Haus, wie ich richtig geahnt. Unser Arriero kratzte sich hinter den Ohren und schwor bei allen Heiligen, die ihm gerade einfiehlen, daß hier noch vor einem halben Jahr die prachtvollste Wirthschaft gewesen sei, der süßeste Wein auf zehn Stunden in der Runde und Garbanzo's mit Speck, daß einem die Seele im Leibe gelacht. Das Gemäuer dieses ehemaligen Gasthofes sah übrigens schon von Weitem so trostlos und verfallen aus, daß sich von uns Niemand hinbemühte; nur der Arriero trabte vor die Thür, umritt das Gehöfte kopfschüttelnd und stellte, als er im Schritt zurückkehrte, wahrscheinlich traurige Betrachtungen an über den Wechsel alles Irdischen.

Was brauchten wir aber auch eine Venta mit rauchiger Küche und oftmals schmieriger Padrona? Waren wir nicht viel besser hier unter freiem Himmel aufgehoben, der sich

freundlich, klar und blau über uns ausspannte? Dabei war die Luft angenehm und nicht zu kühl. Was wir von dem Erbauer dieser Venta genossen, war sein guter Geschmack, der ihn veranlaßte, sich gerade an dieser Stelle anzubauen, auf einer Anhöhe, die meilenweit ringsum das Terrain beherrschte. Ja, auch eine solche öde Gegend kann interessant sein, namentlich wenn man ermüdet vom Pferde gestiegen ist, sich lang ausstreckt in die duftenden Haidekräuter und zwischen ihren feinen Zweiglein und braunen Blüten hindurch nach dieser Seite hin die Wellenlinie des fernen, grau verschwimmenden Horizontes betrachtet – eine Bergkette, die auch wir noch zu besteigen haben und noch mehrere der dahinter liegenden, bis wir endlich wieder an das weite blaue Meer gelangen, den Weg nach der heiligen Heimath. Auch nach jener Seite zu ist der Anblick nicht uninteressant; denn der Arriero hat den erwähnten Zwerchsack geöffnet und mit leuchtenden Augen kaltes Geflügel, Schinken, hartgesottene Eier und Käse auf das vertrocknete Gras gelegt und daneben ein paar dickbauchige, freundliche Flaschen aufgestellt. Wie eine Weihnachtsbescheerung nimmt sich das unter den grünen Buxbaumsträuchern aus.

Unser Halt hier hat etwas Pittoreskes und verdient es wohl skizzirt zu werden. Die Pferde mit den zusammengebundenen Vorderfüßen weiden um uns her und den Abhang hinunter. Die lange Figur unseres andalusirten Malers steht aufrecht da, er hält sein Gewehr in Bereitschaft, denn es könnte ja allerlei Seltsames über uns hereinbrechen, wilde Räuber oder ein zahmes Kaninchen. Herr W., der seinen Cachenez abgelöst hat und hungrig auf die Collation blickt, meint, Spanien sei im Allgemeinen recht schön, und

der kleine Baumeister wischt seine Brillengläser ab, um diese Schönheiten des Landes genau betrachten zu können. Endlich fallen wir mit einem wahren Wolfshunger über das Frühstück her, und da uns der Arriero trefflich unterstützt, so sind wir bald mit Geflügel, Eiern und Schinken fertig, haben Alles obendrein tüchtig mit Wein begossen und rüsten uns zum Aufbruch. Unser Spanier sammelt alle Überreste der Speisen sorgfältig in ein Stück Papier und die Getränke in seinen Magen, Jeder von uns zieht den Satteltgurt seines Pferdes fester an, dann schwingen wir uns auf, der kleine Baumeister, der ganz des Teufels ist, singt: »Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!« und galoppirt mit wahrer Todesverachtung den ziemlich steilen Hügel hinab. Wir waren so erstaunt über diese Keckheit, daß sich selbst der lange Maler, der immer etwas eifersüchtig war auf die Reitkunst der Anderen, nicht enthalten konnte, in die größten Lobsprüche auszubrechen, worauf uns denn der Baumeister lächelnd gestand, wir hätten alle Ursache, mit seiner Reiterei zufrieden zu sein, denn offenherzig gesagt, befinde er sich heute zum erstenmale so eigentlich recht zu Pferde.

Daß wir durch diese kleinen Neckereien rascher vorwärts kamen, war der Hauptvortheil derselben während dieses langwierigen Rittes. Glücklicherweise änderte sich auch nach einer Stunde das Terrain ein wenig, wir verließen die Fahrstraße, mit derselben Sand und Haide und ritten durch grüne Berghalden – doch muß man sich keinen

Wald auf unserem Wege vorstellen – dann durch Wiesenthäler ohne alle Pfade, wo wir auch einigemal den Weg verloren, jedoch nicht die Richtung; denn schon kurz nach unserer Rast sahen wir fern am Horizont eine nebelhafte Masse emporsteigen, einen seltsam geformten Felsen, nicht unähnlich dem des Alcazar von Toledo. Bald verschwand er unseren Blicken wieder, kam aber bei jeder Anhöhe, die wir erstiegen, abermals zum Vorschein, war jedoch noch lange Zeit meinem Auge so undeutlich, daß ich ihm nicht die Form eines Schlosses abgewinnen konnte.

Toledo liegt von Aranjuez über fünf deutsche Meilen entfernt. Zwischen beiden Städten befindet sich kein Dorf; ja das einzige Haus ist die Venta, von der wir oben sprachen und die in Trümmern liegt. Hier und da, aber äußerst selten, sieht man wohl die Spuren eines angebauten Feldes, einen unbedeutenden Streifen, wo der Pflug die Erde aufgerissen. Und doch scheint der Boden an manchen Stellen nicht schlecht zu sein, auf jeden Fall besser als in Catalonien, wo jede Handbreit Erde benutzt ist. Die gränzenlose Verwilderung hier kommt aber wohl daher, daß das ganze Terrain, auf dem wir heute ritten, Kroneigenthum ist und nur zu Jagdgründen und Viehweiden benützt wird. Da aber kein hoher oder niederer Wald vorhanden ist, so beschränkt sich die Jagd wohl nur auf Kaninchen und Rebhühner; und was die Weide anbelangt, so sieht man nur in der Nähe von Aranjuez junge und alte Maulesel, sowie Pferde und Fohlen des königlichen Gestüts die Gesträuche abnagen und das magere Gras fressen. Übrigens sind die Ynguada's von Aranjuez berühmt und sollen die besten Reit- und Zugthiere in Spanien hervorbringen.

Nach und nach trat denn auch die seltsame Silhouette der Stadt Toledo deutlicher und klarer zwischen den Bergen hervor. Wir unterschieden schon hohe Mauern mit ausgezackten Zinnen, sowie Thürme, doch Alles so auf einen Punkt zusammengedrängt und hoch erhoben, daß man hätte glauben müssen, Toledo sei nichts als ein mächtiges Schloß auf hohem, steilem Felsen. – Toledo! welch prächtig klingendes Wort! Toledo! Wenn man im Angesicht seiner hohen Mauern ihm entgegenreitet, zuweilen einen Blick darauf wirft und dann, in Erinnerungen alter Zeiten schwelgend, vor sich niederschaut und diesen Namen ausspricht, so ist er wie ein Zauberwort, das eine alte gewaltige Zeit lebendig vor unser inneres Gesicht zaubert. Man sieht Schwerter blitzen und Lanzen, Helmzierden wehen und christliche Fahnen mit dem rothen Kreuze von San Jago zwischen Reiherbüschen und dem Feldzeichen der tapferen Mauren. Die stolze Geschichte Castiliens rollt an uns vorüber mit ihren Heldenthaten, die ans Fabelhafte streifen. Geharnischte Schattengestalten reiten mit uns gegen Toledo, und wenn wir ihre Blicke verstehen, so lesen wir in ihnen von Kampf und Sieg, von ritterlichen Abenteuern und zarter Minne, sehen aber auch, wie sie unser friedliches Reiterhäuflein mit ziemlich zweideutigen Blicken betrachten, wie ein sonderbares Lächeln über die eisernen Züge fliegt, während sie an uns vorüber galoppiren, uns natürlich weit zurücklassend; denn die Schattengestalten berühren ja nicht den Boden, und die längst vermoderten Pferde werden vom Hauch des Windes dahingeführt. – Toledo! Ja, bei seinem Anblicke wird es selbst uns ganz kriegerisch

zu Muthe; der Boden hier haucht eine berauschende Atmosphäre aus. Gebt mir Schild und Lanze, auf, gen Toledo! – Dulcinea ist das schönste Weib der Erde! – –

Da aber Toledo für uns eine durchaus friedliche Stadt war und wir höchstens im Wirthshause ein solides Nachtessen zu erobern gedachten, so wandte sich unsere aufgeregte Phantasie einigen Räubern zu, die vielleicht hätten erscheinen können, und wenn in der Entfernung Reiter auftauchten, was übrigens selten genug geschah, so faßte Herr W. nach seinem Lifepreserver, und unser Don Quixote legte seine lange Vogelflinte schußgerecht über den Sattel. Es waren aber nur harmlose Wanderer, die uns begegneten oder welche wir einholten, um mit ihnen gegen Toledo zu ziehen. Einer der letzteren war ein junger Mann auf einem vortrefflich aussehenden Maulthiere, der lachend und plaudernd mit uns dahinzog, wobei er auf die Führung seines Thieres nicht genug Achtung gab; auf einmal stolperte dieses, stürzte nieder und warf seinen Reiter einige Schritte weit ziemlich unsanft auf den Boden. Ich erwähne dieses Umstandes nur, weil wir häufig sahen, wie Maulthiere stürzten, wo Pferde kaum strauchelten, und weil dieß der allgemeinen Behauptung von der Sicherheit des Maulthieres widerspricht, einer Behauptung, welcher ich, wie gesagt, nicht beipflichten kann. Mir war auf meinen vielen Ritten in Spanien selbst ein altes Pferd lieber als sein Bastardbruder, der als Reitthier alle möglichen unangenehmen Eigenschaften vereinigt. Das Maulthier ist faul, tückisch und unbehülflich auf seinen Beinen, dabei eigensinnig wie – ein Maulthier, und fast jedes hat seine besondere schlimme Angewohnheit.

Unsere Ponys hielten sich vortrefflich, und schon zu guter Nachmittagsstunde kamen wir in die Nähe von Toledo, erreichten auch die Fahrstraße wieder, und zwar an einer Stelle, wo sich ein improvisirtes Dorf befand, das unsere ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es waren Gitano's, welche hier hausten, in Erdhütten oder unter Zelten, die aus schwarzen Filzdecken bestanden; die ganze weibliche Einwohnerschaft mit den Kindern saß vor diesen erbärmlichen Wohnungen und wusch ihre geringen Habseligkeiten; bunte, meistens gelbe und rothe Leinwandfetzen, von denen auch schon eine ziemliche Anzahl zum Trocknen über die umherwachsenden Sträucher ausgespannt war. Dieses Dorf lag an einem kleinen Bergabhange, etwas erhaben über einer weiten Thalebene, die bis zum Ufer des Tajo ging, wo wir heute zum erstenmal eine große Anzahl Männer und Buben mit Feldarbeit beschäftigt sahen. Eine Gesellschaft Engländer hatte die weiten, fruchtbaren Gründe da unten gekauft oder gepachtet und dort Süßholzplantagen angelegt, die, wie man uns sagte, vortrefflich gediehen und von den Zigeunern gegen Taglohn besorgt wurden. Es schien mir, als haben sie neben diesem Lohne auch die Vergünstigung, so viel Süßholz kauen zu dürfen, als ihnen beliebt; wenigstens waren Weiber und Kinder damit beschäftigt und boten auch uns freigebig davon an. Als ich, noch ein kleiner Knabe, mir zu Hause in der deutschen Heimath für einen Pfennig von diesem edlen Strauche kaufte, hätte ich mir da wohl träumen lassen daß ich einstens mit demselben Gewächs von einer alten Zigeunerin regalirt werden würde, und obendrein im Angesichte von Toledo?! H. skizzirte das Dorf in sein Heft, dann schwangen wir uns wieder in die Sättel und ritten der alten Stadt entgegen.

Die Straße, auf der wir trabten, war so lange fest und breit, bis wir in die nächste Nähe von Toledo kamen; hier aber, wo wir auf die ersten verfallenen Mauern stießen, wo auf den Höhen links neben uns Ruinen und rechts im Tajothal ansehnliche Gebäude sichtbar wurden, fing das alte spanische Elend wieder an. Unsere Thiere sanken bis weit über die Fessel in den Koth, stolperten auch beträchtlich über Löcher und Steine, und der volle Anblick der alten prächtigen Stadt, den wir jetzt hatten, wurde uns durch die Aussicht getrübt, vielleicht in der nächsten Minute ein unfreiwilliges Schlammbad nehmen zu müssen. Und es war wahrlich schade, daß man hier nicht sorglos und behaglich so recht die malerische Umgebung genießend reiten konnte. Der Weg dicht vor den Mauern der Stadt war eine Art Spaziergang, mit Bäumen bepflanzt und mit breiten Pfaden für die Fußgänger versehen, mit im Gebüsch versteckten Steinbänken für die Ermüdeten. Mächtige Mauern aus der guten alten Zeit, fest und solid gebaut, erhoben sich zu unserer Linken, und hinter ihnen standen uralte Ulmen, die ihre Zweige weit über die Straße ausbreiteten. Zuweilen wichen diese Mauern im Halbkreise zurück, und hier befanden sich dann ebenfalls Ruheplätze mit schönen Springbrunnen, aus welchen das Wasser von einer Schale zur andern melodisch herabplätscherte.

Endlich hatten wir das böse Stück Weges überwunden und ließen es, da wir aufwärts gegen die Stadt ritten, hinter uns. Prächtig und malerisch schön ist Toledo, die alte Hauptstadt Castiliens, über alle Beschreibung prächtig in seinen Ruinen und Anklängen an die vergangene gewaltige Zeit. Wie seltsam zeichnete sich die Felsenstadt

in ihrer gelben und röthlichen Färbung von dem tiefblauen Himmel ab, eigenthümlich und großartig! Toledo liegt auf einem steilen, von allen Seiten frei stehenden Felsen; seine Wohnhäuser sind keck über einander gebaut, und zwischen den mannigfaltigen altersgrauen Massen ragen schlanke Saracenthürme hervor neben Festungswerken späterer, christlicher Jahrhunderte, während Überreste ehemaliger Festungsmauern einen steinernen Gürtel um sie ziehen. Aber diese Festungswerke, diese Überreste alter stolzer Schlösser sind so sonderbar zerrissen und verwitert, daß das Auge mit Entzücken über diese wunderbaren Ruinen dahinfliegt. Hier steigt ein stolzes Gebäude seltsam gezackt in unzähligen Terrassen vom Ufer des Tajo bis hoch empor an den Fuß des Alcazar. Aber in dem dunklen Mauerwerk ist kein Fenster mehr, das freundlich dem Abendsonnenstrahl zum Spiegel diene; die Thüren sind verschwunden, und da auch die hintere Mauer eingestürzt ist, so sieht man durch die leeren Fensterhöhlen das gelbe Gestein, an welches sich der Bau lehnt, und den blauen Himmel.

Und immer neue Schönheiten erblickt man, während man langsam emporreitet. Auf einem Felsen zu unserer Linken gegenüber der Stadt liegt ein altes Saracenschloß aus gelbröthlichem Stein erbaut, der noch in der Abendsonne flimmert und glänzt, während dunkle Schatten schon auf unseren Weg und die tiefer liegenden Theile von Toledo fallen. Nur der Alcazar glänzt noch herausfordernd im Strahl der sinkenden Sonne, und das christliche Schloß scheint seinem gegenüber liegenden feindlichen Bruder in Ermangelung anderer Kämpfe wenigstens den letzten Kuß der Sonne streitig machen zu wollen.

Als Festung einer ehemaligen, ganz anderen Zeit hat Toledo eine einzige Lage. In einer tiefen, steilen Schlucht strömt der Tajo, »der Fluß mit goldenem Sand,« fast ganz um den Felsen, auf welchem die Stadt wie auf einer Insel liegt; nur zwei gewaltige Brücken vermitteln die Verbindung – mit dem Festlande, könnte man sagen. Denken wir uns diese abgebrochen oder theilweise zerstört, so begreifen wir wohl, was die alten Geschichtschreiber erzählen von den furchtbaren Stürmen auf Toledo, die Hunderttausende von Menschenleben gekostet. An diesen glatten, steilen Felsen konnte man nur auf Händen und Füßen emporkriechen, und ein herabgerollter Baumstamm mußte Hunderte mit sich in die Tiefe reißen.

Dabei lag die Stadt so einsam und todt vor uns, kein Geräusch verkündete, daß sie bewohnt sei, und als wir über die von Fels zu Fels von König Almansor von Cordova im Jahre 987 in einem einzigen Bogen gesprengte Brücke von Alcantara ritten, hoch über dem dunklen, rauschenden Wasser, da klapperten die Hufe unserer Pferde wahrhaft gespenstig auf dem schweren Pflaster der ehemaligen Zeit. Seltsam hallte das Echo wieder unter dem trotzigen Festungsthore mit seinem finsternen Gewölbe, von dem dahinter aufsteigenden Felsen und der Riesenmauer des Königs Wamba, und schien uns erzählen zu wollen von anderen, bedeutenderen Leuten, die es einst wachgerufen aus seinem Schlafe, von Sultan Mulay und dem Cid Campeador, die häufig hier aus- und eingezogen. Hoch oben vom Thor schaut der gewaltige Doppeladler Karl's V. auf uns herab und gemahnt uns an dessen prächtige Regierungszeit.

Hinter diesem Thore führt ein Mauergang rechts um die Stadt, sehr hoch über der Ebene, die wir vorhin verlassen, aber immer noch um Hunderte von Fußern überragt von den Gebäudemassen zu unserer Linken. Die niedere Brustwehr erlaubte uns einen Blick in die Fläche hinaus, die im letzten Strahl der Abendsonne vor uns lag und in deren gelbgrauer öde man weit, weit hinaus den Lauf des Tajo mit den Augen verfolgen kann. Nachdem wir ziemlich steil, aber immer noch an dieser äußeren Brustwehr geritten waren, wandte sich der Weg scharf links, das glatte Pflaster wurde steil wie ein Dach, und wir betraten die eigentliche Stadt durch einen maurischen Thorbogen, die sogenannte Puerta del Sol, der, allein übrig geblieben, zwischen Mauern aus der christlichen Zeit dastand und mir wahrhaft rührend erschien. War es doch das erste derartige gut erhaltene Bauwerk, dem wir in Spanien begegneten, und in seiner zierlichen Hufeisenform mit den seinen Sculpturen und den wohl erhaltenen arabischen Charakteren klang es besonders mir wie ein freundlicher Gruß aus dem fernen Orient, aus dem herrlichen Damaskus, der Wiege seiner Erbauer, die ja auch ich einstens geschaut, und zugleich wie ein freundlicher Willkomm jenes Theiles von Spanien, wo die glänzende Maurenzeit noch so deutlich aufgezeichnet ist in Bauwerken, Sitten und Gebräuchen, und den wir in kurzer Zeit betreten sollten.

Dieses Thor machte einen gewaltigen Eindruck auf uns alle, namentlich weil es so verlassen und hülflos und doch wieder so trotzig zwischen den Mauern und Häusern steht, sich besonders auszeichnend durch die gelbe Färbung seiner Steine, jetzt ein Fremdling in dem Lande, das seinen

Vätern einst gehörte. Rechts neben uns erhebt sich auf hohen Felsenmauern ein Haus über dem anderen, alle hoch, schmal, mit kleinen Bogenfenstern, denen das orientalische Gitter aufgezwungen ist. Neben schlanken christlichen Festungsthürmen sehen wir kleine maurische Kuppeln, neben Häusern mit flachen Terrassen gezackte Giebeldächer, die christliche und heidnische Zeit bunt durch einander gewürfelt. Auch eine alte Wasserleitung läuft neben unserem Wege, und deutlich sieht man, daß beide Nationen daran gearbeitet. Die weggebröckelte Säule unter dem maurischen Bogen ist durch einen schweren Pilaster ersetzt. Doch freuen wir uns hier dieser Wasserleitung. Die klaren Tropfen, die aus ihr an der Mauer herniederträufeln, beleben dieselbe, noch mehr aber grünes Gesträuch, welches die Feuchtigkeit gedeihen ließ und das nun freundlich über unseren Häuptern weht.

Ich kenne nur eine einzige Stadt, welche so ihren Charakter bewahrt hat wie Toledo, nur in ganz anderer Art; das ist das alte Pompeji, und vielleicht die Ritterstraße auf Rhodus. Wie man in jener Stadt der Griechen jeden Augenblick erwartet, vor sich ein paar Männer erscheinen zu sehen, im ernstesten Gespräch aus einem Hause tretend, angethan mit der purpuresäumten Toga, so blickt man hier in den engen, finsternen Gassen von Toledo erwartungsvoll um sich und glaubt jeden Augenblick eine geharnischte Gestalt erscheinen zu sehen, langsam aus der Seitenstraße herausreitend oder dort vor dem Hause mit dem kleinen Steinbalkon haltend, um einer Dame, die ihr freundlich nachwinkt, noch einige süße Worte des Abschiedes zuzuflüstern. Doch könnte dieses geisterhafte Leben in Toledo

noch mannigfaltiger sein; denn während wir den schwarzen gepanzerten Reiter dort langsam verschwinden sehen, und nur noch das rothe Kreuz auf seinem Schilde aus der dunklen Straße hervorleuchtet, öffnet sich neben uns vorsichtig und leise ein kunstreich verschlungenes Gitter, und wir erblicken den wehenden Schleier der Maurin, die sich zum Fenster herausbeugt, vielleicht um dem dahinziehenden Christen, vielleicht aber auch, um Einem aus jener glänzenden Schaar nachzuschauen, die so eben aus dem hufeisenförmigen Thore des hohen Gebäudes zu unserer Rechten heraussprengt, einem schlanken Reiter, in seidnem Gewände, den Stahlharnisch auf der Brust, mit Turban und Reiherbusch.

Und nicht blos in einigen Straßen bemerkt man diese Anklänge an die vergangene kriegerische Zeit, ganz Toledo ist voll davon, ein Museum der merkwürdigsten Art. In seinen winkeligen, steilen Gassen kann der aufmerksame Beobachter keinen Schritt thun, ohne jeden Augenblick durch etwas Interessantes gefesselt zu werden und stehen zu bleiben; hier ist es die eigenthümliche Form eines Hauses, dort eine Inschrift, eine halbzerbrochene Säule, zerfallenes Mauerwerk, an dem vielleicht hier und da Überreste der wunderbarsten Sculpturen sichtbar sind: ein trotziger Thorweg, dessen Bogen aus fast schwarzen Steinen gewölbt ist, während die Flügel aus kunstvoller Holzarbeit bestehen, die durch schwere Bronzenägel vor starker Berührung geschützt sind. Wenn man in den Gassen Toledos wandelt, so liest man ein illustriertes Gedicht von der Adelsfreiheit, der Ritterlichkeit, der Ehre und Wehrhaftigkeit der spanischen Nation.

Überraschend war es uns und machte einen unheimlichen Eindruck, bei unserem Einreiten so gar Niemanden auf den Gassen zu sehen. Gewiß war es ein minder belebtes Stadtviertel, durch welches wir unseren Einzug hielten, aber auffallend war es doch, daß wir bei klarem Himmel nicht einem einzigen menschlichen Wesen begegneten. Wohl vermehrte dieß den eigenthümlichen Eindruck, den Toledo auf uns machte, doch erschwerte es uns auch andertheils das Auffinden unserer Herberge; denn unser Arriero kannte wohl eine sehr geringe Posada in Toledo, von der Fonda de Lima hatte er indessen nie reden gehört. Endlich gelang es uns, eines Geistlichen habhaft zu werden, der uns auch freundliche Anweisung gab, unseren Gasthof zu finden. Ehe wir denselben übrigens erreichten, ging es meinem Pony wie dem Rosse des Cid, als dieser nach der Eroberung der Stadt mit dem tapferen Alonso VI. seinen Einzug in Toledo hielt. Und ich bin stolz auf diese Ähnlichkeit der Verhältnisse. Mein kleines Pferd rutschte nämlich auf dem glatten, steilen Pflaster aus und stürzte auf die Kniee, sprang aber gleich darauf wieder in die Höhe, um seinen Weg fortzusetzen. Vabieca dagegen, das Schlachtroß des Cid, sank beim Einreiten seinerseits ebenfalls auf die Kniee und blieb ruhig liegen, was seinen Herrn so wie den König ungemein überraschte, da Vabieca als sehr stolz und trotzig bekannt war. Man ließ deßhalb auf der Stelle nachgraben und fand unter der Erde den blutigen Christus wieder auf, der schon unter dem Gothenkönige Athagilde Lahme und Blinde heilte und seitdem spurlos verschwunden war. Dieses Wunder erschien um so größer, als zu seinen Füßen die ewige Lampe klar und hell brannte, als habe man sie erst gestern mit frischem öl versehen, während das

doch zum letzten Male vor so viel hundert Jahren geschehen war. Der blutige Christus ist übrigens heute noch zu sehen, und zwar in der Kapelle del santísimo Cristo de la sangre auf dem Zocodover, dem ältesten Marktplatze von Toledo.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. TOLEDO.

Die Straßen Toledo's. Toledo. Die Waffenfabrik. Alte Toledaner Klingen. Der Zorn des heiligen Petrus. Die Kathedrale. Der Hauptthurm. Blick auf die Stadt mit ihren Umgebungen. Der Tajo. Der Mirador König Roderichs. Ein Spaziergang um die Stadt. Die einsame Kapelle. Die Kämpfe um Toledo. San Juan de los Reyes. Das Judenquartier. Prächtige Überreste maurischer Baukunst. Das Spital von Santa Cruz. Der Alcazar. Der Pferdevermiether von Toledo. Eine Decoration zur Unterwelt.

Die Fonda, in der wir abgestiegen, war ein bescheidenes Haus, sehr klein, obgleich dessen Eingang, ein hoher gothischer Steinbogen, mehr versprach. Glücklicherweise waren wir die einzigen Fremden und erhielten deßhalb die besten Zimmer, zwei große Räume mit weißen Kalkwänden, an denen Schilderungen aus dem Leben des Cid Campeador und des Don Quixote hingen. Das Ameublement bestand aus einem Tische und Rohrstühlen, und die Betten, in eisernen Gestellen, wie fast überall in Spanien, waren ziemlich gut. Da unsere Wohnung in einem finsternen Hofe lag, von allen Seiten überragt von schwarzen Mauern, und deßhalb nie einen Sonnenstrahl zu sehen bekam, so war sie recht unangenehm kalt, und wir kauerten uns dicht um den Braser zusammen, auf dessen Rand wir die Füße setzten, um uns einigermassen zu erwärmen. Das war aber nach unseren Ritten immer die angenehmste Stunde; da gingen wir lachend und scherzend noch einmal den ganzen vergangenen Tag durch, da wurde die Karte über unsere Kniee ausgebreitet, die Stadt, wo wir uns gerade befanden, mit einem

Bleistiftstriche versehen, und hierauf kam die süße Papiercigarre, deren aromatischen Rauch man wie den der türkischen Pfeife in die Lunge einzieht und nachher behaglich wieder ausströmen läßt.

Das sind freilich Kleinigkeiten, welche man zu Hause gar nicht schätzt, und die man nur dann recht empfindet, wenn man durch zehnstündiges Reiten auf einem schlechten Sattel müde und steif geworden ist. Da es Sonntag war und deßhalb eine außerordentliche Theater-Vorstellung in Toledo, so ließen wir uns noch dorthin führen, blieben übrigens nicht lange, da weder Schauspielhaus noch Truppe der Mühe werth war; selbst Tänzer und Tänzerinnen waren unter der Mittelmäßigkeit.

Am andern Morgen machten wir einen Gang durch die Stadt, um auch den Charakter derselben in den Stadtvierteln, welche wir gestern bei unserem Einreiten nicht gesehen, kennen zu lernen, fanden aber überall die gleiche malerische Mannigfaltigkeit, überall schöne Denkmäler maurischer und mittelalterlicher Kunst an den Häusern und öffentlichen Gebäuden. Auch Menschen sahen wir heute, doch schien uns Toledo in allen Theilen wenig belebt; manche der schmalen Gassen konnte man durchwandeln, ehe man Jemand begegnete, und was wir hauptsächlich bemerkten, waren Priester in langen schwarzen Gewändern, von denen sich eine übergroße Anzahl hier befindet. Die schönen Toledanerinnen scheinen den maurischen Gebrauch festzuhalten und gern in ihren Häusern zu bleiben; denn wir bemerkten auf den Gassen nur wenig Mantillen,

die ein hübsches Gesicht einrahmten, wogegen sie häufiger hinter den Gittern ihrer kleinen Fenster hervorlauchten, aus denen auch oft ein helltönender Gesang unter Gitarrebegleitung zu uns herausdrang.

Toledo ist sehr finster und schweigend geworden; vielleicht waren wir auch durch das unendliche Getreibe auf der Puerta del Sol in Madrid verwöhnt; aber im Allgemeinen sagt man es der alten Ritterstadt nach, daß sie stumm auf ihren Felsen liege, trauernd über das Verschwinden ihrer ehemaligen Größe. Und sie hat ein Recht dazu. Ihr Name Toledo, auf Hebräisch Toledoth: Stadt der (alten) Geschlechter, sagt mit gerechtem Stolze, daß sich einst die Blüthe des spanischen Adels in ihren Mauern befunden. Das ist jetzt freilich ganz anders geworden. Glanz und Leben ist ausgeflossen nach den Ufern des Manzanares, und nur Felsen und Häuser sind zurückgeblieben, ein versteinertes Bild der Melancholie.

Wenn man in den alten Büchern liest von der großen Bevölkerung Toledo's in früheren Zeiten, so begreift man weder, wo all die Tausende Platz gefunden, noch, wo die Räumlichkeiten waren für die glänzenden Hofhaltungen der spanischen Großen. Es ist derselbe Gedanke, der uns beim Betrachten namentlich der deutschen Ritterburgen aufstößt. Alles klein und eng, nirgends Platz für den uns jetzt so unentbehrlich scheinenden Comfort des Lebens. Recht wohnlich und behaglich kann Toledo nie gewesen sein, und wenn auch vielleicht viele der ehemaligen größeren Häuser verschwunden sind, so sind doch die Gassen und Plätze die gleichen geblieben. Letztere sind aber unbedeutend, und was die ersteren betrifft, so gibt es wohl

in keiner Stadt der ganzen Welt schmälere und winkligere Passagen als hier. Steil auf und ab winden sich durch die ganze Stadt die Straßen, abschüssig und mit schlechtem Kieselplaster, welches ohne die Idee eines Trottoirs beide Häuserreihen ausfüllt; zuweilen befindet sich in der Mitte eine Rinne, um das Regenwasser abzuleiten, und sie sind dabei so eng, daß in die wenigsten ein Sonnenstrahl eindringen kann, unter sich das schlüpfrige Pflaster, hat man zu beiden Seiten schwarze Mauern mit unbedeutenden Fenstern und über sich einen schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels.

Dabei ist aber jedes Haus wie eine Burg massiv aus Stein gebaut und gewöhnlich nur von einer einzigen Familie bewohnt. Nach maurischer und andalusischer Sitte haben indeß die meisten Häuser einen Hof; durch das massive Thor vor den Augen jedes Unbefugten gewahrt, dient er den Bewohnern zum freundlichen Aufenthalte. Meistens ist er mit Blumen geschmückt, die den unentbehrlichen Springbrunnen umgeben; rings herum laufen Arcaden, von Säulen getragen, und ein dichtes Dach von Weinlaub hält im Sommer die brennenden Sonnenstrahlen ab.

Die Waffenschmiede von Toledo waren ehemals berühmt, und die Toledaner Klingen ebenso geschätzt wie die von Damaskus und Khorassan; aber auch diese Werkstätten, welche im Mittelalter so kunstvolle Arbeiten erzeugten, sind verschwunden; nichts Neues, Bedeutendes wird von Privaten mehr gemacht, und um vielleicht ein altes werthvolles Stück zu finden, kroch ich vergebens einen halben Tag lang durch die dunklen Schmieden einiger Schwertfeger. Und doch ist in der Nähe von Toledo immer noch die größte Waffenfabrik Spaniens, welche

einen großen Theil des Bedarfs für die Truppen liefert, weiter aber auch nicht viel; freilich sieht man in einem der Magazine der Fabrik ein paar Curiositäten, neues Fabrikat nach einem alten prächtigen Modelle gearbeitet; aber nur das Äußere ist nachgeahmt, den inneren Werth der Klingen hat man nicht zu erreichen vermocht.

Der erste Tag unseres Hierseins war wunderschön, und so stiegen wir am frühen Morgen, da die Thüren zu der Kathedrale und andern Sehenswürdigkeiten verschlossen waren, zur Waffenfabrik hinab; sie liegt südwestlich, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, unten im Thale am Ufer des Tajo. Ein großes, weißes, weitläufiges Gebäude mit einem Zaun, der aus alten Lanzen gebildet ist, und auf dessen Zwischenpfeilern sich statt der Capitäle alte Granaten befinden, aus deren Zündlöchern künstliche Flammen von rothgemaltem Blech hervorsehen. Die früher so berühmte Fabrica de Armas hat sich aber total überlebt; wohl sind noch ein paar hundert Arbeiter hier beschäftigt, auch sollen immer noch gute Militärklingen hier gemacht werden. Wenn man aber gegen diese königliche erste Anstalt von Spanien eine der kleinsten deutschen Fabriken, z. B. in Solingen, betrachtet, so sieht man in letzterer doch ein ganz anderes Treiben und Schaffen. An den mechanischen Hilfsmitteln hier scheint seit langen Jahren nichts verbessert worden zu sein und manche neue Erfindung in diesem Fache ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Streck- und Pochwerke, Schleif- und Polirmaschinen sind alle Holz-Constructions und arbeiten mit dicken Wellen und schwerfälligen Rädern, die von den Fluthen des Tajo in Bewegung gesetzt werden. Wenn man an ein derartiges Etablissement bei uns denkt, mit seiner Dampfkraft,

den rührigen Arbeitern, den umherfliegenden schlanken Rädern, so kommt einem die Wirthschaft hier ein wenig lahm vor. Wie schon bemerkt, werden fast nur Militärwaffen hier angefertigt, besonders Kavallerie-Säbel, und daneben für den Fremden, der sich gern ein Andenken mitnehmen möchte, kleine mit Gold eingelegte Dolche mit dem Fabrikzeichen von Toledo, die man aber theuer genug bezahlen muß.

Übrigens bin ich überzeugt, daß die berühmte altspanische Klinge, die gute treue Toledana, welche von Romanzendichtern eben so gern und häufig besungen wurde, als die Augen der Geliebten, als Sonne und Mond, aus einzelnen kleineren Werkstätten hervorging, wo ein Meister den andern in der Güte der Waaren zu übertreffen suchte. In frühester Zeit waren es die Mauren, die, wie so viel Gutes und Schönes, auch ihre vortreffliche Damascirkunst in Spanien einführten; später ließen sich kunstfertige Italiener hier in Toledo nieder, in deren Werkstätten jene Klingen, von denen der Krieger träumt, wie der Dichter sagt, geschaffen wurden. Schon an der Art der Arbeit sieht man heut zu Tage, daß sie nicht fabrikmäßig betrieben wurde; fast jede Waffe ist von der andern in Einzelheiten verschieden, meistens durch die immer wechselnde hübsche Zeichnung des Korbes, noch häufiger aber durch die Form der Klinge und deren Inschriften, die immer so charakteristisch und sinnreich gewählt waren, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, eine Sammlung dieser Sprüche anzulegen. Einige derselben findet man wohl hier und da wiederholt, z. B.: *No me saques sin razon, no me envaines sin honor*: ziehe mich nicht ohne Grund, steck' mich nicht ein ohne Ehr'!

Eine schöne Toledoklinge, die ich selbst besitze, mit einem der zierlichsten Griffe, die man sehen kann, führt die schöne Inschrift: *Eres mi fuerza, seras mi esperanz*. Große Werkstätten hatten daneben auch eine Art Zeichen, durch welche ihre besten Arbeiten von den anderen kenntlich waren, z. B. die eingehauenen Worte: *El Morillo, el Moro se Zaragoza*, oder *el Rerillo*, das Hündchen. Statt des letzteren findet man auch häufig ein Zeichen eingeschnitten, das in wenigen rohen Strichen das Bild eines Hundes darstellt, so auf der Klinge, von welcher ich oben sprach.

Nachdem wir ein paar Einkäufe in der Waffenfabrik gemacht, kehrten wir zur Stadt zurück. Gern wären wir noch einige Stunden an den Ufern des Tajo umhergewandelt; denn trotzdem wir uns erst in der Mitte des Monats Januar befanden, hatten wir doch einen vollkommenen Frühlingstag. Die Sonne schien klar herab vom wolkenlosen Himmel, und unter ihrem warmen Kusse duftete die Erde so eigenthümlich und angenehm, wie bei uns »im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Knospen springen«. Aber der gewissenhafte Reisende ist ein geplagtes Geschöpf, mache er nun in Wein, Tabak, in Leinwand oder in Naturansichten und Sehenswürdigkeiten; er muß im Schweiß seines Angesichts seine Kunden besuchen, damit sein Notizbuch nicht leer bleibe und zahlreiche Bestellungen in der Heimath ankommen. Wir besuchten noch die zu unserer Rechten liegende Basilica de Santa Leocadia, einen höchst interessanten Überrest der alten prächtigen Kirche dieses Namens; dann gemahnte uns aber der tiefe Ton der berühmten Campana de Toledo, deren weitschallende Stimme durch die klare Luft zu uns herüber drang, daß nun die Thüren der Kathedrale geöffnet seien. Wir kletterten wieder zur

Stadt hinauf, während uns der Führer von dieser großen Glocke einiges Fabelhafte erzählte. Sie hatte ihre Schicksale gehabt, so gut wie jede ihrer bekannten Colleginnen, bekam auch wie viele derselben beim ersten Läuten einen Riß, von dessen Entstehen die Sage erzählt, der heilige Petrus, vor dem Himmelsthore sitzend, habe einst ein gewaltiges Lärmen aus der Gegend von Toledo her gehört; als er hinabblickte, bemerkte er die stattliche Campana, und zwar in einer Größe, wie seine Kirchen in Rom keine dergleichen aufweisen konnten, worauf er denn in einem Anfälle sehr unchristlicher Eifersucht einen seiner großen Schlüssel hinabschleuderte und die Glocke so gewaltig traf, daß sie einen großen Sprung bekam. Die meisten unserer berühmten Dome wurden leider in alter Zeit von untergeordneten Bauwerken umgeben, die sich, wie Schutz suchend, an die mächtigen Mauern klebten oder zwischen den Strebepfeilern einnisteten. Dieser Mißbrauch ist hauptsächlich auch bei der Kathedrale von Toledo zu beklagen; denn von außen verschwindet sie fast unter der Masse von kirchlichen und bürgerlichen Umbauten, die sich auf allen Seiten an sie anlehnen. Dagegen hat vielleicht diese Umkleidung hier dazu beigetragen, daß der Kern dieser prächtigen Kirche unter den schweren Zeiten, die an ihr vorübergingen, fast gar nicht gelitten; Alles ist an ihr gut erhalten, nirgends sieht man eine Spur von Verwüstungen, wie an vielen ähnlichen Bauwerken. Die Kirche, an deren Stelle schon im Jahre 535 der sechszehnte Gothenkönig Recaredo aus Anlaß seiner Bekehrung zum Christenthum einen kleinen Tempel gegründet hatte, der wechselweise je nach dem Kriegsglück dem christlichen und dem muhamedanischen Bekenntniß diente, verdankt ihre Entstehung

dem Könige Don Ferdinand, dem Eroberer von Sevilla. Im Jahre 1258 durch den Architekten Pedro Perez begonnen, wurde sie erst nach zweihundert zweiunddreißig Jahren (1490) unter Isabella der Katholischen, die für Toledo so viel gethan hat, vollendet. Bei vierhundert Fuß Länge und zweihundert Fuß Breite zählt sie fünf Schiffe und diese sind durch Säulenbündel von einander getrennt, die bei mäßiger Höhe verhältnißmäßig dick sind, leider aber dem Innern den Eindruck der an gothischen Bauwerken so wohlthuenden Schlankheit benehmen. Daher kommt es wohl, daß, obgleich die Kathedrale von Toledo eines der schönsten, namentlich reichsten Werke mittelalterlicher Kunst ist, sie doch durch ihre architektonischen Formen und Verhältnisse neben den gothischen Bauwerken ersten Ranges nicht bestehen kann. Ihr Reichthum aber ist unendlich groß, sowohl an edlen Metallen, kostbaren Steinen als prächtigen Bildern und Sculpturen; es hat nicht nur jeder spanische König seit dem siebenten Jahrhundert bis auf Karl III. die Kirche mit einem kostbaren Geschenke bedacht, nicht nur hat jede Epoche sie nach dem herrschenden Geschmacke verschönert und trugen Erzbischöfe, Bischöfe und reiche Bürger zur Vergrößerung der Kathedrale bei, sondern arme Pilger und Bettler spendeten willig ihre geringen Gaben. Der feurige Glaube, dem die einfache Majestät dieses Baues nicht mehr genügte, umgab denselben im Laufe der Zeit mit einer Menge von Kapellen, die seinen Raum fast verdoppeln; ein prachtvoller Kreuzgang, um den die Wohnungen der Chorherren liegen, schließt sich an der einen Seite an, und als heiligen Begräbnißort der ersten Geschlechter füllten die frommen Stifter die Kirche und die Kapelle mit den kostbarsten Kunstwerken an. Wohin man sich

wendet, sieht man glänzende Edelsteine und Vergoldungen, die Mauern mit den herrlichsten Marmorarbeiten bedeckt und kostbare Holzschneidereien, deren Ausführung viele Menschenalter in Anspruch nahmen. Ja, die Prachtliebe hier ging so weit, daß die Steinfugen des Mauerwerks neben dem Hochaltar vergoldet sind, was wohl reich, aber nicht geschmackvoll aussieht.

Der erzbischöfliche Sitz von Toledo war früher der reichste in ganz Spanien, er hatte 400,000 Piaster Einkünfte, unter ihm standen die Bisthümer von Cordova, Jaen, Carthagen, Cuenca, Siguenza, Segovia, Osma und Valladolid; zu ihm gehörten vierzig Klöster und sechsundzwanzig Pfarrkirchen; sein Kapitel, aus hundert hohen Prälaten bestehend, lebte mit kaiserlicher Pracht. Das ist nun alles verschwunden, und wenn man zur Zeit der Messe durch die weiten Hallen der Kathedrale wandelt, so sieht man wenige dürftige Priester, welche den heiligen Dienst besorgen; die mit Edelsteinen bedeckten Monstranzen, die Statuen der heiligen Jungfrau mit ihren Gewändern, ganz aus Perlen und Gold bestehend, sind freilich noch vorhanden; aber man sieht nicht mehr wie damals Großwürdenträger der Kirche von allen Graden, von unzähligen Chorknaben umgeben, ihre Kniee vor dem Allerheiligsten beugen. Das Rauschen der seidenen und gestickten Gewänder ist verschwunden, die alte Pracht und Herrlichkeit zu Grabe getragen, und wenn heute die gewaltige Orgel ihre mächtigen Klänge in die gewölbten Hallen hineinschmettert, so dröhnt das wahrhaft abschreckend in dem leeren Raume; denn statt der tiefen Stimmen der hundert Chorherren und

Prälaten, die früher aus den zahlreichen Chorstühlen antworteten, vernimmt man jetzt nur noch die schwachen Gesänge von einem Dutzend alter, zitternder Männer, auf die das ganze Kapitel zusammengescholzen ist.

Trotz alledem aber gewährt es wieder ein so süßes, ja berauschendes Gefühl, in diesen ehrwürdigen Hallen umherzuwandeln. Eindrücke der mannigfachsten Art stürmen auf die Seele ein und erheben das Herz. Es ist, als läse man in einem gewaltigen Gedichte von der vergangenen Zeit; der Weihrauch duftet, Blicke und Gedanken irren an den bunten gemalten Scheiben hin und her, sie können nicht hinaus, sie müssen immer wieder zurückkehren in die Kirche, in das eigene Herz, und während die Orgel singt und jubelt von alter Pracht und Herrlichkeit, scheinen sich die todtten Priester- und Fürstenstatuen allmählig zu beleben; man glaubt sie nach einander flüstern zu hören: Dieß und das geschah zu meiner Zeit.

Am Hochaltar und Chor, welche nach spanischer Sitte eine Kirche in der Kirche bilden, ist nun zusammengedrängt, was die Kunst Kostbares zu erfinden im Stande war. Es blendet einem fast die Augen, wenn man die Arbeiten betrachtet; Schnitzwerke in kostbarem Holz, in Marmor neben getriebener Arbeit in edlen Metallen bilden die Wände dieses Innersten; zahllose Marmorfiguren von großem Kunstwerthe sieht man bald in Gruppen, bald vereinzelt. Vom Fundament bis hinauf zur Decke ist nicht ein Platz handgroß, der nicht verziert wäre, und zudem umgibt den Chor ein herrliches vergoldetes Gitter mit vier Ellen hohen ziselirten Stäben und Knäufen. Zu allem dem kommt noch,

daß die Pfeiler mit einem eigenthümlichen Netze von Vergoldungen überzogen sind, dessen Endfäden sich hinaufziehen bis an die verschlungenen Rippen des Gewölbes, und so, wie durch zahllose goldene Ranken mit den Rosen der Decke zusammenhängen, man könnte sagen: als kostbare Frucht von ihr getragen werden.

Der Retabel des Hochaltars, der das Chor als eine gerade Wand abschließt, ist durch eine Menge feiner Pfeiler in einzelne Nischen abgetheilt, deren zierlich durchbrochene Baldachine immer wieder die Untergestelle zu darüber befindlichen Reliefs bilden, in denen von der Geburt bis zur Himmelfahrt des Erlösers alle Momente seines heiligen Lebens mit hoher Kunst dargestellt sind, Alles in ganz runden Figuren meisterhafter Schnitzarbeit ausgeführt und mit den Farben des Lebens colorirt; dazwischen Vergoldung, wo sich nur ein Platz dafür findet, so daß diese Gruppen aus dem tiefen Schatten ihrer Nischen mit einer überraschenden Lebendigkeit heraustreten und das Ganze, besonders wenn ein warmes Licht durch eines der hohen bunten Fenster darauf fällt, eine zauberhafte Wirkung macht. Welche Feder wäre im Stande, diesen Glanz und Reichthum zu beschreiben, so wie das geheime heilige Grauen, das die Seele des Beschauers, wie die Herzen der vielen Tausende, die hier schon gekniet, erfüllt! Rührend ist die Kindlichkeit der Auffassung dieser uralten Sculpturwerke, und selbst in späteren Zeiten, wo die Kunst schon auf Abwege gerathen war, nöthigt uns das Bestreben, etwas Herrliches, noch nie Dagewesenes mit ganz neuen Mitteln zur Ehre des Glaubens hervorzubringen, wie in der Kapelle de la Antigua, zur Verehrung, und wenn z. B. der Altar, genannt el Transparente,

der sich hinter dem Retabel des Hochaltars befindet, auch von höchst ausschweifender Composition und Ornamentik ist, und wahrhafte Monstruositäten dabei vorkommen, so ist doch die Überschwänglichkeit der Zusammenstellung thurmhoch über einander aufsteigender Chöre von Engeln in Marmorwolken, Sonnenstrahlen, Sternen, Säulen und Gesimsen aus den kostbarsten Stoffen und von überreicher Färbung, trotzdem daß alle Gränzlinien verwischt sind, wo Sculptur und Architektur aufhört und die Malerei beginnt, von frappanter Wirkung, und man läßt dem gewaltigen Triebe eine Zeit lang Gerechtigkeit widerfahren, das Heiligste mit allen nur denkbaren Mitteln der Kunst zu ehren.

Weit edler und reiner sind die Formen der meisten Begräbniskapellen, unter denen diejenige der Familie des Don Alvaro de Luna besonders hervorragt. Wunderschöne gothische Maßwerke bedecken die Wände, und durch vielfach verschlungene, in den korrektesten Dessins ausgehauene Steingitter, die diese Kapelle von der Kirche trennen, hat man den Blick in das geheimnißvolle Dunkel der Hallen des Chorumganges. Von den herrlichen Grabmalen kann man sich kaum trennen, und wie schön sind die Kapelle des heiligen Ildefonso und die Kapelle de Reyes Nuevos, welche von ihrem im Chorumgange angebrachten Portado durch die Kapelle bis zur Sakristei eine ununterbrochene Reihe der vortrefflichsten Muster elegantester Renaissancearchitektur darbietet! Doch es wäre kein Ende, die Kunstschatze der einzelnen Kapellen aufzuzählen. Nur derjenigen unter dem Thurme wollen wir noch gedenken, die ganz arabisch ist, und deren wimmelndes, prachtvolles Detail der Wölbung bei je längerem Betrachten

ein immer größeres Räthsel wird, und endlich des von Cardinal Cisneros erbauten Winterkapitelsaales, zu dem vom Seitenschiff aus eine herrliche, von gothischer Filigranarchitektur gekrönte Thür von der Hand des Antonio Rodriguez führt. Der Kapitelvorsaal, dessen Wände mit schönen Fresken von Jean de Bourgogne geschmückt sind, hat eine Decke von wunderbarer Arbeit, von der man kaum weiß, ob Araber oder Christen sie gefertigt haben, so sehr durchdringen sich die wechselvollen gothischen und maurischen Formen, und Alles leuchtet von den brennendsten Farben. Der Kapitelsaal selbst aber, dessen Wölbung ganz in goldenem Glanze strahlt, und von welcher zahllose Stalaktiten herunter zu hängen scheinen, hat nur einen Raum, der ihm annäherungsweise gleicht, den ehrwürdigen großen Saal des venetianischen Dogenpalastes; ernst und würdig schauen im Kreise herum in doppelter Reihe die Bildnisse der Kirchenfürsten auf den Besucher herunter. Dem Eingange gegenüber steht erhöht der erzbischöfliche Stuhl, bedeckt mit den reichsten Sculpturen und überragt von einem schönen Bilde, der Krönung Marias. Zu beiden Seiten erheben sich mehrere Rang hoch schön geschnitzte Chorstühle, und die Wände sind bedeckt mit fünfzehn merkwürdigen historischen Bildern Johans von Burgund. Ein stolzer, feierlicher Raum!

Schon vorhin erwähnte ich des Reichthums der Kathedrale von Toledo an edlen Metallen. – Neben einer Anzahl silberner und goldener Gefässe, neben den vielen Gewändern der heiligen Jungfrau, die so mit Perlen und Diamanten bedeckt sind, daß man zwischen ihnen durch keinen Faden des Gewebes sehen kann, ist in der That sehr bemerkenswerth eine Monstranz von Gold und Silber, woran der

Metallwerth nicht gegen die riesenhafte Arbeit in Betracht kommen kann. Wie man uns erzählte, haben drei Generationen einer Goldschmiedsfamilie, der Vater, der Sohn und der Enkel, ihr ganzes Leben auf diese Arbeit verwandt. – Auch an alten Bildern ist die Kirche sehr reich, doch sind sie mit Ausnahme der Altarblätter so unvortheilhaft aufgehängt, daß es selbst für einen Kenner, der ich nicht bin, unmöglich wäre, sie mit Vortheil zu betrachten.

Die vielen Grabdenkmäler in der Kirche sind von großer und angenehmer Wirkung für den Umherwandelnden; an den stillen marmornen Erzbischöfen können die Blicke ausruhen, wenn sie geblendet von dem Glanze des Goldes und dem ungewissen Leuchten und Schimmern der Glasmalereien einen stillen Winkel suchen. Und das Ausruhenlassen der Blicke und Gedanken kann man schon brauchen, nachdem man ein paar Stunden lang umher gewandelt. Man fühlt sich ermüdet, übersättigt von dem, was man gesehen, und braucht eine Restauration; und ich für meine Person fand diese in der großen Kirche öfters, wenn ich mich in einen finsternen Winkel niedersetzte, das Gesicht in die Hände verbarg, und so die Ruhe auf mich einwirken ließ.

Auch ein Spaziergang in den prachtvollen Kreuzgängen, welche an den Dom stoßen, thut so wohl und erfrischt. An der Thür warfen wir noch einen Blick rückwärts in den dämmernden Raum, die ganze Kirche funkelt vor dem Auge wie ein Kaleidoskop; die Kerzen am Hochaltare schimmern gleich rothen Funken und wie durch Nebel zu uns herüber. Hinter dem Chore liegt der ganze gewaltige Raum noch dunkler; und oben ganz in der Höhe läßt ein offenes Fenster einen Lichtstrom hereindringen, auf welchem der Staub sich mit Behagen schwingt, und dessen Strahl eine

erhabene Marmorfigur trifft, die im allgemeinen Halbdunkel hell leuchtend und wie verklärt dasteht. Drunten vor dem Altar ist der heilige Dienst zu Ende, die Priester ziehen sich, die Kniee beugend, zurück; von der Orgel herab sausen und brausen nur noch einzelne Töne. Man hört die Wegeilenden leise husten und sich räuspern; die Tritte ihrer Füße schlurfen auf dem Pflaster. Einer, der an uns vorbeigeschritten ist, hebt den schweren Vorhang an der Kirchenthür in die Höhe, ein gewaltiger Strom des scharf glänzenden hellen Tageslichtes dringt plötzlich herein, beleuchtet das reiche Schnitzwerk der Thür, deren Figuren aus der biblischen Geschichte Centauren, Liebesgötter, Laubgewinde und Arabesken umgeben, sowie auch die schweren Formen zweier Weihwasserbecken dicht neben uns. Und dieses Licht, welches hereinblitzt, läßt die Kirchenschiffe noch ernster und dunkler, ja, fast unheimlich erscheinen.

Gern verlassen wir die Kathedrale und erfreuen uns draußen an der Tageshelle, an dem goldenen Sonnenstrahle, der sich an den schlanken Pfeilern des Kreuzganges herumwindet, der an den durchbrochenen Fenstern hier glänzende Lichter aufsetzt, und gleich nebenan tiefe Schatten hervorruft. Doch, nachdem wir uns lange in den dunkeln Räumen der Kirche aufgehalten, steigen wir gern auf den Thurm hinauf, um einen Blick auf Toledo und die umliegende Landschaft zu thun.

Dieser Thurm hat drei Theile, und seine Breite läßt ihn weniger hoch erscheinen, als er wirklich ist. Der untere Theil ist ein Prisma mit viereckiger Basis, von Strebepfeilern an den Ecken flankirt und die glatten Flächen ganz mit gothischem Maßwerk überdeckt; oben führt ein reich durchbrochenes Steingeländer um die Terrasse, aus der

sich der zweite Theil mit achteckiger Basis erhebt, welcher in zwei Stockwerke mit je acht reichgegliederten Spitzbogenöffnungen zerfällt, und um den sich eine Menge Fialen und Spitzsäulen gruppieren. Früher mag sich dieser Theil weit zierlicher ausgenommen haben; denn die Durchsichtigkeit hat sehr abgenommen durch eine Masse nachher angebrachter Verstärkungspfeiler, die, wo nur Raum war, hinter den freistehenden Streben aufgeführt wurden. Die Pyramide zu oberst, die den dritten Theil bildet und sich schnell verjüngt, hat eine eigenthümliche Zierde durch drei Gürtel von wagrecht in die Luft starrenden Spitzen erhalten, die, an und für sich von beträchtlicher Größe, ganz die Wirkung einer dreifachen mächtigen Krone machen. Der ganze Thurm, von der Sohle bis zum Kreuze, hat eine Höhe von dreihundert dreißig Fuß. Die Treppen, welche hinauf führen, sind sehr bequem, und man gelangt ohne große Mühe bis an den durchbrochenen Theil des Thurmes, wo die schon erwähnte berühmte Glocke von Toledo hängt. Allerdings hat diese eine anständige Größe, doch glaube ich, daß das Sprüchwort übertrieben ist, nach welchem unter der Campana fünfzehn Schuster im Kreise nicht nur sitzen können, sondern mit langgezogenem Zwirn frischweg nähen, ohne daß einer den andern genire.

Von hier oben hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt. Toledo liegt rings um uns ausgebreitet und sieht noch von hier oben besonders ehrwürdig aus. Es ist ein stattlicher Steinhaufe in grauer und gelblicher Farbe, und wenn man den Umfang bettachtet, so begreift man wohl, daß Toledo statt der 15,000 Menschen, die jetzt hier leben, früher

eine vier- bis sechsfache Zahl beherbergen konnte. Eigenthümlich ist der Anblick auf die Dächer und Terrassen; vielfach sieht man auf den letzteren noch einen kleinen Aufbau von Säulen und Bogenfenstern, durch welche man den frischen Luftstrom genießen und weit hinaus in das Land lugen konnte. Diese Aufbauten nehmen sich auf den grauen Mauern wie eine eigene Stadt auf den Dächern aus. Auch mehrfache Überbleibsel aus der Maurenzeit entdeckt man hier oben, und kleine Kuppeln, die sich, von unten gesehen, scheinbar ängstlich zwischen den hohen trotzigen christlichen Thürmen verbergen, treten hier frei zu Tage; überhaupt entdeckt man von der Gallerie des Thurmes eine Menge hervorragender Bauwerke, die in dem Labyrinth der engen Gassen verschwinden.

Einer der Geistlichen der Kirche, ein freundlicher alter Mann, der zu unserem Glücke geläufig Französisch sprach, hatte uns hinaufbegleitet, und nannte uns gern einzelne hervorragende Punkte der Stadt. Ziemlich deutlich sahen wir auch von hier, wie der Tajo dieselbe auf drei Viertheilen ihres Umfanges umkreist; weit über die öde Fläche daher, welche wir gestern geritten, schlängelt er sich in einem grünen Streifen, wie eine langgezogene Oase in der Wüste, und bricht sich dicht vor der Stadt einen Weg durch gewaltige Granitmassen, statt, wie er wohl gekonnt hätte, quer über die Sandebene gemächlich weiter zu laufen, — ein schönes Bild jener alten echten Ritterlichkeit, die auch Kampf und Tod aufsuchte und sich den entgegentretenenden Hindernissen frisch und muthig entgegenwarf.

Vor uns, entlegen vom Felsenufer des Flusses, sehen wir einen mächtigen Bau aus dem sechszehnten Jahrhundert,

das Thor von Bisagra. Auf der anderen Seite der Stadt befindet sich die St.-Martinsbrücke, und derselben gegenüber auf dem verlängerten Tajoufer ein mächtiger gothischer verfallener Bau, der Mirador des unglücklichen Königs Roderich.

Bemerken Sie wohl, sagte unser Geistlicher, den alten grauen Thurm in der Nähe der Martinsbrücke; er ist mit Inschriften bedeckt, und an ihm kleben zerbröckelte Mauerreste, die man am Ufer des Tajo hinab verfolgen kann, welche ehemals einen stattlichen Palast umschlossen, der dem Grafen Julian gehörte; von seinem Mirador aus sah König Roderich diesen Palast, und in demselben die schöne Tochter des Grafen. Unten am Wasserspiegel des Tajo sieht man heute noch die Überreste eines anderen Thurmes, wo die Grafentochter ihre Bäder hatte, und wo sie vom Könige überrascht und verführt wurde, worauf der erzürnte Vater, um diese Schmach zu rächen, die Mauren aus Afrika herüberrief und so sein Vaterland in die Hände der Ungläubigen lieferte.

Welche Bilder, welche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Trümmerhaufen! Eigenthümlich ist es, daß der Name der Grafentochter verloren ging und später erst die Araber wieder, wohl aus Dankbarkeit, ihrer in Romanzen gedachten; dort nannten sie sie aber die Caba, ein verlorenes Mädchen.

So hat hier jeder verfallene Thurm, jeder Trümmerhaufe, jeder Stein seine Sagen und Geschichten und unzählig sind diese maurischen und mittelalterlichen Trümmer, die überall zerstreut liegen, deren Bedeutung aufzuschreiben gewiß höchst interessant wäre. Selbst im Flußbett des Tajo sieht man eine Menge Ruinen, Brückenpfeiler, Überreste

von Thürmen, ja, die Mauern eingestürzter Paläste mit leeren Fensterhöhlen, von denen Niemand genau etwas weiß, als daß sie seit Menschengedenken so da gestanden.

So war es Nachmittag geworden, und da wir, um nichts von der kostbaren Tageszeit zu verlieren, unser Diner auf sechs Uhr Abends bestellt hatten, nahmen wir in unserer Fonda ein einfaches Frühstück von hartgesottenen Eiern und Schinken und folgten darauf wieder unserem Führer zu der oben erwähnten St. Martins-Brücke, von wo wir bei klarem Himmel und heiterem Sonnenscheine noch einen Spaziergang um die halbe Stadt machen wollten. Diese Brücke, über die sich wie einer ihrer Bestandtheile ein schlanker Thurm erhebt, ehrwürdig durch sein hohes Alter und Träger einiger arabischen Inschriften aus grauer Vorzeit, übersetzt mit zwei gewaltigen riesenhaften Spitzbogen und zwei kleineren die tobenden Wasser des Tajo. Mehrmals durch Überschwemmungen und in Folge der Kriege zerstört, wurde sie ebenso oft wieder erneuert, um den Zugang zur Stadt unter dem niedern Bogen des Thurmes durch, an dem heute noch der kaiserliche Doppeladler prangt, wieder herzustellen, aber auch die letzte Wiederherstellung unter dem Erzbischof Pedro Tenorio sollte durch etwas besonderes bezeichnet sein. Während der Architekt den Hauptbogen derselben vollendete und man die hölzerne Gewölbrüstung zu entfernen sich anschickte, entdeckte er, daß durch irgend einen Fehler der Konstruktion der Einsturz dieses Bogens die unausweichliche Folge sein würde. Der trostlose Künstler vertraute diesen entsetzlichen Kummer seiner Frau, die sogleich, anstatt ihre Klage mit der ihres Mannes zu vereinigen, auf Mittel sann, seine Ehre zu retten. In der Nacht legte sie, unterstützt von

einer ergebenen Magd, im Geheimen Feuer an die Holzunterlage, die Flammen griffen um sich und Gerüst und Bogen stürzten in die Tiefe. Jedermann fand darin ein unvermuthetes Unglück und nicht die Schuld des Erbauers, und dieser wurde aufs Neue mit dem Wiederaufbau, der dießmal auch gelang, betraut. Aber die Frau, die dieses beherzte Auskunftsmittel erdacht, wußte das Schweigen nicht zu bewahren und entdeckte, sei es aus Eitelkeit oder aus Gewissensscrupel, ihre That dem Erzbischof, der, großmüthig wie alle erhabenen Geister, der Hingebung dieser muthigen Frau, weit entfernt, sie zu tadeln, das wohlwollendste Lob ertheilte. Etwas Belohnenderes, als diesen Weg um die Stadt, gibt es nicht leicht, obgleich derselbe nur noch kurze Zeit mit der Straße nach dem Süden zusammenfällt. Bei unserem Gang über die Brücke steigt uns zur Seite der imposante nackte Fels des Mirador aus der feuchten Tiefe auf und strahlt die Glut der auf ihn prallenden Sonne auf uns herüber. Gleich über der Brücke zieht sich der Weg links auf die Höhe des andern Tajoufers und zeigt sich als einen eigensinnigen Flußweg, der über Felsplatten, Klippen und Steingeröll bald steil aufwärts, bald ebenso abwärts führt, jetzt auf einem glatten Steinplateau, dann am Rande der Felsen hin. Habe ich doch lange Jahre nichts Schöneres und Malerischeres gesehen, als von hier aus den beständig wechselnden, aber immer malerisch schönen und prächtigen Anblick auf Toledo, namentlich wie derselbe heute Abends war in der wunderbarsten Färbung der Abendsonne. Man geht den Fluß entlang, der tief unter uns in einer Schlucht von fünf- bis sechshundert Fuß Tiefe rauscht und

an dessen uns gegenüberliegendem Ufer sich fast in gleicher Höhe mit uns der platte, nach allen Seiten schroff abfallende Felskegel erhebt, auf welchem die Stadt liegt.

Während man ihn so umwandelt, zeigen sich bei jedem Schritt neue und immer schönere Bilder unserem entzückten Auge. Bald fesseln uns die wilden Felsen, an deren Rande wir stehen, mächtige kahle Steinplatten, aber von herrlich warmer rother und gelber Färbung mit dem mageren Grün einzelner größerer Buxbaumsträucher, welche hier und da in den Fugen wachsen. Diese Felsen in den wunderlichsten Formen dehnen sich nach allen Seiten aus, sich rückwärts an die trostlose Ebene anschließend; vor uns bilden sie tiefe, zackige Spalten, in welchen der grüne Tajo rauscht und schäumt. Schatten bedeckt schon seine Fluthen und ebenso die gegenüberliegende Felswand, die oben mit dem eigenthümlichsten Durcheinander von Bauwerken gekrönt ist. Zwischen altem Gemäuer und zerstörten Thürmen hat sich ein Neubau eingenistet, dessen Fenster glänzen und strahlen. Alte Festungswerke, die den Abhang hinabklettern, scheinen wegen ihres moosbedeckten Gesteins mit den Felsen, an welchen sie kleben, zu Einer Masse verwachsen zu sein. Über diese hinauf bauen sich staffelförmig die Häuser der Stadt in dem bunten Allerlei von Bauwerken so vieler Jahrhunderte, die wir schon früher beschrieben; aber der helle Sonnenschein, der darauf lagert, gleicht alles das aufs freundlichste aus und gibt den Terrassen und Hohlziegeldächern, den Kuppeln und Thürmen die gleiche glühend röthliche Färbung.

Langsam gehen wir vorwärts, und langsam scheint sich die Stadt vor uns zu drehen, während wir sie umwandeln, und führt uns immer neue malerische Bilder vor Augen. Ist

es nicht eine gezackte Mauer, die tief hinabgeht bis zum Wasserspiegel, so ist es ein trotziger Thurm, der so keck auf einem Felsenvorsprunge steht, daß man sich wundert, wie ihn nicht schon lange der Wind hinabgeweht. Bald sinken die Häusermassen Toledos vor unserem Blicke scheinbar zusammen, bald steigen sie wieder hoch empor, je nach unserem Standpunkte; aber immer liegt die alte ritterliche Stadt vor uns, gleich schön und prächtig, bei jedem Schritt für Maler und Zeichner die verschiedensten und dankbarsten Aufgaben zu zeigen. Von der Kathedrale sieht man den Thurm auf dem ganzen Wege; nur zuweilen zeigt sich die niedrigere Kirche zwischen den Häusern, um aber beim Weiterschreiten unserem Blicke bald wieder zu verschwinden. Fast beständig haben wir dagegen die gewaltigen Massen des Alcazars vor uns, der hoch emporragt über die Stadt, Alles beherrschend.

Der Fußpfad selbst, auf dem wir gehen, wird mit jedem Schritte malerischer und interessanter. Wir haben das Felsplateau verlassen, ein Hohlweg nimmt uns auf, in dem wir auf schlüpfrigen Steinen abwärts steigen, und wir sehen eine Zeit lang nichts als graue Mauern zu beiden Seiten und einen schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels über uns. Jetzt bemerken wir zu unserer Linken eine kleine, offene Pforte, wir treten hinein und befinden uns auf einer Terrasse, von deren Stützmauern es Hunderte von Füßen steil in den Tajo hinabgeht. Die Brustwehr hat eine Veranda, zwischen deren Säulen hindurch, und von ihnen gleichsam eingerahmt, wir eine neue köstliche Ansicht der gegenüberliegenden Stadt haben. Niemand stört uns hier, als wir uns, im Anschauen versunken, auf der Brustwehr

niederlassen; denn Terrasse und Veranda ist nicht Privat-Eigenthum, sondern gehört zu einer kleinen Kapelle, die im Hintergrunde in den Felsen gehauen ist, deren Thüren weit offen stehen, welche uns einen kleinen, mit Heiligenbildern und Goldflittern ausgeputzten Altar zeigen, und ein einfaches Christusbild, bei dem die ewige Lampe brennt, heimlich und traulich in dieser Einsamkeit. Neben dieser Kapelle ist kunstlos eine flache Schale in den Stein gehauen, in welche aus dem Felsen ein Strahl frischen, klaren Wassers hineinsprudelt. Leider können wir uns nicht zu lange hier aufhalten, denn die Sonne ist schon stark hinabgesunken, und wir haben noch ein ziemlich Stück Weges bis zur Brücke von Alcantara. Bald haben wir den Hohlweg verlassen, überschauen abermals von der Höhe die ganze Stadt und folgen nun unserem schmalen Pfade, der uns rechts in das Land hineinführt; an den Felsplatten weg steigen wir ziemlich steil abwärts und haben nach wenigen Minuten ein stilles und einsames Thal erreicht, so still und völlig abgeschieden, daß man glauben sollte, meilenweit um uns her seien nicht die Spuren einer menschlichen Wohnung. Die Wände dieses Thales sind mit dichten Buxbaumsträuchern bedeckt, was dem Auge sehr wohl thut im Gegensatze zu den kahlen gelben Felspartieen, die wir soeben verlassen. Der Boden, ist mit grünen Kräutern und frischem Grase bedeckt, und eine reichliche Quelle entspringt hier und befruchtet rings umher das Erdreich. Wenn die einfache Steinbank neben der Quelle erzählen könnte, wir würden von diesem Platze viel Interessantes erfahren; denn ich bin überzeugt, daß sich bei den vielen und langen Belagerungen, welche Toledo zu bestehen hatte, hier an diesem abgeschiedenen und doch so nahe bei der Stadt liegenden

Orte jedesmal ein Theil des feindlichen Lagers verschanzte und daß Thal und Quelle abwechselnd das christliche Kreuz und den Halbmond sahen. Doch schon ist Alles hier mit tiefem Abendschatten angefüllt, und es treibt uns die Höhe hinan, auf deren Rande wir Sträucher und Gräser vom letzten Strahl der Sonne vergoldet sehen. Hier oben ist ein prächtiger Sitz, eine breite Felsplatte, die uns so freundlich zum Ausruhen einzuladen scheint, daß wir nicht widerstreben können. Sehen wir ja doch das Ziel unserer heutigen Wanderung, die Brücke von Alcantara, ganz in unserer Nähe, und es fesselt uns ja auch der Gedanke, daß wir das prächtige Toledo von diesem Punkte aus so schön beleuchtet wohl nie in unserem Leben mehr wiedersehen werden.

Wenn man Toledos Lage betrachtet, so begreift man leicht, welche wichtige Rolle die Stadt in der alten Kriegsgeschichte Spaniens gespielt. Für die damalige Zeit, für die einfachen Angriffsmittel, welche die frühere Kriegskunst bei Belagerungen bot, war Toledo durch seine natürliche Lage beinahe unzugänglich. Wie schon bemerkt, ist der Felsen, auf welchem die Stadt liegt, nach der Flußseite so hoch und steil und obendrein durch die Schlucht, in welcher der Tajo fließt, wie durch einen ungeheuren Graben geschützt, daß man hier fast keine Vertheidigung, nur eine Bewaffnung brauchte. Auf der Landseite ist die natürliche Felsmauer allerdings weniger steil und hoch, dagegen die Ausdehnung dieser Fronte so gering, daß die Belagerten all ihre Kraft auf diesem Punkte vereinigen konnten, um mit geringem Verluste Sturm um Sturm abzuschlagen. Daß

dieß häufig geschah und die Stadt sich überhaupt aufs hartnäckigste vertheidigte, lesen wir in den Büchern der alten Geschichtschreiber.

Ich kann hier nicht umhin, dem Buch eines jüngeren Beschreibers der Stadt Toledo, unserem verehrten Rochau, dessen nicht genug zu empfehlendes »Reiseleben in Spanien« ich selbst bei meinen Ritten in der Satteltasche bei mir führte, nachfolgende kurze, gedrängte Beschreibung der Kämpfe um Toledo zu entnehmen.

Toledo war eine von den wenigen Städten, die sich gegen die Araber tapfer vertheidigten; es wurde erst zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera erobert, und wie es scheint, nur mit Hülfe der Einverständnisse, welche die Saracenen mit der zahlreichen jüdischen Bevölkerung anzuknüpfen wußten, die sich für die Mißhandlungen mehrerer Jahrhunderte und für die zuletzt erzwungene Scheinbekehrung zum Christenthum zu rächen hatte. Meister Toledos, gaben die Araber den Juden Gewalt und Waffen in die Hand, um sich eine starke Besatzung zu ersparen. Toledo blieb indessen während der ganzen Dauer der arabischen Herrschaft die aufrührerischste Stadt des ganzen Landes, es war das Barcelona des damaligen Spaniens. Die Stärke seiner Bevölkerung, ihre Zusammensetzung aus drei Glaubens- und National-Parteien, die an Zahl nicht viel von einander verschieden sein mochten, und das Vertrauen auf die Festigkeit der Stadtmauern, alle diese Ursachen wirkten zusammen, um Toledo in einem fast beständigen Zustande des Krieges und der Empörung zu erhalten. Der Chalif Hakem, der Enkel Abderrhaman's, benutzte endlich irgend einen Kriegslärm als Vorwand, um auf einem hochgelegenen Punkte der Stadt, an der Stelle, wo

die heutige Christophskirche steht, eine Burg zu bauen, die ihm die Unterwürfigkeit der Stadt gewährleisten sollte. Zur Feier der Vollendung dieses Baues, welchen man den Tolodanern nicht aufgezwungen, sondern aufgeschwatzt hatte, wurde ein großes Fest in der neuen Citadelle veranstaltet, zu welchem der Chalif oder sein verantwortlicher Minister einen großen Theil der Bürgerschaft einladen ließ; aber von fünftausend Gästen, die im fröhlichen Getümmel durch das Thor der Burg gezogen waren, kehrte kein Einziger in die Stadt zurück: sie wurden bis auf den letzten Mann erschlagen und in einer großen Grube verscharrt, die man zu diesem Zwecke von vornherein in Bereitschaft gesetzt hatte. Diese energische Regierungshandlung schaffte denn wirklich auch einige Zeit Ruhe; aber schon 834 brach ein neuer Aufstand aus, der trotz der Citadelle erst vier Jahre später durch den Hunger gedämpft werden konnte, so daß klar wurde, die Maßregel des Chalifen Hakem oder seines verantwortlichen Ministers sei doch im Grunde nur eine halbe gewesen, und die Regierung habe das Wohl des Staates durch unzeitige Großmuth Preis gegeben. Ob sich nun der Chalif und sein Kabinet jene Lehre zu Nutze gemacht, und ob sie bei der nächsten Gelegenheit zehntausend der unruhigen Köpfe von Toledo haben abschlagen lassen, davon erinnere ich mich nicht gelesen zu haben.

Im Anfang des elften Jahrhunderts verlegte der Statthalter Mahomed's auf Erden seinen Fürstensitz nach Toledo, und fünfzig Jahre später wurde die alte Residenz der gothischen Könige von Alphons VI. zurückerobert, der zu diesem Ende einen förmlichen Kreuzzug ausgeschrieben hatte, an welchem Ritter und Reislige aus allen Ländern der Christenheit Theil nahmen.

Vergebens rückten die Saracenen später zu wiederholten Malen mit unermeßlicher Heeresmacht vor Toledo; diese Stadt blieb hundert und fünfzig Jahre lang das Bollwerk Castiliens gegen das Volk Ismael's, bis die Araber durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden, deren Pässe sie während der letzten dreihundert Jahre ihres Reiches in Spanien kaum noch in einzelnen unbedeutenden Streifzügen überschritten.«

Die Sonne war schon längst am Horizont verschwunden, als wir nach der Stadt zurückkehrten und, aufwärts durch die steilen Gassen kletternd, unsere Wohnung erreichten. Da die Wohnungen, wie ich schon früher bemerkt, meist hinten hinaus, dem Hofe zu liegen, so sieht man bei Abend auf der Straßenseite wenig erleuchtete Fenster, was die Straßen still und trübselig macht; auch begegneten wir sehr wenig Menschen. Die schweren Hausthore waren verschlossen, und nur hier und da bemerkten wir einen Diener oder eine alte Frau, welche den Brasserio für den abendlichen Gebrauch mitten auf die Straße gestellt hatte und mit einem Wedel die Kohlen anfachte, so daß man in der Dunkelheit die Funken weit umher fliegen sah. Zu Hause glühte ebenfalls der Brasserio, flackerten die dreiarmigen Leuchter, und dort fanden wir den Tisch gedeckt, auf dem alsbald unser bescheidenes Diner aufgetragen wurde. Natürlich ist, sobald der Abend hereingebrochen, der Fremde in Toledo auf seine Stube angewiesen. Das Theater war wirklich zu schlecht, die Kaffeehäuser eng, trübselig und finster, und ein ziemlich kalter Wind, der an den Felsen herfegte, ließ selbst keinen Spaziergang auf den Marktplatz zu. Ich gestehe auch, daß wir von der heutigen Tour ziemlich ermüdet waren und uns deßhalb bald in unsere

Schlafgemächer zurückzogen. Vorher nahmen wir übrigens noch freundlichen Abschied von unserem lieben Reisegefährten Herrn W., den seine Geschäfte schon am anderen Morgen nach Madrid zurückriefen. Er hatte sich für den Eilwagen einschreiben lassen, der ungefähr zehn Stunden zur Fahrt von hier nach der Hauptstadt braucht, wobei man Aranjuez rechts liegen läßt.

Am anderen Morgen gingen wir nach der Kirche San Juan de los Reyes, einem schönen Denkmal gothischer Kunst aus den Zeiten Ferdinand's und Isabella's, zum Dank für den Sieg über die portugiesischen Waffen bei Toro erbaut. Das Innere der Kirche, mit vielen Bildhauer-Arbeiten geschmückt, unter welchen sich übrigens große Kunstwerke befinden, ist hier und da etwas überladen, wie dieß Eigenthümlichkeit der Bauwerke des sogenannten *gothique fleuri* ist; schön in Kreuzform geordnet mit hoch oben angebrachten Fenstern sind die Wände mit der feinsten Steinfiligran-Arbeit bedeckt, ein breiter prachtvoller Fries, der sich unter den Fenstern rings herum zieht, trägt immerwährend die Inschrift *Ferdinandus et Ysabella*, und das gekrönte F und Y begegnet dem Auge auf allen Schildern, unzählige Heiligenstatuen mit zierlichen Baldachinen überdeckt, stehen in langen Reihen zwischen großen Wappenschildern, so daß fast nirgends die glatte Wandfläche sichtbar bleibt. Der oben erwähnte Fries erweitert sich an einem der Kreuzpfeiler zu einer um denselben herlaufenden freischwebenden Gallerie, welche die schönste Kanzel bildet, die wohl gedacht werden kann; in reich ornirten Bogen überdeckt das Gewölbe diesen reizenden Raum, der, obwohl von keiner besondern Ausdehnung, doch zum Prächtigen gehört, was in Kirchenbauten in Spanien zu finden sein wird.

Ist die Kirche reich und mannigfaltig, so ist es noch mehr der daranstoßende Kreuzgang, in dem ebenfalls Statuen in Menge auf wunderschönen Untersätzen sich an die Strebpfeiler anlehnen; halbverfallen, wie er leider ist, gibt er mit den üppigen Rankengewächsen, die zu den schlanken, von dem feinst durchbrochenen Maßwerk ausgefüllten Fenstern hereinwuchern, ein Bild von unbeschreiblich malerischer Wirkung. An den Außenwänden sieht man eine traurige Merkwürdigkeit: eiserne Fesseln nämlich in langen Reihen aufgehängt, welche man den Mauren in Granada abgenommen, und welche sie christlichen Sklaven anzulegen pflegten; es sind Ringe, durch schuhlange dicke Eisenstäbe verbunden, und müssen dem Ansehen nach von außerordentlicher Schwere sein.

Bei der Kirche San Juan beginnt ein Stadtviertel, welches man in dem eng begränzten Toledo, dessen schmale Gassen und zusammengedrängte Häuser uns deutlich gezeigt, wie sehr man bemüht war, hier auf dem Felskegel jeden Schuh breit des kostbaren Raumes gehörig zu benutzen, nicht vermuthet, leere, öde Stätten nämlich, mit Trümmerhaufen aller Art bedeckt und von alten Wohnhäusern umgeben, die trotz ihrer Armseligkeit in Bauart und Form so echt maurisch sind, daß man glaubt, irgendwo in einem syrischen Orte zu sein. Ob die Kriege hier ihre verwüstenden Spuren hinterlassen, oder große Feuersbrünste, oder ob hier ein maurischer Herrscher ehemals Gärten und Badanlagen besaß, wer weiß das? Der weite Platz ist öde und leer, aber trotzdem interessant und malerisch. Schutthaufen liegen überall umher, deren Geröll sich in langen, schrägen Linien bis an den Tajo hinunterzieht. Die hellgelben Gebäude, von

denen ich oben sprach, scheinen sich wie scheu zurückgezogen zu haben, um mit ihrem luftigen Aufbau die wüsten Stätten ängstlich zu betrachten. In diesem Stadtviertel muß sich das Maurenthum am längsten erhalten haben; heute gehört es zum Judenquartier, und da wir unserem kundigen Führer folgten, so zeigte er uns in jedem scheinbar bauwürdigen Gebäude, oder hinter jeder Mauer, wo wir höchstens eine alte Scheuer erwarteten, einige schöne Denkmäler altarabischen Glanzes. Nachdem wir an einem derselben angeklopft, öffnet sich uns ein altes, zusammengeflicktes Thor, und wir treten in einen Hof, in dessen Hintergrunde sich ein Gebäude erhebt, das schon von Außen durch seine Form etwas verspricht. Wie sind wir aber überrascht, als wir nun diesen Raum betreten und die reichen Knäufe auf den achteckigen Pfeilern sehen, welche die Bogen tragen, die in zierlicher Hufeisenform von einem zum andern gesprengt sind. Die Bogenstellungen trennen das Gebäude in drei Schiffe und tragen noch viele Spuren von Vergoldung, bunter Malerei und Stukkatur. An den Wänden und Säulenschäften die zierlichsten Arbeiten in glänzenden, alle Farben zeigenden Fayence-Platten! Leider war in diesem Raume arg gehaust worden. Die Decken sind herabgefallen und die rohen Sparren schauen herein. Die Malereien waren größtentheils zerkratzt und abgeschlagen, und in den Ecken lagen ganze Haufen der kostbarsten Azulejos, wo wir uns für ein paar Realen nach Belieben herauslesen durften. Heute heißt dieser Bau Santa Maria la blanca, und war einst die Hauptsynagoge von Toledo.

Nahe bei diesem Bauwerke, in dem von außen ganz unscheinbaren Hause, von welchem ich oben sprach, befindet sich die andere, frühere jüdische Synagoge, ein schöner Raum, ebenfalls im besten maurischen Styl und dabei vortrefflich erhalten; man erkennt noch deutlich den prächtigen Plafond mit Boiserieen, mit ihren Vergoldungen in herabhängenden Tropfen wie Eiszapfen und Versteinerungen aussehend. Überhaupt ist diese Decke noch vortrefflich erhalten und von einer wunderschönen aus dem Achteck entspringenden Eintheilung, zierlicher, sternförmiger Casaturen, die nach der Mitte ansteigen. In den Ecken sind noch Überreste der wunderbaren arabischen Bogen, in unzähligen Höhlungen durchbrochen, die ihnen das Ansehen von Bienenzellgeweben verleihen. Von unten sind die Seitenwände bis auf Mannshöhe noch mit gut erhaltenen Azulejos bedeckt, an diese schließen sich die zierlichen Stuckarbeiten an; doch ist leider die frühere Malerei auf denselben verschwunden, und man sieht deutlich, daß die ganze herrliche Fläche von Vandalenhänden weiß übertüncht wurde. Auf den beiden kurzen Seiten des langen Saales befinden sich oben in der Höhe kleine Räumlichkeiten, welche durch die bekannten kunstreichen maurischen Gitter von dem Saale selbst abgesperrt waren. Diese Gitter sind das Zierlichste, was man sehen kann, gerade goldene Linien, die sich so unglaublich verschlingen und umwenden, daß das Auge kaum folgen kann, und so in den Zwischenräumen die zierlichsten Figuren, meistens Achtecke oder Sternchen, bilden. Hier und da sieht man in der Stuckarbeit noch Spuren von Inschriften, die aber ebenfalls durch weiße Tünche fast ganz zugedeckt und vertilgt sind. Heute

ist diese Kirche dem San Benito Abad geweiht, und wird gemeinhin el Transito genannt.

Über den öden Platz, in welchem die Synagoge liegt, gehen wir abermals und kommen nach kurzer Zeit an dem schönen arabischen Thurme, Santo Tomé, vorbei wieder in belebte Stadtviertel und endlich auf den Sammelplatz des Toledaner gewerblichen Lebens den Zocodover. Dieser kleine Marktplatz zeigt ebenfalls noch deutlich seinen maurischen Ursprung, er ist von regelmäßiger Form mit kleinen Häusern umgeben, deren jedes von dem andern verschieden ist. Aber an fast allen entdecken wir etwas, das die Zeit seiner Erbauer verräth; hier ein paar schlanke Säulen, welche einen Balkon mit zierlicher Brüstung tragen, dort einen zugemauerten Bogen in Hufeisenform; an jenem Hause ein paar schmale vergitterte Fenster, in dem anderen daneben einen zierlichen Hof mit Mosaikpflaster, einem kleinen Springbrunnen und offenen Arcaden. Leider dient er nicht mehr den Zwecken, zu denen ihn seine Erbauer bestimmt, und verschwunden sind Weiber und Kinder, die sich ehemals beim Klange des Saitenspiels einem süßen Nichtsthun hingaben. In den Ecken, wo früher Teppiche und Polster lagen, erblickt man jetzt Pferdegeschirr unordentlich durch einander geworfen, und aus dem Hause selbst klingen statt der Guitarrenklänge taktmäßige Ambossschläge zu uns herüber.

So sind fast alle Häuser des Zocodover, wo ehemals die alten Geschlechter wohnten, aufs prosaischste umgewandelt, und den heutigen Bedürfnissen entsprechend, reihen sich hier Werkstätten und Kramläden an einander. Dadurch ist nun freilich der Platz belebt, und interessante Bauerngruppen aus der Mancha, die rothe wollene Decke auf der

Schulter, den spitzen Hut auf dem Kopfe, besorgen ihre Einkäufe oder stehen plaudernd und Cigarren rauchend bei einander, während ein paar Reiter aus dem toledaner Gebirge in ihrem bunten, malerischen Costüme, welches ans Andalusische erinnert, mit Messern und langen Flinten bewaffnet, über den Zocodover galoppiren und lustig nach diesem oder jenem Fenster hinaufgrüßen, wo sich ein Paar blitzender Augen unter einer schwarzen Mantille sehen läßt. – Der Platz ist mit Bäumen bepflanzt und mit Steinbänken von sehr alter Form versehen, die wir beim kleinsten Sonnenstrahle, der sich auf den Platz schleicht, auch jetzt im Winter fast immer besetzt fanden. Freilich war vom schönen Geschlechte nicht viel zu sehen, vom andern dagegen ganze Reihen bleichsüchtiger Seminaristen in langem schwarzem Rock, die hier unbeweglich saßen, wie Krähen auf einer Stange.

Auf der südlichen Seite des Zocodover, ungefähr in der Mitte, befindet sich ein großer Thorbogen, hinter welchem die gepflasterte Straße steil wie ein Dach den Tajo hinab fällt. Wir folgen ihr einige Schritte, denn hier befinden sich zwei der merkwürdigsten Bauwerke von Toledo: das Spital von Sta. Cruz, links dicht an der Straße, von welcher ihr Vorhof durch ein äußerst kunstreiches Gitter getrennt ist: rechts eine Kaserne, neben welcher sich ein altes Latenthor befindet, durch welches der Weg zu dem mit Recht berühmten Alcazar von Toledo führt.

Kaum ist man aus dem Thorbogen getreten, so zieht die Façade des Spitals die Blicke unwiderstehlich auf sich und nachdem man die Schwelle des den Vorhof umgebenden Eisengitters überschritten, bleibt man gefesselt stehen; das Gebäude imponirt nicht durch seine Größe, aber sogleich

erkennt man, daß man etwas ganz Ungewöhnliches vor sich hat. Aus der ersten Zeit der Renaissance stammend, ist ein Reiz über die Verhältnisse des Ganzen und der Einzelheiten ausgegossen, der bei genauer Betrachtung zur Bewunderung hinreißt. Der Haupteingang, eine viereckige Thüre mit darüber angebrachter Halbkreisbekrönung und seine nächsten Umgebungen sind von einer Feinheit des Verständnisses und einer Zartheit der Ausführung, die ihn zu einem der hervorragendsten Erzeugnisse dieser Kunstperiode machen. Nachdem man das geräumige Vestibüle durchschritten, gelangt man in einen weiten Hof mit zwei Bogenstellungen über einander von sehr gut abgewogenen Proportionen, aber bei einer Wendung rückwärts trifft der Blick auf die Haupttreppe, die in drei Armen von dem Hofboden zum oberen Stock führt und ein Ausruf freudiger Überraschung ist die unwillkürliche Wirkung dieses Anblickes. So einfach in der ganzen Anlage, gibt es nichts zierlicheres und wohlverständeneres, wobei das Ornament edler vertheilt und die Einzelheiten künstlerischer durchgebildet sein könnten. Herrliche Säle mit gekrümmten, prächtig geschnitzten Holzdecken liegen um den Hof her und die Kirche im griechischen Kreuz angelegt mit einem schlanken Dom in der Mitte, muß gleichfalls von wunderschöner Wirkung gewesen sein, nun sind leider zwei der Kreuzarme durch eingeschobene Wände davon abgeschnitten und so der Raum verstümmelt. Von dem großen Cardinal Mendoza wurde dieser Bau an der Stelle der alten Burg der Gothenkönige, die besonders von Galafre, dem Vater der berühmten Galiana bewohnt wurde, 1504 gegründet und zu einem Findelhaus bestimmt. Heinrich von Egas, der Sohn des Erbauers der Kathedrale von Toledo errichtete den Bau,

der ihn zu einem der ersten Künstler seiner Zeit erhebt. Nach Durchwanderung aller Räume dieses Hauses, das später ein Spital wurde und heute eine Cadettenschule ist, wandten wir uns, nicht ohne das Bild der herrlichen Treppe, einer wahren Perle, uns noch einmal recht eingepägt zu haben, dem Alcazar zu.

Um ihn sehen zu dürfen, muß man sich die Erlaubniß beim Director der Kriegsschule holen, der in der eben erwähnten Kaserne wohnt und mir eine Art Platzoffizier zu sein schien. Wir ließen uns bei ihm melden, er empfing uns recht wohlwollend und als ihm unser wortführender Architect in einer wohl gesetzten Rede unseren Wunsch vorgetragen, gab er uns eine schriftliche Erlaubniß zum Besuche des Alcazar; doch hatten wir uns damit keinen Führer erworben, der uns zu den prächtigen Ruinen hinausbegleitete, um uns Dieß und Das zu erklären; es wurde uns vielmehr bei Vorzeigung unseres Papiers von einem Manne der Wache nur das vorhin erwähnte Gitterthor geöffnet, und dann mochten wir unsern Weg den Berg hinauf suchen, so gut uns das möglich war. Doch konnten wir nicht fehlen; denn kaum waren wir so weit empor gestiegen, um die Kaserne unter uns zu sehen, so erblickten wir über uns auch schon die gewaltigen Massen des Alcazar, der, von allen Seiten frei stehend, trotzig und ernst in das Land hineinschaut. Dieses ehemalige Schloß von Toledo ist eine der prächtigsten und interessantesten Ruinen. Wer es versteht, kann hier Überbleibsel auffinden von der Baukunst vieler Jahrhunderte, die hier nach einander ergänzten und

restaurirten; ob sich noch Spuren von dem ersten Erbauer, dem Gothenkönig Wamba auffinden lassen, vermochte selbst unser Baumeister nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Gothische, maurische und castilische Fürsten haben den Alcazar der Reihe nach bewohnt und ihn nach dem je herrschenden Geschmacke verändert und ausgeschmückt hinterlassen, eines der seltsamsten Gebäude, die vielleicht jemals existirt. Leider ist hiervon fast gar nichts auf unsere Zeit gekommen; die gewaltigen Kämpfe in und um Toledo legten den größten Theil dieses Schlosses in Trümmer, und so blieb es lange stehen, bis endlich Karl III. den Wiederaufbau unternahm und mit königlicher Pracht vollführte; ihm also hat man die jetzige großartige Ruine zu verdanken. Daß es nur Ruine ist, daran tragen die Spanier selbst die Schuld; denn in den ersten Jahren des Unabhängigkeitskrieges schossen sie den Alcazar in Brand, um die Franzosen daraus zu vertreiben. Da indessen das mächtige Gebäude von würfelförmlicher Form meistens aus festen Granitmauern bestand, so konnte das Feuer dem Äußeren nicht viel anhaben, das denn auch, namentlich in seiner der Stadt zugekehrten Hauptfaçade, majestätisch und großartig aussieht. Hier ist die Mauer des Gebäudes von zwei starken Thürmen flankirt, welche eine äußere Gallerie mit einander verband. Noch deutlich sieht man das kunstvolle steinerne Geländer derselben fast unversehrt an der Vordermauer. Prächtig ist der große innere viereckige Hof und wäre eines Palladio würdig, bietet aber in neuester Zeit ein trauriges Bild der Zerstörung. Die jonischen und korinthischen Säulen, welche die zwei Reihen rings umherlaufender Arcaden tragen, sind vortrefflichster Arbeit, doch stehen nur

die untern noch alle aufrecht, und sind ihre Capitäle theilweise abgeschunden und zertrümmert, die Säulenschäfte vom Rauche geschwärzt und auf mehrere Schuh hoch umgeben von Stein- und Kalktrümmern. Die breiten prächtigen Treppen, welche im Hintergrunde des Hofes nach den oberen Gemächern führten, liegen, da die Vorderwand eingestürzt ist, vor den Augen bloß da, und mancher der marmornen Fußtritte ist aus seinen Fugen gewichen, aus denen nun Gras und Strauchwerk lustig emporgewachsen ist. Steigt man hinauf, so bleibt man oben schwindelnd stehen, denn dort wo man ehemals ein weites Vestibüle betrat, befindet sich nichts mehr, als vier nackte Seitenmauern, die vor uns tief hinab gehen. Die Gewölbe und Platten des Fußbodens sind verschwunden, und an einigen Stellen blicken wir durch zerbrochene Kellerbogen auf den untersten Grund des Schlosses hinab.

Wenn wir nun den Treppen folgen, die uns hinunter in den Keller führen, so erstaunen wir über diese mächtigen unterirdischen Bauten. Der Begriff eines Kellers reicht hier nicht aus; es sind unterirdische Hallen und Säle, die in einem großen Quadrat rings unter dem Gebäude durch einander laufen. Von Seiten der Franzosen wurden sie als Ställe benutzt, und es hatten hier die Pferde mehrerer Regimente Platz. Auch heute noch befindet sich eine kleine Cavallerie-Abtheilung hier, doch nehmen sich die paar Pferde und die wenigen Leute in dem unermeßlichen Gebäude fast unheimlich oder komisch aus. Die letztere Wirkung machten mir zwei dieser Reiter, die auf der weiten Terrasse vor dem Schlosse saßen und singend die Knöpfe ihrer Uniformen putzten. Dieß ist alles Leben und aller

Glanz, die übrig geblieben sind von dem Palaste des reichsten Königs der Christenheit.

Nachdem wir uns ziemlich lange in dem alten Schlosse aufgehalten, auch Baumeister Leins nach Herzenslust gemessen und gezeichnet, traten wir wieder ins Freie und setzten uns, ehe wir wieder zur Stadt hinabstiegen, auf den Rand des Berges, wo wir eine prächtige Aussicht in das Tajothal und auf die weite Mancha hatten, um diese Aussicht zu genießen und dabei einen kleinen Kriegsath zu halten. Da wir nach dem südlichen Spanien wollten, so hatten wir freilich von Madrid aus bis hierher den richtigen Weg eingeschlagen, fanden uns aber, was das Weiterkommen per Eilwagen anbelangte, hier auf jenem Punkte, wo die Welt so zu sagen mit Brettern vernagelt ist. Jede Spur einer Chaussee hört bei Toledo auf, und was an Straßen und Wegen von hier weiter führt, sind äußerst unebene Pfade für Maulthiere und Pferde, höchstens für kleine Bauernkarren. Die große Straße von Madrid nach Sevilla lief freilich nördlich bei Toledo vorbei in einer Entfernung von vielleicht vier Leguas und in der deutschen Heimath hätten wir im gleichen Falle nur dorthin zur nächsten Station zu reisen gebraucht, um einen Platz im nächstankommenden Hauptwagen oder in einer Beichaise zu erhalten. Letztere aber sind für Spanien ganz unbekannte Dinge, und was den Eilwagen anbelangt, so sind sämmtliche Plätze desselben gewöhnlich schon lange Zeit vorher in Madrid für die ganze Tour bis nach Sevilla besetzt, so daß man selbst auf den größeren Zwischenstationen, wie Baylen und Cordova, befürchten muß, wochenlang liegen zu bleiben. Das Alles hatten wir freilich in Madrid schon überlegt, hatten eingedenk unserer höchst fatiganten Eilwagentour, nur mit stillem Grauen den

Marterkasten betrachtet, der jeden Abend vor den Fenstern unseres Hôtels mit zehn bis zwölf Maulthieren bespannt wurde und Abends um zehn Uhr nach Sevilla abging, bis wohin er drei Tage und vier Nächte brauchen sollte, jetzt aber im Winter oft fünf Tage und fünf Nächte unterwegs blieb.

Einen Ritt von Toledo nach Andalusien hatte man uns wieder eben so ernstlich abgerathen wie damals, als wir unsere Tour zu Pferde durch die Mancha machen wollten. Alle, die wir um Rath fragten, meinten achselzuckend, im Winter sei dieß eine gewagte Geschichte, das Wetter kalt, Flüsse und Bäche häufig ausgetreten, die Straßen öde und leer und wenn man auch hie und da Reitern begegnete, so wäre einem eine solche Begegnung noch unlieber, als gar keine. Endlich fanden wir Jemanden, der uns die Sache in einem besseren Licht darstellte und uns mit gutem Rath an die Hand ging; es war dieß ein freundlicher und lebenswürdiger Landsmann, Herr *Steinfeld*, der uns bei dem Aufenthalte in Madrid mit Freundlichkeit jeder Art überhäufte, und in dessen gastlichem Hause wir Abends manche Partie Whist spielten, und manchen vortrefflichen Punsch tranken. Möge es ihm und seiner Gemahlin, einer lebenswürdigen Andalusierin, dafür recht wohl ergehen auf Erden! Herr *Steinfeld* meinte nun, für gesunde Leute, wie wir, die auch des Reitens nicht unkundig seien, wäre eine solche Tour nach Andalusien selbst im Winter wohl zu machen; ja, da er in nächster Zeit selbst in Sevilla Geschäfte habe, so sei er nicht abgeneigt, wenigstens mit uns den Ritt über die Felsenpässe der Sierra Morena zu machen. Die Sache war danach reiflich überlegt und besprochen worden; Herr *Steinfeld* und noch einer unserer Bekannten wollte mit dem

Eilwagen nach Val de Penas fahren; dort sollten wir am bestimmten Tage ebenfalls eintreffen und dann vereint unsern Weg zu Pferde fortsetzen. Ob wir nun direkt von Toledo nach Val de Penas reiten oder nach Madrid zurückkehren und von da den Eilwagen nehmen sollten? Diese Frage beschäftigte uns, als wir kriegsräthelnd auf der Terrasse des Alcazar bei einander saßen. Unser Baumeister hatte sich zur Fahrt entschlossen; er that es in der edlen Absicht, uns dadurch einen wichtigen Dienst zu leisten; denn wir mußten doch Jemanden haben, der unsere Koffer von Madrid nach Val de Penas besorgte, und so gewann er noch einen Tag zu Besichtigung des Taller del Moro, des Cristo de la luz, der Parroquia San Roman und wie die alten Bauwesen, die er unermüdlich aufsuchte, alle hießen. Der Maler Horschelt und ich mochten uns dagegen nicht zur Eilwagentour verstehen und entschlossen uns also zu einem neuen abenteuerlichen Ritte. Schon seit einigen Tagen hatten wir pro und contra Eilwagen mit uns selbst gekämpft und waren jetzt recht froh, als wir endlich mit uns im Reinen zur Stadt hinabstiegen. Am Zocodover sei einer der ersten Pferdevermiether von Toledo, hatte man uns gesagt, und wir fanden auch bald dessen Behausung, und zwar in jenem kleinen maurischen Hofe, von dem ich vorhin gesprochen, wo wir den großen Haufen Pferdegeschirr gesehen. Der Pardon war ein dicker Mann mit einem ernsten und finsternen Gesichte, der kaum von seinem Stuhle aufstand, als wir in seine Wohnung traten, und unter einem steifen Kopfnicken mit seinen Fingern leicht den breiten Rand seines Hutes berührte. Unseren Wunsch, Pferde und einen Begleiter nach Val de Penas zu erhalten, nahm er sehr herablassend auf, wechselte aber einen bedeutsamen Blick mit zweien seiner

Stalleute, die neben ihm standen, die aber beide sehr hoch die Achseln zuckten und meinten, das sei ein weiter Weg. »Sehr weit,« bekräftigte der Padron, »bei zweiunddreißig Leguas.« »In wie viel Tagen können wir das zu Pferde machen?« fragte ich ihn. Er rechnete an den Fingern nach: »Erstes Nachtquartier Yvenes, sieben Leguas; den zweiten Tag nach Fuentefresno, acht Leguas; den dritten nach Almagro, acht Leguas; bleiben für den vierten Tag ebenfalls noch acht Leguas nach Val de Penas – wenn die Herren, fuhr er lächelnd fort, sich ausdauernd genug fühlen, vier Tage lang täglich beinahe acht Leguas über sehr schlechten Weg zu reiten. Wenn es die Thiere aushalten, meinten wir, so soll es an uns nicht fehlen. Das sei eben die Frage, entgegnete der Padron wichtig; er müsse uns das Beste geben, was in seinem Stalle sei, und daß er dafür einen höheren Preis verlange, als für ein gewöhnliches Reitthier, das würden wir doch wohl begreiflich finden. Wir fanden dieß aber durchaus nicht begreiflich, sondern erklärten ihm, nur auf den in Spanien gewöhnlichen Preis, und zwar für Tag und Pferd einen Duro unterhandeln zu wollen. Zuerst zuckte er verächtlich die Achseln, gab auch ein paar Carajo von sich und meinte, das sei der Preis für einen schlechten Esel, für ein miserables Maulthier, höchstens für eine Tagereise zur Sommerzeit. Natürlich machten wir auf diese Bemerkung hin Miene, den Hof zu verlassen; doch hielt er uns mit der Bemerkung zurück, er wolle nochmals das Ganze berechnen. Wir brauchten also drei Pferde, zwei für uns, eines für den Begleiter: seien täglich drei Duros, in vier Tagen zwölf, für die Rückreise eben soviel, mache vierundzwanzig. Allerdings pflegt man bei Reittouren so in Spanien zu rechnen, doch mit dem Unterschiede, daß man für drei Tage

der Hinreise nur zwei zur Rückkehr annimmt; davon wollte aber der Pferdevermiether nichts hören. Vierundzwanzig Duros und ein Trinkgeld für unseren Begleiter, im Falle wir mit ihm zufrieden seien, das war sein Ultimatum, auf welches endlich eingegangen wurde, unter der Bedingung, morgen früh um sechs Uhr abzureisen. Wir besahen noch Pferde und Sattelzeug – eine Vorsicht, welche bei ähnlicher Veranlassung kein Reisender in Spanien versäumen sollte. Auch unseren Begleiter ließen wir uns vorstellen; es war ein junger Bursche mit einem pfiffigen Gesichte, der uns freundlich angrinste.

So waren wir also für den nächsten Tag engagirt und froh, dem verhaßten Eilwagen entronnen zu sein.

Da der Tag schön und klar zu Ende ging, so machten wir noch einen Spaziergang an den Tajo hinab, und zwar bis tief an das Flußufer unterhalb der Brücke von Alcantara. Da liegt eine alte kleine Mühle zwischen den Felsen des Ufers so still und melancholisch, wie ich mich lange nicht erinnerte, Ähnliches gesehen zu haben. Ein Wehr von schwarzen, bemoosten Steinen staut das Wasser zu einem kleinen dunkeln See, der unergründlich tief zu sein scheint und dabei so verführerisch ruhig und klar ist, so anlockend und geheimnißvoll glänzend, daß es, glaube ich, für ein betrübtes Gemüth gefährlich wäre, hier lange hineinzuschauen; ist man doch hier in der tiefen Schlucht, namentlich wenn der Abend niedersinkt, wie von allem Leben abgeschnitten. Geheimnißvoll gluckst und murmelt das Wasser neben uns und schleift in seltsamen Tönen an den steilen Felswänden, während es eilfertig dahinschießt und uns zuzurufen scheint: Komm mit, komm mit! – Dunkle Abendschatten

liegen schon auf der tiefen Schlucht, und nur das dahinströmende Wasser leuchtet und glänzt eigenthümlich. In unbestimmten Umrissen sehen wir gegenüber auf der Stadtseite die alten Thürme am Wasser stehen und die zerbröckelten Mauern, welche sich den Abhang hinaufziehen. Dort bemerken wir noch die gewaltigen Überreste eines alten Gebäudes, das staffelförmig bis zur Stadt emporsteigt und von irgend einem Erzbischof von Toledo erbaut wurde, um die Stadt mit einer größeren Menge Wassers zu versehen, das hier mittelst eines Druckwerks emporgehoben werden sollte; doch wurde es nie beendigt, die dicken Mauern verfielen nach und nach, und jetzt blicken die leeren Fensterhöhlen recht unheimlich zu uns herüber.

Wollte man eine passende Decoration für den Styx malen, so brauchte man nur die Felsenschlucht an der alten Mühle hier zu copiren. Der Pfad, auf dem wir hinabgeklettert, ist in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen; man fühlt sich abgeschnitten von der ganzen Welt, und während wir hoch über uns die Felsenzacken, so wie die Zinnen des Alcazar vom letzten Strahle der Abendsonne beleuchtet sehen, tönt es in uns, die wir uns so tief unten in der Nacht befinden: »Laßt alle Hoffnung hinter euch!« Den prächtigsten Schluß dieser Unterweltdecoration macht vor uns die hohe schwarze Brücke von Alcantara, deren einziger riesenhafter Bogen sich in dem ruhigen Wasser wiederspiegelt und sich zu einer vollkommenen Rundung abschließt, ein Kreis, der, von der Abendröthe angestrahlt, jenseits der Brücke in röthlicher Gluth glänzt, mit seiner finsternen Einfassung den Eingang zur Hölle vorstellen könnte. Allerlei Nachtvögel, Eulen und Fledermäuse umschwirren uns, während wir schweigend aufwärts klettern. Uns alle Drei

hatte die öde des Ortes seltsam erfaßt, so wie nicht minder der Gedanke an unsere morgende Trennung, voraussichtlich freilich nur für wenige Tage, aber – wer kann das so genau wissen, wenn man sich mit spanischen Eilwagen und Reitgelegenheiten einlassen muß? Erst als wir wieder in unserer Locanda bei unserem Brassero saßen, nach dem Essen unsern guten, heißen Punsch trinkend, thauten unsere Gemüther wieder auf, daß wir im Stande waren, unsere kleinen Geschäfte zu arrangiren. Der Verabredung gemäß sollte uns Leins mit Herrn Sternfeld und dessen Freunde nach vier Tagen zu Val de Penas treffen, er nahm auch den größten Theil unserer Baarschaft mit; denn Horschelt und ich wollten, um für alle Fälle sicher zu gehen, nur das eben Nothwendige mit uns führen. Unsere kleinen Nachtsäcke versorgten wir dagegen reichlich mit Wäsche, um nicht wieder in Verlegenheit zu kommen, wie bei unserem Ritte durch die Mancha. Also in vier Tagen Zusammentreffen in Val de Penas, dem kleinen Orte, wo der berühmteste spanische Landwein wächst! Und so trennten wir uns denn wirklich am andern Morgen mit einem lustigen »Auf Wiedersehen in der schönsten Val de Penas-Laune!«

SECHSZEHNTE KAPITEL. EIN RITT NACH ANDALUSIEN.

Unsere Pferde. Abschied von Toledo. Eine öde Landschaft. Orgaz. Eine Posada mit ihren Gästen. Felipe. Yevenes. Schöne Bergformen. Eine verdächtige Hochebene. Diner im Freien. Ein schöner Abend. Fuente el fresno. Man hält mich für den Alcaden. Eine ärmliche Schlafkammer. Freundliche Gegend und hübsche Dörfer. Reitvergnügen. Erinnerungen an Syrien. Der Esel und der Bock. Seltsame Musik bei einem Begräbniß. Almagro. Der Mistkäfer. Herrlicher Sonnenaufgang. Anblick der Sierra Morena. Man hält uns für Räuber. Val de Penas. Unsere Freunde. Don Alonzo de Santa Cruz. Fußwanderung. Eine große Venta. Ritt zu Esel. Durch die Sierra Morena. Raubvögel und Jagdluft. Santa Elena. Die deutsche Niederlassung La Carolina.

Am vierten Februar verließen wir Morgens früh um fünf Uhr unsere Fonda und schritten durch die noch menschenleeren Gassen Toledos zur Brücke von Alcantara hinab, wohin wir der steilen Gassen wegen, die wir beim Einreiten genugsam kennen gelernt, unsere Pferde und Führer bestellt hatten. Der Letztere war pünktlich und wartete schon auf uns, zugleich mit dem Pferdevermiether selbst, der uns nochmals seine Thiere lobte und uns zu gleicher Zeit eine glückliche Reise wünschte. Was diese Thiere anbelangt, so waren es zwei nicht übermäßig gut aussehende Pferde und ein stattliches Maulthier; von den ersteren hatte sich der Maler Horschelt einen hochbeinigen Rappen ausgesucht, und ich mir einen untersetzten Braunen erwählt; das Maulthier wurde von unserem Führer bestiegen, nachdem es vorher mit unseren Nachsäcken, Mänteln und einigem Proviant beladen worden war. Diese Ladung war oben auf dem Sattel vertheilt, so daß sie einem hohen Polster gleichsah, und ungefähr bis zur Stirne des

Thieres reichte. Mit Hülfe einer kleinen Mauer schwang sich nun unser Arriero auf seinen hohen Sitz und sah nun dort oben aus wie ein Courier der Wüste auf seinem Reitkameel. Die Zäumung des Maulthiers und vermittelt derselben seine Leitung war auch nicht weniger einfach und patriarchalisch, denn sie bestand aus einem Halfterstrick, welcher unserem Maulthier, weil es sehr jung und feurig war, ausnahmsweise durch das Maul gezogen wurde. Ich hatte jedoch noch nie ein zierlicheres und schlankeres Geschöpf der Art gesehen und fand hier zum ersten Mal, daß der Bastard von Pferd und Esel zuweilen außerordentlich schön sein kann; es hatte nichts von den sonst so plumpen Formen seiner Kameraden: die Füße waren schlank und vollkommen rein, hatten die feinen Fesseln des edlen mütterlichen Pferdes und den zierlichen Huf des väterlichen Esels; auch der Kopf war schön, das Auge glänzend und feurig und selbst die Ohren so anständig kurz, als das bei der nicht zu verläugnenden Abkunft nur möglich war. Daß der Geist des Thieres, seine Leistungsfähigkeit dem Äußeren vollkommen gleich kam, erfuhren wir in der ersten Zeit nach unserem Abreiten. Denn kaum hatten wir uns in die Sättel geschwungen, so ritt unser Führer ein paar Schritte voraus, mühsam sein Thier an dem Halfterstrick haltend, und blickte zurück, wobei er uns zurief, ob Alles in Ordnung sei; er ließ uns kaum Zeit unsere Steigbügel anzupassen und nachzusehen, ob unsere langen Gewehre fest in dem eisernen Haken am Sattel hingen, denn als er uns hoch zu Roß sah, schnalzte er mit der Zunge, stimmte ein andalusisches Lied an, daß es von den alten Mauern und Felsen wieberhallte, und ließ sein ungeduldiges Thier vorwärts schießen.

Obgleich der Weg von der Alcantarabrücke ziemlich steil nach der gegenüber liegenden Höhe hinauf führt, auch nichts weniger als gut und eben, vielmehr mit Felsplatten und Steingerölle aller Art bedeckt war, so ging doch das Maulthier in scharfem Trabe aufwärts, und wir bemühten uns, mit starker Sporenhülfe nachzueilen. Auf der Höhe angekommen, zügelten wir den Eifer unseres Führers und bedeuteten ihm, einen Augenblick zu halten, da wir von hier aus der alten, prachtvollen Stadt noch einen letzten Blick schenken wollten. Dazu hätten wir auch keinen besseren Augenblick wählen können. Zu unserer Linken stieg die Sonne auf und schoß ihre ersten Strahlen über das öde Felsenplateau und durch die Schlucht des Tajo auf den Alcazar von Toledo, der nun in dem goldnen Lichte flimmerte und strahlte. Die grauen Häuser der Stadt unter ihm lagen noch theilweise im Schatten; nur hie und da wurde die Kuppel einer Kirche oder die Zinnen eines hohen Thurmes ebenfalls von dem Sonnenlichte überglänzt, dazu die tiefblauen Schatten in der Felsenschlucht, welche der Fluß durchströmt, mit den aufsteigenden leichten Wassernebeln, die sich in der Höhe ebenfalls heller färbten und durchsichtig wurden, – das Alles gab ein unvergeßliches Bild, ein Gemälde mit der prächtigsten Abwechslung von Schatten und Licht, von verschwindender Nacht und aufstrahlendem, glänzendem Sonnenlichte.

Leb wohl, Toledo, du schöne ritterliche Stadt, leb wohl auf Nimmerwiedersehen! – War es uns doch im ersten Augenblicke wahrhaft traurig zu Muth, von dieser herrlichen Felsenburg scheiden zu müssen; fühlten wir doch, wie vielleicht jener unglückliche Feldherr der Mauren, der wohl

lange auf derselben Stelle stand während seine geschlagenen Schaaren gegen Westen zogen, und sich nicht trennen konnte von der Burg seiner Väter und endlich in wildem Schmerze seinen Dolch zog und ihn weit von sich ab in die Schlucht des Tajo schleuderte, »wo er ruhen soll,« – wie der tapfere Sarazene zähneknirschend sprach, – »ein Pfand, das ich wieder holen muß, ein Zeichen meiner verpfändeten Ehre, das ich auslösen werde.« Wenn wir auch keinen Dolch dort hinabschleuderten und auch keine so wilden, schmerzlichen Worte sprachen, wie der unglückliche Mauerfürst, so sandten wir doch innige und herzliche Blicke nach der alten Steinmasse hinüber, und riefen ihr freundliche Worte des Abschieds zu, wofür sich die Stadt zum Gegengruß jetzt ganz in das hellste Sonnenlicht kleidete und uns aus Hunderten von leuchtenden und strahlenden Fensteraugen nachblickte; ja sogar beredt war ihre Erwiderung auf unseren Gruß denn als wir unsere Pferde wandten, um weiter zu reiten, begannen drüben die Glocken der Kathedrale zu läuten, und die mächtige Stimme der Campana de Toledo schien uns nachrufen zu wollen: kehrt bald wieder! kehrt bald wieder! – Vergeblicher Wunsch; das war ja gerade das Herbe an dem Abschiede von all diesen schönen Orten, daß wir sie voraussichtlich wohl auf Nimmerwiedersehen verließen.

Unser Führer hatte ungeduldig das Ende dieser Träumereien erwartet, und sobald er sah, daß wir unsere Pferde umwandten, trabte er wieder lustig vor uns her, stimmte aufs neue sein Lied an, und ohne sich weiter nach uns umzuschauen, überließ er es uns nachzufolgen, was übrigens keine Kleinigkeit war, da unsere Pferde seinem Maulthier weder an Kraft noch Ausdauer gleich kamen.

Es ist eigenthümlich, wie fast überall in Spanien alle Spuren von Kultur verschwinden und nichts mehr die Nähe einer großen Stadt anzeigt, sobald man diese aus dem Gesicht verloren hat. Kaum war Toledo hinter uns im Thale versunken, so umgab uns eine förmliche Steinwüste, in welcher der Weg, auf dem wir ritten, eine solche Benennung eigentlich gar nicht verdiente, denn er war nichts mehr als ein rother Streifen Sand, der sich zwischen den grauen Felsblöcken in beständigen Schlangenwindungen hin und her zog. Wir befanden uns auf einer Hochebene, die rings um uns, so weit das Auge reichte, nicht die geringste Kultur oder die Spuren von menschlichen Wohnungen zeigte. Um so eigenthümlicher klang, in dieser öde der tiefe Ton der großen Glocke von Toledo, der durch den Nordostwind getragen, noch eine Zeit lang über die weite Fläche deutlich zu uns herüberdrang. Endlich verstummte auch er, und wir trabten feierlich gestimmt in der stillen schweigenden Landschaft. Es war ein seltsam geformtes Plateau, auf dem wir ritten, dessen Oberfläche bald stieg, bald sich senkte, und uns rings umher den Anblick auf schön geformte Bergketten gewährte, die in sehr großen Entfernungen hinter weiten Thälern um uns zu liegen schienen; namentlich vor uns lag ein imposanter Gebirgszug – wir glaubten schon, die Sierra Morena zu sehen; doch waren es noch die Montes de Toledo, die wir in den nächsten Tagen passiren sollten, ehe wir das ebengenannte Gebirge, wohl das majestätischste Spaniens, erreichten.

Unser Weg blieb sich in seiner Unebenheit immer gleich, nur lief er zuweilen in ziemlicher Breite durch eine Schlucht von Felsblöcken gebildet, um sich hinter derselben vielleicht in zwanzig kleine Fußpfade zu theilen, die in allen

möglichen Wendungen zwischen großen Steinen, mit denen das Feld besäet war, durchliefen. Die Vegetation, die wir erblickten, war sehr gering, die Wiesen braunroth, und zwischen den Steinen bemerkten wir hie und da einen Buxbaumstrauch, Ginster, sowie kahle Sträucher, welche ihre nackten Äste zeigten. Wir ritten den ganzen Morgen fort, ohne irgend jemand zu begegnen; was wir von andern Reisenden sahen, war eine Familie zu Esel, die mit uns aus Toledo zog, ein Mann und eine Frau mit zwei Kindern, die wir aber bald hinter uns ließen. Auch unser Führer verminderte uns nicht durch seine angenehme Gegenwart die öde der Landschaft; er war auf seinem flinken Maulthiere weit voraus, und nur, wenn er einen kleinen Hügel erstieg, sahen wir, wie er auf der Höhe desselben nach uns umschaute und winkte, und dann gleich wieder verschwand. Zuweilen holten wir ihn durch ein halbstündiges scharfes Traben wieder ein, doch lief sein Thier einen so eigenthümlichen Paß, daß wir im Schritt beständig hinter ihm zurückblieben; und immerwährend durch das schlechte Terrain in schneller Gangart zu reiten und dabei die häufig stolpernden Pferde aufmerksam zu führen, dazu hatten wir auch gerade keine Lust. So ließen wir ihn denn ziehen, rauchten unsere Cigarren, sangen deutsche Lieder und sprachen von der Heimath.

Gegen Mittag änderte sich auch die Landschaft und wurde angenehmer für das Auge. Vor uns tauchte eine nicht sehr entfernte Bergkette auf, an der Horschelt mit seinen guten Augen Felsen und Gesträuch entdeckte. Die Hochebene, auf der wir ritten, senkte sich zu einem weiten Thale hinab, und unser Weg, bisher hart und steinig, wurde mit einem Mal weich und sandig; zu unserer Rechten sahen

wir einen kleinen Bach, der im raschen Lauf durch das Thal eilte, und in dessen braunrother Fläche einen angenehmen grünen Streifen von Gras und kleinem Gesträuche bildete. Vor uns hatten wir eine sanfte Anhöhe, auf welcher unser Führer einen Augenblick hielt und uns eifriger als bisher zuwinkte; wir galoppirten ihm nach und sahen von dort oben ein kleines Dorf, das wir in einer guten halben Stunde erreichen konnten. Unser Nachtquartier konnte es übrigens nicht sein, dazu war es noch zu früh; sollte doch unsere erste Tagreise acht Leguas, das sind über vierzehn deutsche Stunden, betragen. Das Dörfchen vor uns hieß Orgaz, und unser Arriero hatte beschlossen, dort zu frühstücken, was ihn übrigens zu solcher Eile antrieb, daß er bald in einem Hohlwege, der zum Dorfe führte, verschwand. So schnell wir konnten, folgten wir ihm, doch war das Terrain zu sehr coupirt, um schnell darin zu reiten. Der Bach, von dem ich vorhin sprach, lief nahe bei dem Dorfe hin, ja eine Zeit lang im Wege selbst, so daß wir auch hier auf gewisse Art längere Zeit tief im Kothe ritten, ehe wir die ersten Häuser von Orgaz erreichten; ja in den ersten Straßen des Dorfes blieben uns die Wasser des Baches treu zur Seite, und wir mußten unsere Thiere bald rechts, bald links leiten, um einmal tiefen Pfützen, das anderemal hohen Dünger- und Steinhäufen auszuweichen. Da es Sonntag war, befanden sich die Einwohner meistens vor ihren Häusern, blickten uns freundlich grüßend an, und da sie wohl sahen, daß der voraneilende Arriero zu uns gehöre, so riefen sie uns zu, ob wir rechts oder links reiten müßten. Endlich erreichten wir einen kleinen Platz mit der Kirche und sahen gegenüber an einem scheunenartigen Gebäude ein großes offenes Thor,

unter welchem unser Felipe freundlich grinsend stand, beide Hände in die Hosentaschen gesteckt. Wir ritten in den Hof, wo wir abstiegen und unsere Pferde übergaben.

Ein spanisches Wirthshaus ist für den müden und hungerigen Reisenden in seiner Armseligkeit ein trauriger Aufenthalt, dabei aber so malerisch, als man etwas sehen kann. Ein finsterer, von einem schadhaften Dache halbbedeckter Hof ist mit Karren von verschiedener Größe, mit Fässern und Decken, welche von dem Rücken der Maulthiere herabgenommen wurden, angefüllt, und mit diesen nützlichen Geschöpfen selbst, welche in einer Ecke bei einander stehen, die Köpfe hängen lassen, und von allen andern lebenden Wesen, als da sind: Hunde, Katzen, Schweine, Ziegen, Hühner, die ebenfalls hier ihren Aufenthaltsort haben, sorgfältig gemieden werden; denn das spanische Maulthier ist tückisch und boshaft und schlägt und beißt, so wie etwas in seine Nähe kommt. Neben dem Karren liegt ein großer Haufen von Sätteln, so gruppirt, daß sie eine bequeme Unterlage abgeben für einen der Arrieros, der, den spitzen Hut auf dem Kopfe, die brennende Papiercigarre im Munde, faul und behaglich da liegt und mit seinen blitzenden Augen die eintretenden Fremden mustert. Beim Eingang eines solchen Hofes befindet sich gewöhnlich ein Ziehbrunnen, und hier sieht man irgend ein Mädchen beschäftigt, Wasser herauf zu holen, um die angekommenen Thiere trinken zu lassen. Um solche Kleinigkeiten bekümmert sich der Arriero selbst nicht; so unser edler Felipe, denn nachdem er sein Maulthier irgendwo festgebunden, ließ er unsere Pferde auf der Stelle stehen, wo wir abgesessen waren, und trat sogleich in die Küche, welche zugleich Wohnzimmer und Salon ist, um mit Begierde eine neue Papiercigarre

zu drehen und anzuzünden. Diese Küche stößt gewöhnlich an den Hof, von dem sie durch die offene Thüre ihr Licht empfängt, und ist meistens ein großes finsternes Gemach, bis unter die schwarzgeräucherten Dachsparren reichend, von welchen Schinken, Speckseiten, Büschel spanischen Pfeffers, auch s. g. Liebesäpfel und dergl. mehr herabhängen.

Auf dem Boden brannte ein hellloderndes Feuer, und um dasselbe saßen und standen vielleicht ein halbes Dutzend schöner, junger Kerle, die man, was Costüm und Haltung anbelangt, auf einem unserer Theater ohne alle Zuthat zur Darstellung einer Räuberbande hätte benutzen können. Keck auf dem Ohre trugen sie den castilianischen Hut mit der niederen Krämpe; die verschnürte, aber meistens sehr geflickte Jacke stand auf der Brust offen und ließ ein sehr gelbes Hemd sehen, das um den Hals von einem strickartig zusammengedrehten, meistens gelben oder rothen Tuche zusammengehalten wurde. Die engen, kurzen Beinkleider, an denen noch Spuren von zahllosen Knöpfen zu sehen waren, wurden mit einer Schärpe um die Hüften befestigt, und flatterten unten um die Knie, von welchem bis zum Knöchel hinab eine lockere Gamasche reichte mit vielen herabhängenden Schnüren, weit klaffend, wo dann Schuhe darunter zu sehen waren, oder waren mit Bindfaden zusammen gebunden, wo dagegen einfache Sandalen die ebengeannte Fußbekleidung vertraten. Bei diesem Costüm ist es übrigens gut, daß die Köpfe, welche dazu gehören, von angenehmem, meistens schalkhaftem Ausdrücke sind; ebenso ist auch ihr Benehmen und ihre Redeweise, und jener Kerl dort, auf den langen, glänzenden Gewehrlauf gestützt, machte uns nicht nur bereitwillig Platz, um an das Feuer zu gelangen, sondern bot mir auch auf zierliche Art und mit

wahrem Anstande seine Papiercigarre an, welche er eben im Begriff war, selbst in den Mund zu stecken. Da ich sein Geschenk annahm und ihm dafür eine Puros einhändigte, so konnte ich überzeugt sein, daß wir, ohne ein Wort mit einander gesprochen zu haben, als die besten Freunde schieden.

Felipe schien übrigens zu glauben, daß der Aufenthalt in der Küche für uns nicht anständig genug sei, denn nachdem er mit der Wirthin geflüstert, winkte er uns feierlich, ihm zu folgen, ließ uns im Hofe eine hühnerartige Treppe hinaufklettern und brachte uns auf eine Altane, die unter jedem Schritte krachte und wankte. Dort öffnete er uns eine Thüre, welche in eine völlig leere Kammer ohne Fenster und sonstige öffnung führte, und bedeutete uns, wir würden augenblicklich mit Eiern, Brod und Wein bedient werden. Da wir es aber vorzogen, auf der Terrasse zu bleiben, so brachte man eine Kiste, welche den Tisch vorstellen sollte, sowie ein paar niedrige Schemel, auf welche wir uns setzten; dann kamen die Eier, hart gekocht, Brod, welches weiß und gut, und schwarzer Landwein, der vortrefflich war. Schon beim dritten Glase versicherten wir uns gegenseitig hoch und theuer, daß es nichts Amüsanteres gebe, als in Spanien zu Pferde zu reisen, beim sechsten brachten wir ein Preat auf sämtliche Landkutschen aus, und als wir unseren Krug leer getrunken hatten, stolperten wir die Treppen hinab, zahlten unsere Zeche, mein Freund mit dem langen Gewehr hielt mir den Bügel und dann galoppirten wir durch das Dorf, dießmal unserem Felipe voraus, der Mühe hatte, uns nach halbständigem scharfem Ritte wieder einzuholen.

Das Dörfchen Orgaz liegt in einem breiten Thale, in welchem man einige Spuren von bebauten Feldern sieht; auch führt eine ziemlich breite und ordentliche Straße hindurch und gegen den Höhenzug, den wir schon früher gesehen und nun übersteigen mußten. Über diese Berge war die Straße nicht ohne Kunst angelegt, und obgleich wir hoch hinauf mußten, ging sie doch so bequem in Wendungen, daß wir, ohne unsere Thiere zu ermüden, lange Strecken traben konnten. Wir brauchten ungefähr zwei Stunden, bis wir von Orgaz aus diese Höhen erreicht hatten. Oben hatten wir eine weite und nicht uninteressante Aussicht nach allen Seiten; namentlich vor uns war das Terrain und die Fernsicht mannigfaltig belebt. Die Steinwüste, welche Toledo auf der Ost- und Westseite umgibt, lag hinter uns, und rückwärts blickend sahen wir deutlich das wild zerrissene Plateau, welches wir heute Vormittag durchritten; in grauer Färbung mit gelblichen und röthlichen Streifen lag es da, fast wie die weiten Flächen der Mancha anzuschauen, nur waren die Terrainlinien hier in dem zerklüfteten Boden weniger langweilig als dort, wo sich Hügel an Hügel reiht, fast alle gleich geformt. Vor uns dagegen sahen wir zuerst am Fuße des Berges, auf dessen Höhe wir uns befanden, das Dörfchen Yvenes, unser heutiges Nachtquartier, und hinter demselben eine kleine Ebene, an deren Ende sich die Montes de Toledo erhoben, ein tüchtiger Gebirgsstock in ziemlich weiter Ausdehnung voll Schluchten und Felspartien, den wir morgen zu überschreiten hatten; für heute aber waren wir bald am Ziele, und da ich vom langen Ritt recht müde geworden war, so stieg ich von meinem Pferde ab,

schlang den Zügel um meinen Arm und spazierte mit einem höchst angenehmen und behaglichen Gefühl auf dem breiten, gut unterhaltenen Wege unserem Nachtquartier zu.

Yvenes hatte ein stattlicheres Aussehen als Orgaz; eine recht anständige Kirche, um welche die kleinen weißen Häuser lagen, deren letztere sich an die Bergwand schmiegen, von der wir herabzogen. Hier sahen wir auch Spuren von Gärten, sogar einige kleine Landhäuser, und vor einem derselben saß eine Gesellschaft von Herren und Damen beisammen, plaudernd und in die weite Ebene hinausschauend. Felipe erkundigte sich hier nachher besten Posada, worauf ihm freundlich der weitläufigste Bescheid zu Theil wurde. Zu unserer Rechten auf der Berghöhe, von der wir herabstiegen, befand sich ein altes Mauerwerk, die Ruine eines Schlosses oder dergleichen, und nicht weit davon eine kleine Kapelle, deren Glocke bei unserem Einzug ins Dorf melodisch läutete.

Die Posada lag am Ende des Dorfs, beinahe das letzte Haus nach dem Thale zu. Wir ritten in einen von Mauern umschlossenen Hof und kamen dann in die von andern spanischen Posaden her uns schon bekannte große Halle, wo die Familie des Wirths mit den eingekehrten Fremden und deren Thieren in angenehmer Gemeinschaft lebt. Man kann einen solchen Platz mit einer großen Scheuer vergleichen oder mit einem Schuppen, der durch Pfeiler, welche das Dachgebälke tragen, in verschiedene Abtheilungen getheilt wird. In einer derselben befindet sich die Küche, gegenüber stehen Maulthiere und Pferde, und der Mittelraum wird zu Handel und Wandel und später zu Schlafstellen für die Fremden benützt. Da wir aber von Felipe als etwas ganz

Absonderliches gepriesen wurden, so erhielten wir das einzige Schlafzimmer des Hauses, und zwar das der Wirthin und ihrer Töchter, welche sich für die Nacht anderswo einquartierten. Dieß Schlafzimmer war auch eine der oben erwähnten Abtheilungen und nur durch eine dünne Lehmwand von dem großen Raum abgeschieden. Ein Fenster ohne Glas ging auf die Straße, und das Meublement bestand aus einem gewaltigen Bette, einigen Stühlen, einem Tische und zwei großen hölzernen Truhen; an der Decke befanden sich Schnüre, von welchen eine Unzahl Weintrauben herabhängten.

Da Yvenes nicht an der Hauptstraße liegt, auch die Zeit des Reiseverkehrs für Spanien noch nicht gekommen war, so befand sich der große Raum vor der Küche ziemlich leer; und zwei oder drei Maulthiere und vielleicht ein Dutzend Esel standen vor den Krippen, letztere träumend oder in stille Selbstbeschaulichkeit verloren, den Kopf tief herabhängend, eins der langen Ohren abwechselnd gesenkt. Von den dazu gehörigen Arrieros, schönen, kräftigen Burschen, wie die in Orgaz beschriebenen, waren einige beschäftigt, Päckchen abzuladen und die Sättel auf einen Haufen zu werfen, andere aber hatten es sich an dem lodernden Herdfeuer schon bequem gemacht, rauchten Papiercigarren, und einer trällerte ein Lied, wozu er auf einer verstimmten Gitarre herumgriff. Der Ausdruck »Herdfeuer« ist eigentlich eine unrichtige Bezeichnung, indem sich in diesen Posaden nirgends ein Herd befindet, vielmehr brennt das Feuer auf dem gepflasterten Boden, öfter aber auf einem abgenützten Mühlsteine, der in die Erde eingestampft ist.

Unsere Wirthin, die Padrona, eine wohlbeleibte Frau mit freundlichem, gutmüthigem Gesichtsausdruck – sie

stemmte gerne ihre Arme in die Seite – führte uns in das Schlafzimmer, und als wir uns dort unserer Manta's und Gewehre entledigt hatten, ersuchte sie uns, die Disposition für unser Abendessen zu treffen, d. h. ihr unsere Wünsche hierüber mitzutheilen. Da aber immer noch eine spanische Konversation außerordentlich schwierig für uns war, wir namentlich von den Benennungen der eßbaren Gegenstände nur sehr dunkle Begriffe hatten, so führte ich die Padrona in den Raum vor der Küche, wo ich beim Einreiten einige sehr schätzenswerte Gegenstände erblickt; hier hingen nämlich an der Wand eine lange Reihe von rothen Feldhühnern, auch Hasen und ein ausgeweidetes Reh. Nachdem ich an dieser Stelle der Hauswirthin unsern großen Hunger pantomimisch dargestellt, zeigte ich auf einige der Wildsorten, dann auf den Kessel am Feuer und gab ihr zu verstehen, mein Wunsch sei, daß einige dieser vortrefflichen Sachen ihren Weg dorthin finden möchten. Dazu wußten wir Eier, Chocolate, Wein und Brod bei ihrem wahren Namen zu benennen, verwahrten uns feierlich gegen allen Ajo, d. i. Knoblauch, und wurden von der guten Padrona bestens verstanden.

Da es draußen noch ganz hell war, so machten wir einen Spaziergang durch das Dorf; es hat ein besseres Aussehen, als die meisten in der großen Mancha; die Straßen waren mit kleinen Kieselsteinen gepflastert und die niedrigen Häuser, welche flache Dächer hatten, mit weißer Farbe sauber angestrichene Glasfenster schienen hier als ein überflüssiger Artikel betrachtet zu werden, nur an einem einzigen Gebäude, einer Zeugwaarenhandlung, vor deren

Thüre Manta's und rothe Schärpen im Winde flatterten, sahen wir dergleichen; im Übrigen wurden die überaus kleinen Fensteröffnungen zur Nachtzeit einfach mit hölzernen Läden verschlossen, blieben es auch wohl während des Tages, – und bei manchen Häusern sahen wir dies, – wo dann Licht und Luft durch die weit offenstehende Hausthüre ins Innere drang. Von der Einwohnerschaft von Yvenes bemerkten wir wenig, nur hie und da stand eine Gruppe von Männern, alle in langen, meistens braunen Mänteln, Cigarren rauchend und plaudernd bei einander; Kinder spielten frühjährlich auf der Gasse mit Steinen und kleinen Hölzchen, und die Weiber und Mädchen schienen sich in die Wohnung zurückgezogen zu haben; nur zuweilen erschienen ein paar unter den Hausthüren, um uns neugierig nachzuschauen. Im Allgemeinen nahm sich Yvenes sehr still und öde aus, namentlich der Platz vor der Kirche, wo das Gras zwischen den Steinen wucherte. Von dieser Kirche selbst ist nichts zu sagen, es war ein ziemlich großes Gebäude aus grauen Steinen und in gar keinem Style erbaut.

Nach Hause zurückgekehrt, fanden wir unser Schlafgemach bestens hergerichtet, den Tisch mit einem weißen Tuche gedeckt und die beiden großen Truhen, um ihnen ein Ansehen zu geben, mit farbigen Schürzen verhängt. Unser Abendessen war recht gelungen und hätte man es selbst unter andern Umständen vortrefflich nennen können; Feldhühner mit Reis, einen geschmorten Hasen, Eier mit Schinken, dazu schneeweißes Brod und fast schwarzer Wein, nicht zu vergessen die herrlichste Chocolate der Welt, wir tafelten königlich, und zu unserer vollkommenen Restauration von den Mühseligkeiten des Rittes fehlte nichts als

ein guter Schlaf, der aber auch so freundlich war, uns alsbald in seine Arme zu nehmen und bis zur Morgendämmerung zu beglücken, obgleich wir frühzeitig mit den Hühnern zu Bette gegangen waren. – Glückselige Zeit, an die ich mich oft erinnere, sowie an unsere unfreundliche, finstere spanische Kammer, wenn in der Heimath die schlaflosen Nächte oft so unendlich lang erscheinen und das weiße gespenstige Gaslicht durch die hellen Fensterscheiben dringt.

Unser edler Felipe, der nicht minder gut dinirt und geschlafen als wir, weckte uns beim Grauen des Morgens. Wir kleideten uns an, zahlten unsere Zeche, die in den meisten dieser Posaden für Mittag- oder Nachtessen, Bett und Frühstück gewöhnlich einen Duro betrug, 3 fl. 30 kr. rh.; das letztere besteht in der Regel aus Chocolate und Picatostes, d. h. in Olivenöl gebackenes Brod.

Da unsere Posada, wie schon bemerkt, am Ende des Dorfes lag, so waren wir bald im Freien, ritten noch eine kurze Strecke abwärts und befanden uns dann in der Fläche, die wir gestern Abend vom Berge aus gesehen, bemerkten aber, daß uns in Betreff derselben unser hoher Standpunkt einigermaßen betrogen hatte, und daß von einer ausgedehnten Ebene nach unseren Begriffen durchaus keine Rede war; nebst dem daß die Morgendämmerung noch alles in ihren Schatten hüllte, hatten sich auch Nebel aufgemacht, die uns dicht und kältend umgaben; auch sanken sie nicht wieder herab, sondern hoben sich hoch empor, den Himmel mit grauen Wolken überziehend.

Eine Zeitlang ritten wir im Thale fort, an Fruchtfeldern vorbei, bald aber wurde der Weg sandig, es ging aufwärts eine Heide hinan durch lange und breite Gassen, die von

mannshohen Buxbaumsträuchen gebildet waren. Das Terrain war gänzlich verschieden von dem, welches wir gestern durchritten, und nicht so langweilig als das Felsenplateau zwischen Toledo und Orgaz; hätte uns ein heller Sonnenschein beglückt und die Landschaft gefärbt, so würden wir sie wunderschön gefunden haben, so aber bei grauem, trübem Regenhimmel machten die Schluchten, durch welche wir ritten, einen gewaltigen, ernsten Eindruck. Bald ging es zwischen Felsen hindurch, neben dem Flußbette eines klaren Bergwassers dahin, deren wir heute viel sahen, bald über breite Wiesen, rechts und links mit grünen Gebüsch besäumt, lange Strecken aufwärts, ohne eigentlichen Weg, und auf der Höhe angekommen, hatten wir meistens rechts und links den Anblick einer düstern, aber prachtvollen Gebirgslandschaft, wie man sie bei uns in Deutschland nicht schöner sehen kann. Die vielen Wasser, welche überall hervorsprudelten, begünstigten eine reiche Vegetation, und wenn wir so vom Wege in die Berge hineinschauten, so erblickten wir an dem niederen Gebirgszug neben und unter uns deutlich alle Quer- und Längenthäler, ausgezeichnet durch ihre mannigfaltigen grünen Schattirungen. Bei einer solchen Partie wurde einmal das heimathliche Gefühl meines großen Malers außerordentlich rege, denn er machte mich auf einen herrlichen Bergkegel aufmerksam, der seiner Behauptung nach das genaueste Ebenbild des Wendelsteines im bairischen Oberlande sei. Schöne Formen hatte dieser Spanier allerdings; sein Fuß war grün bewachsen, an ihn schlossen sich graue, nackte Felspartien, und sein Haupt, in violetter, bläulichem Duft, schien von den freilich tiefhängenden Wolken berührt zu werden. Neben ihm

öffnete sich ein breites Thal, dessen Grund mit Wiesen bedeckt war, weder Weg noch Steg hatte, und weiter hinten von einer Menge kleiner Berge eingeschlossen war, von denen einer über den andern hervorsah. Interessant war uns dieses Thal, weil sich in seiner Mitte ein grauer Fels erhob, der die fast schwarzen Mauern einer mächtigen Burg trug, die noch ziemlich wohl erhalten schien; wenigstens bemerkten wir unversehrte Thürme, eine vollkommen geschlossene Umfassungsmauer und ein großes Gebäude mit hohem Giebeldach. So viel wir aber weiter sehen konnten, waren die Fenster ohne Glas und Läden, und aus keinem der zahlreichen Schornsteine kräuselte sich irgend ein freundlicher Rauch hervor.

Unser Weg war heute belebter als gestern; lange Züge Maulthiere kamen uns entgegen oder wurden von uns eingeholt, wogegen Schaaren von Eseln ohne Ladung uns den Vorrang abließen und lustig bei uns vorbeitrabten; unsere Pferde waren vom gestrigen Marsche etwas ermüdet, und das beständige Auf- und Abklettern an den Bergen, bald durch sumpfige Wiesen, bald über glatte Steine hinweg, ließ sie zu keiner schnellen Gangart kommen; nur zuweilen erlaubte uns irgend ein Sandstreifen oder ein Stück festen Weges einen halbstündigen Trab, doch war dieses nicht andauernd genug, um es den Reitern zu Esel gleichthun zu können, von denen beständig Andere mit freundlichem Gruß, aber lachend an unsern Rozinanten vorbeizogen. Diese kleinen spanischen Esel haben eine merkwürdige Behendigkeit; mag das Terrain sein, wie es will, mag es steil aufwärts oder abwärts gehen, über einen fußbreiten, schlüpfrigen Pfad oder über breite, glatte, abhängige Felsenplatten, die vier kleinen Hufe bewegen sich mit einer

fast lächerlichen Geschwindigkeit dahin, das unbedeutende Thierchen, oft mit einem schweren Kerl beladen, trippelt beständig kopfnickend einher, holt uns ein und ist kurze Zeit nachher in den Schluchten, die wir vorsichtig hinabreiten müssen, unsern Augen wieder entschwunden. Felipe ärgerte sich jedesmal darüber, doch mußte er selbst mit seinem kräftigen Maulthier langsam thun, denn auch dieses war schon ein paarmal gestolpert und hatte sich, von dem schweren Gepäck niedergedrückt, nur durch die größte Kraftanstrengung aufrecht erhalten.

Wir waren schon mehrere Stunden geritten und der Weg führte seit einiger Zeit beständig aufwärts, die umliegenden Berge ließen wir unter uns und kamen gegen Mittag auf eine weite Hochebene, mit spärlichem Grase bewachsen und mit großen Gruppen von Buxbaumsträuchen übersät, durch welche unser Weg bald rechts, bald links lief. Zu beiden Seiten hatten wir niedere Hügelketten, ebenfalls mit Gesträuch bewachsen, zwischen denen hie und da ein blauer Rauch emporstieg; auch bemerkten wir Rinder- und Schafheerden, hörten entferntes Hundegebell und sahen von Zeit zu Zeit einen Hirten, auf sein langes Gewehr gestützt, uns aufmerksam nachblicken. Felipe hatte schon seit einiger Zeit eine ernste Miene angenommen, rauchte weniger Papiercigarren als sonst, und meinte endlich, hier, wo wir uns gerade befänden, sei eine etwas unsichere Gegend, und den Hirten, Kohlenbrennern und Forstwächtern, die sich hier beständig herum trieben, nicht recht zu trauen. Er ersuchte uns darauf, das Maulthier mit dem Gepäck in die Mitte zu nehmen, selbst aber ziemlich weit von einander zu reiten, um mehr Terrain überschauen zu können,

und unsere Gewehre aufzuheben, daß man sie aus der Entfernung sehen könne.

Wie weit die Furcht unseres tapfern Arriero begründet war, bin ich nicht im Stande anzugeben, daß aber die Hochebene, auf welcher wir während ein paar Stunden ritten, ein höchst ödes und unheimliches Aussehen hatte, war in der That nicht zu läugnen. So weit man blicken konnte, entdeckte man keine Spur einer menschlichen Wohnung, und was wir von Unseresgleichen in der Entfernung zwischen den Buxbaumsträuchen zuweilen hin und her streichen sahen, war auch gerade nicht Zutrauen erweckend. Diese Kerle mit ihren dunklen Gesichtern, ihren zerlumpten Anzügen, mit Ledergamaschen oder Stricksandalen, namentlich aber mit dem spitzen Hute, der ja bei uns als Attribut eines spanischen oder italienischen Banditen gilt, sahen mindestens wie ächte Strauchdiebe aus. Doch passirte uns durchaus nichts Unangenehmes, und gegen zwei Uhr hatten wir glücklich das Ende jenes Plateaus erreicht und erblickten vor uns eine breite Schlucht, die wieder abwärts zur Ebene führte. Einiges, was ich im Vorbeigehen gesehen, schien mir anzudeuten, daß das Terrain hinter uns nicht immer so unbewohnt und öde gelegen, zuweilen sahen wir große Stein- und Trümmerhaufen und einmal sogar die Ruine eines Bauwerkes nach Art alter Wasserleitungen; ich zählte wenigstens zwanzig Pfeiler, die noch durch Bogen verbunden waren, deren Ende und Anfang aber ebenfalls durch Trümmerhaufen bezeichnet war, konnte aber später nicht in Erfahrung bringen, was man von diesem eigentümlichen Bauwerke hier auf der Hochebene wisse.

Bis hieher hatte uns Felipe aus Furcht vor den Räubern nicht vergönnt, unser mitgenommenes Frühstück anzugreifen; auch jetzt wollte er noch nicht halten, sondern weiter hinabziehen, bis zu einer vortrefflichen Venta, von welcher er träumte; doch waren uns diese s. g. Halbwegs-Venta's von unserem Zuge durch die Mancha noch in zu trostlosem Andenken, als daß wir noch weiter geritten wären. Felipe mußte nachgeben, und wir machten deßhalb am Rande der Hochebene einen Halt, banden Maulthiere und Pferde, nachdem wir ihnen die Kopfzeuge abgenommen, an ein paar Buxbaumsträucher, deren Blätter sie sogleich anfangen eifrig zu benagen. Die Padrona in Yvenes hatte für unser Frühstück reichlich gesorgt, uns ein paar gebratene Feldhühner eingewickelt, Brod und hartgesottene Eier hinzugefügt und guten rothen Wein mitgegeben, der allerdings nach dem Bockschlauche schmeckte, aber uns trotzdem vortrefflich mundete.

Nachdem wir abgespeist und wieder aufgezäumt hatten, erlaubte uns Felipe, unsere Gewehre wieder an die Sattelhaken zu hängen; wir schwangen uns auf, und da der Weg vor uns etwas besser war, trabten wir lustig den Bergabhang hinab. Hier oben auf der Höhe des Gebirges war eine kleine Wasserscheide, und wir ritten jetzt mit den sprudelnden Bergwassern, während uns andere bis dahin entgegen gerauscht waren. Eine Zeit lang fiel Weg und Flußbett zusammen, doch war der Grund ziemlich hart, bestand aus feinem weißem Kiessande, und nebenbei schien das klare, frische Wasser den Füßen unserer müden Thiere wohl zu thun.

Im Verhältniß, wie wir abwärts stiegen, verminderte sich auch das öde und Finstere der Landschaft; die Felsenkronen, welche uns auf der andern Seite der Hochebene umgeben, waren verschwunden, und die Berge und Hügel vor und neben uns hatten abgerundete Häupter, oft mit Buschwerk bedeckt, die niedrigeren sogar mit grünen Wiesen. Auch unser Weg lief an einer breiten Schlucht sanft abwärts, vor uns schob sich die Bergkette immer mehr auseinander, und nach einer scharfen Rechtswendung, die wir machten, sahen wir, wie sich vor uns die Hügel immer mehr verflachten und endlich in jene weite Ebene versanken, die wir schon gestern von der Höhe hinter Yvenes gesehen.

Der Himmel hatte sich gleich nach Mittag aufgeklärt und gewährte uns jetzt noch einen schönen Abend; wir ritten gegen Süden, nach Westen zu war unsere Aussicht durch die muldenförmigen Ausläufer des Gebirges verdeckt und so bemerkten wir die Sonne nicht, wie sie niedersank, ihr volles Licht dagegen fiel auf das Thal vor uns und beglänzte dieses sowie den Himmel auf wunderbare Weise; namentlich den letzteren habe ich selten so schön gesehen; er erglühte in tiefem Purpurroth, leichte Wölkchen, die emporzustiehn schienen, waren umkränzt mit blauen und violetten Tinten, die, wie die Sonne tiefer und tiefer sank, in herrlichster Mannigfaltigkeit glänzten, endlich zum sanftesten Roth verblaßten, wodurch denn der Himmel zwischen ihnen eine unaussprechlich schöne meergrüne Färbung erhielt.

Die Ebene vor uns war vielfach unterbrochen bald durch Wiesen oder kleine Waldungen, bald durch weite Strecken schwarzen Bodens, des fruchtbarsten Landes, dann wieder

auch durch lange Streifen rothen und gelben Sandes. Weit am Horizonte hob sich ein majestätischer Gebirgszug, den wir schon heute Morgen erblickten, in schönen Formen, jetzt bei untergehender Sonne in tiefdunkler prächtiger Färbung, wahrscheinlich die Sierra Morena, an deren Fuß Val de Penas liegt, wo wir unsern Reisegefährten wieder zu finden hofften. Die Strahlen der Sonne gaben der vor uns liegenden herrlichen Landschaft etwas unbeschreiblich Reizendes, etwas trügerisch Glänzendes, das wir morgen nicht wieder zu finden hoffen durften, wenn wir die Ebene selbst durchritten. Lieblich machten sich von hier oben eine Menge kleiner Bäche, deren Lauf wir bald durch den glitzernen Wasserspiegel, bald durch eine Einfassung des saftigsten Grüns in ihren eigensinnigen Wendungen weit hinaus verfolgen konnten; dazu dampften die Wiesen in die milde Abendluft hinauf, Wälder und Gebüsche prangten in der mannigfaltigsten Färbung, und selbst der leblose Sandboden erglänzte in höchst angenehmer Frische. Uns war zu Muthe, als hätten wir den Winter hinter uns gelassen im Thal des Manzanares und auf den Felsen von Toledo, und schauten jetzt vor uns in die weite, erwachende Landschaft, die sich zu schmücken begann für die schönere Jahreszeit; es war uns recht frühjährlich zu Muth, ja der Boden schien uns den so wohlbekanntem süßen Duft auszuhauchen und die Knospen der Bäume und Gesträucher zusehends anzuschwellen.

Da unser jetziger Weg nicht so viel Steingerölle und Unebenheiten zeigte, so ritten wir ziemlich schnell und glaubten in kurzer Zeit unser Nachtquartier erreichen zu können. Doch täuschte uns der gewaltige Bogen, den die breite Thalschlucht machte, und es vergingen ein paar Stunden,

ehe wir hinabkamen; allein der Abend war so schön, die Natur um uns so großartig und herrlich, daß uns die Zeit rasch genug verging. Auch fehlte es nicht an Begegnungen und Bildern mannigfaltiger Art; hier tauchten einige kleine Hütten in einer Seitenschlucht auf, dort ein schwarzer Meiler, dessen bläulicher Rauch fast gerade in die Höhe stieg, da er von keinem Lufthauche bewegt wurde. Viel Spaß machte uns eine Zeitlang ein kleiner Bube, der auf einer Wiese neben unserem Wege auf einem kleinen schwarzen Esel galoppierte und von dem muthwilligen Thiere ein paarmal abgeworfen wurde, worauf ihn der Reiter aber alsbald am Ohre oder am Schweif faßte, sich eine Strecke weit mit fortschleppen ließ und dann mit lächerlicher Anstrengung wieder auf den Rücken des Thieres kletterte, worauf das Jagen alsbald wieder bis zu einem ähnlichen Abschlusse begann.

Wir hatten gehofft, von droben an immer abwärts steigend unser Quartier zu erreichen, sahen uns aber getäuscht, denn als wir im Thale ankamen, bemerkten wir eine neue Hügelkette, die quer vor uns lagerte und noch überschritten werden mußte. Diese sei aber auch die letzte, behauptete Felipe. Da der Boden aus weichem Sande bestand, so meinte er, wir sollten zu guter Letzt noch ein kleines Wettrennen halten, worauf er alsbald mit seinem flinken Maulthier im Galopp voranging und wir ihm so gut als möglich folgten. Auf der Höhe angekommen, sahen wir denn auch die weite Ebene dicht vor uns und auf wenige Schritte das Dorf Fuente el Fresno – unser heutiges Nachtquartier. Mir schien es weniger groß als unser gestriges, aus einer einzigen Straße bestehend, die am Abhange der letzten Hügelkette hinlief und größtentheils nur eine Reihe

Häuser hatte. Eine kleine Kapelle zeigte ein unbedeutendes Thürmchen.

Unser heutiger Wirth war der Alcalde des Orts, Don Jose Maria Arritajo, ein freundlicher Mann in brauner Capa, der uns am Thore seines Hauses recht herablassend empfing, ja mir vielleicht sogar den Steigbügel gehalten hätte, wenn ihm nicht ein herumlungerner junger Bursche bei diesem Liebesdienst zugekommen wäre. Die Posada, welche der Herr Alcalde hielt, war in einem viel kleineren Maßstabe als unsere gestrige, die weite Halle fehlte und die Küche nur ein kleines Gemach neben dem Thorweg, natürlich mit hochloderndem Feuer, um welches schon eine Menge Eseltreiber und anderer Gesellen es sich bequem gemacht hatten. Ein paar hübsche zerlumpete Kerle, denen man bei uns mit Schrecken begegnet wäre, lachten uns freundlich entgegen, indem sie sich freuten, uns wieder zu sehen. Es waren von jenen Reitern zu Esel, die heute Morgen den Zorn Felipe's rege gemacht und die es auch jetzt nicht unterließen, ihn tüchtig zu necken daß er mit seinem langbeinigen Maulthier zurückgeblieben sei. Horschelt zeichnete den hübschesten dieser Bursche, worüber sich Alle wie die Kinder freuten und das ganze Haus herbeilief, um das Bild Christovals – so hieß der junge Eseltreiber – zu sehen. Daß hierauf Alle gezeichnet sein wollten, versteht sich von selbst. Der Maler kam nicht eher zur Ruhe, bis er auch den Alcalden, als den Würdigsten, mit einigen Strichen skizzirt.

Während dieß drinnen vor sich ging, besprach ich mich draußen mit der Wirthin über unser Diner, dessen Hauptbestandtheil aus Tauben mit Reis bestehen sollte, und trat

dann unter das Hofthor, um mich in der Straße umzusehen. Seitwärts vom Hause standen fünf oder sechs sehr zerlumpte Arriero's, die heftig zusammen stritten, aber plötzlich aufhörten, als sie meiner ansichtig wurden, ihre Hüte abzogen, auf mich zutraten, worauf der älteste begann, mit außerordentlicher Beredtsamkeit eine Menge Worte an mich hinzusprechen, von denen ich »Alcazar de San Juan,« von dem sie her kämen, und »Senor Alcalde« verstand, womit sie mich anzureden schienen. Wahrscheinlich hatte mir nur mein andalusisches Costüm in ihren Augen zu dieser Würde verholfen, denn als ich ihnen achselzuckend ein paar Worte ihrer schönen Sprache, wahrscheinlich schauerlich genug, entgegnete, prallten sie lachend zurück und wandten sich von mir. Ein Mädchen, welches mit einem Kinde auf dem Schooß an der benachbarten Hausthüre saß, erklärte ihnen mit lustiger Miene, ich sei ein Fremder, der eben eingeritten, Senor Alcalde aber wohne im Nebenhause und sie möchten nur hineingehen. Das thaten sie denn auch, natürlich mit abgezogenen Hüten, und ich ging hinter ihnen drein, um die Audienz mit anzusehen, welche ihnen der Ortsvorsteher in der Kaminecke sitzend augenblicklich ertheilte. Es war komisch, wie er dabei trachtete, seine Stellung und das ernste, würdevolle Gesicht beizubehalten, mit dem er dem Maler sitzen zu müssen geglaubt. Worüber der Streit gehandelt, kann ich nicht angeben, doch wurde er baldigst geschlichtet, und beide Parteien schienen ziemlich befriedigt das Haus zu verlassen.

Hinter der Küche wurde uns eine Schlafkammer eingeräumt, die sehr einfach und ländlich war, neben dem Lager, das man für uns hergerichtet, führte eine Leiter auf den offenen Söller des Hauses, und im Hintergrunde des

Gemachs befand sich eine weite, unverschließbare öffnung, die in den Raum ging, wo die Maulthiere und Esel standen. Dabei war der Strohsack meines Bettes so offenherzig, daß ein kleiner hungriger Esel mit dem Maul in seinem Innern wühlte, Halm um Halm hervorzog und in stiller Betrachtung verspeiste, bis ich ihm ernstlich wehrte.

Unser Mittag- oder Nachtessen wurde in einem einzigen Gange aufgetragen, bestehend aus einer großen Schüssel voll Reis und gekochter Tauben, und war mit einem solchen Aufwand von spanischem Pfeffer versehen, daß uns schon nach dem ersten Löffel der Schweiß ausbrach und wir zur Abkühlung mehr Wein tranken als gerade nothwendig war. Dazu war das Ameublement und Eßgeräthe des Herrn Alcalden sehr mangelhaft; man hatte uns ein Tischchen hingestellt, kaum groß genug für vierjährige Kinder, welches den Maler mit seinen langen Beinen zur völligen Verzweiflung brachte; hiezu passend waren auch die Messer, denn sie schienen aus einer Kinderküche herzustammen; glücklicher Weise aber waren die hölzernen Löffel recht groß, zum Trinken fanden wir hier wieder jenes Glasgefäß, das wir schon in der Mancha gesehen in Gestalt einer kleinen Gießkanne, welches man hoch empor hebt und den Wein vermittelst des langen Rohres in den Schlund hinabgießt. Diese Art zu trinken hat bei den großen sehr gemischten Gesellschaften, in welche man hier in Spanien häufig geräth, den Vortheil, daß die Lippen mit dem Glase gar nicht in Berührung kommen und man sich also nicht zu scheuen braucht, mit Jedermann aus demselben Gefäß zu trinken.

Um während der Nacht nicht von dem vorhin erwähnten hungrigen Esel belästigt zu werden, zog ich den Schragen, auf dem sich mein Lager befand, von der Fensteröffnung zurück, und nachdem ich noch am Herdfeuer mit dem Alcalden, sowie unsern Freunden, den Eseltreibern, einige Papiercigarren ausgetauscht und geraucht, gingen wir zu Bette, eigentlich zu Strohsack. Daß von Verschließen einer spanischen Wirthshausthüre keine Rede ist, brauche ich wohl nicht zu sagen; obendrein aber haben diese noch so viel Spalten und Löcher, daß man durch dieselben bequem hindurch schauen kann, was auch häufig genug von neugierigen Hausbewohnern geschah, die vielleicht gern sehen mochten, was die »*Extraños*« in ihren Zimmern trieben. Am heutigen Abend aber waren diese *Extraños* sehr ermüdet, legten sich alsbald nieder und schliefen den Schlaf der Gerechten bis zur Morgendämmerung.

Nachdem wir am andern Tage die Chocolate gefrühstückt und bereits zu Pferde saßen, erschien unser würdiger Wirth und Alcalde, um uns einen tüchtigen Schnaps aufzunöthigen, der, wie er sagte, gegen die Morgennebel vortrefflich sei. Und er hatte recht, uns auf diese Art innerlich zu durchwärmen, denn über die weite Ebene vor uns strich eine so kalte Morgenluft, daß wir uns fest in unsere Mantas wickeln mußten. Anfänglich wird es dem Fremden schwer, diese Manta, ein einfaches längliches Stück Zeug, ohne Ärmel und Knopf, beim Tragen fest um sich zu behalten, hat man sich aber einmal einige kleine Kunstgriffe zu eigen gemacht, so bleibt man warm und behaglich darin, wie das Kind in seinen Wickeln. Man nimmt die Manta um die Schulter, wie eine Dame ihren Shawl, doch so, daß die rechte Seite länger herabhängt, welche man, wie das Ende

eines Radmantels, fest über die linke Schulter wirft, so Hals und Brust gleichzeitig bedeckend.

In kurzer Zeit waren wir vollends zur Ebene niedergestiegen, und wenn auch der Weg hier recht flach und weich war, – wir ritten meistens durch schwarzen Moorboden, – so hatte er dagegen die große Unbequemlichkeit, daß ihn ein Bach zu seinem Bette auserkoren hatte, in dessen Wasser unsere Pferde oftmals lange Strecken bis an die Knie waten; und wenn wir dem entgehen wollten und rechts oder links auf die Felder ritten, so waren diese so feucht und schlammig, daß die Thiere hier nur mit großer Mühe fortkommen konnten. Angenehm war es, daß die Sonne heute ebenso prächtig aufging, wie sie gestern Abend niedergesunken war und ein Meer von lichtem Glanz, welches sie rings umher ausgoß, ließ uns den fatalen Weg vergessen. Auch der heutige Morgen erinnerte uns wieder recht lebhaft an das heimathliche Frühjahr; die Wiesen waren mit Thau bedeckt und mit jenen weißen Fäden, die aus der Entfernung wie silberne Schleier glänzen; Alles glühte und strahlte im frischen Licht der Morgensonne, so die feuchten Gräser, das Wasser zu unseren Füßen und die farbigen Streifen des Sandbodens, der bald hier, bald da, rechts und links in der Ferne, sichtbar wurde. Neben uns weideten zahlreiche Heerden, und wo wir dicht an ihnen hinritten, hoben sie die nassen Mäuler hoch empor, blickten uns mit ihren treuherzigen Augen an und brumnten leise, vielleicht zum Willkomm und Abschied. Rückwärts blickend sahen wir unser Nachtquartier Fuente el Fresno am Fuß des Berges geschmiegt. Seit vorgestern hatte sich nun das Terrain, durch welches unser Weg lief, zum drittenmal verändert; bei Toledo eine steinige Hochebene, hinter Yvenes,

eine Terrasse tiefer, Waldboden, Wiese, und hier bei Fuente el Fresno, abermals ein paar hundert Schuh tiefer, eine fruchtbare Ebene, streckenweise sogar wohl angebaut, gut bewässert, mit zahlreichen Viehheerden. Es ist eigenthümlich, wie von Madrid aus oder von Toledo das Land gegen Osten und Süden beständig staffelförmig abfällt. So befanden wir uns hier auf dem Plateau, welches vom Fuß der Montes de Toledo bis nach der Sierra Morena reicht, welche auf dieser Seite nur einige hundert Fuß hoch emporsteigt, um nach Andalusien hin als eine neue Terrasse von eben so viel tausend Fuß bis in die Ebene von Baylen und Jaen niederzureichen. Durch die geringe Höhe der Sierra Morena gegen Norden kommt es denn auch, daß sie von niederen, unbedeutenderen Bergketten so lange verdeckt wird. So sahen wir dieses Gebirge heute Morgen, in der Ebene reitend, wieder nicht mehr, dagegen war ein anderer Gebirgszug am Horizonte aufgetaucht, ein Seitenläufer der Sierra de Alcaras, welcher östlich allerdings mit der Sierra Morena zusammenzuhängen scheint. Auch die bläuliche Wand dieser Bergkette hatte so die eigenthümlichen und malerischen Zackenformen, welche man so häufig bei den spanischen Bergen antrifft, und woher auch wohl der Name Sierra – Säge für Gebirge im Allgemeinen kommen mag, sowie auch der öfters wiederkehrende Ausdruck für Pässe und Schluchten dientes, Zähne, wie die dientes de la vieja zwischen Sevilla und Antequera und Granada und Guadiz. Wenn man hier in Spanien von einer Ebene spricht, so muß man sich keine Flächen darunter vorstellen, sondern das Terrain ist wellenförmig, indem sich ein kleiner Hügel an den andern reiht, woher es denn auch kommt,

daß der Weg jetzt auf- und abwärts, jetzt rechts und links läuft.

Die Vegetation hatte sich schon bedeutend verändert, Haide, Ginster und niedere Buxbaumsträucher waren gänzlich verschwunden, und dafür sahen wir häufig Gruppen von ziemlich großen Steineichen und in der Nähe der Flußbette Eschen, Erlen und Pappeln, auch bemerkten wir in geschützten Lagen wieder bessere Olivenbäume; überhaupt schien die Gegend hier sorgfältig angebaut zu sein. Ein paar Stunden nach unserem Austritt erreichten wir die weitläufigen Gebäude eines ehemaligen Klosters, welche jetzt zu landwirtschaftlichen Zwecken benützt wurden und auch eine Posada enthielten. Wie die Lage der meisten Klöster, die ich noch gesehen, war auch diese sorgfältig gewählt und hatte man dazu einen höheren Hügel ausgesucht, der die Umgegend beherrschte und dessen Fuß von einem ziemlich ausgedehnten Teiche bespült wurde; rings umher lagen Fruchtfelder und schöne grüne Wiesen.

Felipe schien nicht Lust zu haben, sich bei der Posada aufzuhalten, »denn,« sagte er, »heute hätten wir an guten Wirthshäusern und Dörfern die Auswahl.« Doch betrog ihn auch heute wieder ein tückischer Zufall; wohl passirten wir ein paar hübsche, reinliche Dörfer, wo Felipe nicht anhalten wollte, weil sein Sinn auf ein zweites Kloster gerichtet war, das wir um Mittag erreichen sollten. Endlich sahen wir auch die Kirche desselben und daneben stattliche Gebäude, die etwas versprachen; als wir aber an das große Thor kamen, öffnete sich erst nach langem Pochen ein kleines Thürchen in demselben, und eine alte Frau, die an der Spalte erschien, gab uns den untröstlichen Bescheid, die Venta sei vor einiger Zeit geschlossen worden und sie dürfe niemand

in die Gebäude lassen. Glücklicherweise hatten wir, wie auch gestern, einigen Mundvorrath mitgenommen, weshalb es uns auch gar nicht eingefallen wäre, ein Obdach aufzusuchen, wenn sich nicht gegen zehn Uhr ein so scharfer und kalter Wind erhoben hätte, daß wir uns trotz Spanien und allen Frühlingsbotschaften, nach einem flackernden Feuer sehnten. Felipe ließ übrigens kein Wort der Klage hören, er zuckte leicht mit den Achseln, und wir hatten bald in einem Winkel der hohen Mauer, welche den Klostergarten umgab, ein windstilles Plätzchen gefunden.

Nach glücklich beendetem Frühstück, an welchem auch unsere Thiere theilgenommen, zäumten wir diese wieder auf, zogen die Sattelgurte fester und ritten von dannen. Bald nachher kamen wir durch das seichte Flußbett des Guadiana, der, wie die meisten kleineren Flüsse Spaniens, um diese Zeit sehr wenig Wasser enthielt, doch sahen wir an breiten Sandstreifen auf seinen beiden Ufern, die mit Steingeröll bedeckt waren, daß der Fluß auch zeitweise anders aussehen müsse. Und dieß ist auch der Fall, namentlich im Frühjahr nach heftigen Regengüssen, wo er oft in vierundzwanzig Stunden anschwillt und reißend durch die Ebene schäumt. Für solche Fälle findet man denn wohl an den Hauptstraßen lange steinerne Brücken aus alter Zeit, von denen aber die meisten untauglich sind, da die wilden Wasser einstens Pfeiler und Bögen weggerissen, an deren Wiederherstellung hier natürlich kein Mensch denkt. Diese Nachlässigkeit ist unbegreiflich, namentlich da es an dem herrlichsten Baumaterial nicht fehlt. Die gleiche Sorglosigkeit herrscht ja aber auch bei den Straßen selbst. Wie oft ritten wir stundenlang durch tiefe Kothpfützen, selbst auf Hauptstraßen, an Stellen, wo sich sogar an einer Seite eine

felsige Wand hinzog, von der man nur Steine abzustoßen brauchte, die dann ohne weitere Mühe hinabgerollt wären und so die Straße verbessert hätten.

Was den Weg anbelangt, auf dem wir nun schon seit drei Tagen ritten, und der doch von einer wichtigen Stadt, wie Toledo, ausging, so befand er sich in einem Naturzustande, und die Ingenieure, welche ihn angelegt, waren im wahren Sinne des Wortes Esel gewesen. Wo der erste Trupp dieser nützlichen Thiere hinzog, da folgten die anderen so lange, bis vielleicht später ein feiner Kopf unter ihnen einen besseren Pfad über die benachbarten Äcker auffand, worauf denn die alte Straße für fernere Zeiten verlassen blieb.

Als wir uns zum Ritt von Toledo anschickten, hatte man uns auch wohl schüchtern von Ladrones gesprochen, uns aber mit noch größerer Besorgniß die Frage gestellt: was wollen Sie anfangen, wenn unterwegs ein tüchtiges Regenwetter eintritt? Und unser Gastwirth hatte gemeint, im Sommer sei er auch schon einmal nach Fuente el Fresno geritten, aber im Winter – davor wolle ihn Gott bewahren. Und der Mann hatte recht. Was bei anhaltend schlechtem Wetter in diesen Gegenden und auf diesen Wegen mit uns geworden wäre, weiß ich selbst nicht. Doch hatten wir ja mit vielem Glück schon drei Viertel des Weges hinter uns, auch war der Himmel klar und blau, der allerdings heftige Wind trocknete Felder und Straßen augenscheinlich ab, und wenn ich meinem Reisegefährten scherzweise die Frage stellte: »würdest du selbst bei Regenwetter Toledo zu Pferd verlassen haben, oder in den Eilwagen gestiegen sein?« so antwortete er mir lachend: »Nein, das Letztere gewiß nicht, es ist doch ein ganz anderes Leben, so sein eigener Herr zu sein und hoch vom Sattel herab in die Welt

schauen zu können.« – Und so war es auch. Ich hasse nichts so sehr, als das dumpfe Hinbrüten, in welches wir bei einer längeren Fahrt, selbst in bester Gesellschaft, am Ende verfallen. Und so tausenderlei Schönes geht dabei für uns verloren, wird uns von dem engen Rahmen des Wagenfensters neidisch abgesperrt, so viele Bilder und Eindrücke aller Art, die wir, frei um uns schauend, so gerne in die Seele strömen lassen – schöne Bilder, prächtige Gedanken, die uns erfreuen, wenn wir auch nicht im Stande sind, den hundertsten Theil davon wieder zu geben. Wie angenehm ist es auch, um leiblicher Genüsse zu gedenken, mit der Befriedigung eines schönen Durstes nicht von der Stunde des Mayorals abhängig zu sein, der wieder auf den schlechten Weg und elende Maulthiere angewiesen ist.

So kommen wir jetzt an ein freundliches Dorf mit breiten und zugleich gepflasterten Straßen, an dessen Eingang sich Felipe lächelnd umschaud und, indem er die ausgespreizten Finger der rechten Hand an den aufwärts gekehrten Mund hält, pantomimisch die gläserne Gießkanne bezeichnet, von der ich früher sprach. Der vortreffliche Führer weiß eine noch vortrefflichere kleine Kneipe mit dem allervortrefflichsten Landwein, der sehr gut schmeckt und nur wenige Kupfermünzen kostet. Wir restauriren uns, und dann geht es wieder lustig vorwärts, bei Wiesen und Feldern vorbei, durch die Furth eines Baches, aufwärts über eine Heide, die schon dichter mit starken Olivenbäumen besetzt ist. Wir kommen bereits dem Süden näher, sind wieder in der Mancha und haben links die Stadt Ciudad real, die wir aber nicht sehen.

Für mich war es höchst interessant, als wir nun an großen Olivenpflanzungen vorbeikamen, wo gerade die

Ernte gehalten wurde. Ich bemerkte, daß dieß hier auf die gleiche Weise vor sich ging, wie ich es häufig in Italien gesehen. Auch hier lagen um den Stamm herum große Tücher von grauer Leinwand, und Männer waren beschäftigt, mit langen Stangen die Früchte abzuschlagen, während kleine Bursche und Mädchen überall an den Zweigen hingen und die schönsten Oliven in Körbchen pflückten. Als es später wurde und wir in die Nähe des Städtchens Almagro, des Zieles unseres heutigen Marsches, kamen, gerieten wir in zahlreiche Haufen dieser nun nach Hause zurückkehrenden Arbeiter. Viele saßen auf Pferden und Eseln und erinnerten mich in ihrem Costüm an die Bauern und Beduinen bei Beirut und Jaffa. An den nackten Füßen hatten sie Sandalen, darüber eine kurze Hose von Leinwand, eine Blouse von gleichem Stoff, und über Alles das fiel ein breiter, langer Mantel herab, oftmals weiß und braun gestreift und von gleichem Schnitt, wie ihn die Söhne der Wüste tragen. Auch das flatternde Kopftuch fehlte nicht, hier ein lose umgewundenes Taschentuch, gelb und roth, und um die Täuschung vollständig zu machen, trugen die meisten Männer auf der Schulter die langen Stangen, welche sie zum Olivenabschlagen benutzt, in derselben Haltung, wie der Beduine die Lanze. Weiber und Kinder waren nicht weniger malerisch bekleidet, und die ersteren trugen häufig einen Anzug, der in der That unbeschreiblich ist; über ein kurzes Röckchen hing die lange, farbige Manta herab, deren Ende über den Kopf geschlungen war, was den Figuren etwas Unbestimmtes, aber höchst Malerisches gab. Die meisten der Weiber und Mädchen trugen Krüge auf den Schultern, ähnlich den alten Amphoren. Obgleich sie wahrscheinlich den ganzen Tag nach spanischen Begriffen

stark gearbeitet hatten, waren doch Alle lustig und guter Dinge, ein alter Mann auf einem grauen Esel riß unbarmherzig in die Saiten seiner Guitarre, dazu knackten ein paar junge Bursche mit den Castagnetten und sangen eins der andalusischen Lieder, so seltsam klingend für ein fremdes Ohr, von denen man anfänglich glaubt, sie haben alle die nämliche Melodie, was wohl daher kommt, daß die Wendungen am Schlusse in der That fast immer die gleichen sind, und welche Vaterland und Abstammung ebensowenig zu verläugnen vermögen, als ein großer Theil des südspanischen Volks selbst. Wie oft glaubte ich zu träumen, sowie ich die Klänge jener Lieder, namentlich aus weiblichem Munde, vernahm, und wenn ich die Augen schloß, fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt nach Damaskus, wo an schönen Abenden, wenn wir auf der Terrasse unseres Hauses wandelten, die Stimmen unsichtbarer Sänger sich in gleichen melancholischen Tönen ebenso tremulirend wie hier vernehmen ließen.

Aber wir sind ja in Spanien, wo der Ernst eines solchen Liedes gleich wieder gemildert wird durch die neckischen Seguidillas, Zigeunerliedchen, die nur dem Volke hier eignen sind und allenfalls mit den österreichischen Schnaderhüpferln in Rhythmus und Melodie verglichen werden können. An Beweglichkeit und Scherz übertreffen die Nachkömmlinge ihre Vorfahren in vieler Hinsicht, und wenn der Orientale selten aus seinem Gleichmuth herauskommt, so ist die geringste Kleinigkeit im Stande, den südlichen Spanier zu erfreuen. So trieben sich heute Abend bei unserer Begegnung an der Spitze des Zuges der Landleute

ein Eselfohlen und ein kleiner schwarzer Bock mit einander herum, welche bald das Ziel der allgemeinen Aufmerksamkeit wurden und Gitarre, Castagnetten und Gesang verstummen ließen. Es gab aber auch nicht leicht etwas Possierlicheres, als wenn der kleine Esel mit seinem gravitätischen Wesen, den schweren Kopf bedächtig auf- und abnickend, dahinschritt und ihn nun der Bock in den ausgelassensten Sprüngen so lange angriff, bis sein geduldiger Gegner begann, den Kopf zwischen die Vorderfüße zu stecken, hinten auszuschlagen und endlich in den unbehüllichsten Courbetten davonsprang. Ja, wenn er auf diese Art in Bewegung gesetzt war, so konnte er gar nicht mehr zur Ruhe kommen und tanzte unter dem schallenden Gelächter aller Zuschauer auf dem benachbarten Acker ganz allein umher, wobei er aber beständig ausschlug und von sich stieß, als müsse er sich eine ganze Menge unsichtbarer Gegner vom Leibe halten; hierauf verfiel er dann wieder in seinen kleinen Hundetrab, und das wartete der boshafte Bock ruhig ab, um dann seine Beleidigungen sogleich wieder aufs neue zu beginnen. Die ganze Schaar, Alt und Jung, interessirte sich für dieses Kampfspiel und feuerte unter immerwährendem Lachen bald den Esel, bald den Bock an; dieß trieben sie so fort, bis wir nach einer kleinen halben Stunde Almagro dicht vor uns liegen sahen. Von außen gewährte dieser Ort ein ungleich stattlicheres Aussehen als unser früheres Nachtquartier und präsentirte sich als eine hübsche Stadt mit einer bedeutende Kirche und emporragenden Gebäuden verschiedener Art. Wir wünschten unsern Begleitern einen guten Abend, der freundlich erwidert wurde, und trabten schneller vorwärts, um unser heutiges Reiseziel zu erreichen, wurden aber dicht vor

dem Eingang in die Straße noch einige Augenblicke durch einen Leichenzug aufgehalten, der uns entgegen kam und von einer Musik begleitet war, wie ich nie etwas Ähnliches gehört. Dem Zuge voraus schritt nämlich ein Mann mit einem Bombardon, dem sechs Sänger folgten, welche in ziemlich kunstloser Weise einen Psalm vortrugen, zu welchem besagtes Bombardon in den tiefsten und rauhesten Tönen den Grundton angab. Etwas Roheres und Ohrenzerreißenderes erinnere ich mich nicht gehört zu haben; ja es machte trotz der ernsten Handlung einen wahrhaft komischen Eindruck, auch konnte man in Versuchung kommen, sich ein paar Jahrtausende zurückversetzt zu glauben, wo allenfalls die Druiden einen ihrer Mitbürger auf ähnliche Art zur letzten Ruhestätte geleitet haben würden. Dabei blies der Musikant mit aller Kraft seiner Lunge, und als wir schon zwischen den Häusern von Almagro ritten, hörten wir noch einzelne der tiefen und brummenden Töne des Bombardons.

Almagro ist ziemlich bedeutend, hat 8000 Einwohner, zwei Pfarrkirchen, einige Klöster, und hier war früher die Residenz der Großmeisterin der Damen des Ritterordens von Calatráva; die Straßen des Städtchens sind breit, gepflastert, aber sie lagen einsam, ohne alles Leben; mitunter sahen wir große stattliche Häuser von zwei bis drei Stockwerken, ganz von Stein, die Fenster mit kleinen eisernen Balkons versehen, mit mächtigen Einfahrten, über denen sich in Stein gehauene Wappen befanden. Zu den auffallenden Zügen, die dem Reisenden in Castilien entgegengetreten, gehört das häufige Vorkommen solch großer,

durch ihre Bauart nicht selten den besten Zeiten der spanischen Architektur angehörender, aber unbewohnter, verödeter und unheimlicher Gebäude, welche besonders dazu beitragen, vielen jener Städte ihren ernsten, düstern, aber eben deßhalb imposanten, geheimnißvollen, die Phantasie vielfach beschäftigenden Charakter zu geben. Es sind dieß Wohnungen, zum Theil Stammhäuser und Majoratssitze adeliger Geschlechter, deren Besitzer aber schon seit Jahrhunderten zum größten Schaden des Landes in den Kreisen der Hauptstadt und den Intriguen des Hofes sogar auch das Andenken an die würdige, wohlthätige Stellung verloren haben, die sie inmitten ihrer Besitzungen behaupten könnten; kaum daß der Tod des Vaters den Sohn auf wenige Tage und vielleicht zum ersten- und letztenmal in die Wohnung seiner Vorfahren führt, um die Huldigungen seiner Vasallen, die Ehrfurchtsbezeugungen der großen Anzahl auf mancherlei Weise von einem alten, reichen Geschlechte abhängiger Menschen anzunehmen, deren Wohl und Weh nachher gewissenlosen Geschäftsführern und Advokaten überlassen bleibt. – Auch an freundlichen Häusern und zierlichen Gärtchen ritten wir vorbei, die wohlgepflegt erschienen und mit eisernen Gittern abgesperrt waren. Endlich kamen wir auf den Hauptmarkt der Stadt, einen großen viereckigen Platz, rings mit Häusern umgeben, deren unterer Stock aus Arcaden bestand, in welchen sich kleine Läden und Boutiquen befanden. Daß wir uns dem Süden wieder näherten, sahen wir an großen Haufen Orangen und Granatäpfeln, die hier aufgeschichtet waren.

Statt der gestrigen und vorgestrigen Posada führte unser heutiger Gasthof den Namen Fonda und bestand aus

ein paar großen, um einen Hof gelegenen Gebäuden, welche oben eine offene Gallerie hatten, von welcher aus man in die verschiedenen Zimmer gelangte. Anfänglich glaubten wir, hier endlich einmal ein behagliches Unterkommen zu finden; als uns aber ein zerlumpter Kerl, halb Hausknecht, halb Mozo, die besten Gemächer des Hauses zeigte und sich sonst keine Seele in diesem »Hôtel« um uns bekümmerte, vermißten wir schmerzlich unsere Posaden der vorigen Tage mit ihrer gemeinschaftlichen Küche und ihrem ganzen patriarchalischen Wesen, besonders den herzlichen Empfang sämtlicher Hausbewohner bis zu den Hunden hinab, die uns ebenfalls mit freundlichem Schweifwedeln bewillkommt hatten, während hier vor der Thüre eine knurrende Bestie lag, die der Mozo erst mit einem Fußtritt entfernen mußte.

Man wies uns zwei Gemächer an, eine Art Vorzimmer mit einem Fenster nach dem Hofe und ein Schlafzimmer ohne weitere Öffnung als die Thüre, zu welcher wir hereintraten. Hier befanden sich zwei große hölzerne Schragen mit einigem Bettwerk, im Vorzimmer aber ein wackeliger Tisch und zwei defekte Stühle. Der Kellner ließ uns allein, und gleich darauf erschien eine Magd, welche uns einen Brasserio mit fast ausgebrannten Kohlen brachte, und sich zu gleicher Zeit erkundigte, wann wir zu Nacht zu speisen wünschten. In ganz Spanien hatten wir unter dem jüngeren weiblichen Geschlecht keine schmutzigere Erscheinung gesehen, als diese Donna; ihr einstens bunter Anzug hatte eine graue Aschfarbe angenommen, die sich auch ihrem vollen Gesichte mitgetheilt hatte, aus welchem übrigens frische Lippen, weiße Zähne und ein paar schöne, große Augen hervorglänzten. Es war uns nicht sehr angenehm,

die Zubereitung unseres Nachtessens in den Händen dieses Mistkäfers zu wissen, und um dieselbe so weit als möglich zu überwachen, beschlossen wir, später in die Küche zu gehen; vorher aber machten wir einen Spaziergang auf den Markt, wo wir für geringes Geld eine Anzahl der schönsten Orangen einkauften.

Was wir später in der Küche von der Anfertigung unseres Essens sahen, trug nicht gerade dazu bei, unsern Appetit zu vermehren. Man bereitete für uns Hammelfleisch mit Reis, und obgleich die Padrona des Hauses, welche in der Ecke saß, die Kocherei höchstselbst zu überwachen schien und zuweilen mit dem Löffel in der Brühe herumfuhr, auch dieselbe kostete, so war es doch der Mistkäfer, der mit eigenen schmutzigen Händen die Ingredienzien hinzuthat, als: Zwiebel, Salz oder Pfeffer. Daß sie dabei mit eben diesen Händen abwechselnd in ihr schwarzes, struppiges Haar fuhr, war noch nicht das Schlimmste, und nach später glücklich vollbrachtem Nachtessen versicherte mich Horschelt, er habe gesehen, wie der Mistkäfer vor der Thüre einiges Holz klein gemacht und sich dabei eines Vortheils bedient habe, den man auch bei unsern Holzspältern sieht, um den glatten Stiel des Beils fester halten zu können. Doch in ähnlichen Fällen »schließt man die Augen zu und greift es herzhaft an.« Daß wir es mit unserem Nachtessen nach zwölfstündigem Ritte ebenso machten, wird uns keine hungrige Seele verübeln; dabei war aber Hammelfleisch und Reis ziemlich schlecht, der Wein mittelmäßig, und sogar unser letzter Trost, die Chocolate, eine Brühe fast so dünn, wie man sie im lieben Deutschland zu trinken pflegt. Überhaupt hatten wir mit Schrecken bemerkt, daß je mehr wir uns dem Süden Spaniens näherten, die Chocolate an

Güte abnahm; es war nicht mehr die prächtige dicke Masse von Valencia und den Posaden aus der Mancha, deren fingerdicken Rahm man mit dem Löffel abschöpfte und dieser dann doch noch in dem übrigen fast aufrecht stehen blieb. So ändert sich alles in dieser Welt, aber was half unser Klagen? wir machten dadurch die Köchin nicht reinlicher und die Chocolate nicht dicker. Interessant war uns ein großer, sehr alter, messingner, dreiarmiger Leuchter, welcher unserem Souper leuchtete; dieser hatte nämlich oben auf der Spitze den kaiserlich österreichischen Doppeladler, wohl kunstlos gearbeitet, aber nicht zu verkennen. Obgleich man denselben in Spanien an fast allen Gebäuden aus der Regierungszeit Karl's V. häufig findet, so überraschte es uns doch eigenthümlich, ihn an einem Hausgeräth zu finden, doch fanden wir es angenehm, das bekannte, liebe Wappenzeichen hier vor uns zu sehen.

Die ganze Fonda mit ihren ziemlich großen Gebäuden hatte dabei etwas so ödes und Unheimliches, daß wir zum erstenmal unsere Thüre zu verriegeln suchten und vor Schlafengehen die Gewehre neben uns lehnten und die Messer unter dem Kopfkissen verbargen. Morgen also sollten wir Val de Penas erreichen und dort unsere Freunde wiederfinden; ich sage Freunde, denn neben unserem Reisegefährten, Baumeister Leins, hatten uns bekanntlich noch ein paar liebe deutsche Bekannte aus Madrid, Herr Steinfeld und Herr Weiß, am Fuß der Sierra Morena Rendezvous gegeben, um mit uns durch den herrlichen Gebirgspaß zu ziehen.

Schon öfters während der langen Ritte der letzten Tage hatten wir uns dieses Zusammentreffen aufs Lebhafteste

und Freundlichste ausgemalt, und beschlossen, wo möglich den Freunden zuvorzukommen und sie mit einem Glase des vortrefflichen Weines, der dort wächst, des besten spanischen Landweines – in der schönsten Val de Penas-Laune zu empfangen. Da wir aber von Almagro dorthin noch eine Strecke von circa acht Leguas hatten, beschloßen wir, noch vor der Morgendämmerung aufzubrechen, was auch dem edlen Felipe recht angenehm zu sein schien, denn da er uns in Val de Penas verlassen sollte, so hoffte er, an demselben Tage mit seinen Thieren noch eine gute Strecke des Heimwegs zurücklegen zu können.

Es war noch finstere Nacht, als er uns weckte, kaum drei Uhr, und sogar in unserem Schlafzimmer recht empfindlich kalt. Wir kleideten uns hastig an, und erhielten unsere Chocolate durch den Mistkäfer, den Felipe ebenfalls zu so guter Stunde von seinem Strohsacke aufgejagt. Daß diese edle Spanierin in ihrem vollständigen Anzug zu Bett gegangen sein mußte, sahen wir deutlich an ihren Kleidern, welche sich genau in demselben Zustande befanden, wie Abends vorher. Unsere Rechnung war größer als an den vorhergehenden Tagen, und so verließen wir denn noch ziemlich schlaftrunken und mißmuthig die Fonda und klepperten durch die öden Gassen Almagro's.

Der Himmel war klar und sternenhell und die Kälte so groß, daß der Boden hart gefroren war. Wenn ich bei diesen unseren Touren zu Pferde saß, so war es mein erstes Geschäft, sämtliches Gepäck, Waffen und alle Gegenstände zu untersuchen, die ich bei mir trug, ob ich nichts zurückgelassen. Dieß hatte ich heute Morgen vergessen, mich fest in meine Manta gewickelt, und trabte, die brennende Cigarre im Munde, verdrossen und schweigend über das

dämmerige Feld dahin; Horschelt machte es ebenso, und Felipe, den die Verpackung seines Maulthiers aufgehallen hatte, kam hinter uns drein. Auf einmal rief er uns zu, wir möchten einen Augenblick halten. Ich wandte mein Pferd um und sah sogleich, daß uns vom Stadthore her Jemand eiligst nachlief und zuweilen rief. Wir ritten zurück, der ankommenden Person entgegen, und sahen, daß es der arme Mistkäfer war, der mir meine Geldtasche brachte, die ich im Zimmer liegen gelassen hatte. Ich habe diese Thatsache als einen Beweis der großen Ehrlichkeit, die überhaupt unter dem spanischen Volke zu finden ist, unmöglich verschweigen können. Die Versuchung war gewiß groß für das arme Mädchen, denn wenn ich auch keine Reichthümer bei mir trug, so führte ich doch in unserer gemeinschaftlichen Reisekasse mehr Gold, als die ehrliche Finderin in ihrem ganzen Leben zu verdienen hoffen durfte. Daß wir sie großmüthig belohnten, verstand sich von selbst; erhielt ich doch meine Geldtasche wieder und zu gleicher Zeit eine ziemliche Strafpredigt meines langen Malers, der sich recht lebhaft die Folgen eines solchen Verlustes ausmalte. Dieser Vorfall hatte übrigens das Gute, daß er unsere üble Laune brach und wir von da angenehm plaudernd vorwärts gingen, – gingen im wahren Sinne des Wortes, denn die Kälte des Morgens war so empfindlich, daß wir nur gehend im Stande waren, unsere erstarrten Füße etwas zu erwärmen.

Almagro liegt in der früher erwähnten Ebene, doch eine halbe Stunde von dem Orte entfernt fängt das Terrain schon an zu jener Bergkette aufzusteigen, die mit der Sierra de Alcaraz zusammen hängt, und die wir während des gestrigen Rittes in ihren eigenthümlich gezackten Formen beständig vor Augen hatten. Bei unserem Ausritte konnten

wir der tiefen Finsterniß wegen von dem vor uns liegenden Terrain nicht viel erkennen und mußten nur froh sein, ohne zu stürzen, wenn auch beständig stolpernd, das vor uns liegende Ackerfeld zu passiren, welches von den tiefen Geleisen der Straße durchschnitten wurde, entgegengesetzt aber von der Pflugschar aufgerissen war. Bald übrigens graute der Tag im Osten und der klare sternfunkelnde Himmel über uns versprach einen guten Tag. Wir zogen emporsteigend dem Sonnenaufgange entgegen und erfreuten uns an der tiefen glühenden Röthe, welche hier dem strahlenden Gestirn voranflog und die größere Hälfte des Himmelsgewölbes bedeckte. Vor uns zeichnete sich die Helle scharf ab zwischen malerisch in einander geschobenen Bergen, deren tiefe Thäler, vorhin noch in wechselnden Schatten vom Schwarz zum Grau, von diesem zum Violett, sich nun plötzlich mit rother Gluth ausfüllten. Es ergriff uns eine wahrhaft feierliche Stimmung, als wir zugleich mit der Sonne immer höher und höher stiegen, und es war uns, als hätten wir uns mit ihr auf der Bergkette droben ein Rendezvous gegeben, eine Zusammenkunft, in welcher sie uns viel Schönes erzählen würde von dem, was sie gestern in der Heimath bei unsern Lieben gesehen. Der gestrige belebte Tag war zu solchen Berichten nicht geeignet, aber die einsame Stille des frühen Morgens zu dergleichen freundschaftlichen Mittheilungen besonders geschaffen.

Jetzt schoß der erste Sonnenstrahl über die vor uns liegenden Berge daher, zitternd und flimmernd, einen gewaltigen Regen von Silber und Gold, von Brillanten und farbigen Edelsteinen, die sich an Ästen und Gräsern festhingen, um uns her ausbreitend. Der Boden zu unsern Füßen

flamnte glühend auf und war zu gleicher Zeit wunderbar schattirt, denn jede Erhöhung, jedes kleine Steinchen, vorn vom Lichte hell bestrahlt, warf hinter sich einen langen, dunklen Schlagschatten. Fast unheimlich und gespenstig erschienen unsere Schatten und die unserer Pferde, die langgestreckt hinter uns dreinzogen und uns auf die schauerlichste Art karrikirten.

Die erste Bergkette hatten wir erstiegen und sahen parallel mit dieser eine zweite höhere, durch ein tiefes, aber nicht sehr breites Thal von uns getrennt. Das Terrain hier oben war rauh und kahl; spärlich wuchsen Sträucher und kleine Steineichen zwischen den schieferfarbigen Felsen, von ganz eigenthümlich durcheinander geworfenen Formen. Man sagt, in der Nähe des Passes, auf dem wir gerade ritten, befinde sich noch vollkommen erkennbar ein ausgebrannter Vulkan, eine Angabe, die ganz und gar zu dem Charakter der Gegend paßte. Die Erde rings umher ist schwarz, und wenn man auch die Spuren von bearbeiteten Feldern sieht, so sind diese wahrhaft trostlos mit dichtem Steingeröll übersät. Unser heutiger Weg schien nicht so wie der gestrige durch den Zufall angelegt zu sein, sondern man sah wohl, daß hier Menschenhände thätig, gewesen waren und ihm seinen Lauf vorgezeichnet hatten. Daß er sehr steil abwärts führte, daran waren die schroffen Bergwände schuld, und da wir in Spanien reisten, wunderten wir uns weiter nicht über die großen und kleinen Felsen und Steine, die von den Höhen herabgerollt waren und ruhig mitten im Wege lagen.

Felipe gönnte uns übrigens keinen langen Spaziergang, denn auf der Höhe angekommen, ermahnte er uns aufzusteigen und schneller zu reiten. Er schien große Eile zu haben, nach Val de Penas zu kommen; dabei fing er sein vorgestriges Manöver wieder an und ersuchte uns, die Gewehre in Bereitschaft zu setzen, da dieser Bergpaß ebenfalls einer der verrufensten von ganz Spanien sei. Doch hatten wir nicht die mindeste Lust, uns mit dem Selbsttragen der Waffen zu beschäftigen, indem wir auf dem außerordentlich holperigen Wege alle unsere Aufmerksamkeit der Führung der Pferde zuwenden mußten, die jeden Augenblick stolperten. Horschelts Pferd stürzte einmal heftig auf die Knie nieder, sprang aber glücklicherweise im nächsten Augenblick wieder auf, ohne seinen Reiter abzuwerfen.

Jetzt hatten wir das Thal durchritten und stiegen an der zweiten Bergkette in die Höhe. Mit jedem Schritte wurde übrigens die Gegend wilder und großartiger, und als wir auf der Höhe angekommen waren, hielten wir mit einem Ausruf der Verwunderung an. Vor uns hatten wir eine der malerischsten Schluchten, die eine kühne Phantasie nur erfinden kann; wie Coulissen schoben sich mehrere hundert Fuß hohe Felsen senkrecht und scharf gezackt so in und durch einander, daß man die überaus steil abfallende Straße nur wenige Schritte mit den Augen verfolgen konnte. Zur Linken hatten wir einen den Pfad noch überragenden halbrunden Berg, der uns die Aussicht sperrte, rechts dagegen lagen die Felszacken terrassenförmig unter einander und schlossen sich in weiter Ferne scheinbar an ein majestätisches Gebirge, welches in prächtigen Umrissen und fast schwarzer Färbung dort lag – die Sierra Morena, die wir jetzt endlich und, wie wir glaubten, ziemlich nahe vor

uns sahen. Gerade vor uns den Weg und die Schlucht hinab aber war der Anblick entzückend schön; tief unten sahen wir das Ende dieses Bergpasses scharf begränzt durch zwei riesenhafte Felswände, zwischen denen hindurch wir einen schmalen Streifen des grünen Thales erblickten. Von den dunkelgrauen Felsen eingerahmt erschien dieß im hellsten Sonnenlichte wie ein glänzender Lichtstreifen, leuchtend und strahlend, während unten in der Schlucht und hier oben in dem Passe selbst die tiefen Schatten wahrhaft malerisch wechselten mit dem glühenden Lichte der Morgensonne, das rings um uns her die höchsten Felsspitzen vergoldete.

Wir hätten hier stundenlang verweilen können, namentlich Maler Horschelt bedauerte es sehr, daß ihm die Zeit mangelte, eine Farbenskizze aufzunehmen, doch wollte sich Felipe auf unseren Vorschlag, hier einen Ruhepunkt zu machen, durchaus nicht einlassen, sondern fuhr bei dieser Zmnuthung höchst verdrießlich auf seinem Maulthiere hin und her und meinte, das sei ein undankbares Unternehmen, hier auf diesem verrufenen Platze anhalten zu wollen; er seinestheils habe nicht die geringste Lust dazu. So zogen wir denn noch eine kleine Strecke auf ebenem Wege fort, bevor wir an den Bergabhang kamen, und erlebten auf dem »verrufenen Platze« ein ganz eigenthümliches Abenteuer. Wir ritten in einem schmalen und tiefen Hohlwege, und als wir an die Schlucht gelangten, sahen wir mit einemmale, daß uns andere Reisende entgegenkamen und zwar, was das Auffallendste war, nicht zu Pferd oder Maulthier, sondern auf großen zweirädrigen Karren, deren jeder von mehreren Maulthieren gezogen wurde und sich

langsam und mühsam herauf bewegte, so daß die hölzernen Fuhrwerke zwischen den Steinen bedenklich krachten und Räder und Achsen ächzten. Die Karavane bestand aus vier Wagen, die hinteren mit Ballen und Kisten beladen, während auf dem ersten ein wohlgekleideter Mann saß, im langen Überrock, den runden Hut auf dem Kopfe, auf dem Schoß eine doppelläufige Flinte; hinter ihm auf einem Strohsacke befanden sich zwei Frauenzimmer und ein paar kleine Kinder. Das alles stieg so plötzlich vor uns aus der Tiefe auf, daß wir im ersten Augenblick überrascht anhielten, im zweiten aber um uns herschauten, um in dem engen Hohlwege eine Möglichkeit des Ausweichens zu entdecken. Die war durchaus nicht vorhanden, und schon wollte ich mein Pferd herumwerfen, um wieder zurückzureiten, als Felipe mit einem lauten Ausrufe des Ärgers sein Maulthier gegen die ziemlich steile Wand des Hohlweges trieb und es zwang, in ein paar tüchtigen Sätzen hinaufzuspringen. Horschelt folgte ihm, indem er seinem Pferd einen tüchtigen Hieb mit der Reitpeitsche gab, und ich machte es ebenso. Doch da ich sah, daß das Gewehr des Malers bei dem Satze aufwärts heftig an einen Stein anschlug, so riß ich das meinige vom Sattelhaken in die Höhe und kam so mit hochgeschwungener Waffe droben an, wobei ich durch einen flüchtigen Blick auf den Mann im Wagen wohl bemerkte, daß dieser seine Doppelflinte wie zum Schuß emporhob. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir uns, auf dem Feld über dem Hohlwege angekommen, von vier Guardias Civiles, zwei zu Fuß, zwei zu Pferd, umringt sahen, während ein paar auf der andern Seite der Straße die Gewehre nach uns richteten. Ich hätte laut auflachen können, denn mir schien es im ersten Augenblicke klar zu

sein, daß man uns bei unserer eiligen Flucht aus dem Hohlwege für zweideutige Gesellen hielt, die vielleicht von oben herab eine Attaque auf die Reisenden drunten versuchen würden. Natürlicherweise hielten wir ruhig, und um meine gänzlich friedfertigen Gesinnungen darzuthun, hing ich mein Gewehr wieder ruhig an den Sattelhaken. Nachdem sich sämtliche Gensdarmerie, auch die von der andern Seite um uns versammelt, trat ein Unteroffizier derselben an Felipe heran und begann mit sehr ernster Miene ein Examen, wobei sich jedoch bald herausstellte, daß wir harmlose Reisende waren. Nur Eines wollte dem Manne der öffentlichen Sicherheit nicht recht einleuchten; »warum,« sagte er, »wenn eure Papiere anders in Ordnung sind, zieht ihr hier allein in dieser verrufenen Gegend herum und habt euch nicht von Almagro ein paar meiner Kameraden mitgeben lassen, wie es sonst wohl der Brauch ist?« Nun wußten wir aber in der That nicht, daß dieser Paß wirklich unsicher war, denn wenn wir dem Gerede von Felipe hätten trauen wollen, so hätten wir uns von Toledo bis nach Val de Penas müssen begleiten lassen. Um aber das Mißtrauen des Gensdarmen in die Vortrefflichkeit unserer Papiere gänzlich niederzuschlagen, beeilte ich mich, aus meiner Geldtasche ein wichtiges Dokument hervorzuholen, welches ich der Freundlichkeit des preußischen Gesandten in Madrid, Herrn Grafen von Galen, verdankte. Dieß war nämlich eine offene Ordre des Herzogs von H., General *en chef* der gesammten spanischen Gensdarmerie, welche besagte, daß uns damit das Recht verliehen sei, in allen Provinzen des Königreichs Guardias Civiles zu Pferd und zu Fuß so viel zu requiriren, als uns zum Geleite nothwendig seien. Dabei

sprach der Herzog den Befehl aus, uns auch in jeder andern Weise Hülfe angedeihen lassen zu wollen.

Mit welchem merkwürdigem Gesichtsausdruck der vor uns haltende Gensdarmarie-Unteroffizier dieß Papier durchlas, brauche ich nicht zu beschreiben; er faltete es zusammen, und als er darauf ehrfurchtsvoll seine Hand an den Hut legte, schauten sich seine Kameraden ziemlich überrascht an und wußten nicht, was sie von der plötzlichen Sinnesänderung ihres Chefs halten sollten. Ich glaube, ein paar der letzteren wären gar zu gern mit uns nach Val de Penas zurückgekehrt, doch bedankten wir uns aufs Beste für dieß Anerbieten, welches uns der Unteroffizier machte, wünschten ihm einen guten Tag, ebenso wie dem Herrn und den Damen im Wagen drunten und ritten sehr vergnügt die Schlucht hinab.

Auf Felipe hatte das Vorzeigen des Papiers mit dem wichtigen Inhalte einen unverkennbaren Eindruck gemacht; er betrachtete uns scheu von der Seite und mit Zeichen der größten Hochachtung. Ob es ihm merkwürdiger erschien, daß wir uns überhaupt im Besitz dieses Papiers befanden, oder daß wir trotz desselben kein Geleit requirirten, bin ich wahrhaftig nicht im Stande, anzugeben. Unser Führer bedauerte nur, von dem Vorhandensein desselben nicht früher Kenntniß gehabt zu haben; die in Almagro meinte er, hätten uns anders springen müssen, und die gesalzene Rechnung hätten wir ihnen zur Hälfte gestrichen. »So ein Papier,« setzte er hinzu, »könnte mich zum reichen Manne machen.« Unterdessen ritten wir vorsichtig den Felspaß hinab und erfreuten uns an den grandiosen Formen, in denen die Felsmassen rechts und links höher und höher emporstiegen. Der Berg hatte sehr wenig Abdachung und fiel

rechts und links von dem Passe so steil abwärts, daß wir unten wie durch ein kolossales Felsenthor ins Freie traten. Der Rückblick von hier war wahrhaft majestätisch, und Horschelt ließ sich durch keine Einreden Felipe's abhalten, die himmelhohen Felsen mit ihren wunderlichen Formen flüchtig zu skizziren. Was diesem Passe noch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war, daß sobald er hinter uns lag, wir auf der nun sanft absteigenden Straße in weniger als einer Viertelstunde auf den Grund einer großen Thalebene von so freundlichem, lachendem und heiterem Ansehen gelangten, daß der Contrast der Wildniß hinter uns unmöglich größer sein konnte. In den sanftesten Wellenlinien breitete sich die Fläche stundenweit vor uns aus, zur Linken mit den Ausläufern der Bergkette, von der wir eben herabkamen, eingefast, die aber, wie sie niedriger wurden, einen freundlicheren Charakter annahmen und statt der dunkelgrauen Felsen nur malerisch zerklüftete Schichten und Streifen in Roth und Gelb zeigten, nebenbei auch eine kräftigere Vegetation. Vor uns und zur Rechten war die Landschaft in einem weiten Bogen durch die Anfänge der Sierra Morena begränzt, die nach einem duftigen Morgen nun vom hellsten Sonnenlichte bestrahlt, in prächtigen dunklen Farben glänzten. Dabei war die Kälte des frühen Morgens verschwunden, Frühlingslüfte umspielten uns, so daß wir bald unsere Manta's ablegten. Am Fuße des Berges, den wir eben passirt, lag ein freundliches Dorf, Moral de Calatrava, mit breiten, reinlichen Straßen, hübschen Häusern und spitzem Kirchthurm mit röthlichem Dache, der allerlei heimathliche Erinnerungen in uns erweckte. Felipe schlug vor, sich nach der harten Tour, die wir schon gemacht, hier durch ein kleines Frühstück zu restauriren und

führte uns zu diesem Zwecke vor eine kleine Posada, wo wir einen vortrefflichen Wein, sehr gutes Brod und eine erträgliche Wurst fanden.

Munter ging es dann weiter in die Ebene hinaus, auf einem breiten, sandigen Wege, der den Hufen unserer armen Thiere sehr wohl zu thun schien; wenigstens trabten sie lustig darauf los, hinter dem unermüdlichen Felipe drein, der uns mehr und mehr zur Eile antrieb. Die Straße führte über Wiesen, bei gut angebauten Fruchtfeldern vorbei, und hie und da zur Abwechslung am Rande eines Baches, dessen Ufer mit Erlen und Weiden besetzt waren, und dabei lief der Weg immer in der sanftesten Wellenlinie auf und ab, ein kleiner Hügel befand sich am andern, was der ganzen Ebene ein eigenthümlich bewegtes, aber auch ziemlich langweiliges Ansehen gab. Übrigens ist dieß eine bemerkenswerthe Fläche, reich an gutem Wein und Getreide, namentlich in regnerischen Jahren und mit den ausgedehntesten und futterreichsten Weiden, welche zahlreiche Viehheerden nähren. Unfern von Moral el Calatrava fließt der Javalon der Guadiana entgegen, den Plinius schon als ein Wunder bespricht. Zwischen Alcaraz und Ossa de Montiel nämlich hat er seinen Ursprung in einer Reihe von Teichen, und ist dann, der hohen Berge wegen, wodurch er sich sein Bett gebrochen, eine Stunde lang nicht mehr sichtbar, um plötzlich bei San Juan wieder zum Vorschein zu kommen, weshalb die Spanier sagen, er habe eine so große Brücke, daß ganze Schafheerden auf derselben weiden könnten. Durch dieß weite, bald sandige, bald sumpfige Thal ritten wir nun fort, Stunde um Stunde, bis um Mittag, wo wir in weiter Ferne die Kirchthurmspitze von Val de Penas erblickten, nach dreitägigem, mühevолlem Marsche das langersehnte

Ziel unserer kleinen Tour, wo uns die Freunde vielleicht schon seit mehreren Stunden erwarteten.

»Hatje, Hatje!« schrie Felipe immerfort und trieb zur Eile. – Noch eine weitere Stunde und die Häuser von Val de Penas traten deutlich hervor, ebenso wie zu unserer Rechten die schönen Formen der Sierra Morena. Bald sahen wir auch die Landstraße links auf den Höhen und konnten ihren breiten Streifen verfolgen, bis er in den Gassen von Val de Penas verschwand. Abermals eine Stunde, da hatten wir die ersten Häuser des Ortes erreicht und unser edler Felipe, stolz auf die glücklich vollbrachte Reise, ritt nun im Schritt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, der Hauptstraße zu, die – es war gerade ein Festtag – ziemlich belebt war.

Val de Penas hat zwei anständige Fonda's, in welchen die beiden Linien der von Madrid kommenden Diligencen anhalten, weßhalb wir ungewiß waren, wo wir unsere Freunde finden sollten. Als wir durch die Straßen ritten, betrachteten wir aufmerksam die Häuser und hofften immer, das lachende Gesicht unseres Baumeister Leins irgendwo zu entdecken, der ja versprochen hatte, uns als pünktlichster Reisemarschall zu erwarten. – Vergebens. Wir erreichten die erste Fonda, ritten in den Hof und forschten zugleich, ob nicht gestern Abend oder heute Morgen einige Fremde angekommen seien. Es war Niemand da. Wir gingen in die andere Fonda, die gegenüberlag – auch da Niemand. Man wird begreiflich finden, daß uns das ziemlich verdrießlich machte, um so mehr, als man uns sagte, die Eilwagen von Madrid passirten Val de Penas gegen ein, zwei oder drei Uhr in der Nacht. So waren denn die sehnlichst erwarteten Freunde nicht eingetroffen und konnten im besten Falle erst morgen Früh ankommen. Wir kehrten in den ersten

Gasthof zurück, wo wir unsere Pferde gelassen, und da wir dieselben nur bis hierher gemiethet hatten, wir auch auf alle Fälle warten mußten, so zahlten wir unsern Führer aus, beschenkten ihn aufs Beste, worauf der edle Felipe einen herzlichen Abschied von uns nahm, um sogleich wieder nach Moral de Calatrava zurückzukehren.

Unser Gasthof an der großen Straße nach dem Süden gelegen und zugleich Stationsort der hier sich kreuzenden Eilwagen hatte eine fast großstädtische Einrichtung. Ein Kellner in runder Jacke, die Serviette auf dem linken Arm, – wir hatten einen solchen seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen, – führte uns in den Speisesaal, wo eine hübsche und gut gedeckte Tafel bereit stand. Man erwarte in einer Stunde, sagte er uns, die Eilwagen von Cordova und Granada, doch könnten wir auch vorher speisen, wenn es uns beliebe. – Die Eilwagen von Cordova und Granada, wie das entzückend klingt! Ja, wir waren diesen herrlichen Orten schon um ein bedeutendes näher gerückt, hatten die langweilige, unangenehme Tour von Madrid hierher glücklich umgangen und den angestrengten Ritt hinter uns, auf wenige Stunden vor uns aber die prächtige Sierra Morena, und in nächster Nähe eine wohlbesetzte Tafel mit dem funkeln- den Val-de-Penas-Wein, besaßen hiezuhin tüchtigen Hunger und Durst, und dieß Alles zusammengenommen versüßte in etwas die fehlgeschlagene Hoffnung, von den Freunden herzlich bewillkommt zu werden.

Nach gründlicher, vollbrachter Mahlzeit, ausnahmsweise bei einer Tasse Kaffee, zu der eine von den wenigen guten Cigarren, die wir noch besaßen, nicht fehlte, ward unser mißlungenes Rendezvous besprochen und mit Zuziehung des Kellners auch in seinen Folgen von allen Seiten

beleuchtet. Die nächsten Eilwagen, von denen einer unsere Freunde höchst wahrscheinlich brachte, erreichten Val de Penas also erst in der kommenden Nacht gegen drei Uhr Morgens. Was war nun zu thun? Wollten wir die Reisegefährten hier erwarten, so durften wir natürlich nicht zu Bette gehen oder mußten schon um zwei Uhr wieder aufstehen. Beides recht unangenehm. Kommen sie aber morgen auch noch nicht, so hatten wir von Val de Penas nach Santa Elena auf der Höhe der Sierra Morena bei zehn Leguas, einen gar zu langen Weg, und dazu keine Pferde, die, wie der Kellner uns versicherte, hier in Val de Penas schwer zu bekommen sein sollten. Wir beschlossen demnach, noch heute Nachmittag auf irgend eine Art nach Santa Cruz, am Fuße des Gebirges, zu gelangen und den Freunden ein Schreiben zurückzulassen, worin wir ihnen unsern Entschluß anzeigten und zugleich, daß wir dort in der Venta »zum halben Monde«, wo die Eilwagen wenige Minuten anhielten, zu finden sein würden.

Der Kellner, der das Haus voller Fremden hatte und uns deßhalb kein anständiges Zimmer abtreten konnte, billigte unsern Entschluß und meinte, das beste Mittel, um auf angenehme Art nach Santa Cruz zukommen, sei, sich einer der vielen Galeras, Frachtfuhrwerke, anzuvertrauen, die jeden Augenblick am Hause vorbeipassirten. Wir schrieben also unsere Briefe an die Freunde, trugen einen hinüber in den andern Gasthof, und als wir zurückkehrten, hatte der Kellner auch bereits eine vortreffliche Fahrgelegenheit, wie er sagte, für uns aufgefunden. »Man kann sich hier nicht Jedermann anvertrauen,« sprach er mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und einem wichtigen Schwenken seiner Serviette; »aber da draußen ist einer meiner genauen

Bekanntem, Don Alonso de Santa Cruz, der sich um ein Billiges das Vergnügen machen wird, Sie mitzunehmen.«

Wir gingen auf die Straße und sahen in einiger Entfernung einen zweirädrigen Karren, hochbeladen und mit vier Maulthieren bespannt, eines vor das andere. Das war die vortreffliche Fahrgelegenheit. Daneben stand ein alter Kerl, unrasirt, ziemlich schmierig angezogen, mit einer sehr gestickten Capa, die er aber malerisch über die Schulter geworfen hatte, und einem spitzen Hut voller Löcher, den er keck auf dem rechten Ohre trug – Don Alonso de Santa Cruz. Hätte man nicht recht gehabt, sich unter solchem Namen einen Granden erster Klasse vorzustellen, der zufällig in einer mit sechs Pferden bespannten Equipage vorbeikäme und sich ein Vergnügen daraus machte, ein paar fremde und ermüdete Cavalleros aufzuladen? Wir traten also zu Don Alonso, um seine billigen Fahrbedingungen zu vernehmen. Er sah uns ziemlich hochmüthig an und meinte, zwei Duros sei nicht zu viel, – zwei Duros, über fünf Gulden für einen Weg von nicht ganz vier Stunden auf einem schwerbeladenen, stoßenden Karren. Ich fragte ihn lächelnd, er meine wohl zwei Duros für Jeden. »Natürlicher Weise,« war die Antwort, die sehr würdevoll gegeben wurde. Jetzt brachen wir aber in ein so gewaltiges Lachen aus, daß der Kellner davon angesteckt wurde, und in welches sogar Don Alonso selbst, nachdem er uns einen Augenblick recht sauer angeschaut, herzlich mit einstimmt. Um mit ihm ins Reine zu kommen, boten wir ihm einen halben Duro für uns und unser Gepäck, was er denn auch nach einigem Widerstreben einging. Unsere Nachsäcke, Mäntel und Waffen luden wir auf die Galera, zogen es aber vor,

noch eine Strecke zu Fuß zu gehen, da die Chaussee breit und eben, das Wetter warm und angenehm war.

So zogen wir denn abermals dahin, diesmal als harmlose Fußreisende, und wenn uns auch Don Alonso zum öftern einlud, den Karren zu besteigen, so hatten wir doch keine Lust dazu, da wir sahen, wie er in den Geleisen hin und her gestoßen wurde. Die breite Chaussee führte fast eben durch ein schönes, wohlangebautes Land voll gut bearbeiteter Felder und Olivenpflanzungen, zwischen welchen hie und da spitzige Kirchthürme hervorschauten. Daß wir dem Süden näher gerückt waren, bemerkten wir auch an einzelnen Aloen, die hin und wider an den Rändern des Weges emporwuchsen. Zum Schutz der großen Straße von Madrid nach Sevilla gegen Räuber sind jedesmal in einem Zwischenraum von zwei bis drei Leguas, gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Stationshäuser für die Guardias Civiles erbaut, von denen Patrouillen das Land durchstreifen, einzelne Posten aber auch an der Landstraße vertheilt sind, wo sie aus ihren runden zeltförmigen Erdhütten alles beobachten, was vorüberzieht. Auch wir entgingen der Aufmerksamkeit eines dieser Straßenwächter nicht, der uns auf die höflichste Art von der Welt nach unseren Papieren fragte. Der früher erwähnte Befehl des Chefs der Gensdarmerie that auch hier wieder seine Wirkung, der Gensdarm legte ehrfurchtsvoll grüßend seine Hand an den Hut und entließ uns mit einem freundlichen *buenas noches*, – ein kleiner Vorfall, dem Don Alonso aufmerksam zuschaute und der uns in seiner Achtung auffallend befestigte.

Inzwischen war es dunkel geworden, und an dem klaren Nachthimmel strahlten und glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht. Ich glaube jeder, der sich viel im Freien aufhält

und häufig die seltsamen Sternbilder dort oben sieht, faßt für irgend eins derselben eine besondere Neigung. So ist es mir wenigstens ergangen, und wenn ich den Orion sehe, so durchströmt ein angenehmes, erwärmendes Gefühl mein Herz; er ist mir wie ein alter treuer Freund, mit dem ich plaudern kann und der mich zu verstehen scheint, wenn ich aufwärtsblickend an diese oder jene Stunde meines Lebens denke. Wir beide haben uns auch schon viel gesehen, in frostiger, schneeglänzender Winternacht und an warmen Sommerabenden, wenn die Nachtigallen schlugen und ein leichter Wind weiße Blüthen spielend herumwehte. Dann wieder auf schwarzem, tobendem Meer, wo der Orion nur hie und da, wie mir zum Troste, durch zerrissene Wolken niedersah, sowie auch im Sande der unendlichen Wüste, wo er hellfunkelnd an dem stahlfarbenen Himmelsgewölbe prangte. Er ist ein so angenehmes, verständliches Sternbild mit seinem blitzenden Gürtel, mit Keule und Schwert. Heute Abend blieb er uns treulich zur Seite und war so freundlich, uns nach mehrstündigem Marsche endlich unser Nachtquartier Santa Cruz zu zeigen, hinter dessen Häusern er ruhig niedersank. Lebe wohl! rief ich ihm nach, und grüß mir morgen meine Lieben, die dich auch erblicken werden und wissen, wie gern ich dich anschau.

– – Jetzt klapperten die Hufe unserer Maulthiere auf einem recht schlechten Pflaster, und die Achsen und Räder knarrten und dröhnten. Das Dorf aber war von einer unausstehlichen Länge, und wir brauchten fast eine halbe Stunde, ehe wir die Venta »zum halben Mond« erreichten, die ganz am andern Ende des Orts lag. Einen Gasthof besaß

natürlich Santa Cruz nicht, und die Eigenthümer einer gewöhnlichen Venta waren hier an der großen Straße durchaus nicht darauf eingerichtet, Reisende unserer Art zu empfangen. Der Weg durch die Mancha oder die Straße von Toledo nach Val de Penas wird wenigstens zur Sommerzeit hie und da von Reisenden besucht, woher es denn kommt, daß man in der einfachsten Posada oder in einer ganz gewöhnlichen Venta wenigstens ein Stück Speck findet, wie auch Zwiebel, Wein und Brod. Hier aber an der großen Straße, wo Diligencen in diesen kleineren Orten nie längere Zeit anhalten, die Posaden also nur von Maulthiertreibern und Kärnern besucht werden, ist es nicht Gebrauch, ein Mittag- oder Abendessen zu verlangen. Der Einkehrende erhält hier nur einen Platz für sich und seine Thiere zum Ausruhen und Schlafen, Wasser aus dem Brunnen und eine Stelle am Feuer, das die Padrona beherrscht, welche denn auch, wenn sie gut gelaunt ist, die Zubereitung dessen, was der Fremde mitbringt, höchstselbst und gnädigst überwacht.

Diese Einkehrhäuser an der großen Straße unterscheiden sich nicht viel von den türkischen Karawansereien oder den syrischen Chan's, gewöhnlich aber sind es weitläufige Gebäude, um hinlänglichen Platz zu bieten für die große Anzahl der Zug- und Lastthiere, die von beiden Seiten des Wegs zusammenströmen. Ein mächtiges Thor verschließt den Eingang, das erst nach tüchtigem Anklopfen geöffnet wird. Wir waren heute Abend dieser Mühe überhoben, denn wenige Minuten vor uns war ein Zug Maulthiere angekommen, weshalb der Eingang weit offen stand. Die Thiere schritten mit lang vorgestrecktem Halse, vorsichtig und in guter Ordnung eins hinter dem andern, zum Hause

hinein und nach dem Hofraume, wo sie sich, einer langjährigen Gewohnheit folgend, so aufstellten, daß sie von den Treibern bequem abgeladen werden konnten. Wir mußten eine Zeitlang warten, bis der lange Zug eingekehrt war. Das Innere der Venta erschien uns von hier als eine weite Scheune, deren Balken und Sparren röthlich angestrahlt waren von den Flammen eines großen Feuers, das wohl rechts in einer Ecke brannte. Nach den Maulthieren triumphirte Don Alonso auf seinem Karren ein und wir folgten ihm zu Fuße, vom langen Ritt und der Abendpromenade herzlich ermüdet.

Ehe sich der Leser mit uns an dem lodernden Feuer niederläßt, wird es für ihn nicht uninteressant sein, die Beschreibung einer dieser Venta's an der Hauptstraße zu erhalten. Die meisten derselben verdanken ihre Entstehung milden Stiftungen und Erbschaften zu diesem Zwecke gemacht, oder wurden von irgend einem großen Herrn erbaut, dessen Wappen in Stein gehauen dann auch meistens über dem Thore zu sehen ist. Hinter diesem Thor beginnt ein großer Raum, eine einzige gewaltige Halle, deren Decke vom Dache mit seinem Sparrenwerk gebildet und von zwei bis drei Reihen starker steinerner Pfeiler getragen wird. In diesem Raum herrscht Tag und Nacht ein beständiges Halbdunkel, welches ebenso wenig das große Herdfeuer oder einige öllampen zu vertreiben vermögen, als das Tageslicht, das nur durch ein paar unbedeutende Lücken oder sonstige kleine öfnungen einzudringen vermag. Das Auge muß sich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen, die hier herrscht, ehe es die Gegenstände rings umher erkennen kann. Vermag man den ganzen Raum zu übersehen, so bemerkt man wohl, daß hier über hundert Maulthiere mit

ihren Führern, Karren und Ballen Platz haben. Links vom Thor stehen die beladenen Fuhrmannskarren, so eng als möglich zusammengeschoben, und dahinter an den Wänden sind die Maulthiere angebunden, die zuweilen stampfen, schnauben und sich schütteln, wobei man ihre Halfterketten rasseln hört. Rings um die Pfeiler, welche das Dach tragen, sieht man Ballen und Fässer, Kisten und Kasten, und es dienen diese wieder zum Lager einiger schläfrigen Arriero's, welche schon ausgestreckt dort liegen.

Doch lassen wir alle die ebengenannten Gegenstände in ihrem Halbdunkel und wenden uns rechts vom Eingänge, wo am andern Ende der Halle auf dem gepflasterten Boden ein gastliches Feuer hoch emporlodert. Um eine künstliche Ableitung des Rauches bekümmern sich die spanischen Bauleute nicht, er sucht seinen Weg theils durch die Dachluken, theils zieht er hoch oben als leichtes Gewölk durch die ganze Halle. Neben dem Herde befindet sich gewöhnlich eine Art von Verschlag, wo der Ventero oder die Padrona das Bischen Küchengeschirr, auch Flaschen und Gläser aufgestellt haben, welche sie zu ihrer Wirthschaft brauchen, daran schließt sich öfters ein starkes hölzernes Gestell mit mehreren oft mannshohen und verhältnißmäßig breiten Krugen von rothem Thon, wie in dem Landhause bei Valencia, welche den Wasserbedarf für das Vieh enthalten; darüber befinden sich auf einem Brette kleine zierliche Gefäße für den Gebrauch der Reisenden selbst. In nächster Nähe des Herdes sieht man eine Art Divan, natürlicher Weise roh von Holz gemacht, an den Wänden hinlaufen, auf welchem hie und da ein kleines Polster oder ein Stück Teppich liegt, – vielleicht für einen Gast, den man besonders ehren will. Oben zwischen dem Sparrenwerk

des Daches kleben einige Kammern, die von hier aus wie Schwalbennester aussehen.

Um den Feuerplatz befand sich schon eine zahlreiche Gesellschaft, von der einige rauchten, andere plauderten, dort welche ihr Abendessen verzehrten, hier wieder andere begierig in die Pfanne schauten. Die meisten saßen auf dem erwähnten Divan, andere aber auf kleinen niederen Schemeln, welche mich sehr an den Orient erinnerten. Hinter dem Feuer befand sich die Padrona, eine schon ältliche starke Dame, aber noch sehr rüstig und mit außerordentlich lebhaftem Mundwerk begabt. Zu ihrer Seite befanden sich ein paar Mägde, welche Wasser zutrugten oder Pfeffer, Salz und dergleichen darreichten. Vor der Frau, zwischen den glühenden Kohlen, standen Pfannen und Töpfe, in welchen das Nachtessen für verschiedene Gäste schmorte. Alle diese jedoch wagten sich nicht in die Nähe der eifrigen, aber ziemlich barschen Köchin, und wenn Einer sich etwas Feuer für seine Cigarre verschaffen wollte, so wandte er sich mit einer höflichen Bitte an die Padrona, welche ihm alsdann mit der eisernen Zange, die neben ihr lag, eine glühende Kohle darreichte.

Unser Erscheinen machte so gut wie gar kein Aufsehen; die Padrona schaute kaum von ihren Töpfen in die Höhe und nickte uns schweigend zu; doch rückten die Maulthiertreiber auf dem Divan sogleich zusammen, um für uns Platz zu machen, ja ein ältlicher Mann, der aufstand, bot mir freundlich seinen Schemel an. Es ist etwas Wohlthuenendes um die Freundlichkeit und Höflichkeit der Spanier; man hat bei ihnen immer das Gefühl, sich in guter Gesellschaft zu befinden. Ohne von Fragen belästigt zu werden, sieht man sich aufmerksam behandelt, wird aufgefordert,

näher zum Feuer zu rücken, wenn es kalt ist, oder weiter zurück, wenn die Flammen gar zu heftig aufprasseln. Kaum zieht man seine Cigarre heraus, so bietet man Einem augenblicklich Feuer an, und wenn man einigen der Gäste, die es sich gerade schmecken lassen, einen guten Appetit wünscht, so kann man sicher sein, nach alter arabischer Sitte, eine ernstlich gemeinte Einladung zur Theilnahme zu erhalten. Letzteres habe ich fast immer hier in Spanien bemerkt, und wenn man zwischen diesen Leuten sitzt, so wird jeden Augenblick eine Schüssel oder ein Glas angeboten mit der freundlichen Bitte, sich zu bedienen.

Don Alonso hatte unterdessen seinen Karren und seine Maulthiere besorgt und als er darauf mit einem »*ave Maria purissima!* gesegne euch Gott das Nachtessen, Cavaleros!« ans Feuer trat, bemerkten wir wohl, daß wir alsbald der Gegenstand der Unterhaltung wurden, hätten wir aber auch das Spanische besser verstanden, so wäre es uns doch nicht möglich gewesen, diese Unterredung zu verstehen, denn sie wurde nur durch einzelne Worte, Blicke und Pantomimen geführt. Nur etwas davon begriffen wir zu unserem Leidwesen, daß nämlich nichts zu unserem Abendessen vorhanden war, denn auf diese Frage zuckte die Padrona bedeutsam die Achseln; doch meinte sie gleich darauf, sie wolle ins Dorf schicken, um vielleicht ein Huhn und etwas Reis für uns zu kaufen. Da wir aber in Val de Penas gut und ziemlich spät dinirt, auch sehr ermüdet waren, so baten wir um etwas Chocolate und um Anweisung eines Zimmers zum Schlafen. Letzteres schien einige Schwierigkeit zu machen, doch nahm sich Don Alonso kräftigst unserer an, worauf denn eine der Mägde fortgeschickt wurde, um unsere Lagerstätten in Ordnung zu bringen. Auch die

Chokolade erschien bald darauf, recht gut, aber leider wieder sehr dünn.

Was unser Fortkommen für den nächsten Tag anbelangte, so hatten wir durchaus keine Lust, uns darum zu bekümmern, denn morgen in der Früh mußten ja die Freunde kommen, mit ihnen Herr St., der das Land genau kannte und die besten Arrangements treffen würde. Wir nahmen deßhalb von Don Alonso Abschied und ließen uns nach der Schlafkammer geleiten; eins der Schwalbennester, von denen ich vorhin gesprochen. Die Einrichtung hier war über alle Beschreibung ländlich: auf einem hölzernen, sehr kurzen Schragen lag eine fingerdicke Wollenmatratze, ein Kopfkissen von Seegras und zum Zudecken mußten wir uns der eigenen Manta bedienen. Doch ermüdet, wie wir waren, hatten wir uns kaum ausgestreckt, als auch schon ein süßer, erquickender Schlaf über uns kam. Selbst im Traume beschäftigte ich mich übrigens mit der Ankunft der Freunde, und da ich das Glück habe, fast immer zu einer Zeit, die ich mir bestimme, erwachen zu können, so war ich auch hier gegen vier Uhr Morgens schon vollkommen munter und lauschte auf die Ankunft des Eilwagens. Horschelt schlief noch, wurde aber auch bald darauf erweckt durch das Klingeln, Rasseln, Klirren und Klappern, mit welchem nach Verlauf einer Viertelstunde die Madrider Postkutsche ankam. Auch sprang mein Freund sogleich von dem Lager auf, eilte ans Fenster und rief lustig, sie wären da, er habe den Baumeister beim Schein der Wagenlaternen so eben ins Haus eilen sehen. Gleich nachher polterte es auch die Treppen herauf, die Thüre wurde hastig geöffnet und die Erwarteten erschienen. Daß wir uns freudig begrüßten, kann man sich leicht denken, hatten wir doch des Umherirrens

ohne Kenntniß der Sprache und des Landes genug bekommen und freuten uns, die prächtige Tour über die Sierra Morena in Gesellschaft von Freunden machen zu können, die mit Allem genau bekannt und die besten Erklärungen zu geben im Stande wären. Doch wie ward uns, als nun Baumeister Leins hastig erklärte, sie könnten leider die besprochene Tour nicht mit uns machen; die beiden andern Herren, deren Reiseziel Sevilla war, hatten gehofft, übermorgen ihren Weg von Baylen mit dem Wagen weiter fortsetzen zu können, aber in Madrid erfahren, daß auf allen Diligencen für die nächsten acht Tage sämtliche Plätze bereits genommen seien, sie also in Baylen liegen bleiben müßten, wenn sie nicht mit dem heutigen Wagen ihre Reise fortsetzten. Auch der treulose Leins hatte darauf hin seinen Platz bis Baylen gekauft, was wir ihm im Grunde nicht übel nehmen konnten, denn wie wir jetzt erfuhren, hatten weder er noch die andern geglaubt, uns in Val de Penas so bald und heil und gesund anzutreffen.

Das alles verstimmte mich so, daß ich mich ziemlich erbost in meinem Bette herumwarf und den Drei eine glückliche Reise, aber auch sonst noch allerlei wünschte, was ich hier nicht wiederholen mag. Was sie uns unter bewandten Umständen Gutes thun konnten, das geschah in höchster Eile; Horschelt ließ unsere sehr zusammengeschwundene Reisekasse auffrischen und nahm von Herrn St. ein Paket guter Cigarren, welche dieser für uns zurückließ. Drunten fluchte unterdessen der Mayoral im Verein mit Zagal und Delantero; die Maulthiere schüttelten sich und stampften mit den Füßen, und das Schicksal, roh und kalt, ließ uns allein in Santa Cruz zurück, frierend auf ärmlichem Lager, während unsere Bekannten wenige Augenblicke nachher

im vollen Galopp von zwölf Maulthieren dem Gebirge entgegen fuhren. Horschelt, der noch ans Fenster sprang, sah ihnen kopfschüttelnd nach, dann kroch er auch wieder unter seine Manta, worauf wir uns bis zum heranbrechenden Morgen allerlei tröstlichen Gesprächen hingaben.

Glücklicherweise hatten wir Beide vortrefflich geschlafen, auch war die Sonne so freundlich, sich sehen zu lassen und uns einen Strahl ihres lieben Lichtes zu spenden. Waren wir doch glücklich bis hierher gekommen und hofften auch, die Sierra Morena ebenso zu überschreiten. Wir kleideten uns an, gingen in die allgemeine Halle hinab, wo uns das prasselnde Feuer recht wohl that, nahmen unsere Chocolate und hielten mit Don Alonso einen Kriegs Rath über unsere Weiterreise. Nach seiner Aussage waren die guten Pferde, von denen uns Herr St. gesprochen, in Santa Cruz gar nicht vorhanden. – In Gottes Namen, wenn wir auch weniger gute bekommen. Auch diese fehlen, wie uns der Ventero versicherte. »Aber ein vortreffliches Maulthier?« fragten wir. – Abermaliges Kopfschütteln. »Nun denn ein Maulthier wie es gerade ist.« Auch ein solches war nicht zu bekommen, und nach langem Hin- und Herreden sahen wir denn zu unserer unangenehmen Überraschung ein, daß es nur zwei Arten des Fortkommens für uns gäbe: *per pedes apostolorum* oder zu Esel, – zu sehr kleinem Esel, zu Esel, wie sie bei uns die Säcke aus der Mühle tragen. Wir sahen uns einen Augenblick an, hatten aber, Gott sei Dank, Humor genug, laut hinauszulachen. Wir wollten nach Santa Elena, auf die Höhe des Gebirges, und glücklicher Weise fand sich eine Familie von dort, die mit vier leeren Eseln zurückging. Um einen recht mäßigen Preis mietheten wir

dieselben, zwei wurden für unser Gepäck bestimmt, die andern zur Ehre, uns zu tragen.

Wir zahlten unsere Zeche und nahmen Abschied von Don Alonso, der uns noch die gute Lehre: man muß in der Welt immer zufrieden sein, mit auf den Weg gab und durch ein vortreffliches Beispiel vor Augen führte. Als wir nämlich aufsitzen wollten, kam ein Reiter auf gutem Maulthier bei der Venta vorüber. »Wenn wir nur solche Thiere bekommen könnten!« sagte ich seufzend, hatte aber kaum ausgesprochen, als das Maulthier über einen Stein stolperte, auf die Knie fiel und seinen Reiter unsanft von sich abwarf.

Unsere Esel hatten weder Zaum noch Halfterstrick, weder Steigbügel noch Sattel. Die Stelle des letzteren vertrat ein breites hölzernes Gestell mit aufgeschnalltem Strohkissen, das aber zu breit war, um sich rittlings darauf setzen zu können, wir mußten es deßhalb so besteigen, daß wir beide Füße nach einer Seite herunterhängen ließen und nun streben, das Gleichgewicht so gut wie möglich zu behalten. Als alles aufgepackt war und wir ebenfalls, stachelte unser Führer die Esel nach der Reihe mit einem spitzigen Stocke an einen unnennbaren Theil ihrer Körper, und fort liefen die kleinen Thiere, so flink und behende, dabei aber mit so komischem Kopfnicken, daß ich, der noch obendrein den Maler mit seinen langen Beinen, die fast den Boden berührten, vor mir hatte, in ein lautes Gelächter ausbrechen mußte.

Wenn man bei dieser Art zu reiten einmal die Befürchtung überwunden hat, daß man rückwärts vom Esel fallen könne und sich auf dem Sitz etwas heimisch fühlt, so findet man die Bewegung der Thiere gar nicht unangenehm; man spürt kaum ihren sanften Trab und kommt dabei mit einer

fast unbegreiflichen Schnelligkeit von der Stelle. Die Thiere machen kleine gleichförmige Schritte, aber unermüdetlich, unaufhörlich. Betrachtet man einen Gegenstand an der Straße, so glaubt man natürlicherweise, man komme nicht vom Flecke, ist aber doch, ehe man sich versieht, auf der Höhe der Straße angelangt, wo es denn abwärts mit noch etwas vermehrter Geschwindigkeit geht. Ich dachte bei diesem Ritt an Ägypten, an Kairo, wo wir auch viele Touren auf gleiche Art machten, wo die kleinen Esel gleichfalls vortrefflich sind, doch nicht besser als die spanischen.

So ging es denn die lang ersehnte Sierra Morena hinauf, diese Scheidelinie, welche die öde und flache Mancha von dem herrlichen Andalusien trennt. Wie ich schon früher bemerkte, ist der Gebirgszug auf dieser nördlichen Seite nicht hoch; der höchste Paß, der von Despena-Perros, Hundeabgrund, steigt durch steile und wilde Schluchten, nicht über 400 Fuß, wogegen sich das Gebirge auf dem südlichen Abhang nach Andalusien um eben so viele tausend Fuß, aber sanft nach und nach abdacht. Die ganze Breite der Bergkette mag fünf bis sechs Stunden betragen, und die Länge von Osten nach Westen vielleicht siebenundzwanzig Stunden. Bis zur glücklichen Regierung Karl III. war die Sierra Morena eine wilde Wüste mit felsigen dünnen Höhen und morastigen Thälern, wo sich kaum das Maulthier »im Nebel seinen Pfad suchte;« in den Schluchten und Abgründen hauste »der Drachen wilde Brut« und im Passe von Despena-Perros war die Räuberei in schönster Blüthe und brandschatzte die Karavanen. Der damalige Intendant von Sevilla, Don Pablo Olavides, mochte wohl einsehen, daß es mit spanischen Händen schwer gehen würde, durch diese felsige Scheidewand, welche den glücklichen Süden vom

Norden trennt, eine gute Straße zu brechen, weshalb er auf den klugen Einfall kam, am südlichen Abhange des Gebirges Colonien zu errichten, deren Bevölkerung man große Vortheile einräumte und dafür die Verpflichtung auferlegte, sich nach dem Innern des Königreichs einen guten Weg zu bahnen. Namentlich waren es Tausende von Deutschen, und unter diesen viele Schwaben, welche dem Rufe Don Pablos folgten und sich hier ansiedelten. Dabei hielt der Intendant von Sevilla, was er den Fremdlingen versprochen und sorgte aufs Umfassendste für sie. So waren namentlich die deutschen Ansiedlungen wahrhaft verschwenderisch ausgestattet. Nicht nur fand jeder Colonist bei seiner Ankunft sein Haus fertig, seinen Boden und seinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in seinem Stalle, sondern die Colonisten erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zusicherung der Befreiung vom Kriegsdienst, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Leider dauerten diese »ewigen Zeiten« nicht gar zu lange, und nur bis zum Sturz des vortrefflichen Intendanten, nach welchem ihnen die Zehnten aufgenöthigt wurden. Die Inquisition unterbrach die großen Bemühungen Olavides, den sein König schon früher anderer Verdienste wegen zum Grafen von Pilo erhoben hatte; er ward, als der Toleranz eifrigster Beförderer, der Ketzerei beschuldigt und 1778 zu achtjähriger Gefangenschaft und Bußübung in ein Kloster eingesperrt, woraus er jedoch nach Venedig zu entfliehen Gelegenheit fand, später aber nach Spanien zurückkehrte, wo er 1803 in einem Alter von 63 Jahren starb. Unter andern weisen Bestimmungen, die Olavides für die neuen

Colonien einfuhrte, befand sich auch die, daß kein Gut zerstückelt oder vom Nachbar erworben werden durfte, sondern im Fall einer Veräußerung oder Verpfändung an einen neuen Pflanzler übertragen werden mußte.

Obgleich später bei der Resolution auch noch mehrere der übrigen Privilegien verloren gingen, so bildeten sie doch heute noch die lachendsten und fruchtbarsten Gefilde Spaniens und mildern auf das angenehmste den grellen Contrast zwischen den segenvollen Fluren Andalusiens und der steinigen Mancha. Wohin das Auge sich wendet, gewahrt es hier bald einzelne Höfe, bald niedliche und reine Dörfchen zwischen wallenden Saaten und herrlichen Obstpflanzungen jeder Art. Zur ferneren Ausschmückung trägt auch die üppige Natur das ihrige bei, indem ein jeder Garten mit großen Aloen und Cactuszäunen umgeben ist, die, wenn auch die meisten Bäume und Sträucher kahl und nackt erscheinen, doch ihr frisches Grün nicht verlieren. Die Hauptstadt dieser Ansiedlungen ist la Carolina, meistens von Deutschen bewohnt, welche sich denn auch bald an die Arbeit machten, und nach schwerem, ausdauerndem Schaffen den berühmten Paß durch die Felsen und Schluchten von Despena-Perros zu Stande brachten, – eine Chaussee, die sich in ihrer prächtigen Anlage, in ihrer breiten und sanften Steigung mit jeder Kunststraße von Deutschland und der Schweiz messen kann.

Wenn wir auch auf unserem heutigen Ritte versucht waren, den spanischen Straßen alle Unbill, alle bösen Benennungen abzubitten, die wir ihnen insgesamt beigelegt, so muß es den Reisenden doch zu gleicher Zeit traurig berühren, wenn er bedenkt, was dieses ganze herrliche Land unter einer kräftigen Regierung durch Herbeiziehung und

Unterstützung fremder Arbeitskräfte sein könnte, und welche glückselige Zukunft sich dadurch Tausenden unserer armen Landsleute eröffnen würde, die jetzt über das Weltmeer ziehen, um bei den kalten und herzlosen Yankees zu verkümmern.

Unsere kleinen Esel trabten so Stunde um Stunde lustig über die breite Straße dahin, die sanft aufstieg, zuweilen aber auch wieder kurze Strecken abwärts führte. In einem kleinen Dörfchen hielten wir unsere Mittagsrast, ritten dann eine Zeit lang in der Hochebene fort, worauf sich der Weg zu einem Male hinabsenkte, hinter welchem sich die schwärzlichen Massen des Gebirges ziemlich steil erhoben, das dort bei Concepcion de Almuradiel seinen höchsten Punkt erreicht. Unser Führer oder eigentlich Treiber verließ hier die breite Straße und trieb seine Thiere, um den Weg abzukürzen, einen ziemlich steilen Felsenpfad hinab, was für uns Reiter nichts weniger als angenehm war. Von einem Wege war hier eigentlich nicht die Rede: bald ging es durch das Bett eines kleinen Baches, über Rollkiesel, bald über breite Felsenplatten, die so glatt waren, daß ich jeden Augenblick erwartete mit meinem armen Esel in die Tiefe zu rollen. Dabei wollte uns der spanische Tyrann nicht einmal absteigen lassen, stachelte vielmehr die Thiere immerfort, schnalzte dazu mit der Zunge und sprang in großen Sätzen nebenher. Daß wir ohne Unfall hinabkamen, betrachtete ich als ein Wunder; denn rückwärts blickend sah ich die Wand, welche wir herabgekommen waren, in erschreckender Steilheit aufsteigen.

Unten bogen wir wieder in die breite Chaussee ein und betraten zu gleicher Zeit den Anfang des Passes von Despena-Perros, – eine wilde Schlucht von steilen, viele

hundert Fuß hohen Felsen gebildet, an deren einer Seite die Straße in malerischen Wendungen hinführt. Sie ist auch hier vortrefflich unterhalten, für die Durchlassung der Wasser, die von den Felsen herabrieseln, ist aufs beste gesorgt, und an manchen Orten ist sie auf kühnen Bogen über die tiefen Schluchten weg geführt, welche die großen Gebirgswasser zur Zeit des Winters in die Felsen gerissen haben. Auf der linken Seite trennt uns vom Abgrunde, eine hohe steinerne Brustwehr. Zur rechten Seite der Straße erheben sich die zerklüfteten Steinwände eines Glimmerschiefers in senkrechten Schichten, dessen rothe Farbe auffallend gegen das dunkle Grün der Stacheleichen und Pinien absteicht, welche auf einzelnen Terrassen, namentlich aber in den Schluchten des Gebirges wachsen. Wo sich diese, besonders auf der westlichen Seite des Passes hin und wider erweitern, unterbrechen einzelne große grüne Rasenplätze, jetzt von Pflanzungen zierlicher Eriken umsäumt, im Frühjahr aber beschattet von blühenden Mandelbäumen, den düstern Charakter der Gegend. Hier weiden Viehheerden, und der mächtige Toro der Sierra Morena, der gewaltige Kämpfer auf dem Stierplatze, wetzt sein Horn an den Stämmen der Eichen, scharrt die Erde und schaut brüllend nach dem vorüberziehenden Reisenden empor.

Hin und wider gewährten uns die Wendungen der Straße noch einen Rückblick auf die rothe, kahle Ebene der Mancha bis nach dem fernen Castell des alten Consuegra und den Hügeln von Val de Penas. Ich erinnere mich nicht, je Abbildungen dieses Passes gesehen zu haben, und doch

wäre das eine der dankbarsten Aufgaben, die sich ein Maler stellen könnte; namentlich eine Strecke weiter oben sahen wir einen Punkt, wo die Chaussee unter überhängenden Felsen dahinzieht, hoch auf der steilen Wand des Abgrundes. In der Höhe scheint die Straße plötzlich aufzuhören, und dort erhebt sich zur linken Seite derselben, aus der nebenliegenden Schlucht aufsteigend, ein gewaltiger Felszacken, der mit einem kleinen Wachthaus der *Guardias Civiles* gekrönt ist und den Mittelpunkt der wilden Landschaft einnimmt. Den Hintergrund bilden die steilen Felswände mit den Zickzacklinien der Straße, die hoch auf die Höhe führen, bis wo die ersten Häuser des Dörfchens Santa Elena freundlich herabschauen. Hier ist die Gränze zwischen der Mancha und Andalusien; sie ist durch einen uralten Stein bezeichnet, worauf auf der castilischen Seite die Worte *virgen del sagrario de Toledo*, und auf der andalusischen die *Santa faz de Jaen* eingehauen sind. Diese bezeichnet das Schweißstuch der h. Veronica, was man in Jaen zeigt, jene das in der Kathedrale von Toledo so hoch verehrte Muttergottesbild.

Obgleich es heute Morgen empfindlich kalt gewesen war, so hatten wir doch jetzt um die Mittagszeit so heißen Sonnenschein, daß wir uns gegen die brennenden Strahlen schützen mußten und zu diesem Zwecke unsere Taschentücher nach Art der Beduinen unter dem Hut um den Kopf legten. Da es in dem erwähnten Paß auch längere Zeit aufwärts ging, so rutschten wir von unsern Eseln hinab und

schritten zu Fuße, uns an dem wahrhaft prachtvollen Anblick der wilden Schlucht erfreuend. Außer uns und unsern Treibern war weit und breit keine menschliche Seele, und tiefe Stille lag über diesen Felsengründen. Die Sierra Morena hat vor andern Gebirgen Spaniens den Vorzug, daß ihre Thäler und Schluchten dicht bewachsen sind, und zwar meistens mit Gebüsch von dunkelgrünem, glänzendem Laube, als: Stechpalmen, Pinien, Rosmarin, welche ihr selbst in der Nähe ein schwärzliches Aussehen geben und woher auch wohl ihr Name kommt, denn Sierra Morena heißt: das schwarze Gebirge. Aber auch andere Bäume und Gesträuche wachsen hier in großer Anzahl; überall sieht man Steineichen, Eriken mit schönen Blüten, Erdbeerbäume und Farrenkräuter, und wie wir so dahinwandelten im heißen Sonnenscheine, umgeben vom Grün durch alle Schattirungen, so war es uns, als sei der Winter vergangen und als befänden wir uns auf einmal mitten im Sommer. Doch gingen wir ja auch der schönen Jahreszeit und dem herrlichen Süden entgegen, und unser Begleiter, der neben uns her schritt und bemerkte, daß uns bei dem Bergsteigen recht heiß wurde, sagte, hier sei es kalt, aber sobald wir erst auf der andern Seite des Gebirgs angekommen sein würden, sollten wir erst fühlen, was eine andalusische Sonne sei.

Schon während des ganzen Morgens hatte sich in Horshelt starke Jagdlust geregt beim Anblick großer Raubvögel, die von den Felsen her über den Weg und wieder zurückstrichen, und ich hatte ihn kaum davon abgehalten,

sein Pulver unnütz zu verschießen; hier aber, als wir gegen die Höhe des Passes kamen, und ein stolzes Adlerpaar nicht hundert Fuß über uns langsam und majestätisch um die Felszacken schweben sahen, ließ er sich nicht länger halten, machte sich fertig und schoß eine Kugel in die Höhe; leider hatte er aber nicht, wie der Jäger Caspar im gleichen Falle eine trächtige Blindschleiche geladen, die Steinadler unterbrachen nicht ihren stolzen Flug, noch viel weniger kam einer auf den Boden herab, wogegen dem Schützen ein ironisches Lächeln von Seiten unseres Begleiters nicht erspart wurde, in welches auch die umliegenden Felsen einzustimmen schienen. Horschelt schoß noch einmal mit gleichem Erfolg; er traf nicht, da das Gewehr nach meiner Ansicht zu schlecht construirt und die Entfernung zu groß war. Doch ließen sich die Adler nicht einmal verscheuchen, ja, wahrscheinlich von den Schüssen aufgeschreckt, erschienen noch andere in der Ferne, strichen langsam über die Schlucht und verloren sich ohne Übereilung wieder zwischen den Felskronen.

Wir hatten jetzt das Wachthaus erreicht, von dem ich vorhin sprach, und waren im Begriff unsere Esel wieder zu besteigen, als wir hinter uns in der Schlucht das Klingeln und Rasseln vernahmen, mit dem sich eine spanische Diligence schon von weitem anzeigt; – vielleicht eine prächtige Gelegenheit für uns, den noch übrigen Theil der Sierra Morena schneller zu überschreiten und Baylen zu erreichen, wo Baumeister Leins uns erwartete. Unser Führer kletterte auf die Straßenbrüstung und berichtete, es sei der Correo, der hinter uns drein komme. Der spanische Correo oder Courier ist gleichbedeutend mit der französischen Malle, befördert wie diese Briefe und kleine Pakete, und hat nur Platz

für zwei Passagiere. Ihn unbesetzt zu finden, konnten wir nicht hoffen, weshalb wir ihn auch ziemlich gleichgültig näher und näher herankommen hörten. Endlich erreichte er uns und zum Überfluß fragte Horschelt den Conduc-teur, ob er seine beiden Plätze nach Baylen frei habe. »Nur einen,« war die Antwort, worauf wir die Achsel zuckten, der Mayoral freundlich grüßte und der Wagen von sechs flinken Maulthieren auf der nun stark abwärts fallenden Straße bald unsern Blicken entschwand.

Genügsamkeit ist eine schöne Tugend und an ihrer Hand bestiegen wir unsere kleinen Esel wieder, nachdem wir uns eine außerordentlich gute Cigarre angezündet und sie mit Hochgenuß rauchten. »*Qui va piano, va sano,*« sagt der Italiener. Und das Sprüchwort bewährte sich freilich an uns, aber auch eben so sano an dem vorausseilenden Correo, der durchaus nicht piano fuhr, denn nachdem wir erst die Schlucht vor uns hinabgestiegen waren, sahen wir ihn schon hoch über uns nach Santa Elena hineinrollen. Wir hatten da hinauf noch ein tüchtiges Stück Weges, das wir abwechselnd reitend und zu Fuß gehend zurücklegten. Gegen vier Uhr kamen wir droben an, und unser Führer brachte uns in eine von der Straße abgelegene, ziemlich große Venta, wo wir die einzigen Gäste waren, anfänglich sogar die einzigen menschlichen Bewohner überhaupt, denn nur ein großer Hofhund empfing uns bellend, dann erschienen einige Kinder, die ein paar Mägde herbeiriefen, und erst nach einer Viertelstunde kam der Ventero und die Padrona, welche auf dem Felde beschäftigt gewesen waren.

Die scharfe Gebirgsluft, verbunden mit der großen Sonnenhitze, hatte mein Gesicht dergestalt verbrannt, daß sich überall Blasen zeigten, welche mich tüchtig schmerzten.

Das beste Linderungsmittel dafür sind geschabte rohe Kartoffel, weßhalb ich in die Küche ging, um mir ein solches Mittel anzufertigen. Die Töchter des Hauses, sowie sämtliche Mägde sahen meinem Beginnen mit großem Erstaunen zu, bis ihnen die Wirthin erklärte, es sei eigenthümlich, daß die meisten Engländer rothe Haare und eine feine weiße Haut hätten. »Das habe sie schon oft erlebt,« setzte sie hinzu. »Ja, eine feine weiße Haut,« wiederholte eins der Mädchen, »aber ein schwarzes Herz.« Ob sie in dem Punkte gleichfalls etwas erlebt hatte, kann ich nicht angeben, vermüthe es aber, da sich hier bei Santa Elena häufig Engländer aufhalten, um den Gehalt der umliegenden Minen zu untersuchen.

Unser Diner war ländlich und bescheiden; nach demselben zeichnete Horschelt einen hübschen Ochsenwagen und ich ging zurück an den Eingang des Dorfes, wo sich das Posthaus befand, der Ritt zu Esel hatte uns nämlich so wenig befriedigt, daß wir beschlossen, die Madrider Diligence nach Granada, welche heute Abend gegen acht Uhr durchkommen sollte, von hier bis Baylen zu benutzen, vorausgesetzt, daß wir zwei Plätze fänden. Der Postbeamte empfing mich recht freundlich, und meinte gutmüthig, die Wagen seien in letzter Zeit nicht vollständig besetzt, wir möchten nur etwas vor acht Uhr kommen, er wolle schon für uns sorgen.

Wir verfehlten denn auch nicht, uns schon um sieben Uhr einzustellen. Drunten in der Venta war es ziemlich langweilig und in dem Dorfe hofften wir irgend jemand zu treffen, mit dem wir uns unterhalten könnten. Und so war es denn auch; der Postbeamte hatte ein paar seiner Freunde für uns geladen, von denen Einer etwas Französisch

sprach. Die Unterhaltung drehte sich anfänglich um ganz gewöhnliche Dinge: das Wetter, die Straßen, die Eilwagen, kam aber bald auf das Lieblingsthema der Spanier, Minen und Erze. Jede Dorfschaft, in deren Nähe sich eine alte Galmeigrube findet, träumt von großartigen Bergwerksschätzen, und die vielen Fremden, namentlich Engländer, welche im gegenwärtigen Augenblicke das Land bereisen, um die Schachte der Berge und die Geldbeutel der Actionäre zu untersuchen, haben das Volk ganz schwindlig gemacht. Auch uns hielten sie für reisende Geognosten, was ich aber feierlich von mir ablehnte, wogegen Horschelt die Unvorsichtigkeit hatte, einen schlechten Witz zu machen und den guten Spaniern zu sagen, ich sei ein deutscher Bergmeister. Da ich die Ehre habe, einer Künstlergesellschaft »das Bergwerk« unter dem Namen Bergmeister zu präsidiren, so sprach er allerdings keine Unwahrheit; doch protestirte ich vergeblich gegen diesen Titel im andern Sinne: man schleppte augenblicklich ein paar große Körbe voll Erz herbei, und da saß ich nun und sollte mein Urtheil abgeben. Glücklicher Weise verstand nur einer meiner Zuhörer Französisch und auch dieser nicht genug, um meinem ungelehrten Vortrag folgen zu können; auch mochte er sich keine Blöße geben, that, als verstehe er mich vollkommen und übersetzte demgemäß den Andern meine Reden aufs Allerbefriedigendste. Dabei war ich ehrlich genug, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu geben. Recht froh war ich indessen, als der heranrasselnde Eilwagen mein Examen unterbrach; doch hatte der Titel »Bergmeister« so viel genützt, daß ein junger Spanier, der vorn in der Berline saß, auf die Imperiale befördert wurde, vielleicht wider alles Recht, denn er sträubte sich anfangs, wogegen ich von

dem Postmeister auf die höflichste Art ersucht wurde, dessen Platz einzunehmen. Horschelt bekam einen Eckplatz im Innern, und so rollten wir wohlgemuth in die Nacht hinaus, abwärts dem schönen Andalusien zu.

Gegen zehn Uhr kamen wir nach la Carolina, dem Hauptort der Colonien, von denen ich oben gesprochen. Leider war es zu dunkel, um eine Ansicht dieses Ortes, der fast ganz von Deutschen gegründet wurde, zu gewinnen. Daß er aber durchaus keinen spanischen Charakter hat, bemerkte ich schon beim Hereinfahren, denn die breite Straße war vortrefflich unterhalten. Hauptsächlich waren es Schwaben, die la Carolma bevölkerten; doch ist im Laufe der Zeit die deutsche Sprache gänzlich verloren gegangen. Rochau erzählt, als er la Carolma im Jahre 1845 besuchte, – er kam am Tage durch die Stadt und hatte Zeit, sich umzuschauen, – habe er lange vergeblich nach irgend jemand geforscht, der noch deutsch spräche. »Endlich,« so erzählt er, »fand ich eine achtzigjährige Frau, altersschwach und sehr schwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorstellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben sich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Muttersprache in der That ganz deutlich, aber sie mußte oft lange nach dem Ausdruck suchen. »Es ist so lange her,« sagte sie zu mir, »daß ich nichts anders mehr sprechen höre als spanisch. Sie sehen, ich bin sehr alt, ich bin mehr als sechzig, ich bin mehr als siebzig – warten Sie, ich bin jetzt vier Thaler alt.« Ich errieth, was sie sagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen und sie fand zu seiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken, so viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den sie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann, der bald darauf eintrat,

um zehn Jahre jünger, sprach ebenso gut, und er verstand mich besser als seine Frau, welche über die Reinheit meines Dialektes die unverholenen Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und sie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Äußerung, daß dieselben vermuthlich vom Rhein gekommen seien, mußte ich erfahren, daß ihre Kinder den Rhein selbst nicht einmal dem Namen nach kannten.«

Der Gasthof, wo die Diligence anhielt, war indessen so reinlich und deutsch heimlich, dabei hatten die Aufwärtinnen oder Töchter des Hauses so unverkennbare Zeichen ihrer Abstammung, nicht nur blonde Haare und blaue Augen, sondern auch der Ausdruck ihres Gesichts, die Bildung ihres Kopfes, ihre ganze Gestalt und Haltung erinnerte uns so sehr an die Heimath, daß wir ihnen unwillkürlich die Hand entgegenstreckten und auf gut schwäbische Art: grüß Gott! zuriefen. Doch erging es uns nicht einmal wie dem ebengenannten Reisenden vor uns: im ganzen Hause wußte niemand mehr ein Wort von der Muttersprache der Großeltern. Der Wirth erinnerte sich als kleiner Knabe die für ihn fremde Sprache öfter gehört zu haben. Das war aber auch Alles. Längere Zeit nach dem Entstehen hatte man in la Carolina noch Manches von deutschen Sitten und Gebräuchen beibehalten; so wurde an Sonn- und Festtagen bei Geigen- und Flötenklang unter der Linde getrunken und gewalzt, während von der andern Seite des Dorfes her die Guitarren schnarrten, die Castagnetten knackten und dazu der Fandango aufgeführt wurde. Vollkommen verschmolzen haben sich die deutschen Einwanderer auch heutigen Tages mit den Spaniern noch nicht; wenn sie auch jetzt die

gleiche Sprache sprechen, so sind sie doch eigen und abge-sondert geblieben, und das nicht nur in Gesicht und Körperbau, sondern sogar in der Kleidung und ihrem Wesen. Erzählt doch Rochau ferner: »Als ich in la Carolina einfuhr, schauten ein paar junge, frische Mädchen neugierig aus dem Gitterfenster eines der ersten Häuser, und ich begrüßte sie auf den ersten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Offizier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannschaft gegen die hübschen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte sich, dieselben durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein spanisches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend erwidert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten sich beleidigt ab und klirrend flog das Fenster hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Gesichtern!«

Nachdem wir über eine Stunde lang im Gasthof von la Carolina zugebracht, fuhren wir gegen zehn Uhr weiter. Die Nacht war finster, und die Wagenlaternen zeigten nur die scheinbar vorüberhuschenden Bäume zu beiden Seiten des Weges. So viel ich aber an den gelinden Stößen des Wagens und dem sanften Neigen bald nach dieser, bald nach jener Seite merken konnte, war die Straße nicht schlecht, was auch das oftmals tolle Fahren des Mayorals bestätigte. Ich komme immer wieder auf die Behauptung zurück, daß die kolossalsten Nerven dazu gehören, um mit einiger Behaglichkeit in spanischen Eilwägen, namentlich zur Nachtzeit, fahren zu können. Wenn ich mich auch zum Wagenfenster hinausbog, so konnte ich doch nur in schwachen

Umrissen das vordere Paar unserer acht Maulthiere erkennen und die auf- und abhüpfende Gestalt des kleinen Delantero.

Da es beständig stark abwärts ging, so durfte es der Zagal nicht wagen, viel auf- und abzuspringen, um die Thiere mit einem Steinwurf oder einem tüchtigen Schlage anzutreiben. Doch saß er unruhig genug auf seinem Sitz, strampelte mit Händen und Füßen und schrie sein: »*Hatje, hatje!*« oder: »*anda Gitana! anda Capitana!*« oder wie die Thiere alle heißen mochten, so laut in die Nacht hinaus, daß es häufig das Knirschen der Räder auf den Steinen übertönte. Und wie knirscht und knarrt so ein spanischer Eilwagen, wenn es so im vollen Galopp abwärts geht und der Wagen schwankend dahinsaust, jetzt durch ein tiefes Loch hindurch, dann wieder über einen Stein, so begreift man nicht, wie das Räder und Wagenkasten nur eine Stunde lang auszuhalten vermögen. Bäume, Sträucher, die Wände des Hohlwegs, Brückengeländer und Wegsteine, von dem zitternden Schein der Wagenlaternen beleuchtet, scheinen eilfertig vor unserem Anblick rückwärts zu fliehen. Das einzig Beruhigende bei dieser wilden Jagd ist der Anblick des Mayorals, – eines riesenhaften, kräftigen Mannes, der in seiner braunen Jacke unbeweglich wie ein Bild von Erz draußen sitzt; seine starke Faust hält die Zügel der Stangenthiere, und man sieht kaum eine Bewegung, wenn er sie bald rechts, bald links leitet. Sein treuherziges, kluges Gesicht ist vom Scheine der Laternen beleuchtet, und erscheint so ruhig und heiter, als habe die nächtliche Fahrt durchaus nichts zu bedeuten. Zuweilen sagt er dem Zagal ein leises Wort und läßt sich auch nicht selten von diesem eine Papiercigarre drehen und in den Mund stecken; dann

wickelt er ruhig seine lange Peitsche auf, pfeift dem Delantero, knallt den Maulthieren eins über und in erneuertem Jagen rasseln und klirren wir abwärts und immer abwärts, bald rechts, bald links um scharfe Bergecken, immer zu, bis vor uns im Thale Lichter aufglänzen. Wir sind in der Nähe einer spanischen Stadt, denn die Straße, bis jetzt breit und hart, verengt sich plötzlich, die Wagenräder schneiden tief in den Koth und die müden Maulthiere ziehen uns langsam durch die stillen Straßen.

SIEBENZEHNTE KAPITEL. JAEN.

Frühlingsboten. Hitze und Staub. Der Alcazar von Jaen. Quälereien am Thore. Unser Wirth Don Ramiro. Ein schlechtes Souper. Spaziergänge. Aus Rigoletto. Das alte Schloß. Sonntagsleben. Die Kathedrale. Theure Zeche. Abreise nach Granada.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als wir auf diese Art in Baylen anlangten, alle Häuser waren geschlossen, von Straßenbeleuchtung natürlicher Weise keine Rede, und wir in einiger Verlegenheit, wie wir die Fonda aufsuchen sollten, in welcher sich unser Baumeister Leins befand. Ein paar der Mitreisenden, denen ich den Namen der Fonda nannte, schüttelten die Köpfe und meinten achselzuckend: der Gasthof sei ihnen nicht bekannt. Endlich nahm sich der Mayoral unserer an und gab uns den vernünftigen Rath, mit in seine Fonda zu gehen, und wenn sich dort unser Reisegefährte nicht befände, einen Führer zu nehmen, um ihn zu suchen. So thaten wir denn auch, und als wir in den Hausflur des Gasthofs traten, war das Erste, was wir sahen, unsere Koffer, die dort standen. Also hatten wir uns wirklich im Namen der Fonda geirrt. Bald fanden wir auch den Gesuchten, der uns erwartet, da wir ja ausgemacht hatten, die Nacht durch nach Jaen weiter zu fahren. Ich muß aber gestehen, daß ich für heute genug gethan zu haben glaubte; so und so viele Leguas zu Fuß oder zu Esel, dann die Courierfahrt im spanischen Eilwagen, – wahrhaftig, die Zimmer in der Fonda zu Baylen hätten lange nicht so freundlich zu sein gebraucht, als sie es in der That waren, um uns leicht zum Dableiben zu bewegen. Obendrein hatte uns der Mayoral nur die Plätze oben auf der Kutsche anzubieten, für die ich nie eine Schwärmerei gehabt habe. So ward also

beschlossen, die Nacht zu bleiben, um am folgenden Morgen unsern Weg zu Pferde fortzusetzen.

Wir schliefen vortrefflich, besahen an dem andern Tage in der Frühe die Hauptkirche von Baylen und ritten gegen neun Uhr aus dem Thore der alten Stadt, nachdem wir ziemliche Mühe gehabt, die nöthigen Reit- und Packpferde aufzutreiben. Auch war diese Mühe nicht belohnt worden, und wir waren ziemlich schlecht beritten. Wir drei hatten zusammen nur zwei Steigbügel und statt eines ordentlichen Kopfzeuges mit Zügeln waren die Pferde nur mit Halftern und Stricken aufgezümt. Doch war das Wetter prächtig und schön, der Himmel wolkenlos, der Sonnenschein warm und erquickend, hie und da in geschützten Lagen sah man die Sträucher ihre Knospen treiben und Mandelbäume ihre sanft rothen Blüten öffnen.

Die Landstraße, auf der wir ritten, war eine würdige Fortsetzung der schönen Straße über die Sierra Morena: breit, glatt, gut unterhalten; sie zog in sanften Schlangen- und Wellenlinien durch ein leicht coupirtes Terrain, jetzt zwischen Saatfeldern hin, dann wieder durch grüne Wiesen. Vor uns am Horizonte, in weiter Ferne, sahen wir Hügel über Hügel sich aufthürmen und einen malerischen Gebirgszug in dunkelblauer Färbung, der die Landschaft abschloß; hinter uns und zur Linken hatten wir die prachtvollen Formen der Sierra Morena, von hier aus gesehen ein stattliches Gebirge, vielmehr eine Terrassenwand von einigen tausend Fuß Höhe auf der andalusischen Hochebene stehend.

Unser heutiger Ritt wäre ohne alle Plage, voll Vergnügen gewesen, wenn uns nicht eines unserer Packpferde beständig zu schaffen gemacht hätte, indem die Koffer

und Nachtsäcke fortwährend auf die rechte Seite rutschten und wir sehr häufig halten mußten, um das nothwendige Gleichgewicht wieder herzustellen. Gegen Mittag erreichten wir eine einsam stehende Venta, die übrigens nicht verfallen war, wie wir es in der Mancha fast immer angetroffen, die vielmehr von außen einer deutschen Fuhrmannsherberge so ähnlich sah, daß es uns ordentlich wohl that: Eine halbe Stunde vorher hatte ich auf einem Felde neben der Chaussee mehrere aufsprießende Frühlingsblumen bemerkt, die mich ebenfalls so an die heimathlichen Fluren erinnerten, daß ich abstieg, mir einige Crocus pflückte und sie in meiner Briefftasche verwahrte. Durch diesen Aufenthalt hatten die Andern einen Vorsprung gewonnen, und als ich rasch nachritt, fand ich die Venta, die von weitem gesehen so still und friedlich auf der Höhe des Berges lag, schon zu einem bewegten Lager umgewandelt. Draußen waren Pferde und Lastthiere angebunden, daneben hatte es sich unser Arriero auf dem Boden bequem gemacht, und als ich in das Innere trat, dem großen bekannten Raume, der Küche, Wohn- und Schlafzimmer in Einem ist, fand ich den Maler und den Baumeister in eifriger Verhandlung mit der Wirthin um ein Frühstück, so gut als möglich.

Dasselbe war auch bald bereitet und schmeckte, obgleich ächt spanisch einfach, doch so vortrefflich, daß ich heute noch gerne daran denke; wir bekamen nichts als gutes Brod, geräucherten Speck und faustdicke Zwiebel, dazu aber einen vortrefflichen Rothwein, dem wir stark zusprachen. Waren wir doch warm und durstig geworden! Denn die Sonne, die uns in der Morgenkühle so wohl gethan, fing

gegen Mittag an, sehr unangenehm heiß auf uns niederzukommen und uns daran zu erinnern, daß wir uns dem Süden näherten, daß wir in Andalusien waren.

Als wir nach einer halbstündigen Rast weiter ritten, wurde die Hitze wirklich beschwerlich; dabei bot die Straße keinen auch nur linienbreiten Schatten, sie selbst bestand aus zusammengetretenen zermalzten Kalksteinen, deren weißer Staub von jedem Hufschlag unserer Pferde in dichten Massen aufgewirbelt wurde. Und doch hatten wir erst Anfang Februar. Wie muß es hier im Juni oder Juli sein! Einer unserer Arriero's, den ich hierüber halb pantomimisch befragte, gab mir auf dieselbe Art Antwort, wobei er hin und her taumelte, den Kopf tief herabhängen ließ und die Zunge herausstreckte, wie ein Jagdhund zur Zeit der Feldhühner.

Wir ritten meistens schweigend dahin und machten nur zuweilen eine Bemerkung, wenn wir auf einer Höhe der Straße angekommen eine immer schönere Fernsicht hatten. Die Gegend verlor allmählig ihren sanften Charakter, den sie von Baylen bis hieher gehabt; statt durch Felder und Wiesen führte uns die übrigens immer gleich vortreffliche Chaussee durch Strecken Haidelandes und war statt mit Sträuchern und Grün, auf der einen Seite mit einer natürlichen Steinmauer eingefast, während sich auf der andern ein mit Felsblöcken bedeckter Abhang in das Thal hinabzog. Auch die Aussicht vor uns hatte ihren Charakter verändert, die Hügel waren verschwunden, und der Gebirgszug, den wir heute Morgen schon gesehen, lag, wenn auch noch fernhin, im weiten Halbkreise vor uns, während wir auf einer Hochebene ritten. — »Der Alcazar von Jaen,« sagte einer unserer Begleiter, während er geradeaus zeigte. Dort

konnte ich aber nichts entdecken, als einen eigenthümlich geformten Höhenzug, und selbst das scharfe Auge unseres Malers war noch nicht im Stande, dort ein Mauerwerk von den Felsen zu unterscheiden. Um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, befestigte ich mein Taschentuch nach Art der Beduinen unter der Reisemütze auf dem Kopf, wie Los Moros, sagte der Arriero lachend. Hatte uns aber der unbewölkte Himmel und die heiße Sonne einen beschwerlichen Tag gemacht, so färbte die letztere auch dafür, als es nun Abend wurde, die Bergketten, welche die alte Maurenstadt Jaen umgaben, auf wahrhaft entzückende Art. Da lagen sie vor uns in den prächtigsten malerischen Formen, in Farben, wie man sie sich nur denken kann, aber nicht wiedergeben. Unten in den Schluchten tiefer Schatten, nur hie und da, wo Gestein zu Tage trat, gelbliche oder röthliche Flecken zeigend, höher hinauf ein tiefes Blau, das allmählig ins Violette überging, eine prächtige Farbenmasse, nur zerrissen und malerisch gestört durch Schlagschatten vorliegender Hügel und Berge. Weiter hinauf aber wurde Alles heller, glänzender, brennender, und entzückt folgten die Blicke dieser Pracht, bis hinauf zu den Gipfeln der Bergkette, die uns das schönste Alpenglühn zeigten – Jaen im Hintergrunde des Kreises, welchen der Gebirgszug bildete, etwas erhöht am nördlichen Abhang desselben gelegen, mußte durch seine Lage eine schöne Aussicht haben auf die Hochebene und die Thäler, durch welche wir heranritten, sowie, vor der Mittagssonne geschützt, kühl und behaglich sein. Ja, sie haben es verstanden, die Alten, die Lage ihrer Städte zu wählen, und die eindringenden klugen Mauren erkannten die Schönheit dieser Ansiedlung, bauten hier nach ihren Begriffen eine königliche Residenz,

und schmückten sie, sowie die umliegenden Höhen mit ihren zierlichen, phantastischen, reizenden Bauwerken. Wie müßte ein Nachkomme jenes verständigen, fleißigen Volkes trauern über den Verlust dieser herrlichen Stätten; wie müßte er sein Haupt verhüllen beim Anblick des zerstörten, einst so prachtvollen Schlosses, das hoch über der Stadt auf dem Berge thront; über den Anblick der vielen zierlichen arabischen Brunnen am Wege, die größtentheils zerfallen sind, auf sie, welche ehemals geheiligt waren und jetzt kleinen, halbnackten spanischen Kindern dazu dienen, mit Steinen angefüllt zu werden.

Über Jaen lag Rauch und Duft, und ein Strahl der sinkenden Sonne durch ein Seitenthal dringend warf ein gewaltiges Lichtmeer darüber hin. Bald darauf verblaßte dieses, ebenso wie das Alpenglügen, was uns so sehr entzückt. Die wie in Freude und Lust da stehenden Berge wurden plötzlich kalt und nüchtern; ihr lachender Anblick ernst, ja traurig. Angenehm für uns war es, daß die Nacht hier schon fast ohne Dämmerung hereinbricht; denn kaum war auch der goldene Sonnenglanz am Himmel verblaßt, so zeigten sich schon hie und da glitzernde Sterne, vor allen aber Frau Venus grade über dem mächtigen Thurm des Alcazar's stehend wie eine treue Liebe, welche sich gleich bleibt, und auch den im Unglücke nicht verläßt, welchem sie in den Tagen des Glückes geleuchtet und gelächelt. Ach! und welche herrliche Zeiten mochte der schöne Stern da oben gesehen haben, wenn er niederblickte in die Räume des Schlosses, wo Musik erschallte, und die von Lichterglanz erhellt waren, und wenn er sein weißes Licht niederströmen ließ in die Gärten, wo des Königs Tochter wandelte, wo

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen,
während

Pauken- und Drommetenjubiläum
Klingt herunter von dem Schlosse.

Ach! da war es herrlich in der Burg des stolzen, gewaltigen
Mauren, und so kühl und einsam an dem murmelnden
Brunnen zwischen den Lorbeer- und Granatbäumen!

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich so mannigfaltige
süße Gedanken und Bilder umgaukeln, wenn ich in die
Nacht hinein reite und einen schönen Stern sehe, oder den
weißen Mondenschein, wie er ausgebreitet liegt über Berg
und Thal, oder die öden Fensterhöhlen einer alten verfallenen
Burg. Aber diese Bilder bemeistern sich meines Herzens
und ich sehe das alte Schloß plötzlich auftauchen, bemerke
den Lichterglanz, der aus den Fenstern dringt, ich höre
die Klänge der Tanzmusik – ja noch mehr; ich möchte

darauf schwören, daß ich deutlich vor mir sehe die glänzenden Gewänder, Menschen alter vergangener Zeiten, ja daß ich höre tiefe Seufzer und der Blumen Athemholen. Das aber thut meine theure Freundin Phantasie, die mich jetzt innig liebend und tröstend umschlingt, mir bald so viel Schönes in die Ohren flüstert und mir in Bildern zeigt, mich aber gleich darauf wieder neckt und hohnlachend allerlei Entsetzliches vor Augen bringt. Und dazu bedient sie sich gern des klaren Mondes und konnte in frühern Zeiten flüsternd sagen: dieselbe blasse Kugel wird auch jetzt aufgesucht von zwei andern Augen, aber sie halten sich nicht lange beim Betrachten derselben auf, sie wenden sich zwei andern Sternen zu, die glühend in sie hineinblicken und denen sie sich langsam, aber unaufhaltsam nähern.

Ein Glück ist es, wenn man reitend und so denkend plötzlich durch etwas Äußeres aus seinen finstern Träumereien aufgeschreckt wird, wenn das Pferd stolpert oder einer der Kameraden einen Schrei der Ungeduld ausstößt über den langen Weg, der in der finstern Nacht kein Ende nehmen will. Und so war es heute Abend. Obgleich wir schon bei Sonnenuntergang die Stadt gesehen, obgleich schon lange der Alcazar von Jaen neben und hoch über uns lag, obgleich wir schon seit einer Stunde die Lichter deutlich aus den Häusern schimmern sahen, erreichten wir immer und immer noch nicht das Stadthor. Es war wirklich zum Verzweifeln und gerade, als weiche es immer von uns zurück.

Endlich erhob sich rechts von der Straße ein alter maurischer Thurm, an den sich die verfallene Stadtmauer schloß, bei welcher wir eine gute halbe Stunde vorbeiritten, um jetzt bei einer letzten Biegung des Weges an das Stadthor

zu gelangen, untet dem wir Uniformen und Laternen bemerkten, – Zollwächter, die auf uns lauerten wie Raben auf ihre Beute. Verdrießlich und müde wie ich war, hatte ich mir fest vorgenommen, eigensinnig zu sein und mich nicht durch die herkömmliche Peseta loskaufen zu wollen. Unter dem Thore hieß es: Halt! und daß unsere Arriero's den Befehl erhielten, die Thiere abzuladen, um die Koffer durchsuchen zu können, darin hätten wir in Spanien gerade nichts Auffallendes gefunden; daß uns aber einer der Zollbeamten ankündigte, der betreffende Beamte sei nicht mehr gegenwärtig, unsere Koffer und übriges Reisegepäck müßten deßhalb am Thore bleiben und wir sollten morgen früh kommen, es durchsuchen zu lassen, das war doch in der That mehr, als müde und hungrige Reisende zu ertragen im Stande sind. Was ich dem Zöllner auf Spanisch antwortete, muß ihm bei dem Wohlklange seiner edlen Sprache, an den er von Jugend auf gewöhnt war, schrecklich anzuhören gewesen sein, denn ich reihte nur Worte an einander, als: langer Weg, müde, hungrig, Gewalt, Unrecht und verband diese mit einer unnöthig großen Anzahl von Carajo's. Als wir aber sahen, daß dem Beamten dieses Spanisch nicht spanisch vorkam, bedeutete unser Baumeister den Thorwächtern ernstlich, wir würden umkehren und vor dem Thore liegen bleiben, wenn man nicht augenblicklich unsere Koffer untersuchte; daß wir aber mit unserer Klage über diese schlechte Behandlung bis nach Madrid gelangen würden, darauf könnten sie sich verlassen. Zu gleicher Zeit zeigte ich ihnen den schon früher erwähnten Befehl des Gensdarmeriechefs an alle Posten, uns kräftigen Schutz und Hülfe angedeihen zu lassen, wobei wir auch

verlangten, vor den hiesigen Posten-Commandanten geführt zu werden. Das wirkte. Nach kurzer Berathung durften unsere Arriero's die Koffer wieder aufladen und wir wurden ohne Visitation, selbst ohne Lösegeld entlassen.

So klepperten wir denn durch die stillen öden Straßen des alten, einst königliche Jaen, bis auf den Marktplatz, wo sich die Fonda befand, welche man uns empfohlen. Bei dem Lärm, mit dem wir über den nächtlichen stillen Platz zogen und vor dem Hause hielten, erschien denn auch sogleich der Wirth, eine untersetzte komische Figur in braunem Mantel, den spitzen Hut auf dem Kopfe, mit der Rechten einen Leuchter hoch emporhaltend, dessen Licht uns erhellte, zugleich aber auch das verschmitzte und lächelnde Gesicht unseres Ventero. Er hieß uns mit einer feierlichen Rede willkommen und führte uns dann hinauf in sein Haus, wo die besten Zimmer zu unserem Empfang sogleich in Bereitschaft gesetzt wurden. Dienstefrig wie er war, belud er sich auch mit unseren Effekten, und als wir es uns oben bequem gemacht, blieb er im Zimmer stehen und betrachtete mit großer Bewunderung unsere an sich höchst einfachen Gewehre. Daß wir das große spanische Messer in der Faja trugen, schien ihm ausnehmend zu gefallen; er meinte, dieß sei die erste Waffe der Welt, wenn man sie nur gut zu gebrauchen verstehe. Darauf zog er sein eigenes hervor, dessen Klinge beiläufig gesagt, über einen Schuh lang war, wickelte sich einen Theil des Mantels um den linken Arm, den er so als Schild gebrauchte, und stellte sich mit emporgeworfenem Kopf herausfordernd in Positur, was bei der kleinen dicken Gestalt äußerst komisch aussah. Dazu erzählte er uns mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit von den drei Angriffsarten mit dem spanischen

Messer, den Wurf behandelte er als etwas Feiges, den Stich in die Brust verachtete er ebenfalls, wogegen er für den Hieb in den Leib oder quer durch den Hals auf wahrhaft cannibalische Art schwärmte und zu wiederholten Malen denselben gegen uns anwendend vorsprang, was übrigens bei uns ein unauslöschliches Gelächter hervorrief, denn unser Wirth in dem braunen Mantel, wenn er so wie toll hin und her sprang, sah aus wie ein wahnsinnig gewordener Affe. Plötzlich aber schien er sich auf seine Würde als Spanier und Wirth zu besinnen, er steckte sein Messer ein, faßte an den Rand des Hutes und sagte mit vieler Gravität: »Verzeiht, Caballeros, ich würde mir nicht erlaubt haben, eine Minute lang hier zu verweilen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Gemahlin schon eifrig mit dem Nachtessen für Sie beschäftigt ist.« Dann blickte er höchst ernsthaft an die Decke, während er an den Fingern herzählte: »wir haben also eine Fischsuppe, andalusisches Gericht – vortrefflich. Dann Braten mit Zwiebeln, wie man ihn in Madrid nicht besser bekommt; wir haben ferner einen Salat mit Geflügel – dabei schnalzte er statt einer weiteren Empfehlung mit dem Munde – dann eine süße Schüssel, auf deren Bereitung jeder Spanier stolz ist, und endlich selbstredend das Dessert. Wenn mich die Caballeros gütigst verabschieden, so werde ich Sorge dafür tragen, daß so schnell als möglich angerichtet wird.

Daß wir Don Ramiro – so hieß unser Wirth – in jeder Beziehung gern verabschiedeten verstand sich von selbst. Bald hörten wir auch im Nebenzimmer Stühle rücken, Teller klappern und das Souper nahm seinen Anfang. Leider war es aber nicht im Einklänge mit den stolzen Worten des Spaniers; die vortreffliche Fischsuppe roch so stark, daß

ich mich nicht entschließen konnte, sie auch nur zu versuchen; der Braten war ein Gemengsel von verkohlten Knochen, Sehnen und Muskeln, und das Huhn zum Salat schien an der Schwindsucht gestorben zu sein. Glücklicherweise hatte die Kochkunst von Don Ramiro's Gattin an Brod und Wein nichts verderben können, und blieben uns diese beiden Sachen, sowie eine sehr mittelmäßige Chocolate zur Stillung unseres Hungers und Dursts. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß wir von der Hausfrau selbst bedient wurden, daß diese aber ein so erschreckend häßliches Gesicht hatte wie ich lange nichts gesehen, ihre Gesichtsfarbe war aschfahl, die Haut verdeckte nothdürftig die Knochen, so daß man glaubte, einen Totenkopf vor sich zu sehen.

Das Haus, in dem wir uns befanden, war sehr groß und schien ehemals der Palast eines Vornehmen gewesen zu sein; es hatte ein weites, schönes Treppenhaus, dessen Decke von Säulen getragen wurde; breite steinerne Stufen führten in den ersten Stock, auf einen Vorplatz und geräumige Corridors, an die sich die Gastzimmer anschlossen, ebenfalls breit, sehr hoch, mit großen Fenstern und alten geschnitzten Doppelthüren. Unsere Betten waren nicht schlechter als man sie gewöhnlich in Spanien findet. Die Aussicht von unserm Salon, die wir noch bei Mondschein genossen, war sehr schön; wir sahen auf verschiedene Gärten, in denen sich kleine Häuser befanden, und hatten vor uns das Ende des Gebirgszuges, welcher die Stadt umgibt, mit dem alten Schlosse, das hier von der Seite gesehen noch kecker und trotziger an dem Felsen hing.

Der andere Tag war ein Sonntag und da der Eilwagen von Sevilla nach Granada, den wir benutzen wollten, erst

am folgenden Morgen um zwei Uhr hier ankam, um gleich darauf weiter zu gehen, so hatten wir Muße genug, uns die alte Stadt zu betrachten. Gleich am Morgen durchschritten wir einen großen Theil derselben, da es uns drängte, zuerst die alte Schloßruine zu besuchen. Indem Jaen, wie schon früher bemerkt, an den Berg hinan gebaut ist, so steigen alle Straßen und oft ziemlich steil, was der an sich interessanten Stadt noch etwas besonders Malerisches verleiht. Die schmalen und hohen Häuser, bald christlichen bald arabischen Ursprungs, hier mit viereckigen, dort mit gewölbten Fenstern, bald mit einer Terrasse versehen und bald mit einem Ziegeldache, schauen über einander weg, und die meisten zeigen in ihrem obersten Stockwerke eine Reihe luftiger Logen, deren Bögen meistens auf schlanken Säulen ruhen. Für einen Maler gäbe es hier wochenlang die schönste Ausbeute, denn bei jeder Straßenbiegung, bei jedem Schritt, den man weiter in die Stadt hineinthut, sieht man die interessantesten und originellsten Sachen, bald einen Erker, der wie ein Schwalbennest an irgend einem Gebäude klebt, bald eine seltsame Treppe, bald einen ehemals maurischen Brunnen, den man durch die schlechte Statue eines christlichen Heiligen gerade nicht besonders verschönerte.

Zum Schlosse hinauf führt ein ziemlich steiler Fußweg bei einer alten maurischen Wasserleitung vorbei, die noch heute ihren Dienst thut. Ihre Ränder waren mit frischen Schlingpflanzen bewachsen, und sie bildete so einen wohlthuend grünen Streifen auf dem gelben kahlen Sandsteinboden, über dem sie hergeführt war. Aus den herabgerollten Steinen der Schloßmauern hatten die Leute Terrassen gebaut, auf denen sie Reben zogen, und diese Weingärtner wohnten dabei in sehr provisorischen Hütten und

Häusern. Aber das Klima ist ja mild und angenehm, und wo jetzt Anfang Februar ganz nackte kleine Kinder mit ihren Füßchen im herabrieselnden Bergwasser standen, da braucht man eigentlich nicht viel Vorkehrungen für den Winter zu treffen. Auf der Hälfte des Berges, bis wo die gewaltigen Schutzmauern herunterreichten, versperrten uns diese plötzlich den weiteren Weg und zwar in der Nähe eines kleinen Hauses, das so malerisch, unabsichtlich und originell in einem Mauerwinkel errichtet war, daß wir verwundert stehen blieben; ein ehemaliges Säulenthor, von dem aber die Hälfte zerbröckelt umherlag, bildete den Hausflur, der mit Balken und Latten bedeckt war, über welche sich eine gewaltige Weinrebe schlang. Oben aber in dem Gewölbe des Thorbogens hatte man ein kleines Schlafgemach gewonnen, während das Wohnzimmer durch Mauerwinkel gebildet ohne Fenster war und sein Licht nur durch den alten Thorbogen erhielt.

Der helle lustige Klang einer Weiberstimme drang aus dem dunkeln Raume hervor und veranlaßte uns, näher zu treten, um uns nach dem weitem Wege zu erkundigen. Statt der Spanierin aber trat uns eine Gestalt entgegen, vielleicht ihr Vater, Bruder oder auch ihr Mann, der viel mehr einem Räuber als einem harmlosen Weingärtner ähnlich sah. Er hatte den andalusischen Hut trotzig auf das rechte Ohr gedrückt und zeigte uns ein finsternes und mürrisches Gesicht. Ein schwarzer Bart bedeckte Kinn und Mund, und unter tief herabhängenden Augenbrauen blickten uns die dunkeln Augen an. Auf der linken Schulter trug er eine roth und schwarz gestreifte Manta; und während er sich vor uns hinstellte, stützte er sich auf ein langes Gewehr, und sein Messer im Gürtel war wenigstens ebenso

lang wie das unseres Wirthes Don Ramiro. – »Woher des Weges?« fragte er uns. Wir erklärten ihm, wir wollten das Schloß besuchen, hätten aber wahrscheinlich den Weg verfehlt. »Und das hättet ihr wohl sehen können!« antwortete er, »denn durch Weinberge führt wohl nirgendwo die öffentliche Straße. Da Ihr aber einmal da seid, so will ich Euch durch mein Haus lassen, und dann könnt Ihr drüben weiter klettern. Kommt!« Damit trat er unter den Thorbogen zurück, und ich bin nicht ganz sicher, ob ich ihm gefolgt wäre, wenn ich mich allein befunden hätte. – Über dem Thorbogen hing eine große aufgerollte Matte, um diesen zu verschließen, und als wir in das Innere traten, fiel mir das Haus des Spara fucile in der Oper Rigoletto ein. Genau so sah Wohnung und Wirth aus. Auch die hübsche Schwester war da und trillerte ihr Liedchen fort, als beachte sie uns gar nicht. Hinten in der Wohnstube befand sich eine kleine Thür, die er uns öffnete, und dann wieder verschloß, als wir hindurch gegangen waren.

Längs der Mauer suchten wir unsern Weg weiter, und als ich mich noch einmal umwandte, bemerkte ich das lachende Gesicht der schönen Spanierin, die uns freundlich nachblickte, lachend die weißen Zähne zeigte und dann verschwand.

*Donna é mobile
come il vento – –*

sang ich vor mich hin, während wir aufwärts stiegen.

Der Kern des Schlosses, den wir nach halbstündigem Aufwärtssteigen erreichten, ist maurisch, ebenso der große Thurm, der stolz und ungebeugt über dem Gemäuer emporragt; die spätere Zeit aber hat den ehemaligen Alcazar

rings um mit Gebäuden der verschiedensten Art eingefaßt, Mauern und Wälle angelegt, und das Schloß, der Länge nach auf den Kamm des Felsens ausgestreckt, muß seiner Zeit sehr fest gewesen sein. Jetzt ist Vieles zerfallen, und außer einer militärischen Feuerwache, die sich oben befindet, ist es gänzlich unbewohnt.

Die Aussicht hier ist prachtvoll; tief unten liegt die Stadt an den Fuß des Berges geschmiegt, und über der Häusermasse erheben sich die starken Umwallungsthürme, vor allen aber die Kathedrale. In schöner Färbung breitet sich vor uns die Ebene aus, durch welche wir gestern geritten, ein wellenförmiges Terrain voll sanfter Hügel, über welche sich die gelbe Straße dahin wendet, an Ubeda vorbei, das von grünen Weiden umgeben ist, an Baeza mit seinem trotzigen Kastell, bis am Horizonte der Gebirgszug der Sierra Morena das Ganze prachtvoll abschließt. Obgleich die Vegetation noch zurück war, so schmückten doch die zahlreichen Olivenpflanzungen mit ihrem bläulichen Grün das Terrain, und angenehm glänzen hie und da die weißen Mauern einzelner Höfe aus dem saftigen Grün hervor. Ein Hügel am Rande der Stadt bedeckt mit runden Plätzen zum Dreschen des Getreides einer den andern berührend und ein eigentümliches großes Mosaikpflaster nachahmend, nahm sich dazwischen ganz originell aus.

Begreiflicherweise suchten wir in dem alten Alcazar nach maurischen Überresten und wurden erst nach langem Umherklettern für unsere Mühe, dann aber auch reichlich belohnt. Mitten zwischen Bastionen und kasernenartigen Gebäuden fanden wir nämlich einen kleinen reizenden Hof, zu welchem ein zierliches Thor in der bekannten Hufeisenform führte; es war ein heimlicher, versteckter Winkel

mit einer Seite an die Schloßmauer gelehnt, über deren hier niedrige Brustwehr man eine entzückende Aussicht auf die umliegenden Berge hatte. An der Eingangspforte der Wand des Hofes, sowie dem Fußboden sah man noch deutliche Spuren, wie reich das Alles einst mußte verziert gewesen sein; zwischen kunstreich verschlungenen Arabesken bemerkte man Bruchstücke von Koransprüchen, Alles zierlich in Stuckmasse ausgedrückt, einstens bemalt und vergoldet; auf dem Fußboden lagen Haufen von Marmorstückchen, die früher gewiß kunstreich zusammengefügt gewesen waren, jetzt aber war es nicht mehr möglich, auch nur eine einzige Figur noch zu erkennen.

Als wir das alles so aufmerksam betrachteten, Baumeister Leins auch einige Aufnahmen in sein Skizzenbuch machte, sah ich eine Schildwache, die hoch von der Mauer herab uns zuschaute und uns winkte heraufzukommen. Nach einigem Suchen fanden wir auch den Platz droben, wo sich der spanische Soldat befand, und nachdem er uns freundlich begrüßt, führte er uns in seine Wachtstube, ein finsternes, schwarzgerauchtes Gewölbe mit zwei schmalen Fenstern maurischen Ursprungs. Erst als er mit dem Finger auf die gewölbte Decke über uns zeigte, verstanden wir vollkommen seine Freundlichkeit. Die Wachtstube war ein ganz gut erhaltenes gewölbtes Gemach, bedeckt mit schönen arabischen Sculpturen; namentlich das Deckengewölbe war schön componirt, durch kunstreiche Arabesken in verschiedene Felder getheilt, an denen in ununterbrochener Folge sich Schilde mit den beiden Thürmen des castilischen Wappens und den Löwen des Königreichs Leon aneinander reihten. Wozu dieses Gemach einstens gedient, konnten wir nicht ergründen; vielleicht als Kiosk auf der Höhe

der Mauer gelehnt, schwerlich als Badgewölbe, obwohl es diese Form hatte.

Es war schon Mittag, als wir Jaen wieder erreichten. Auf den Straßen herrschte viel Leben, da es Sonntag war, und ganze Schaaren geputzter Männer und Weiber begaben sich vor das Thor hinaus, zu welchem wir gestern eingekritten waren, und wo sich der Paseo befindet. Die Tracht ist hier schon vollkommen die andalusische; bei den Männern die reich verschnürte Jacke, enganliegende Beinkleider mit zierlich ausgenähten Ledergamaschen; bei den Weibern der bunte, ziemlich kurze Rock und die schwarze Spitzen- oder Seidemantille, welche den Kopf so schön einrahmt, und ein selbst unbedeutendes Gesicht interessant erscheinen läßt. Doch muß ich gestehen, das wir hier in Jaen unter dem weiblichen Geschlecht wenig Köpfe sahen, die nicht wenigstens etwas Schönes aufzuweisen hatten, sei es das prachtvollste Haar der Welt oder große blitzende Augen, herrliche Zähne oder die sanfte, blasse, gleichförmige und so anziehende Gesichtsfarbe. Aber auch Köpfe von vollendeter Schönheit bemerkten wir, Köpfe und Gestalten, vor denen man bewundernd stehen bleiben mußte. Und wie sie so elegant und graziös sind, diese Spanierinnen! Wie sie alles Schöne, was ihnen Gott verliehen: die entzückende Taille, die feinen Hände und Füße, Augen, Zähne, Mund zu gebrauchen und ins rechte Licht zu stellen verstehen! – Und wie sie dabei die künstlichen Waffen handhaben! Mantille, Fächer; o es ist entzückend und betrübend! –

Zwischen den geputzten Spaziergängern hindurch bei den lachenden und plaudernden Gruppen wurde eine Kinderleiche von sechs kleinen Mädchen in einem offenen Sarglein getragen. Das arme kleine Todtengesichtchen sah

so friedlich aus, und die Mädchen, die das gestorbene Kind trugen, wehrten ihm die Fliegen ab, und bald war die Eine, bald die Andere beschäftigt, die Blumen zurecht zu legen, womit die Todte bedeckt war, und die sich beider Bewegung zuweilen verschoben; auch vermehrten sich diese Blumen, je weiter der Zug sich vom Thore entfernte, denn manch schönes Weib, manch reizendes Mädchen nahm ein grünes Blatt oder ein Blüthe aus dem Haar oder vom Busen, und warf es mit einem Segenspruch auf die Kinderleiche.

Der große Platz der sich vor der Hauptkirche ausbreitet, zog uns besonders an, ein überreiches Eisengitter trennte ihn von dem Vorhof der Kathedrale, deren gewaltige Façade aus der späten Renaissance-Zeit mit zwei mächtigen Thürmen demselben eine große Würde verleiht. Es ist, als hätte der Erbauer den ganzen überschwänglichen Reichthum der gothischen Kirchenfronten in seinem Styl und mit den Mitteln der antiken Bauweise erreichen wollen, eine Unzahl von Pfeilern, Mastern, Balkonen und über einander aufgestapelten und durch einander geschobenen Säulenordnungen bedeckt diese Façade, die dadurch allerdings ein sehr verworrenes Ansehen bekommt, aber durch die Verschwendung des Ornaments und die mächtigen Verhältnisse doch imponirt. Gegenüber ist der Platz durch ein schönes altes Gebäude begränzt, in dessen oberem Stockwerk sich ein zierlicher Laufgang von kleinen Arcaden auf seiner ganzen Länge hinzieht, und das auf der glatten Fläche der unteren Stockwerke mit einem schönen steinernen Erker geschmückt ist, dem Erker des Pilatus, wie er in Jaen heißt, wie denn fast an jedem Hause in Spanien an dem sich ein Erker befindet, der Name des Pilatus haftet.

Weit schöner und reiner als die Hauptfaçade sind die beiden Nebenseiten der Kathedrale; namentlich die Südseite, zumal das dortige Portal ist von überraschend prächtiger und edler Anordnung und wunderschönen Detailformen. Das Innere aber ist in der That prachtvoll und von majestätischen Verhältnissen. Die Säulenbündel, die die Kuppelgewölbe tragen und die drei Schiffe von einander trennen, stehen auf hohen Piedestalen und die weite Stellung dieser Stützpunkte verleiht dem mächtigen Raum etwas Luftiges und überaus Kühnes.

Von der früher auf derselben Stelle gestandenen alten Kathedrale ist auf der Rückseite des Äußeren noch ein höchst interessantes Stück des gothischen Unterbaus übrig geblieben, das eine sehr günstige Meinung von diesem verschwundenen Bau erweckt.

Ich hatte es über mich genommen, mit Don Ramiro unser heutiges Mittagmahl zu besprechen. Auf die gelinden Vorwürfe die ich ihm wegen des gestrigen Soupers machte, stellte er sich anfänglich ganz verwundert, dann aber gerieth er in einen erkünstelten sehr furchtbaren Zorn hinein und versicherte, es sei ihm das bei vornehmen Herrschaften mit seiner Köchin schon einigemal passirt, aber dießmal wolle er mit seinem Messer dabei stehen bleiben. Dabei patschte er sich auf den dicken Bauch, klappte die Zähne zusammen, und wenn man nach seinem entsetzlichen Blick urtheilen wollte, so war die Köchin wegen eines einzigen verdorbenen Gerichtes in Gefahr, heute Abend schon eine Leiche zu sein.

Nachdem der Wirth seine Capa malerisch umgeworfen, mir an der Thür nochmals sehr effektiv zugegrinst, wobei er auf sein Messer wies, ging er die nöthigen Befehle zu

geben. Ich setzte mich ans Fenster und blickte auf die Stadt hinaus, zuerst aufwärts nach dem alten Schlosse, dann vor mich in die Tiefe, wo sich ein einstens hübsch angelegter Garten jetzt in der malerischsten Unordnung befand; zerbrochene Steinbänke waren kaum noch sichtbar vor wucherndem Gras und Brennnesseln, kopflose Statuen sahen eigenthümlich, fast grauenhaft aus, da sie wie im Todeskampfe Arme und Hände krampfhaft von sich streckten, denen Füllhorn und Bogen längst entfallen war. Die Gartenbeete waren kaum noch sichtbar durch einige Einfassungsteine und ein paar wuchernde Blumenpflanzen, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt und immer kümmerlicher geworden waren. Auch ein ehemaliger Springbrunnen befand sich hier unten, aber sein Wasser war versiegen gegangen und die marmorne Schale wurde zum Kehrriechtfaß benutzt. Das einzige Freundliche und Angenehme in dieser verwahrlosten Umgebung war ein lebendiges Reh, das unten vor meinem Fenster angebunden war und welches dankbar die Stückchen Brod aufsuchte und fraß, welche ich ihm hinunter warf, wobei es mich so lieb und ehrlich mit seinen großen glänzenden Augen ansah.

Unser heutiges Mittagessen war insoweit besser, als wir keine stinkende Fischsuppe hatten, auch wagte Niemand eine tadelnde Bemerkung laut werden zu lassen, da Don Ramiro mit so furchtbarem Blicke ab- und zugin, daß wir nicht anders erwarten konnten, als daß die geringste Klage unsererseits einen schrecklichen Mord nach sich ziehen würde.

Auf der Post hatten wir die Plätze nach Granada vormerken lassen, und da wir von hier aus die Ersten waren, so

konnten wir hoffen befördert zu werden, wenn nicht, wie das häufig vorkam, der Wagen vollkommen besetzt war; dann blieb uns nur übrig, zu warten oder weiter zu reiten. – Dießmal aber hatten wir Glück, denn schon um halb Zwei wurden wir vom Mozo des Hauses mit der freundlichen Botschaft geweckt, die Diligence von Baylen sei angekommen und habe drei außerordentlich schöne Plätze für uns. Schnell waren wir reisefertig, hatten aber noch einen sehr ergötzlichen Zwischenfall mit Don Ramiro, der uns mit der Versicherung, er habe uns als Freunde behandelt, eine so unverschämte Rechnung übergab, daß wir laut lachen mußten. Ich strich ihm einfach über ein Drittel herunter und zählte ihm das Geld auf, das er anfänglich schwur, nicht nehmen zu wollen: »Entweder die ganze gerechte Summe oder gar nichts,« sagte er. Als ich mich aber anschickte, ihm im Letzteren seinen Willen zu thun, zog er andere Saiten auf, d. h. er strich sein Geld ein und verließ uns mit einem sehr steifen Kopfnicken.

Über unsere Plätze im Eilwagen hatten wir uns nicht zu beklagen; alle drei, waren im Interieur, doch machte mir der Mayoral Hoffnung auf einen Platz im Coupé von Campillo de arenas an, den ich auch alsdann richtig erhielt, und mich nun vorn in dem breiten Wagen allein mit einem Geistlichen befand, und was das Sitzen anbelangte, aufs Allerbehaglichste versorgt war. Mit dem Fahren und dem Wege dagegen hatten wir wieder das alte spanische Elend; die gute Straße von Baylen nach Jaen hörte hier sogleich auf, und des Rüttelns und Stoßens, des Hin- und Herwankens und der ewigen Aussicht, umgeworfen zu werden, war

kein Ende. Dabei gab mir der Mayoral fast auf jeder Station die untröstliche Versicherung, es komme immer schlimmer. Und wahrlich, der Mann hatte Recht. Von einer solchen Fahrt kann man einem deutschen Gemüthe, das nichts ähnliches gefühlt, keinen Begriff machen. Am tollsten wurde es, als wir Nachmittags höhere Berge zu passiren hatten; hier war die Straße durch herabstürzende, Bergwasser oft so ausgewaschen, daß bald die Räder auf der rechten, bald auf der linken Seite in schuhtiefe Löcher einsanken, wobei sich der Wagen krachend neigte und erst in geraumer Zeit wieder aufzurichten im Stande war. Ich möchte fast behaupten, bei diesen grundlosen Straßen ist das tolle Jagen der spanischen Postillone eine Nothwendigkeit; der Wagen, der von einem Loch, in das andere gerissen wird, kommt nicht zur Besinnung und hat keine Zeit umzuwerfen, denn kaum macht er hiezu einmal ernstliche Anstalten, so hetzen Mayoral, Zagal und Delantero mit Geschrei und Peitschenhieben die Zugthiere, daß sie in tollem Jagen die stürzende Diligence wieder aus den Untiefen aufs feste Land reißen.

Zum Überflusse und für uns vornen im Coupé zu sehr unangenehmer Ansicht hatten wir von Cortijo de Andar eine andere schwerbepackte und lang bespannte Diligence vor uns, deren wahrhaft erschreckende Sprünge die steilen Berge hinab, sowie das verdächtige Schwanken uns beständig anzeigte, daß es uns an derselben Stelle gerade so gehen würde. Wir nannten die Diligence vor uns nur den Probirwagen, und so lange dieser nicht auf der Seite lag, hatten auch wir gute Hoffnung. Unserem Mayoral diente er in der That auch als Wegweiser, denn ein paarmal, wo der Vordere

in tiefe Löcher einsank und auf Augenblicke stecken blieb, vermieden wir diese Stelle und kamen glücklich durch.

So erreichten wir Nachmittags gegen fünf Uhr die letzte Station vor Granada, und als der Mayoral vom Bocke stieg, gab er mir eine erfreulichere Antwort. »Sobald wir über den Höhenzug vor uns hinweg sind,« sagte er, »haben wir nach Granada eine Straße glatt wie der Tisch.« – Also Ende gut, Alles gut. Das war in der That eine angenehme Aussicht, und unser Rosselenker sprach im Guten, wie im Schlimmen die Wahrheit. Mein Geistlicher im Wagen, mit dem ich mich so gut als möglich unterhielt – er verstand keine andere Sprache als Spanisch – entsetzte sich bei der ganzen Fahrt über mein beständiges Cigarrenrauchen. »Schon wieder eine!« rief er mit komischem Entsetzen, so oft ich mein Etui aus der Tasche zog. »Jesu Maria! Caballero, Ihr müßt ja in Eurem Innern austrocknen, wie ein Stein. Ich habe freilich auch einmal in meiner Jugend geraucht,« setzte er hinzu, »aber vielleicht im ganzen Tag drei oder vier Cigarretten; das war Alles. – Oh! – oh! – oh!« Dabei sah er mich mit komischem Ernst von der Seite an. Übrigens war er sehr freundlich, erklärte mir von der Gegend, was ich wissen wollte, und als wir nur langsam die Anhöhe, von der ich vorhin sprach, hinauffuhren, faltete er seine Hände und that sehr bewegt, jetzt endlich sein schönes Granada wieder zu sehen.

Ich gestehe es, daß auch mir seltsam, höchst erwartungsvoll, ja feierlich zu Muth war, fast ebenso wie damals, als ich vor langen Jahren mit meinem Beduinen durch einen dichten Olivenwald aufwärts sprengte, einer kahlen Höhe zu, von der man Jerusalem sieht. Wie haben wir uns nicht, wenn auch in anderem Sinn, von frühester Jugend

an mit Granada beschäftigt, Granada, dem letzten Halt des so edlen, glänzenden, kriegerischen und tapferen Maurenvolkes. Granada! Schon der Name klingt so erfrischend, so süß und feurig; wohlthuend wie der Duft einer Rose, angenehm wie die glühende Blüthe der Granate in ihrem dunklen, saftigen Laube. – Granada von dem der Spanier sagt:

»*A quien Dios lo quiso bien en Granada le dió de comer.*«

(Wen Gott lieb hat, dem gibt er sein Brod in Granada.)

Oder wie das Lied heißt:

*El que no ha visto Granada,
No ha visto nada.*

– – Wir hatten die Höhe erreicht; vor uns lag die prachtvolle Vega von Granada, jetzt schon wie ein grünes Meer der herrlichsten Vegetation, von dem silberglänzenden Xenil durchströmt. Die Schatten des Abends senkten sich schon herab auf die Ebene, aber aus ihr hervor glänzten noch hell die weißen Gebäude von Granada mit ihren unzähligen Kuppeln und Thürmen. Alles aber überragten die gewaltigen Massen der Sierra Nevada, deren schneebedeckte Gipfel in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten und glühten. Mein Nachbar im Wagen zeigte mit einem seltsamen Gesichtsausdrucke auf eine noch unter uns liegende grüne Bergwand, auf deren Höhe wir ein fabelhaftes, zierliches Bauwerk sahen, mit zahllosen Säulen und Bogen, wie eine weiße Elfenbeinschnitzerei zwischen den schwarzen Cypressen hervorglänzend – die Xeneralife, sagte er. Und dann zeigte er etwas tiefer, wo sich auf

demselben Bergrücken gewaltige rothe Thürme und Mauern erhoben, die noch gerade einen letzten Kuß der sinkenden Sonne empfingen. – und als er darauf leise und feierlich sprach: Alhambra, versanken wir Beide in tiefe Träumereien und sagten kein Wort weiter, bis wir endlich tief unten in der Stadt selbst anhielten, wo wir uns mit einem herzlichen »gute Nacht!« trennten.

ACHTZEHNTE KAPITEL. GRANADA.

Lage der Stadt. Xenil und Darro. Die Fonda nueva. Die Straßen von Granada. Die Kathedrale. Die Cartuja. Phantasien auf der Bivarrambla. Ein Turnier in alter Zeit. Der Zacatin. Die Alhambra. Die Xeneralife. Der Thurm der Gefangenen. Der Parador der Sultanin. Blick in die Umgebung. Der Paseo. Casa de Boabdil. Ein Fest auf dem Sacro Monte. Die Schönheit der Andalusierinnen.

Fast im südlichsten Theile des schönen Spaniens, nicht viele Stunden vom mittelländischen Meer, wo seine tiefblauen Wellen an die Küste von Malaga und Almeria schlagen, erhebt sich eine Gebirgskette so hoch, daß die Spitzen ihrer Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind, die Sierra Nevada. Gegen Süden und Westen fallen ihre Wände schroff herunter, eine riesenhafte Schutzmauer bildend für die herrlichen Thäler und prachtvollen Städte, die sich auf der östlichen Seite befinden. Hier fällt das Gebirge terrassenförmig ab, und nachdem es hoch oben prächtig malerische Bergformen zeigt, sinkt es in weichen lieblichen Ausläufern ins Thal hinab. Einer dieser Ausläufer, eigentlich ein vorspringender Bergrücken, Cerro de Santa Elena genannt, ist durch zwei enge, felsige Thäler von den andern vorspringenden Ausläufern getrennt, und aus diesen Thälern, wo unten die Myrthe blüht und die Granate mit ihrer glühenden Blütenpracht üppig gedeiht, stürzen zwei klare frische Bergwasser, der Xenil und der Darro, hervor, so das Elenengebirge auf zwei Seiten abgränzend. In der Ebene angekommen, neigen sich diese fröhlichen Kinder des Berges gegen einander und vereinigen sich vielleicht eine Stunde von dessen Fuße. Der Xenil ist der stärkere und das spanische Volkslied nennt ihn den Verlobten und den

Darro die Braut, die ihm ihren goldführenden Sand zur Morgengabe bringt, auch in der Umarmung des Gemahls verschwindet, denn von der Vereinigung an, führen beide Flüschen miteinander den Namen Xenil und eilen so durch die Vega dem Guadalquivir entgegen. – Über diese Vermählung existiren eine Menge spanischer Romanzen und Lieder. Eine derselben prophezeit den einstigen Untergang Granadas durch die reißenden Fluthen des Darro, indem es sagt:

*Darro tienne prometido,
De casarse con Genil;
Is el ha de llevar en dote
Plaza nueva y Zacatin*

Darro hat es einst verheißen,
Mit Senil sich zu vermählen:
Führt ihm zu als Morgengabe
Plaza Nueva und Zacatin.

Und diese Vega! Sie ist am Fuße des Elenagebirges, was die Huerta bei Valencia ist; nur ist ihre Vegetation an Bäumen stärker und reicher.

Auf jenem wunderbaren Stückchen Erde nun, welches der Lauf des Xenil und Darro von der Ebene abschneidend dem Fuße des Cerro de Santa Elena zuweist, an diesen weichen Bergausläufer im Halbkreise geschmiegt und theilweise an ihm emporsteigend, liegt die alte prächtige Mauerstadt Granada. Während ihr westliches Ende in der Ebene lagert, sind die östlichen Stadttheile in die Schlucht des Darro hinein fortgebaut und sind auf das rechte Ufer übergetreten, wo nach der Flucht der Araber aus Baeza, Antequera u. s. w. ein neuer Stadttheil, der Albayzin, entstand,

die heutige Zigeunervorstadt mit Schutt, Ruinen und Erdhütten bedeckt, sie, die einst zehntausend vornehme Ritterfamilien beherbergte.

Auf jenem Bergausläufer aber, den hohe schneebedeckte Gebirge eifersüchtig zu bewachen scheinen und die Flüsse liebend umschlingen, thront das kostbarste Kleinod Granada's, ja jetzt ganz Spaniens:

 Noch in ihren Trümmern hehr,
 Mit Moschee und Marmorbade,
 Wie ein Märchenpalast der
 Sultanin Schehezerade,
 Liegt das Maurenschloß Alhambra –

Ein in allen Farben blitzender Edelstein, hoch erhaben über der Stadt und wieder überragt von der Gebirgskette der Sierra Nevada mit ihren zackigen Formen in grünlich violetter Färbung, die oben zum hellen Silbergrau verblaßt und gekrönt ist mit den blendenden Flächen des ewigen Schnees, über welche wieder emporstreben die glänzenden Gletscher des hohen unersteigbaren Veleta, des prachtvollen Cerro de Caballo und des Mulahacen mit seinem breiten, starren Haupte, die sich hier allein der unbeschreiblich klaren Luft auf dem tiefblauen Himmelsgewölbe so scharf mit ihren feinsten Nuancen abzeichnen. Vor der Stadt breitet sich, vielleicht dreißig Stunden im Umfange haltend, die üppig blühende Vega aus, in welcher Granada liegt wie in einem grünen Meere.

Und wie ist die Stadt sanft am Berge aufsteigend auch in ihren Einzelheiten so schön! Die unzählbaren Häuser mit

ihren flachen Dächern und Terrassen, häufig mit freundlich grünenden Pflanzen bedeckt, mit luftigen Bogenreihen, mit Bogenfenstern und Arcaden, durchwebt vom hellen Grün der Orangenbäume und eingerahmt mit stolzen fast schwarzen Cypressen; über die Häusermassen empor erheben sich zahllose Kuppeln und Thürme, letztere bald schlank und zierlich, bald schwer und massenhaft.

Der Ausläufer des Elenagebirges, auf dem die Alhambra liegt, ist mit frischem weichem Grün bedeckt und zeigt nirgendwo eine nackte kahle Fläche, wie die meisten Berge Spaniens. Wird doch dieser Hügel von vielen und reichen Quellen getränkt, welche die Sierra Nevada ihrem Liebling spendet, auf daß er unaufhörlich prangen kann in jugendlicher Frische und dem Schmucke ewig grüner Wälder. Zwischen diesen hervor am Rande des Elenenberges erheben sich gewaltige, meistens viereckige Thürme und Mauern, welche in einem weiten Kreise die ganze obere Fläche des Berges einrahmen; aus rothem Sandstein erbaut, haben sie eine angenehme warme Farbe, die sich aus der grünen Umgebung so freundlich abhebt. Von dieser Färbung hat auch die ganze Mauernburg ihren Namen; so sagt man wenigstens; denn Alhamra heißt die rothe.

Unter Alhambra versteht man aber nicht nur den bekannten Palast der maurischen Könige, sondern den ganzen Theil der Stadt, der auf der bezeichneten Anhöhe liegt und dessen Häuser wahrscheinlich zur engeren Hofhaltung gehörten; man könnte sagen, sie ist die Akropolis von Granada. Jetzt befindet sich dort oben eine Pfarrkirche mit einem Kloster, eine ziemliche Zahl Häuser, Höfe und Gärten, einige wüste mit Schutt bedeckte Plätze, der große unvollendet dastehende Palast Karls des Fünften und neben

ihm die übrig gebliebenen Theile des Sommerpalastes der Chalifen.

All das Ebengenannte ist mit einer mehrere Ellen dicken Mauer und den gewaltigen viereckigen Thürmen ringsum eingeschlossen. Die meisten dieser Thürme waren von jeher zur Vertheidigung bestimmt und sind jetzt leer und halb verfallen; in einigen findet man freilich wie einen Edelstein unter Schutt und Trümmern irgend ein kleines erhaltenes Gemach im maurischen Geschmack wunderbar und herrlich verziert; nur an der Nordseite, wo sich der Berg steil zum Darro hinabsenkt, wo die größten Thürme stehen, sind sie wohl erhalten und verschließen in sich jene bekannten Gemächer, welche den Patio de la Alberca, der Hof des Teiches genannt, sowie den Löwenhof umgeben. Hier ist die sogenannte Casa real del Alhambra, die Wohnung der maurischen Könige, was wir, wie schon bemerkt, im engen Sinn unter dem Namen Alhambra begreifen.

Da, wo an der Südseite die Befestigungen aufhören, steigt man zu einer ziemlich tiefen Schlucht hinunter, auf deren gegenüber liegenden Seite höher als die Alhambra das kleine maurische Sommerschloß Xeneralife liegt, leicht und luftig von allen Seiten dem erquickenden Hauche zugänglich, der von den Schneebergen herabweht, mit Säulengängen und Terrassen, blendend weiß hervorleuchtend zwischen fast schwarz erscheinenden Cypressen, wie eine wunderliebliche Phantasie, wie ein verkörperter architektonischer Traum.

So waren wir also in Granada, wonach ich mich so unbeschreiblich gesehnt, was ich zu erreichen gestrebt wie ein Kleinod, das mir auch ewig bleiben muß; eine Erinnerung an dieß Paradies der Erde, und das ist Granada mit seiner

himmlischen Umgebung, wird sich in meinem Gedächtniß, so hoffe ich, ungeschwächt erhalten, bis ich einstens überhaupt nichts mehr denken werde. Alle Mühseligkeiten der Reise, die wir bis jetzt erduldet, erschienen uns niedagewesen und tausendfach belohnt. Wer ja, wie wir schon in alten Mährchen lasen, das kostbarste Zauberschloß gewinnen wollte, oder die Hand der wunderschönen Prinzessin, der mußte durch Wüsten und Einöden ziehen, mußte sich mit Drachen und Riesen herumschlagen. Ja, in allen unsern kleinen Leiden war uns der Gedanke an Granada stets wie ein Stern in dunkler Nacht, und mehr als Einmal citirte ich in den dürren Flächen der Mancha und den wilden Toledaner Bergen meinem Reisegefährten die Worte Freiligrath's:

Und düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad. –
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

So hatten wir also die Palme errungen und Granada erreicht, und als wir auf den Balkon vor unserm Fenster in dem kleinen Gasthof der Fonda nueva traten, sahen wir vor uns auf dem Berge den schönen Traum aus der Jugendzeit mit Einem Male verkörpert vor uns stehen, las torres bermejas, die rothen Thürme der Alhambra.

In Madrid hatte man uns die Fonda Minerva zur Wohnung vorgeschlagen; als wir uns aber von dem Eilwagen dorthin begaben, war das Haus öde und leer, vor der Thür empfing uns weder Wirth noch Kellner, sondern ein paar Maurerbursche mit Hammer und Kelle, welche uns anzeigten, der Gasthof sei auf eine Zeitlang geschlossen, weil ein neuer Eigenthümer im Begriff sei, ihn gänzlich umzubauen; zugleich aber erbot sich einer dieser Arbeiter, uns in

einen nahe liegenden andern Gasthof zu führen, wo wir uns recht gut befinden würden. Da er hierin Recht hatte, so kann ich nicht umhin, die Fonda nueva allen künftigen Reisenden bestens zu empfehlen. Sie liegt auf dem Plaza del Lobo; dieser stößt an die breiteste Straße von Granada, die Carrera del Darro, von wo wir wenige Schritte zur Alameda vieja haben. Die Straße hat ihren Namen daher, weil der Darro mitten durch sie hindurchfließt, der hier von mehreren kleinen Brücken überwölbt ist. Gegenüber unsern Fenstern erhob sich ein eigenthümlicher alter Palast im ausgeartetsten Rococogesmack mit wunderlichen Bildhauerverzierungen und seltsam gewundenen Säulen, wie man sie sonst nirgends bei Bauwerken aus jener Zeit wohl finden kann; das Dach in einer eigenthümlich ausgeschweiften Form und seinen sonderbaren Umrissen erinnerte mich lebhaft an neuere Gebäude in Konstantinopel, namentlich die tief herabreichende Bedachung an einen kostbaren alten Brunnen in Topchana. Dieser Palast hier in Granada heißt sonderbarer Weise das Haus des Veziers, dient aber jetzt zu einer Kaserne.

Unser Gasthof befand sich in einem neugebauten Hause; in den untern Räumen war ein Café, was für uns leider den Übelstand hatte, daß wir den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein die unaufhörlichen Dudeleien eines Klavierspielers mit anhören mußten, eines unglücklichen Musikanten, der dort zum Vergnügen der Gäste fort und fort auf seinem Instrumente taglöhnerte. Ich habe dieser leidigen Zuthat zu vielen spanischen Kaffeehäusern schon in Madrid erwähnt; hier aber hätte der Gasthofbesitzer billigerweise etwas mehr Rücksicht auf seine Gäste nehmen sollen. Im Übrigen war an den Zimmereinrichtungen, an

der Küche und den Preisen nichts zu tadeln; Frühstück und Diner wurden annähernd auf englische Weise servirt. Noch am Tage unserer Ankunft meldete sich ein Führer zur Alhambra und den übrigen interessanten Punkten Granada's, ein hübscher und lustiger Mensch, gebildet und von unerschöpflicher Laune, den ich empfehlend erwähnen muß. Er hieß ben Saken, ein Name, der fast arabisch klingt, und war der jüngere zweier Brüder von gleichem Beruf. Zur Ankunft hatten wir gut dinirt und schliefen vortrefflich, obgleich in gespannter Erwartung der wunderbaren Dinge, die wir morgen sehen sollten. War mir doch in der That zu Muth, wie in den Tagen meiner Kindheit vor dem Weihnachtsabend, wo wir eine herrliche Bescheerung erwarteten, von deren Schätzen wir nichts ganz Gewisses wußten, und uns nur ahnungsvoll erinnerten, daß wir allerlei prächtige Sachen in bunten Farben schillernd durch die geöffnete Thür erblickt.

Am andern Tage betraten wir schon in der Frühe die Gassen Granada's, durch welche wir einen Spaziergang machten und dann erst zur Alhambra hinaufstiegen. Hätten wir nicht dieses Ziel im Herzen gehabt oder wäre Granada die erste spanische Stadt mit maurischen Überresten gewesen, die wir betraten, so würden wir zu diesem Spaziergang Tage lang gebraucht haben; in Toledo, Jaen und so vielen andern Orten konnten wir oft Stunden lang betrachtend vor einem maurischen Thorbogen, vor einem zierlichen Fenster stehen bleiben, die sich aber auch dort nur vereinzelt zwischen den übrigen Bauwerken und an den Häusern zeigten, wogegen uns hier in Granada auf jedem Schritte irgend

ein Anklang aus der Zeit der kunstsinnigen Araber aufstieß. War es hier eine ganze Hausfaçade mit hufeisenförmigen Fensterbogen, zierlichen Säulchen oder einer maurischen Terrassenkrönung, so war es dort ein Thor mit herrlich gemeißelten Inschriften, hier eine Brücke, die unverkennbare Spuren ihrer Erbauer trugen. Dabei haben manche Straßen, namentlich aufwärts an den Ufern des Darro etwas unbeschreiblich malerisch Ruinenhaftes, hervorgebracht durch die Überreste einer kühn gesprengten Brücke, von der man noch Stücke der Endpfeiler, die Hälfte des zierlichen Bogens und dergleichen an den Häusern kleben sieht, oder durch einen Balkon mit fehlenden Gittern, einer Wand mit grünen Schlingpflanzen bedeckt, oder durch ein weithervorspringendes maurisches Dachgesims, das einstens schön geschnitzt war und in hellen Farben prangte. Doch ist jetzt das Holzwerk verwittert, theilweise herabgefallen und grau geworden.

Die Straßen von Granada sind sehr eng und gewunden, wie in allen Städten von arabischer Bauart; die neueren Privatwohnungen sind einfach und ohne besonderen Styl, nur haben sie größtentheils Terrassen und hoch oben auf dem Dache meistens gegen Westen geöffnete Arcaden. Obgleich die Stadt an schönen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Klöstern, Spitälern aus der früheren und späteren christlichen Zeit reich ist, so sind diese doch nicht im Stande, von Granada den so poetischen maurischen Hauch oder Anstrich, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verwischen, vielmehr ist es gerade, als haben die Araber erst gestern die Stadt verlassen und könnten schon morgen wieder kommen, um ohne große Veränderungen von ihren Häusern

und Schlössern Besitz zu ergreifen. Sind es doch kaum vierhundert Jahre, daß der letzte König von Granada, Boabdil, die Stadt verlassen mußte, und wenn ihm auch eine große Menge seiner Anhänger nach Afrika folgte, so blieb doch eine größere Anzahl edler Familien und Bürger zurück, die freilich nach und nach gezwungen wurden, zum Christenthum überzutreten, aber trotzdem noch lange an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter festhielten. Bis zur Zeit Karls des Fünften war maurische Tracht noch ziemlich allgemein in Granada und erkaufte sich doch noch im Jahr 1536 die übrig gebliebenen Araber für achtzigtausend Dukaten das Recht, die Tracht ihrer Väter beibehalten zu dürfen, für welche Summe Karl der Fünfte seinen Palast auf der Alhambra zu bauen begann.

Wie denn in der Stadt fast kein altes Haus mehr ist, das nicht mehr oder minder Überreste arabischer Baukunst zeigt, neben andern Gebäuden, die in demselben Styl noch vollkommen erhalten sind, so erinnern auch die Namen der Plätze, die Vivarrambla, sowie mancher Straßen und Thore, der Zacatin, Calle de los Zenetes, de los Gazules, de los Gomeles lebhaft an die Herrschaft der Araber.

Was muß Granada in jener Zeit gewesen sein, wenn man bedenkt, wie viel Wunderbares heute noch übrig geblieben ist, nachdem Fanatismus und Rohheit drei Jahrhunderte lang ihre verwüstende Hand an die Thürme und Schlösser der maurischen Königsstadt legten, damals, wo Granada zehn glänzende Schlösser zeigte, die auf den Abhängen des Gebirgs standen? Damals, wo Granada der letzte Hort des Maurenthums in Spanien war? wo sich die Blüthe der arabischen Ritterschaft zusammenfand zu Schutz

und Trutz ihres letzten Besitzthums in dem schönen Spanien gegen die unter König Ferdinand mächtig andringenden Christen? – damals, wo die Stadt der letzten maurischen Könige noch sechzigtausend wohlgerüstete Streiter ins Feld stellte? –

Die Kathedrale von Granada, die wir im Vorübergehen besahen, ist im sechzehnten Jahrhundert erbaut; eingespannt in ein sehr enges Stadtviertel, hat man rings um dieselbe keinen geeigneten Gesichtspunkt, um sie als Ganzes aufzufassen und auf die beiden Thürme, deren höher gediehener uns sogar noch unvollendet scheint, ist nur von ferner gelegenen Plätzen über der umgebenden Häusermasse weg ein Aufblick zu bekommen. Der ganzen Anlage nach könnte man diese große Kirche eine Schwester derjenigen von Jaen nennen, so ähnlich sind sich beide in der Wahl der dabei angewandten Bauformen. Das Innere ist schlank und von edlen Verhältnissen, namentlich der Chorschluß von mächtiger Wirkung; was uns aber besonders anzog, war die Nordseite und namentlich das, leider nur von einem ganz kurzen Standpunkt sichtbare Nordportal. Gekuppelte Colonnen mit daran aufgehängten Wappenschildern und den oft wiederkehrenden Säulen des Herkules, prächtige eingerahmte Bogenstellungen, dazwischen angebrachte Nischen und Cartouchen, durchflochten von Friesen mit allerliebsten Kinderfiguren, die in den Ranken spielen, machen aus diesem sich über die ganze Höhe der Façade erstreckenden Portal ein so reiches Ensemble, daß es wohl mit allem Fug an die Seite der Certosa von Pavia gestellt werden darf.

Die südliche Seite des Äußern ist alt und noch ganz gothisch, obwohl etwas schwerfällig, doch von ganz origineller Anordnung, wie denn überhaupt der kleine Platz, der hier neben der Kirche liegt, mit den interessanten alten Nachbarhäusern einen sehr dankbaren Vorwurf für einen Architekturmalers abgibt.

In dem eben erwähnten älteren Theil liegt die königliche Kapelle mit den weltberühmten herrlichen Königsgräbern.

Auf der einen Seite sind durch ein hohes Gitter abgeschlossen die Marmorsarcophage mit den liegenden Bildsäulen Ferdinands des Katholischen von Aragonien und seiner Gemahlin Isabella, auf der andern Philipps des Schönen und der tolln Johanna, Meisterstücke spanischer Bildnerei, wie denn diese ganze geräumige Kapelle mit ihrem schönen Eingangsportal den wohlthuendsten harmonischen Eindruck hinterläßt.

Obgleich wir ein anderes berühmtes Bauwerk Granadas, die Cartuja, erst auf einem späteren Spaziergange in Augenschein nahmen, so will ich doch derselben hier mit einigen Worten gedenken. Sie liegt außerhalb der Stadt, gegen die Seite des Stier-Platzes und ein paar englische Damen, die wir in unserem Gasthofs trafen, machten uns die größte Lust, sie zu sehen, da sie uns sagten, was Schönheit, Pracht und Geschmack anbelange, verschwinde die Alhambra vollkommen neben dieser Karthause. Obgleich uns das schon damals sonderbar vorkam und wir etwas mißtrauisch wurden gegen den Geschmack der Engländerinnen, so meinte doch auch unser Führer, ben Saken, die Cartuja sei mit das Prachtvollste, was die Stadt aufzuweisen habe. Wir wollten keineswegs über der arabischen Kunst die Denkmäler der christlichen versäumen, die in

der That bei Schilderungen Granada's zu oft in den Hintergrund gedrängt werden. Prachtvoll ist das Innere der Kirche der Cartuja unstreitig, deren Eingangsthüre schon aus seltenem Weinrebenholz besteht, denn noch nie sahen wir eine solche Verschwendung von Gold und eine solche Menge der edelsten Baustoffe in einem Raume beisammen; die herrlichsten Marmore und Alabaster an den Wänden, überall die Thüren von wunderbarer Marqueterie aus edlen Hölzern, Perlmutter, Schildkröte, kostbaren Metallen u. s. w. mit den zierlichsten Zeichnungen und in den kleinsten Maßen. Der Camarin hinter dem Hochaltar ist von einer ans Fabelhafte gränzenden Pracht. Aber leider ist die Kostbarkeit der Baumaterialien auch Alles, die Verhältnisse und die sonstige architektonische Anordnung dieses verschnörkelten Raumes hat keinerlei Verdienst. Für das *Non plus ultra* wird die daran stoßende Sakristei gehalten, die nahezu so groß und hoch als die Kirche ist, weiß mit Gold; Boden, sowie Lambris und Altar mit den buntesten Marmorgattungen belegt. Die Schränke von unsagbarer Kostbarkeit, aber alle Gliederungen von unten bis ins Deckengewölbe so unruhig in allerlei Geigenformen verschlungen und völlig in der Art, als wären sie aus einer Butterspritze gekommen, daß wir es für das Werk eines wahnsinnig gewordenen Baumeisters halten mußten, und ich hiemit jeden Reisenden darauf, nur als auf ein Curiosum aufmerksam gemacht haben will. Der schöne Ecce Homo von Murillo, der sich dort befindet, kann jedoch für den Gang entschädigen.

Ben Saken, der an unseren Ausrufungen wohl merkte, wie sehr die Kirche der Karthause unter unseren Erwartungen geblieben war, veranstaltete zu unserer Entschädigung einen kleinen Imbis, zu dem er Wein und Brod aus einer

benachbarten Locanda holte und den wir in dem verwilderten Klostergarten zu uns nahmen, und dieß war in der That eine Entschädigung. Wir ließen uns in einem der kleinen Gärtchen nieder, die zu den Zellen gehörten, wo die nun vertriebenen Karthäuser wohnten. Vom Betpulte hinweg waren die frommen Mönche mit zwei Schritten in der freien Natur, wo sie ihre Rosen pfl egten und ihr Grab gruben; heute aber ist von einer Pflege der üppig wuchernden Gesträuche nicht mehr die Rede und nach und nach haben die rankenden Rosenzweige die Steinbank bedeckt, über welche sie früher eine Laube zum Schutz gegen die Sonne bildeten, aber gerade in dieser Verwilderung sind die Gärten der Karthause so über alle Beschreibung romantisch und schön. Vielleicht war es Profanation von uns, daß wir uns längere Zeit hier aufhielten, als in der Kirche, daß wir das Glas mit weißem Wein kreisen ließen und ben Saken zuhörten, der uns eine spanische Romanze sang, die vom Falle Granadas erzählte. Vielleicht; – doch kann ich versichern, daß der blaue Himmel über uns und das wuchernde Rosengesträuch zwischen den Steinen und an den Wänden uns zu dankbareren Gefühlen gegen den aufforderte, der alles das werden ließ, als die seltsamen Marmorverzierungen in der Kirche, bei deren Anblicke nur ein Gefühl des Mitleids rege wird über den menschlichen Geist, der solches schaffen konnte.

Von der Kathedrale kamen wir durch mehrere winkelige Straßen auf den berühmten Platz von Vivarrambla, der in der alten Geschichte Granada's eine so bedeutende Rolle spielt.

Sich erging der Maurenkönig

Durch die Straßen von Granada
Von den Thoren von Elvira
Bis zum Thore Bivarrambla's.

Hier wurden von der Blüthe der maurischen Ritterschafft in Scherz und Ernst große Feste gefeiert, der Stier mit der Lanze gehetzt, auf raschen Pferden das Rohrspiel getrieben, oder man traf sich hier zum scharfen Kampfe auf Leben und Tod. Dann waren, wie uns die alten Geschichtschreiber erzählen, die Häuser des Platzes aufs Glänzendste verziert, mit Devisen und bunten Fahnen, vor Allem aber mit einem Kranze schöner Damen, die sich rings auf den Balkonen befanden und durch ihre feurigen Blicke die Kämpfer aufmunterten. Damals gab es unter dem obgleich schwachen, aber prachtliebenden König Boabdil noch mächtige Geschlechter in der Königsstadt, die aber statt gemeinsam den andringenden Christen entgegenzutreten, untereinander hartnäckige Fehde hielten wie die Capuletti und Montecchi in Verona, und sich fast bei jedem öffentlichen Zusammentreffen reizten und dann blutig an einander geriethen. Es waren zwei mächtige Geschlechter, die Abencerragen und Zegri, die seit langen Zeiten sich gegenseitig haßten und welchen die andern berühmten Ritter Granada's, die Alhamaren, Alabezen, Abenamaren, Gomelen und Gazulen anhingen. Auch an Pracht der Waffen, Pferde und Gewänder suchten sich diese Geschlechter zu überbieten, woher es denn auch wohl kam, daß bei den Kampfspielen und Stiergefechten hier auf der Vivarrambla eine fabelhafte Pracht zur Schau getragen wurde.

Von den Fahnen und Devisen, mit denen der Platz ausgeschmückt waren, hatten erstere die Farben der verschiedenen Geschlechter, letztere galten der Tapferkeit, dem Ruhme und der Schönheit und Herrlichkeit Granada's.

Das ist nicht der Tod, durch welchen
Hohen Namens Ruhm erlangt wird,
Sondern ein glorreiches Leben,

oder:

Fama soll den Ruf verkünden
Von Granada, der so groß ist,
Daß es sie unsterblich machet.

auch hieß es an einem andern Orte:

Wahrer Adel nur bestehet
In dem Trachten nach der Tugend;
Wenn ihn Rechtlichkeit begleitet
So gewinnt er Ruhm der Hoheit.

Von der Pracht der Feste selbst sagte eine andere Devise:

Töne laut, des Ruhms Posaune,
Und sie breche jedes Schweigen,
Weit verkündigend die Große
Dieser unsrer schönen Feste,
Die mit solchem Glanz hervortritt.

Ein arabischer Geschichtschreiber, Haben-Hamin, der in Granada geboren war und eine Chronik seiner Vaterstadt bis zur Eroberung durch König Ferdinand schrieb, gibt die Beschreibung eines großen Festes auf der Vivarrambla, welche nicht uninteressant für den Leser sein wird; und wenn sich auch vielleicht der Berichterstatter Ausschmückungen erlaubt, so lernt man doch die damalige

glänzende Zeit, sowie die Parteispaltungen in der maurischen Königsstadt kennen, welche hauptsächlich Schuld an ihrem schnellen Untergange waren.

Im Monat September, so erzählt der Araber, nach dem Ramadan, als die Fastenzeit geendigt war, befahl der König, aus dem Gebirge von Ronda vierundzwanzig auserlesene Stiere zu holen. Der Platz von Vivarrambla war zubereitet für die Feierlichkeit, und der König, begleitet von vielen Rittern besetzte den königlichen Erker, der zu diesem Zwecke ausersehen worden. Die Königin mit ihrem Damengefolge nahm ihren Sitz auf einem andern Erker von eben der Einrichtung wie des Königs. Alle Fenster am Vivarrambla waren voll schöner Damen; und aus dem Reiche kamen so viele Leute, daß sich nicht Gerüste und Fenster genug für sie fanden. Solche Menge Volks war nie gesehen worden bei einem Feste in Granada. Auch von Sevilla und Toledo kamen dazu viele angesehene maurische Ritter. Bei diesem Feste beschloßen die Zegri, um ihre Feinde, die Abencerragen, zu reizen, ein altes Kennzeichen derselben, blaue Federbüsche, auf ihre Helme zu nehmen. Fühlen sie sich verletzt, wie ich hoffe, sagte einer ihrer tapfersten Ritter, Mahomad, so werden sie schon einen Streit mit uns beginnen; dann werfen wir im zweiten Gange statt der Rohre spitze Lanzen, und da wäre es ein besonderes Unglück, wenn nicht ein Abencerrage fiele.

Des Morgens begannen die Stiergefechte, wobei die Abencerragen durch ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit Verwunderung erregten. In allen Fenstern und Altanen war nicht Eine Dame, die ihnen nicht zärtlich zugethan gewesen wäre. Es ward für ausgemacht gehalten, daß es im

ganzen Reiche nicht einen Abencerragen gäbe, der nicht begünstigt würde von Damen, und zwar von den angesehensten. Dieß war der Hauptgrund des tödtlichen Hasses und Neides der Zegri, Gomelen und Maza. Wahr ists, jede rechnete sich zur Ehre, zum Liebhaber einen Abencerragen zu haben, und diejenige hielt sich für unglücklich und geringer, die keinen hatte; mit großem Rechte: denn nie sah man einen Abencerragen von üblem Wuchse oder Anstande, nie einen feigen oder unentschlossenen; alle waren sie leutselig und Freunde des Volkes; niemals ging der Bedrängte, mochte er sein, wer er wollte, ohne Hülfe von ihnen; selbst den Christen waren sie hold; in Person stiegen sie hinab in die unterirdischen Kerker, besuchten die christlichen Gefangenen, thaten ihnen Gutes und schickten ihnen Speisen. Dabei waren sie vor allen tapfer und gute Reiter. Diese Eigenschaften zusammen machten sie geschätzt und geliebt im ganzen Reiche. Niemals zeigten sie Furcht, selbst bei dem Anblicke großer Gefahr. Sie verursachten viel Vergnügen durch ihren Anblick, da sie auf dem Platze umherritten; Aller, besonders der Damen Augen waren ihnen zugewandt. Nicht geringer als sie erschienen an diesem Tage die Alabezen, die ebenfalls edle Ritter waren. Auch die Zegri zeigten sich sehr preiswürdig. Geschickt trafen sie den Tag acht Stiere mit der Lanze, ohne daß Einer von ihnen auch nur etwas aus dem Sattel gerückt wäre, und die wüthenden Stiere wurden so verwundet, daß es nicht nöthig ward, ihnen die Kniekehlen zu zerschneiden.

Es mochte ein Uhr sein, nachdem zwölf Stiere gehetzt waren; da ließ der König die Hörner und Trompeten erschallen, welches ein Zeichen war, daß sich alle Ritter des Festes auf seinem Balkon versammeln sollten. Sie kamen,

und der König, sehr zufrieden mit ihnen, gab eine prächtige Mahlzeit, dasselbe that die Königin ihren Damen, die an dem Tage reich geschmückt und von bewundernswürdiger Schönheit waren. Alle erschienen prächtig gekleidet, die Königin mit einem brokatenen Mantel von unschätzbarem Werthe wegen der vielen eingestickten Edelsteine. Sie hatte einen außerordentlich schönen Kopfschmuck, und vor der Stirne eine wunderbar künstlich gemachte Rose, in deren Mitte ein Rubin gefaßt, der eine Stadt werth war. Wohin sie den Kopf wandte, wurden die Augen geblendet von dem Glanze des Steines. Die schöne Darache war ganz blau gekleidet, ihr Mantel vom feinsten Damast, mit Silberstoff gefüttert und durchwirkt mit Goldstreifen. An ihrem reichen Kopfputze hafteten zwei kurze Federn, eine blau, die andere weiß, das bekannte Zeichen der Abencerragen. In dieser Kleidung war sie so schön, daß keine Dame in Granada sie übertraf, obgleich es dort zu der Zeit sehr viele reizende gab und eben so reich geschmückte. Galiane von Almeria hatte ein Kleid von weißem Damast, so köstlich gewirkt, als bisher noch nicht gesehen war; der Mantel war ausgezackt mit großer Ordnung und Kunst, gefüttert mit dunklem Brokat; ihr Hauptschmuck besonderer Art. Man sah deutlich an ihrer Kleidung, daß sie frei war von verliebter Leidenschaft, wiewohl sie wußte, daß der tapfere Abenamar sie zärtlich liebte; aber dem Prinzen Muza hatte sie außerordentliche Zeichen ihrer Gunst gegeben. An diesem Tage war Abenamar nicht beim Spiele. Fatime erschien in schwarzer Kleidung; sie wollte nicht Muzas Farbe tragen, denn sie wußte schon, daß seine Neigung auf Darache gerichtet war. Ihr Rock war sehr kostbar, von schwarzem Sammt mit weiß brokatendem Futter, der Hauptschmuck

reich und prächtig, an der Seite eine einzige grüne Reihfeder. Sie war so schön, wie irgend eine der Anwesenden. Kohaide, Sarrazine, Arbolaje, Charife und die andern Damen der Königin zeigten sich ebenfalls in ungemeiner Pracht und solchem Reize, daß die Versammlung so vieler Schönheiten Erstaunen verursachte. Auf einem andern Erker saßen die Damen des Abencerragischen Geschlechtes von nicht minder anziehender Schönheit im Reichthum der Kleidung; besonders die liebliche Lindaraja, Tochter des Abencerragen Mahamete, welche alle übertraf; neben derselben ihre Verwandten, die ihr wenig nachgaben. Als Liebhaber im Dienste der schönen Lindaraja verrichtete der muthige Gazul ausgezeichnete Thaten in Sanlukar.

Um wieder auf unsern Gegenstand zu kommen: Die Ritter und Damen endigten um zwei Uhr Nachmittags ihr Mahl. Ein schwarzer fürchterlicher Stier wurde losgelassen, der von solcher Schnelligkeit war, daß er denjenigen gleich erhäschte, auf den er stürzte, und kein Pferd ihm jemals entwischte. »Schön wäre es,« sagte der König, »diesen tüchtigen Stier niederzustoßen.« Malike Alabez stand auf und bat um Erlaubniß, es mit dem Thiere aufnehmen zu dürfen. Der König gab sie ihm, obgleich Muza es auch zu thun wünschte, jedoch darauf verzichtete, als er sah, daß Alabez Lust dazu habe. Dieser verbeugte sich ehrerbietig vor dem König, grüßte höflich die Ritter, und stieg hinunter vom Balkon auf den Platz, wo seine Leute einen vortrefflichen Grauschimmel hielten, den ihm sein Vetter geschickt hatte, der Sohn des Alkaiden von Roth- und Weißvelez, ein Mann von hoher Geburt, dessen Vater maurische Ritter, genannt Alkifaen, verrätherisch umbrachten aus Neid wegen seiner guten Eigenschaften und der Liebe des Königs.

Aber dieser rächte nachdrücklich die Verrätherei; von den sechs schuldigen Brüdern entkam nicht Einer, sie wurden alle enthauptet. Der gute Alabez, von dem wir jetzt reden, erhielt die Statthalterschaft von Weiß-Velez; ihn liebte sehr der König Audalja, den wir hier den jungen nennen. Von seinem Oheim also erhielt er das Pferd, welches er jetzt bestieg und einen Umgang machte im Platze, wobei er nach allen Erkern der Damen schaute, um seine Gebieterin Kohaide zu erblicken, und als er an den ihrigen kam, ließ er sein Pferd auf die Kniee fallen, neigte den Kopf auf den Sattel und bezeugte so seine tiefe Ehrerbietung seiner Dame und den andern, welche dort saßen; darauf gab er dem Rosse die Sporen, das mit der Wuth und Schnelligkeit des Blitzes davon stürzte.

Der König und alle Anwesenden bewunderten Alabez gutes Benehmen; nur den Zegri war es zuwider, denn sie betrachteten es mit Augen voll tödtlichen Neides. In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei: der Stier rannte auf dem Platze umher, warf über hundert Menschen nieder, tödtete sechs und flog wie ein Adler auf den Ort zu, wo Alabez hielt. Dieser wollte heute seine außerordentliche Geschicklichkeit zeigen: er sprang mit großer Leichtigkeit vom Pferde, und ging dem Stier entgegen, den Mantel in der linken Hand haltend. Als der Stier ihn ganz in seiner Nähe erblickte, schickte er sich an, ihn mit den Hörnern zu fassen; aber der gute Alabez erwartete ihn festen Muthes; und nun, da der Stier den Kopf senkte, um den fürchterlichen Stoß zu vollführen, warf er ihm den Mantel über die Augen, wandte sich ein wenig auf die Seite und faßte mit der rechten Hand das rechte Horn, mit solcher Kraft, daß

das Thier unfähig war zu stoßen. Es bemühte sich loszureißen, machte große Sprünge und hob dabei immer den Ritter von dem Boden. Der brave Maure war in augenscheinlicher Gefahr, und es fehlte nicht viel, so hätte er bereut, die mißliche Probe unternommen zu haben; doch da sein Herz unerschütterlich war, so wankte er nicht, sondern hielt mit großer Tapferkeit gegen den Stier aus, der brüllend strebte, ihn mit den Hörnern zu fassen, aber wegen der Geschicklichkeit des Mauren nicht zu diesem Ziele gelangen konnte. Am Ende fand es Alabez schimpflich, auf solche Weise mit einem Thiere sich zu balgen; er lehnte sich auf die linke Seite des Stiers und drehte ihn mit solcher Kraft und Gewandtheit an den Hörnern, daß er mit ihm zu Boden fiel, wobei er die Hörner in die Erde drückte. Der Sturz war so fürchterlich, daß ein Berg zu fallen schien. Das Thier lag wie zerschlagen und konnte sich eine Zeitlang nicht rühren. Alabez erhob sich, ließ es liegen, nahm seinen feinen seidenen Mantel und ging auf sein Pferd zu, welches die Diener hielten; leicht, ohne in den Steigbügel zu treten, sprang er hinauf; alle Anwesenden waren entzückt über seinen bewundernswürdigen Muth. Nach einiger Zeit erhob sich der Stier, jedoch nicht mit seiner gewohnten Behendigkeit. Der König ließ Alabez rufen; er erschien mit so ungezwungenem Anstand, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen wäre. »Gewiß, Alabez,« sprach der König zu ihm, »Ihr habt gethan wie ein wackerer und muthiger Ritter; von heute an seid Ihr Hauptmann von hundert Pferden, und Alkaide der Veste Kantoria, eine gute einträgliche Stelle.« Für diese Gnade küßte ihm Alabez die Hand.

Unterdessen mochte es nun vier Uhr Nachmittags sein, und der König ließ zum Reiten blasen. Auf dieses Zeichen

hielten sich alle Ritter des Festes bereit, um vorzurücken, wenn der Augenblick hiezu käme. Nach beendigtem Stiergefechte erschollen zahlreiche Trompeten, Pauken und Hörner. Der Platz war nun geräumt, und durch die Straße Zacatin ritt Muza, des Königs natürlicher Bruder, herein, der Anführer eines Turniergeschwaders, welches zu Vier und Vier auftrat, so rasch und auf so edle Weise, daß es eine Lust zu sehen war, dann vorüberzog und endlich in derselben Ordnung, schnell wie der Wind davon flog. Der Haufen bestand aus dreißig Rittern, lauter berühmten Abencerragen, nur Alabez war nicht von diesem Geschlechte, seiner Tapferkeit wegen nahmen sie ihn jedoch zum Begleiter.

Wir sprachen oben von den blauen silberstoffenen Turnierkleidern und den wilden Männern als Merkzeichen: die Ritter erschienen mit denselben so reizend, daß alle Damen bei ihrem Anblick entzückt waren. Prächtig nahmen sich aus die Abencerragen, alle auf schneeweißen Rossen, nicht minder die Zegri, die durch eine andere Straße herein kamen, in Fleischfarbe und Grün gekleidet, mit blauen Federbüschen, auf schönen kastanienbraunen Pferden; Alle trugen dieselben Zeichen in den reichgestickten blauen Binden über den Tartschen; es waren die Löwen von der Hand einer Jungfrau gefesselt, und die Inschrift hieß: »Mehr Stärke hat die Liebe!« So erschienen sie je vier im Platze, und machten nun, nachdem sie sich gesammelt, rasche Schwenkungen und Spielgefechte mit einer Gewandtheit und Übereinstimmung, die nicht weniger Vergnügen machten, als die der Abencerragen. Beide Haufen nahmen ihren Posten, legten die Lanzen weg und hielten ihre Rohre in Bereitschaft. Auf den Schall der Trompeten und Hörner begann das Spiel sehr anmuthig und wohl verabredet, acht

gegen acht rennend. Die Abencerragen, welche ihr bekanntes Abzeichen, die blauen Federn, an den Zegri bemerkten, gaben sich alle Mühe, sie mit den Rohren herunter zu werfen, konnten aber nicht zum Zwecke kommen, denn die Zegri deckten sich zu gut mit ihren Tartschen. Das Spiel ging so fort mit Heftigkeit und mancherlei Wendungen, aber immer nach Ordnung; es gab einen sehr befriedigenden Anblick. Das Fest wäre glücklich zu Ende gegangen, wenn es das Schicksal gewollt hätte, dieses aber, immer veränderlich, bewirkte, daß beiderlei Ritter ihrer unauslöschlichen Feindschaft nachgingen, bis sie alle zu Grunde gerichtet waren, wie wir unten erzählen werden. Die Wahrheit zu sagen: Mahomad, das Haupt der Zegri, war die ganze Ursache dieses unglücklichen Tages; er hatte überlegt, wie der gute Alabez oder einer der Abencerragen getödtet werden könne, und in dieser Absicht richtete er es ein, daß Alabez von der gegenüberstehenden Seite auf seinen Haufen sprengen mußte, damit er und die Seinigen auf die Alabezen und ihre Anhänger losstürzen können. Sechs Rohre waren schon geworfen, als Mahomad seinem Haufen zurief: »Jetzt ist es Zeit, daß das Spiel sich entzünde!« Darauf nahm er seinem Diener eine Lanze mit scharfer Damascener Eisenspitze, und erwartete Alabez mit acht Rittern seines Haufens, der nach der Weise des Spieles auf seinen Gegner zueilte, wohl bedeckt mit der Tartsche. Da sprang Mahomad hervor, ersah den Fleck, wo er Alabez am besten verwunden könne, und warf die Lanze mit solcher Gewalt, daß sie die Tartsche durchdrang und die Spitze den Arm faßte; der Ärmel des festen Panzerwamses war nicht stark genug, zu widerstehen, das spitzige Eisen fuhr hinein und durchbohrte den Arm, dieser Stoß verursachte Alabez

großen Schmerz; er eilte auf seinen Posten zurück, besah den Arm und fand ihn verwundet und voll Blut; laut rief er Muza und den übrigen zu: »Ritter! wir sind schändlich verrathen, ich bin auf böswillige Weise verwundet worden.« Bestürzt und entrüstet ergriffen sämtliche Abencerragen ihre Lanzen; Mahomad wandte um mit seinem Haufen, um wieder seinen vorigen Platz einzunehmen, als Alabez in größter Wuth auf ihn zurannte. Da er eine sehr flüchtige Stute ritt, so erreichte er ihn schnell, rief mit vorgestreckter Lanze: »Verräther! hier sollst Du mir bezahlen meine Wunde!« und durchstieß die Tartsche, die Lanze ging in den Panzer des Zegri und drang mehr als handbreit in den Leib. Der Stoß war so heftig, daß der Zegri halbtodt vom Pferde fiel. In diesem Augenblicke begann ein wüthendes Scharmüzel zwischen beiden, schon gerüsteten Parteien, wobei die Zegri bald im Vortheil waren, da sie sich besser dazu vorbereitet hatten als die Abencerragen; doch thaten ihnen diese tapferen Ritter nebst Muza und dem wackern Alabez großen Schaden. Groß war das Geschrei, ungeheuer das Getümmel. Der König, der Anfangs die Ursache des blutigen Kampfes nicht wußte, eilte herunter von seinem Balkon auf den Platz, bestieg ein schönes, reichgeschmücktes Pferd und rief: »Hinaus! hinaus!« indem er, mit einem Stäbe in der Hand, sich zwischen die erbitterten Streiter warf. Ihn begleiteten die vornehmsten Ritter von Granada und halfen ihm Frieden stiften.

Granada war seinem Untergang nahe, denn zu den Zegri stießen noch die Gomelen und Maza, zu den Abencerragen die Almoradi und Vanega; der Streit wurde immer hitziger und verwickelter, und man sah kein Mittel vor sich, Ruhe zu stiften. Endlich brachte es aber der König und die

übrigen anwesenden, unparteiischen Ritter dahin, daß die Kämpfer Frieden machten. Der tapfere Muza führte seinen Haufen durch den Zacatin nach der Alhambra, in Begleitung aller Vanega und Almoradi; die Zegri zogen sich zurück durch das Thor von Vivarrambra nach dem Schlosse Bivataubia mit der Leiche Mahomads, der inzwischen gestorben war.

Diese beständigen Streitigkeiten zwischen Abencerragen und Zegri's läuft wie ein rother Faden durch die Geschichte der letzten Zeiten Granada's und schloß mit der bekannten Ermordung einer Menge von Rittern des ersteren Geschlechtes auf Befehl des Königs Boabdil, da vier Zegri den Abencerragen Abinhamad beschuldigten, mit einer Gemahlin des Königs eine Zusammenkunft im Garten der Xeneralife gehabt zu haben. Boabdil ordnete zur Wiederherstellung der Ehre der Königin, für deren Unschuld sich fast ganz Granada erhob, ein Gottesgericht an, in welchem die vier Zegri mit vier andern Rittern kämpfen sollten, doch hatte die Königin, so sagt der Geschichtschreiber, im Bewußtsein ihres Rechts Keinen ihrer Freunde zu ihrer Vertheidigung aufgefordert und überließ Alles dem Willen Gottes.

Auf demselben Platze, wo wir uns jetzt befinden, wurden damals Turnierschranken aufgerichtet, sowie ein schwarzes Gerüst, auf welchem die Königin, umgeben von ihren Frauen und umringt von den edelsten Geschlechtern, die sich in Trauerkleidern eingefunden hatten, mit Ergebung ihr Schicksal erwartete. Die Stimmung gegen den König war so, daß die Stadt anfang, sich zu empören und die Almoradinen, Alabezen und Gazulen im Begriff waren, hervorzubrechen, um Boabdil vom Throne zu stoßen. Doch

wurden sie gewarnt, denn wenn sie auch die Königin aus Lebensgefahr befreien, so blieb doch ihre Ehre befleckt, wenn sich keine Kämpfer für sie zeigten. Alle Fenster, Erker und Altane waren besetzt und angefüllt mit Menschen, unter denen aber Niemand war, der nicht geweint hätte und tief gerührt gewesen wäre. Die vier Zegri, welche erwartend in den Schranken hielten, trugen über ihrer Rüstung grüne und schwarze Kleider und hatten eben solche Fähnlein und Federn. Auf ihren Schildern zeigten sich Schwerter, an denen Blut herabtropfte, mit der Inschrift: »Für die Wahrheit wird es vergossen.«

So war denn die Partei der Königin in gespannter Erwartung von Morgens acht Uhr bis Mittags um zwei, als sich immer noch kein Kämpfer gezeigt hatte. Da auf einmal hörte man Lärmen, den Ruf des Volks, sowie das Klirren von Pferdehufen hinter dem Thore von Vivarrambra. Vier Ritter erschienen in türkischer Tracht, die auf mächtigen Rossen in die Schranken sprengten und sich als Kämpfer für die Königin ankündigten. Sie waren himmelblau gekleidet; die Turbane um die Stahlhauben von weißer Leinwand, mit goldenen und blauen Streifen durchwirkt, zeigten oben eine Spitze mit einem reichen Busch von blauen, grünen und rothen Federn, untermischt mit Gold- und Silberschnüren. Die Inschriften auf ihren Schildern waren verschieden und bezogen sich auf den Kampf, um die Ehre der Königin zu reiten. Eine hieß:

Himmelan will ich ihn heben,
Daß er desto tiefer falle,
Für die weltbekannte Bosheit,
Die er ohne Scheu begangen.

Die vier unbekanntenen Kämpfer aber waren christliche Ritter aus dem Lager König Ferdinand's und zwar Ponce de Leon, Don Alonzo de Agilar, Don Johann Tchacon und der Alkaide von Donzelles. Nach einem wilden erbitterten Kampfe tödteten sie die vier Zegri's und so wurde die Ehre der Königin gerettet. —

Nicht umsonst habe ich vor den Augen des Lesers den jetzt stillen Platz von Vivarrambla mit Gestalten und Bildern der ehemals so glänzenden Zeit bevölkert; mir selbst tritt an solchen Stellen das Andenken an eine gewaltige Geschichte, die sich hier abrollte, immer lebhaft vor die Seele und bringt mich in eine Stimmung, die mich besonders fähig macht, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, mit doppeltem Interesse zu betrachten. Ich habe nun einmal die glückliche Phantasie, um mir einbilden zu können, hier auf der Vivarrambla sei soeben ein glänzendes Kampfspiel beendet, und ich sei umfluthet von dem Gewühl der Zuschauer und Kämpfer, die nun eilfertig auf allen Seiten dem Platze entströmen. Vor uns geht es den Zacatin hinauf, eine enge Straße, auf beiden Seiten im Erdgeschoße der Häuser mit reichen Gewölben besetzt, Kaufläden, aus denen heute noch wie damals bunte seidene Stoffe und goldene Geschmeide flimmern und glänzen. Dort hinauf führt der Weg zur Alhambra und die Straße ist mit einem dichten Menschenstrome, mit Reitern und Fußgängern angefüllt. Kriegerische Musik erschallt, die Waffen klirren, die Hufe der Pferde dröhnen auf dem Pflaster und wenn man so hinschaut, erblickt man nichts wie einen bunten leuchtenden Strom aus zahllosen Farben, aus Gold- und Silberglanz bestehend; gewaltige Wogen, die sich vor uns hinwälzen, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden

Federbüschen und strahlenden Helmzierden bestehen. -- Weiterhin zieht es über die Plaza nueva und jetzt erreichen wir die Calle de los Zenetes, so benannt von einem tapfern maurischen Stamme, der die Leibwache der letzten Könige von Granada bildete, die hier am Fuße der Alhambra ihre Quartiere hatte, und die Calle de Gomeles. Mit dem Ende dieser Straße sind wir auch am diesseitigen Ende der Stadt, am Thor de las Granadas, von den Mauren Bib-leuxar genannt, von wo der Weg aufwärts nach der Alhambra führt, angelangt.

Wie es soliden Reisebeschreibern geziemt, wollen wir hier unsere Phantasie dahinter lassen und mit ihr die Schaa-ren der glänzenden Reiter, denen wir his hieher in Gedanken gefolgt. Was sollten sie auch droben thun, die alten edlen Geschlechter, in den zerstörten Palästen ihrer Könige? Gewiß scheuen auch ihre gespenstigen Pferde vor dem christlichen Kreuze, das auf der Kirche prangt und sie selbst vor dem Palast des christlichen Königs, dessen Vorfahren sie aus ihrem Paradiese verjagt. Entlassen ist also unser kriegerisches Traumgefolge, und während wir die Blicke zurück zur Gegenwart führen, flattert die Farbenpracht, die uns soeben umgab, Gold und Silber wie ein strahlender schillernder Schaum in alle Lüfte, ohne aber für uns zu verschwinden, denn über uns haben wir ja das tiefe Blau des schönen spanischen Himmels; die glänzende Sonne wirft eine Masse von Gold rings um uns her und aus dem dunkeln Grün der Cypressen blicken uns in einer wahren Farbengluth rechts von der Höhe herab die rothen Thürme, Las torres bermejas entgegen.

Wir sind am Fuße der Alhambra, die Festungsmauern derselben, von denen ich schon früher sprach, senken sich

hier in eine Schlucht hinab, welche den Cerro de Santa Elena in zwei Theile theilt; hoch oben am Rande dieser Schlucht steht, links den zwei rothen Thürmen entsprechend der Thurm der Vela, um auch von diesseits den Eingang zu vertheidigen. Das jetzige Thor de las Granadas rührt von Karl V. her, ist etwas schwerfällig und nicht besonders groß, aber aus ihm lacht uns ein herrlicher Garten entgegen.

Wenn man das Thor hinter sich gelassen hat und den Berg hinansteigt, so glaubt man im ersten Augenblicke nicht mehr in Spanien zu sein, wo auf Straßen im Allgemeinen, sei es auf Chausseen oder auf Wege, selbst in den königlichen Parkanlagen, keine besondere Sorgfalt verwandt wird. Der ganze Berg, auf dem die Alhambra liegt, ist mit hochstämmigen Bäumen; Ulmen, Eichen, Platanen, Lorbeeren und Kastanien bewachsen und von Wegen durchzogen, die sanft aufwärts führen und so breit sind, so reinlich und gut erhalten, daß sich sogar eine englische Parkanlage daran nicht zu schämen brauchte. Hier ist man davon überrascht, entzückt, geblendet. Die Kronen der hohen Bäume, durch welche der Weg führt, neigen sich oben gegen einander und bilden einen dichten Laubgang, der die heiße Sonne abhält, und der bevölkert ist mit einer Menge lustig singender Vögel. Zu beiden Seiten an den Stämmen vorbei ziehen sich Rosenhecken hin, die jetzt schon so früh im Jahre mit Laub bedeckt waren und aufspringende Knospen zeigten. Rechts und links von der Straße sind die Partien waldartig gehalten, mit niedern Sträuchen und Gras bedeckt, und heute sahen wir ganze Strecken blauer Veilchen, die einen wunderbaren Duft aushauchten. Der ganze Berg ist überreich an Quellen, die überall hervorquillen

und sprudeln und die Vegetation angenehm befeuchten, wozu die Menschenhand hier nachhalf. Zu unserer Rechten strömt das Wasser an einem kleinen Abhange hervor, wird von einer Steinschale aufgefaßt, übersprudelt diese wieder von allen Seiten, um sich dann wieder als Bächlein zusammenzufinden, das eine Zeitlang willkürlich hin und her zu fließen scheint, bis es sich endlich weiter unten in eine Rinne zwängen muß, die es an den Stamm durstiger Bäume hinleitet. Zu unserer Linken, wo der Weg eine Biegung macht und so ein kleiner Platz entsteht, erhebt sich ein Springbrunnen mit zierlichen Becken von weißem Marmor, über welche das Wasser in einem dicken Strahl hoch hinauf springt, dann im Herabstürzen die verschiedenen Schalen füllt und mit melodischem Plätschern von einer zur andern niederfällt. Hier haben wir eine natürliche Bodenvertiefung mit zu- und abfließendem Wasser, dort an der Mauer, welche röthlich durch die grünen Zweige schimmert, bricht es hervor aus weiten Kupferröhren und ergießt sich in einen zierlichen maurischen Steinbehälter, der aus Einem Stücke gehauen ist. Man kann nicht glücklicher sein, als so beim Beginn des schönen Frühlings zur Alhambra hinaufzusteigen. Dieser Morgen ist mir unvergeßlich mit seinem Blüthenduft, mit den smaragdglänzenden, eben sich entfaltenden Blättern der Bäume, mit dem strahlenden Himmel und der Sonnenlichtmasse, welche durch die jetzt noch nicht dichtbelaubten Zweige hie und da zu dringen vermag und zitternde leuchtende Punkte auf den Boden niederwirft; im grauen Sande goldene Flecken, auf denen wir glänzende Käfer emsig dahin ziehen sehen, bei dem Fächeln einer wunderbar lauen Luft und bei dem Rauschen der unzähligen Quellen, die alles das hier noch in

ehemaligem Glanze und Pracht gesehen, und die gewiß so schön zu erzählen wüßten von den tapfern Rittern und den schönen Maurinnen.

Nach einigen Windungen des Weges, den wir träumend und erwartungsvoll zurückgelegt, und nachdem wir an einem großen an die Terrassemauer angelehnten, auch von Karl V. herrührenden monumentalen Brunnen von großem Wasserreichthum vorbeigekommen, bleiben wir endlich staunend stehen, denn wir haben das Hauptthor der Alhambra vor uns, das wir in Zeichnungen und Bildern gesehen in einer früheren Zeit, wo wir noch nicht an das Glück dachten, unter diesem Thorbogen dahinschreiten zu können. Am Abhang des grünen Berges, rechts angebaut an eine mächtige Terrassemauer erhebt sich die gewaltige viereckige Masse, das Thor des Gerichts Arco de justicia, mit der kühnen Wölbung seiner Halle in hufeisenförmigem Bogen, über dem eine zierliche lange Inschrift besagt, daß der Thurm durch den Maurenkönig Jussuf Abulhagehg im Jahre 749 der Hegira erbaut wurde. Auf dem Schlußstein des Thorbogens befindet sich eine Hand, oben drüber im Schlußstein des wagrechten Bogens das Abbild eines Schlüssels, welcher für den Muselmann symbolisch die Eröffnung des Himmelreiches bedeutet. Unter dem Thurme des Gerichtes pflegte nach alter orientalischer Sitte der Kadi oder auch der König selbst Recht und Urtheil zu sprechen. Indem wir unter seinem dunkeln, kühlen Gewölbe dahingingen, war es ordentlich rührend für mich, an der Wand eine Einrichtung zum Aufstellen der Lanzen zu sehen, die noch so gut erhalten war, als sei sie erst gestern benützt worden. Vom Thore des Gerichts führt der Weg eine Strecke

zwischen hohen ausgezackten Mauern dahin und bald erreichten wir das zweite Thor im sogenannten Weinthurme Torre del vino; doch ist sein Gewölbe verschlossen und da die Straße neben ihm vorbeiführt, so steht er wie verlassen auf der Seite. Die Wölbung seines Thorbogens, wunderschön von einem reich ornirten einrahmenden Viereck umschlossen, ist ebenfalls mit zierlichen Sculpturen und Inschriften bedeckt; auch sind die ganzen Verhältnisse dieses Baues so graziös, wie man nur etwas sehen kann. Oben in dem Thurme scheint sich eine spanische Familie eingekerkert zu haben, denn unter dem arabischen, durch eine kleine Säule gespaltenen zierlichen Doppelfenster bemerkten wir ein paar neue Blumentöpfe mit blühenden Geranien, sowie das reizende Gesicht eines schönen Mädchens, das behaglich an der Brüstung lehnte und uns ruhig mit ihren großen glänzenden Augen ansah; das war in dem dunkeln, halbverfallenen Gemäuer eine recht angenehme Erscheinung.

Wir haben jetzt die Höhe des Berges erreicht und zugleich eine große Esplanade, den Platz der Algiven; man könnte ihn mit dem Schloßhof einer weitläufigen Ruine des Nordens vergleichen; gerade vor uns ist eine niedere zertrümmerte Brustwehr, von welcher hinab man auf den Albaycin blickt, der tief unten am Abhang liegt, durch die malerische Darroschlucht getrennt. Links an dem ziemlich öden Platze erheben sich, beinahe von keinem Fenster durchbrochen, die schweren stumpfen Massen der torre quebrada und del Hommage mit einer kleinen in der uns zunächst liegenden Ecke angebrachten Eingangsthür, durch die man zu den Vorwerken und der torre de la Vela

gelangt; hinter uns erheben sich jenseits des Thals die rothen Thürme; neben dem Weinthore, bei dem wir stehen, geht es eine breite Straße hinauf, an der hie und da ein kleines Haus liegt; das Ende derselben ist geschlossen mit der Pfarrkirche und deren durchbrochenem Glockenthurm. Rechts von uns aber erhebt sich der riesenhafte unvollendete Palast Karls V. in seinen für die damalige Zeit staunenswerthen Verhältnissen.

Man sagt, Karl V., dem Granada, namentlich aber die Aussicht hier oben vom Berg der Alhambra außerordentlich lieb gewesen sei, habe diesen Palast zu einer Residenz für sich erbauen wollen; eine andere Ansicht ist die, der stolze Kaiser und König habe damit ein Werk herstellen wollen, bestimmt, die Wunder der Alhambra zu verdunkeln; wie dem auch sei, wir wären dankbar, wenn dieser Bauplan gar nicht zur Ausführung gekommen wäre, der nur mit Aufopferung eines großen Theils der alten arabischen Konstruktionen ermöglicht werden konnte, und jetzt durch etwas, wenn auch an sich sehr Prächtiges, aber doch völlig Fremdartiges, die kostbare Schöpfung der alten Mauern herrisch beengt und den wohlthuenden Einklang der Bauart zernichtet.

Dieser Palast, dessen Bau Beruguete leitete, besteht aus zwei gewaltigen, in gelbem Stein ausgeführten Stockwerken über einander, von wohlgelungenen Proportionen, die Einfassungen der Thore und Fenster sind, so wie die beiden Hauptgesimse, die die Stockwerke abschließen, schön und kräftig profilirt, die Haupteingänge durch gekuppelte cannelirte Säulen ausgezeichnet, an deren Postamenten der Schmuck sehr lebendig componirter und schön gehauener Reliefe, Kämpfe zwischen christlichen Rittern und Mauren

darstellend, mit Geschick angebracht ist. Der Palast ist so lang als breit, die Zimmer und Säle erstrecken sich längs der Façaden, und die Verbindung der einzelnen Räume unter einander wird durch doppelt über einander gestellte Colonnaden vermittelt, welche den in der Mitte liegenden kreisförmigen Hof umgeben, der groß genug wäre, einem Kampfspiel oder Stiergefecht zu dienen. Die Treppen liegen in den Ecken, die zwischen dem Kreis und dem umschriebenen Quadrat übrig bleiben. Das Ganze gewährt von Innen und Außen einen majestätischen Eindruck, aber gleichsam wie wenn der altehrwürdige Bau der Alhambra hätte eine Genugthuung empfangen sollen, wurde das Werk Karl V. nicht vollendet, das Ganze liegt in traurigem Verfall, der Fußboden im Innern ist mit Schutt bedeckt, von den Säulen sind schon viele verletzt, manche der Balustraden zertrümmert und oben auf den Zinnen des unfertigen Gebäudes, das nie ein Dach gehabt, wachsen Pflanzen und kleine Bäume, und dort haben die Vögel des Himmels freien Zutritt.

Aber wo ist die Alhambra, der Märchenpalast, den zu sehen wir unsere Erwartung kaum zügeln können? Auf dem Platze, von dem ich eben sprach, ist nur das zu sehen, was ich erwähnt; doch richtig, dort hinten noch etwas. An die kolossalen Wände des kaiserlichen Palastes lehnt sich eine Mauer, bescheiden vom Platz zurücktretend, und so einen dunkeln Winkel bildend, in dessen Hintergrund sich ein mäßig großes Thor befindet, der Eingang zur Alhambra. Wer sich vom Schlosse der maurischen Könige zuvor ein Bild gemacht, und dabei seine Phantasie von dem Ausdruck Palast und von Erinnerungen an orientalische Märchen oder Beschreibungen hinreißen ließ, findet sich hier sehr enttäuscht; wer aber, wie ich, die Wunder der

Stadt Damaskus gesehen, mit ihren fabelhaft prachtvollen Häusern, die aber an der Straße nur eine zerfallene Lehmwand mit schlechtem Thore und schießschartenähnlichen Fenstern haben, der konnte schon geduldig, wenn gleich mit klopfendem Herzen warten, bis sich die Thür in der Mauer vor uns geöffnet. Befinden wir uns ja nicht vor einem Tempel oder Palast der Griechen, Römer oder Egyptianer, die ihre Bauwerke mit auf äußeren Effect berechneten. Hier aber sind wir auf einem orientalischen Schlosse, das seine Wunder hinter festen Thürmen und hohen Mauern verbirgt, denn der müßige Spaziergänger will sich ja nicht daran erfreuen, nur er, der Besitzer, ruhend an den murmelnden Wassern seines Feenhofes unter kühlen Säulengängen und duftenden Orangen.

Die Thür öffnet sich langsam und wir treten ein. Was wir aber hier sehen, können Worte nicht schildern. Kann man ja auch nicht die wunderbaren Klänge der Musik beschreiben, oder vielmehr nicht ihre Wirkung, nachdem sie uns im Innersten ergriffen und gerührt. So auch hier. Gewöhnlich wird eine gespannte Erwartung nicht befriedigt; aber hier in der Alhambra wird sie übertroffen. Das Thor hat sich hinter uns wieder geschlossen, tiefe Stille umgibt uns und wir befinden uns in einer andern, einer Märchenwelt. So muß es den fahrenden Rittern zu Muthe gewesen sein, die sich kämpfend und siegend durch alle Hindernisse durchschlugen und jetzt endlich das Feenschloß erreichten, in dessen Räumen das kostbare Gut zu finden ist, dem sie nachgestrebt. – Das Schwert entsinkt ihrer Hand, sie können nur staunen und bewundern.

Wir befinden uns nach Durchschreitung eines dunkeln Vestibüles in einem Hofe, den die Mauren Mesuar nannten, jetzt aber heißt er de los Arrayjanes, Hof der Myrthen, oder Patio de la Alberca, der Hof des Teiches; vor uns haben wir ein etwas über hundertzwanzig Fuß langes und etwa dreißig Fuß breites marmornes in den Fußboden eingelassenes Becken, der Länge nach auf beiden Seiten bekleidet mit Rosenhecken und Gesträuch; der Teich ist mit klarem Wasser gefüllt, das von Goldfischen belebt ist, und die rings um die Pflanzenbeete herlaufenden Gänge sind mit breiten Platten von weißem Marmor belegt. Zu unserer Rechten, sowie zu unserer Linken befinden sich an den schmalen Seiten des Hofes zwei offene Hallen von je sieben Bogen und von schlanken Marmorsäulen getragen, die Bogen sind im Halbkreis geschlossen und die filigranartigen in Stuck ausgeführte Ornamente über und an den Bogen sind noch vortrefflich erhalten, die Decken der hinter diesen Bogen hinlaufenden Hallen glänzen uns in ihrer Farbenpracht und in ihren wunderbaren Arabesken wie ein geöffnetes Schatzkästlein entgegen; das leuchtet und strahlt durch einander, und das Auge ist lange nicht im Stande, irgend etwas mit gehöriger Ruhe zu betrachten. Alles ist mit Skulpturen bedeckt, die in Roth, Blau, Gelb und Grün gemalt sind, vom Fußboden bis zur Höhe der Lambris erheben sich glänzende Fayenceplatten, Azulejos, das Ganze mit einem Netze der phantastischsten Fäden überziehend, welche bald die wunderbarsten Arabesken darstellen, bald in zierlichen Buchstaben arabische Sprüche. Hier im Hofe des Teiches findet man häufig den Spruch: »*Và le ghalibile Allah,*« Gott allein ist Sieger; der Wahlspruch von Aben-Hamar,

den er seinem Volke entgegenrief, wenn sie ihn Ghalib, Sieger, nannten. Man findet ihn unzählige Male, meistens auf Fayenceplatten, die einen blauen Balken im silbernen Felde zeigen. Die beiden Langwände, die diesen Hof umschließen, von gleicher Höhe wie die Bogenstellung der Hallen, sind nur von wenigen Thüren und kleinen darüber angebrachten Fenstern, die das obere Stockwerk beleuchten, durchbrochen und machen einen sehr wohlthätigen ruhigen Eindruck, aber jede dieser einzelnen öfFnungen ist in so wunderlieblicher Weise durch die sie umgebenden ornamentirten Rahmen eingefafst, und wird durch die über den Marmorboden hinlaufenden Lambris von bunten Fayenceplatten mit den andern verbunden, daß sie das innigste Wohlgefallen erwecken. Nachdem wir uns in der bei unserem Eintritt zu unserer Linken gelegenen Bogenhalle sattsam umgesehen, uns in den an ihren beiden Enden angebrachten, mit den zierlichsten Azulejos ausgetäfelten Nischen niedergelassen, erkennen wir erst den neuen Reiz der an den Palast Karl V. angelehnten gegenüberliegenden Seite, die sich in entzückender Weise in dem Wasserbecken abspiegelt, und die auf der untern Bogenreihe noch ein kleines Halbstockwerk, und darüber eine zweite Reihe von Arcaden, den untern ähnlich trägt, und so das schwerfällige Nachbargebäude verdeckt. Ein sehr feines Gefühl ließ die Araber den mittlern untern Bogen diesseits und jenseits größer als die übrigen machen, um dem springenden Strahl aus der im Boden senkrecht je unter dem Mittelbogen befindlichen Schale Platz zu geben und die Übersicht über den Hof, unter der Thüre, die in den anstoßendm Raum führt, noch freier und unbeengter zu gewähren.

Dieses hinter den Arcaden liegende lange und schmale Gemach, parallel mit der Halle laufend und von gleicher Länge, Sala de la Harca oder Halle des Segens genannt, dient als Vorzimmer zum Saal der Gesandten. Rechts und links in der Mauer vor der Eingangsthür befinden sich kleine Nischen, wo diejenigen, welche vor den König traten, ihre Pantoffeln ablegten. Eigenthümlich ist eine Inschrift, die sich hier befindet, und die von dem Hofe und Saale sprechend, in Versen sagt: »Wenn Du meine Schönheit anschaust, ohne Beziehung auf Gott, so muß ich Dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, Deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der Dir den Tod geben kann. Und wer diese kunstreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu seinem Schutze und damit er gesund bleibe, die fünf Finger seiner Hand zusammen.« Es ist dieß der Schutz gegen das böse Auge, das Gettatore, dessen sich auch heute noch die Italiener bedienen.

Eine wunderschöne Holzdecke, fast noch mannigfaltiger in der Verschlingung der einzelnen Formen als diejenigen der hinter uns liegenden Bogenhalle zieht sich über die Sala de la barca hin, aus den glatten Deckenflächen wölben sich einzelne Kuppeln heraus, und die nahe an beiden schmalen Enden quer über den Raum gesprengten Querbogen vermählen sich mit dem Deckenwerk in der reizendsten Weise; die Azulejos der Lambris, die Stuckbekleidung der Wandungen, die liebliche Harmonie der Färbung, die herrliche Arbeit der Thürflügel in tausendfältiger Verschlingung sternförmiger Grundformen steigern die Erwartung auf den Raum, zu dem wir hier nur gleichsam das Vestibüle sehen, und in der That ist der nun folgende Saal der

Gesandten, Sala de los embajadores, ein Prachtwerk, auf welches das bisher Gesehene nur annähernd vorbereitete.

Auf der Verlängerung der Mittellinie des Myrthenhofs gelegen und von drei Seiten frei als einer der Festungsthürme vor den anderen Gebäuden hervortretend, ist dieser Thurm »des Comares« eine von außen schwerfällige crenelirte Masse; die schon beim Eintritt in den Myrthenhof zu unserer Linken hoch die übrigen Gebäude überragte, die unscheinbare Hülle eines kostbaren Inhalts. Im Gegensatz zu den in die Breite gestreckten Verhältnissen des Myrthenhofs und der Halle der Segnung, hat der Saal der Gesandten durch seine hoch aufstrebende schlanke Proportion eine imponirende Majestät erlangt und beweist die Feinheit des Verständnisses, die diese glückliche Steigerung herbeiführte. Dieser Prachtsaal, in dem die fremden Gesandten empfangen wurden, so lang als breit, und bis zur Gewölbspitze fast zweimal so hoch, ist von sehr dicken Mauern umschlossen, und in jeder der nach außen gekehrten Wände von drei Bogenöffnungen in der Höhe des Fußbodens durchbrochen, die so gleichsam besondere Kabinete bilden, von denen die mittleren je durch eine in der äußern Mauerfläche stehende feine Marmorsäule in zwei Theile gespalten ist; höher oben unter dem Kuppelanfang dringt in jeder Wand durch eine Reihe von je fünf kleinen Bogenfensterchen noch weiteres Licht in den auf diese Weise geheimnißvoll erhellten Raum. Dieser Saal, der größte bedeckte Raum der Alhambra, ist von einer ans Wunderbare gränzenden Ausschmückung, jede Erwartung, die man sich von dieser eigenthümlichen Schöpfung machen kann, übertreffend, seine Wände haben bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine ringsumlaufende Lambris von glänzenden

Azulejos mit blauen und grünen Verzierungen, Rosetten, Sterne und phantastische Blumen darstellend; darüber ist die ganze Wand mit erhaben gearbeiteten Arabesken bedeckt, die vermittelst einer Form aus dem weichen Gyps gedrückt und dann hellblau mit rothem Grunde gemalt wurden, über welche Vergoldungen rings umher ein phantastisches Netzwerk bilden. Arabesken im gewöhnlichen Sinne sind die Verzierungen in der Alhambra eigentlich nicht, denn sie bilden keine größeren zusammenhängenden Gegenstände, auch keine Blumen, Blätter oder Thiere, obgleich eine Andeutung an das vaterländische Lotosblatt sehr vielgestaltig und häufig vorkommt. Es ist, wie schon gesagt, ein Netzwerk von bunten Farben und Gold, deren einzelne Fäden oder Ranken das Auge fast unmöglich verfolgen kann, in den eigensinnigsten Windungen springen sie hierhin und dorthin hinab, verschlingen und durchkreuzen sich, scheinbar im Chaos, das aber in gewissen Gränzen wieder die wunderbarste Symmetrie zeigt. Diese Verzierungen wiederholen sich an allen Wänden, nur über Fenstern und Thüren befinden sich breite Ränder mit andern Mustern, die hier eine Menge von Inschriften enthalten, welche einen Theil der Verzierung ausmachen, indem sie oft durch die Verschlingung der einzelnen Fäden gebildet sind. Der in polygonischen Abschnitten kuppelförmig gewölbte Plafond zeigt Boiserieen von prachtvoller Arbeit, welche Sterne und Achtecke in schönster Symmetrie bilden; wo sich das Gewölbe an die Wände anschließt, bildet es Steinfestons mit herabhängenden Bögchen, Zapfen vorstellend, die aus den Höhlungen herabtropfen und wie Versteinerungen erscheinen. Wunderlieblich ist von der dem Eingang gegenüberliegenden Fensternische die Aussicht

auf die Stadt mit ihrer Ebene, auf das Thal des Darro und ins Gebirge hinein, aber nicht minder reizend der Rückblick durch die beiden herrlichen Thüröffnungen hindurch nach dem Saal der Segnung, durch die davor liegende Halle, und über den glänzenden Wasserspiegel des Myrthenhofs hinweg nach dem jenseitigen fernen Bogengang.

Nach längerem Verweilen kehrten wir wieder zu diesem Bogengang zurück, und von dort aus betraten wir das Allerheiligste der Alhambra, den Löwenhof, und waren wir vorher schon erstaunt und überrascht, so blieben wir bei diesem Anblick mit einem Ausrufe der Bewunderung auf der Schwelle stehen. Es gibt nichts Reizenderes und Zierlicheres in der ganzen Welt, als den Patio de los leones; früher war es ein Garten voll blühender Gebüsche, Rosen, Oleander und Jasmin, jetzt steht er verödet und die Gewächse sind verdorrt; seine Längensaxe bildet einen rechten Winkel mit der des Myrthenhofs, und er umfaßt ein Viereck von hundert Fuß in der Länge und sechsundfünfzig in der Breite; zweiundachtzig schlanke weiße Marmorsäulen tragen einen bedeckten Bogengang, der rings umherläuft, und sich in der Mitte einer jeden der beiden schmalen Seiten zu einem viereckigen Pavillon erweitert, der in den Hof vorspringt. Wir sind in der Mitte der schmalen Seite eingetreten, rechts und links von uns erstreckt sich die diesseitige Arcadenhalle, in deren Fußboden drei runde Wasserbecken eingelassen sind, und wir überblicken den sonnigen Hof durch den uns zunächst gelegenen Pavillon, den zweiundzwanzig der eben genannten Säulen im Quadrat umgeben, und der wieder ein rundes Wasserbecken im Fußboden

umfaßt; gerade aus fällt der Blick auf den in der Mitte stehenden Löwenbrunnen, links überragt die achteckige Kuppel des Schwesternsaals, rechts die Erhöhung vom Saal der Abencerragen, die in zierlicher perspektivischer Flucht sich verlierenden Bogengänge der beiden Langseiten, und gegenüber öffnen sich die Bogen des Gerichtssaals gegen den Hof, der in diesem magischen dunklen Rahmen gefaßt ein in der That einziger Anblick ist. Die Säulen des Hofes sind glatt und stehen alternierend paarweise und einzeln, mit Ausnahme der Ecken, sowohl des Hofes als der Pavillons, wo sich drei oder auch vier gekuppelt befinden. Alle Capitäle derselben sind verschieden, aber eins immer zierlicher als das andere; die einzelnen Bogen sind über den Säulen getrennt durch senkrechte Friese, die, von ungleicher Breite, je nachdem die Säulen darunter einzeln oder paarweise gestellt sind, ziemlich hoch über die Bogenrundung hinauf reichen und einen eckigen Rahmen darum her bilden, der in Verbindung mit einem prachtvoll verzierten Band, das rings um den Hof herumlaufend, oben die aufsteigende Friese unter sich verbindet, das über jedem Bogen verbleibende, aufs Zierlichste durchbrochene Oberfeld nur noch eleganter erscheinen läßt, und durch das kunstvoll geschnitzte Hauptgesimse der ganzen Bogenreihe einen unvergleichlich schönen und edlen Abschluß verleiht. An den beiden Pavillons ist bei Überspannung der Säulenweiten die Form des Halbkreisbogens verlassen und stoßen die über den Säulen allmähig sich erbreiternden Massen in zwei gegen einander geneigten Linien zusammen, so daß die Bogenflächen gleichsam vom Gesimse herabzuhängen und nur leicht auf den Säulen zu ruhen scheinen. Da sie aufs

Kunstreichste durchflochten sind, so daß man überall Tageslicht und Sonne durchflimmern sieht, so kann man sie mit kostbaren Spitzengeweben vergleichen, mit denen Hof und Säulen reich drapirt sind. Betrachtet man den Rand eines solchen Bogens genau, so muß man gestehen, daß man nichts Schöneres sehen kann, und daß es fast unmöglich ist, eine Beschreibung davon zu machen. Man könnte sagen, die unzähligen Höhlungen, mit welchen er durchbrochen ist, erscheinen uns wie die Zellengewebe der Bienen. Obgleich die Vertiefungen, die so gebildet werden, willkürlich durcheinander geworfen zu sein scheinen, so geben sie doch wieder ein festes System, haben dagegen, flüchtig betrachtet, ganz das Ansehen von Stalaktiten in Tropfsteinhöhlen. Die übrigen Bogen bilden nicht die vollständige nach unten einwärts gekrümmte Hufeisenform, sind vielmehr verhältnißmäßig zur Höhe etwas schmal, doch ist das Alles mit einem solchen Verständniß für Eleganz und Zierlichkeit ausgeführt, und paßt so harmonisch zusammen, daß hier auch gar nichts anders gestaltet sein dürfte. Die Decke des Säulenganges besteht aus kostbarer, eingelegter und reich bemalter Holzarbeit, wie die im Saale der Gesandten. Von den ehemaligen bunten und glänzenden Dachfliesen ist nichts mehr vorhanden und die Gebäude sind mit gewöhnlichen Ziegeln bedeckt. Wie muß dieser Anblick gewesen sein in jener Zeit, da die Alhambra noch vollkommen erhalten und bewohnt war, wo der so feenhaft umschlossene Garten selbst in dem höchsten Blumenschmücke prangte! Was wir überhaupt heute noch davon sehen, ist nur der Sommeraufenthalt der maurischen Könige; der Winterpalast befand sich da, wo jetzt das Schloß Karls V. steht.

In der Mitte des Patio de los leones befindet sich auf der Kreuzung der beiden Mittellinien der berühmte Löwenbrunnen; zwei übereinander stehende Marmorschalen, wovon die vieleckige große untere, deren Rand mit Inschriften bedeckt ist, durch zwölf sehr roh gearbeitete Löwen getragen wird, denen man eigentlich nur durch die Mähnen ansieht, was sie vorstellen sollen. Da die Proportion dieser beiden Schalen und alle übrigen Verhältnisse so schön und richtig abgewogen sind, so ist das Zerrbild der Löwen durch den Mangel an Übung der Nachbildung lebender Wesen, welche den Orientalen eigentlich verboten war, zu entschuldigen. Jetzt steht dieser Brunnen staubig und trocken, ehemals sandte er einen reichen Wasserstrahl hoch über die Dächer hinaus, sowie dieses auch aus den Rachen der zwölf Thiere hervorsprudelte, und das herabstürzende Wasser lief aus der Marmorschale in Rinnen, die sich heute noch am Fußboden befinden, welche den klaren Quell durch den ganzen Garten und die anstoßenden Gemächer führten, den Pflanzen Nahrung bringend, den Menschen Kühle und Frische.

Da wir vom Myrthenhofe hereingetreten sind, haben wir auf der linken Seite im Patio de los leones den Saal der zwei Schwestern, de las dos hermanas, der seinen Namen hat von zwei gleichen Marmorplatten von ausgezeichnete Größe und Weiße, die in den Fußboden eingelassen sind. Dieser Saal, durch einen schmalen Vorraum etwas abgerückt von der Colonnade des Löwenhofs und um einige Stufen gegen dieselbe erhöht, ist ein Gemach von etwa fünfundzwanzig auf dreißig Fuß mit zwei sich gegen dasselbe in weiten Bogen öffnenden dunkeln Seitenkabinetten, an deren schmalen Enden besondere Stücke, unverkennbar

für Bettnischen abgeschnitten sind. Rückwärts dem Saal-
eingang gegenüber öffnet sich ein vierter Bogen als Zutritt
zu einem Corridor, der so lang ist als der Saal und die bei-
den Kabinete zusammen, und über den an seiner langen
Außenwand als Schluß dieser, mit dem Myrthenhof paral-
lelen Enfilade ein kleiner Erker, das Kabinet der Infanten
genannt, nach außen frei hervorragt.

Die Mitte des Fußbodens zwischen »den beiden Schwe-
stern« nimmt wieder ein rundes Wasserbecken ein, des-
sen Überfluß nach dem Löwenbrunnen abwärts läuft. Die
Anlage dieses Apartments, obwohl von außerordentlicher
Einfachheit, hat einen unsagbaren Reiz; die drei aufeinan-
derfolgenden Räume sind von ausnehmender Schlankheit
und einer unbeschreiblichen Eleganz des Details; von un-
ten herauf ist der Saal mit Azulejos getäfelt, die obern ne-
ben den vier Bogenthüren übrig bleibenden quadratischen
Felder jeder Wand von den originellsten Dessins und äu-
ßerst harmonisch gefärbt, höher hinauf übergeht der Raum
nach und nach ins Achteck und sind die Ecken durch zier-
liche an der Wand klebende Marmorsäulchen gefaßt; ein
breiter Fries zieht sich rings unter den obern kleineren Fen-
sterchen umher, deren sechszehn wieder durch ganz fei-
ne Säulchen getrennt ein träumerisches Licht in das Inne-
re ergießen, und der aus einer Menge kleiner Kuppeln-
schen der verschiedensten Gestalt, bestehend in tausend
abwechselnden Bienenzellenformen der Spitze zustreben-
de Deckenwölbung eben so viel Licht zuführen um den
Beschauer einzuladen diese fabelhaften Durchdringungen
der mannigfachen Formen mit dem Auge zu verfolgen und
zu enträthseln, um ihn recht die Unmöglichkeit seines Be-
ginnens fühlen zu lassen. In gleicher Zierlichkeit und Feine

strahlen die anstoßenden Gemächer, der Corridor und das Kabinet der Infanten sich wechselsweise an Reiz der Erfindung überbietend. Zahlreiche Inschriften bedecken überall die Wände. Fast alle ermahnen zur Anbetung Gottes und zum Lobe des Propheten. Eine größere in Versen preist in der erhabenen und glühenden arabischen Ausdrucksweise die Schönheit des Löwenhofes:

»Ein Garten bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, so wäre es nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreise des Himmels scheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Gestalt ist schlank und frei, und der Schatten, den sie geben, ist gleich einem hellen Strahl, und an ihnen sind Perlen ohne Gleichen. Und wer sie errichtet hat, kann sich über alle erheben. Unvergleichlich ist ihre Pracht und ihr Leben, und

Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieses Gemach trifft, entsteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe etwas vergleichen kannst. Was mir aber meinen größten Werth gibt, ist der Glaube, der in mir sich in seinem vollsten Glanze zeigt und in ihm vereinigen sich alle meine Schönheiten.«

Von dem Saal der zwei Schwestern gehen wir durch den Bogengang des Hofes nach dem Hintergrunde desselben in den Saal des Gerichtes. Rechts und links von dem Säulenpavillon, der vor ihm in der Mitte liegt, sowie gegen diesen selbst öffnet sich der Saal mit drei großen Bogenportalen gegen den Löwenhof; jedes derselben ist aber an und für sich durch zwei freistehende Marmorsäulen wieder zu drei kleineren Arcaden abgetheilt, vor deren mittleren jedesmal ein rundes Wasserbecken den Fußboden der Bogenhalle unterbricht. Der Saal ist neunzig Fuß lang und sechzehn breit, also mehr eine Gallerie als ein Saal; den drei Portalen, die ihm allein Licht zuführen, entsprechen jedoch an seiner Rückwand drei große Nischen oder Divans, die ihn auf fünfundzwanzig Fuß erbreitern. Sechs prachtvolle Querbogen sind von der vordern nach der Rückwand gesprengt und über denselben wölben sich drei hohe Kuppeln, wetteifernd an Zierlichkeit mit der des Schwesternsaals. Es ist leicht zu erachten, welchen reichen Anblick sein Inneres durch diese vieltheilige Disposition gewähren und wie poetisch der dämmerige Raum den Bewohner stimmen muß.

In den Divans sind, abweichend von der übrigen Verzierungsweise die Deckengewölbe mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt; die an den Enden etwas

abgelöste Bildfläche zeigt, daß die Gemälde auf Leder aufgetragen sind und die mittlere Darstellung einer Versammlung von zehn bewaffneten Greisen in zwei sich gegenüberstehenden Gruppen, worin man eine Rathsversammlung erblickte, hat dem Saal den Namen sala del Tribunal verliehen; die Bilder in den beiden anderen Nischengewölben stellen Jagden und Kämpfe dar und trage ich nach der ganzen Verhandlungsweise kein Bedenken, die Bilder für ächt arabisch zu halten.

Gegenüber dem Saal der beiden Schwestern befindet sich nun der Saal der Abencerragen, den wir zuletzt betreten. Eine in der schon beschriebenen Form reich geschmückte Bogenthüre führt wie jenseits zuerst in ein sehr schmales Vorzimmer, gegen das der Saal um etwas erhöht ist. Er ist länglicht und sind von demselben zu beiden Seiten durch zwei Bogenwände, die je auf einer freistehenden Marmorsäule ruhen, zwei Alkoven abgeschnitten, so daß der Mittelraum wieder ins Quadrat gerückt wird. Ein breiter reicher Fries läuft an allen Seiten darüber hin und von dort nimmt durch bienenzellenartige Übergänge hoher und höher hinauf der Saal die Grundform eines vieleckigen Sternes an, in jeder Seite von einem kleinen, halbrund geschlossenen Luftfenster durchbrochen; die spitzig nach oben darüber zusammenlaufende Decke, den ein- und auspringenden Winkeln des Sternes folgend, ist eine so stauenswerthe Combination, daß alle Beschreibung unzureichend wird. Durch und durch reizend und aller Schwere beraubt, baut diese luftige Architektur sich bei jedem veränderten Standpunkt kaleidoscopartig zu immer neuen überraschenden Effecten in wirklich den Beschauer verwirrender Weise zusammen.

Hier hat man eine der wunderbaren Wände, nach dem Vorbild einiger noch fast ganz wohlhaltene Stellen, wiederhergestellt, indem man Farben und Vergoldung auffrischte, und sieht nun deutlicher, wie überaus reizend diese unendlich verschlungenen arabischen Dessins gewesen sind. Die Herzogin von Montpensier, welche in Sevilla wohnt, gibt jedes Jahr eine bedeutende Summe zur Herstellung der Alhambra, und diese rühmenswerthe Munificenz hat die Behörden von Granada in den Stand gesetzt, Bedeutendes für die Unterhaltung, ja Wiederinstandsetzung der Alhambra zu thun.

Auch an den Gallerien des Löwenhofs ist man beschäftigt, die Stukkatur-Arbeiten zu erneuern, zu welchem Zweck man von den alten Verzierungen neue und sehr genaue Formen gemacht hat, in welche die weiche Gypsmaße gegossen wird und so die neuen Arabesken den alten vollkommen ähnlich werden. Um den Löwenhof aber vollständig zu restauriren, brauchte man ziemlich bedeutende Mittel, denn von den Säulen sind manche aus ihrer ehemaligen Lage gewichen und einige der prachtvollen, durchbrochenen Bögen mußten durch starke Eisenstangen befestigt und so vor dem Zusammenstürzen bewahrt werden. Da während unseres Besuches auf der Alhambra gerade an den neuen Wandverzierungen gearbeitet wurde, so gelang es uns, freilich zu ziemlich theuren Preisen, von den alten herabgenommenen ein paar Stücke zu erlangen, die wir als kostbare Andenken mit uns nahmen.

Nahezu in der Mitte des Fußbodens des Saales der Abencerragen befindet sich nun die große Marmorschale, welche den blutigen Mittelpunkt jener romantischen Geschichte bildet, die unter den Lorbeergängen der Cypressen

auf der Xeneralife entstanden und mit dem früher erwähnten Gotteskampfe auf der Vivarrambla, sowie mit dem Untergange Granadas endigte.

Es waren vier Zegri, welche, um den verhaßten Stamm der Abencerragen zu verderben, sich eines Tages zum Könige Boabdil begaben und ihm zuschworen, daß sie mit eigenen Augen gesehen, wie seine Gemahlin im Garten der Xeneralife mit dem Abencerragenritter Abin-Hamad eine Liebesnacht gefeiert. Dieß sei geschehen, gaben die Zegri an, bei einem nächtlichen Fest auf der Xeneralife, die Königin habe ihre Frauen verlassen und sich allein unter das Cypressendunkel begeben, wohin nun Abin-Hamad von einer andern Seite gekommen. Dort vernahmen wir, so reizten sie den schon wüthenden König, innige Seufzer und feurige Küsse, und als der Abencerrage nach einiger Zeit glühend vor Luft und Freude zurückkam, trug er auf seinem Kopf denselben Kranz von rothen Rosen, den die Königin früher in ihrer Hand gehalten. – Daß Boabdil auf diese Anklage sehr blutig und summarisch verfuhr, ist wohl begreiflich. Er entbot dreißig der edelsten Abencerragen-Ritter, worunter Abin-Hamad, der sein eigener Schwager war, in die Alhambra, und als sie im Myrthenhof versammelt waren, ließ er den Palast schließen und sie einzeln in den Saal treten, in welchem wir uns gerade befinden und wo am Boden die Marmorschale das Blut der ermordeten Abencerragen aufnahm, die niedergemetzelt wurden, so wie sie einzeln das Gemach betraten. Diesen Dreißig, die sich dienst-eifrig zuerst einstellten, sollten noch viele Andere folgen; doch: »Gott wollte es nicht,« erzählt der arabische Chronikenschreiber, »daß diese Grausamkeit weiter ginge, und es begab sich, daß der junge Edelknabe eines der Ritter, ohne

daß es Jemand gewahr wurde, mit seinem Herrn hineinkam, und sah, wie sein Herr und die übrigen Ritter enthauptet wurden. In dem Augenblick, daß die Thür geöffnet ward, um einen andern zu rufen, schlüpfte der Edelknabe hinaus. Voller Angst um seinen Herrn weinend begegnete er bei der Quelle der Alhambra, wo noch jetzt die Pappeln stehen, den Rittern Malike Alabez, Abenamar und Sarrazino, die zur Alhambra hinaufstiegen, um den König zu sprechen; und sagte ihnen weinend und zitternd: ›Ach, ihr Herren Ritter, beim heiligen Allah gehet nicht weiter, wenn ihr nicht bösen Todes sterben wollt!‹ So wurde die blutige Justiz des Königs bekannt, und der größte Theil der Abencerragen konnte sich retten.

Daß man heute noch in dem weißen Marmor der Wassertschale am Boden röthliche Flecken und Streifen sieht, kann ich bezeugen, ohne aber behaupten zu können, ob es natürliche Flecken des Steins, oder Blutspuren sind. Unser Führer ben Saken und ebenso manche Reisende, die den Saal der Abencerragen besucht, sind der letztern Ansicht. Doch ist über diese ganze Sache schon so viel geschrieben und in Romanzen gesungen worden, daß man nicht weiß, wo die Gränze zwischen Wahrheit und Dichtung ist. Wollen doch spätere Bewohner der Alhambra nächtlicher Weile im hellen Mondlicht gespenstige Schatten im Löwenhof bemerkt haben, weiße, flatternde Gewänder, die aus dem Saal der Abencerragen zu fliehen schienen. Erzählte mir doch ein glaubwürdiger Bekannter, er habe längere Zeit auf der Alhambra gewohnt und in stillen Nächten oftmals ein leises Geflüster und seltsame Klageöne gehört. Doch ist dieß leicht zu erklären; wenn das zierliche Durcheinander der

unzähligen Säulen mit ihren schneeweißen Steinbroderien vom bleichen, zitternden Mondlichte beschienen ist, so kann sich eine erhitzte Phantasie bei diesen, im Halbdunkel unbestimmteren und darum noch wunderbareren Formen wohl gespenstige Vorstellungen machen.

Wenn man aber hier in diesem Feenhofe wandelt, so glaubt man unwillkürlich an alle Wunder, an alle diese poetisch schönen Geschichten, welche uns Chronikenschreiber und Romanzen erzählen. Ich habe da eine überaus glückliche Natur und es wird mir zu einem wahren Bedürfnisse, solche merkwürdige Stellen mit Gestalten und Sagen aus ehemaliger Zeit zu bevölkern, deßhalb glaube ich auch an das unverschuldete Unglück der schönen maurischen Königin, an die Rache Boabdils, an die dreißig ermordeten Abencerragen, an die Blutflecken im Marmorbassin, sogar an die nächtlich flüsternden und klagenden Stimmen im Löwenhofe und an die gespenstigen Schatten, welche dem Saal der Abencerragen entstatern. Ja, als wir jetzt wieder zurückkommen in den Saal des Komares, so bin ich fest überzeugt, daß es der Platz dort links am Fenster war, wo man die wunderbare Aussicht auf die Ebene hat, von dem die Romanze singt:

In dem Zimmer von Komares
Einst die schöne Galiane
Mit Geschicklichkeit und Mühe
Sticke einen reichen Ärmel,
Für den tapfern Sarrazino,
Welcher treibt für sie das Rohrspiel.
Solchen Werth hat dieser Ärmel,
Daß er keine Schätzung findet.

Übrigens sind wir der schönen Galiane zu Liebe nicht hieher zurückgekehrt, sondern vom Saal der Gesandten führt in der Dicke der Mauer eine Treppe zu einer hoch auf dessen Zinnen liegender, eine prachtvolle Aussicht gewährender Terrasse, eine andere geräumigere Treppe aber zu einer beiderseits freistehenden, von den christlichen Königen auf die Höhe der Festungsmauer angelegten Gallerie, deren Dach von arabischen Marmorsäulen getragen ist. Von hier hinab blicken wir in tiefe düstere Höfe, die sich noch ein Stockwerk unter dem Patio de los leones an der Umfassungsmauer befinden, aber auch in den hübschen Garten der schönen Maurin Lindaraja, der freilich sehr verwildert ist und nichts Gartenähnliches mehr hat. Bemerkenswerth ist hier nur eine geschuppte Brunnenschale von ganz außerordentlich schöner Arbeit. Unangenehm fällt dem Beschauer eine seitwärts liegende Fortsetzung dieser Gallerie auf, die von oben bis unten mit eisernen Stäben vergittert ist und zum Aufenthalt der tollen Johanna gedient haben soll, die hier bis zu ihrem Tode verwahrt wurde. Doch wollen wir alle trüben Gedanken an Wahnsinn und Kerker hinter uns lassen, denn wir haben einen der viereckigen Thürme erreicht, die sich kühn und trotzig aus der Schlucht erheben, in welcher tief unten der Darro braust. Auf diesem Thurme aber befindet sich einer der schönsten und wunderbarsten Punkte der Alhambra, ein kleiner, viereckiger, ganz isolirter Pavillon, auf jeder Wand von drei Öffnungen durchbrochen mit einem äußeren, ringsumlaufenden Gange, der auf drei Seiten frei, von acht schlanken, weißmarmornen Säulchen getragen wird, welche durch leichte, reich verzierte Bogen verbunden sind. Es ist dieß das sogenannte Boudoir der Maurenkönigin el tocador de la reyna

mora. Wände und Decke sind mit Frescogemälden aus der Zeit Karls V., Arabesken, Landschaften, Blumen und Früchte vorstellend, bedeckt; wenn aber auch diese Wandmalereien noch schöner wären, als sie sind, so ist doch die Aussicht von hier oben so großartig und prächtig, daß wir zum Betrachten der Wände kaum die Zeit finden und uns immer wieder an eins oder das andere der Fenster hingezogen fühlen. Vor uns auf grüner Bergwand lauscht die zierliche Xeneralife zwischen ihren Cypressen hervor, neben welcher die zackigen Felshörner der Sierra Elvira in weiter Ferne heraustreten, auf ziemliche Strecke die fruchtbare Vega umspannend und zu gleicher Zeit Granada, das weit ausgebreitet zu unseren Füßen liegt, stolz und herrisch, grau und ehrwürdig und dabei wieder so jugendfrisch durch den grünen Kranz der Granaten- und Orangenbäume, wie das ewig lebendige, murmelnde Wasser des Darro und Xenil, welches sie umströmt. An einem andern Fenster haben wir die Schneegipfel der Sierra Nevada vor uns und hier ist der Anblick wahrhaft zauberisch. Ist die Aussicht nach der Vega sanft und lieblich, so ist diese hier stolz und majestätisch, denn hoch über den weißen Schneeflächen erheben sich die mit Eis bedeckten Hörner des Mulahacen und Picacho de la Veleta, und da die Luft so unbeschreiblich klar und rein, der Himmel aber tiefblau ist, so treten diese Bergriesen so eigenthümlich nah vor uns hin, daß man glaubt, sie mit einem Steinwurfe erreichen zu können und den angenehmen kalten Hauch zu fühlen, den der Wind, über sie dahinstreichend, herüber trägt.

Daß unberufene Finger die Wände dieses himmlischen kleinen Ortes mit höchst prosaischen Bemerkungen und

Namen bekrizelt, ist recht traurig und that uns um so weher, als auch Mancher sich nicht gescheut hatte, mit seinem eigenen unbedeutenden Namen durch irgend eine Arabeske zu fahren.

Vom Tocador betreten wir eine unregelmäßige Folge von Gemächern aus der Zeit Karls V., welche für ihn und seinen Hof eingerichtet waren. In manchen derselben hat man mit wenig Geschick die maurischen Wandverzierungen aus den andern Theilen der Alhambra nachzuahmen versucht und sieht man auch hier buntfarbige Azulejos, gleichsam eine Übersetzung derselben in Renaissanceformen, aber gegen jene arabischen von sehr dürftiger Zeichnung und Färbung, Unzählige tragen den Wahlspruch des so rastlos strebenden Kaisers: »*Plus oultre!*« Schade ist es überhaupt, daß bei den späteren vielen Restaurationen auch der Haupträume der Alhambra die früheren Azulejos nicht nachgeahmt, sondern andere willkürliche Dessins substituirt wurden.

Unter diesen Gemächern liegen die alten maurischen Bäder, zu denen man von einem kleinen Hof über einige abwärts führende Stufen gelangt. Hier finden wir wieder Spuren der Wandverzierung, wie sie uns im Saal der Gesandten entzückten. Die Decken der Badekammern sind aus zierlichen Gewölben gebildet mit vielen sternenförmigen Öffnungen, die wohl mit buntem Glase verschlossen waren und durch welche das hereindringende Licht freundliche, bunte Reflexe auf den weißen Marmor der Fußböden, der Badewannen, der Säulen und Pilaster warf. Sehr schön ist der daran stoßende Ruhesaal, luftig, schlank, rings von Altanen umgeben und mit einer großen Brunnenschale in der Mitte. Bei der sehr bewegten Grundform, der Abwechslung von hohen und niederen Säulen, weiten und engen Bögen,

den vielen Vor- und Rücksprüngen der Wände und der eigenthümlichen hoch oben hereingeführten Beleuchtung ist derselbe ein sehr lebendiger, interessanter Raum.

Vom vielen Schauen ermüdet, kamen wir durch verworrene Treppen und Gänge und halbverfallene Gemächer wieder nach dem Löwenhofe, den wir unmöglich schnell wieder verlassen konnten. Ben Saken hatte unterdessen für einige Erfrischungen gesorgt. Der Hüter der Alhambra war so freundlich, uns eine Guitarre zu leihen, und so lagerten wir uns in dem Saal der Schwestern, die Gläser klangen und altspanische Romanzen, von der wunderbaren Pracht der Alhambra erzählend, von Liebe, Kampf und Sieg erklangen durch die stillen Räume des Löwenhofes. – Das war eine unvergeßliche Stunde.

Am andern Morgen in der Frühe waren wir schon wieder auf der Alhambra, schritten mit demselben Staunen, wie gestern, durch den hochgewölbten Bogen unter der gewaltigen Masse des Gerichtsthurmes hindurch und pochten wieder an die bescheidene Pforte, die so viel Kostbares verschließt. Nachdem wir die längs dem Myrthenhofe hin sich erstreckenden sogenannten Zimmer des Archivs, sowie den Hof der kleinen Moschee und diese selbst, die durch die Christen zu einer Kapelle umgewandelt wurde, besichtigt und theilweise sehr vernachlässigt und herabgekommen gefunden, auch die in einem der Archivzimmer sehr unsorgfältig aufbewahrte kostbare Porzellan-Vase aufgesucht, kehrten wir wieder um, ließen dießmal den Palast Karls V. links liegen, gingen die breite Straße am Weinthore hinauf, längs den zerstreut liegenden Häusern bei der Pfarrkirche vorbei und kamen endlich auf einen großen

wüsten Platz, der aber noch innerhalb der mächtigen Ringmauern liegt. Hier waren zur Maurenzeit ebenfalls Gebäude und Gärten, doch ist jetzt Alles, bis auf die letzte Spur zerstört. Der Boden ist uneben und weit umher mit Mauertrümmern und Schutt bedeckt. Es ist eigenthümlich, daß dieser wüste Platz auf der Alhambra fast der einzige Ort in ganz Spanien ist, den man zur Mitternachtsstunde von übernatürlichen, gespenstischen Wesen bevölkert glaubt, was man bei uns in Deutschland von fast jedem Kreuzwege sagt. Hier, so erzählen sich furchtsame Leute, sieht man Kämpfe zwischen schattenhaften Mauren und Christen, hier über die Fläche jagt zuweilen ein einsamer Reiter, Mann und Roß ohne Kopf, verfolgt von einem feurigen Stiere und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Etwas Unheimliches hat dieser Platz allerdings, wenn man so entfernt von jeder menschlichen Wohnung über ihn dahinschreitet; doch würde ich zur Nachtzeit mich weniger nach Gespenstern, als nach Rateros umschauen, denen es schwer wäre, hier zu entgehen, denn man mag flüchten, wohin man will, so stößt man immer wieder auf die gewaltigen Ringmauern der Alhambra, die Einem ein gebieterisches Halt! zurufen. Es gehört schon am hellen Tage Kenntniß des Terrains dazu, um von hier aus den Eingang zur Schlucht zu finden, welche den Berg der Xeneralife von dem der Alhambra trennt. Zwischen zwei starken Thürmen befindet sich eine kleine Pforte, welche früher mit einer eisernen Thür verschlossen war, jetzt besteht aber ihr einziger Schutz aus wehenden Schlingpflanzen, die vom Thorbogen herabhängen. Hinter dieser Pforte befinden wir uns außerhalb der Ringmauern der Alhambra, die sich hier

in gewaltiger Höhe und von viereckigen Thürmen unterbrochen, dort die Schlucht hinauf und hier abwärts zum Darro hinziehen. Es gibt aber nicht leicht etwas Malerischeres, als hier diese alten Mauern und Thürme; in ihrer röthlichen Färbung mit den schlanken arabischen Zinnen blicken sie so angenehm und überraschend schön zwischen den grünen Bergwänden hervor; jeder Schritt, jede Biegung des Weges zeigt uns ein neues Bild, das der Maler, gerade so wie es da vor ihm steht, auf die Leinwand bringen könnte. Von den Höfen und Gemächern der Alhambra gibt es unbeschreiblich viele Abbildungen und leider so wenige von diesen nächsten reizenden Umgebungen des alten Maurenschlusses. Ein schönes Bild hievon befindet sich in der Gemäldesammlung des Königs von Württemberg, welches ich häufig mit großem Interesse betrachtet. Es stellt ein kleines reizendes Gemach im maurischen Style vor, welches sich im sogenannten Torre de la Cautiva befindet. An der Brüstung des weiten und hohen Bogenfensters lehnt ein wunderliebliches Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt und blickt hinaus; vor dem Fenster aus der Tiefe steigen die hohen Ringmauern der Alhambra empor, hinter ihnen erblickt man die üppig und wild verwachsene Schlucht und weithin am Horizonte ragen die schneebedeckten Häupter der Sierra Nevada.

Da wir uns auf unserer Wanderung gerade am Fuße des Torre de la Cautiva befanden, so machte ich den Vorschlag, in demselben das kleine maurische Gemach aufzusuchen, das gewiß sehenswerth sei. Nach langem Umherklettern überstiegen wir einige zerbrochene Treppenstufen, erreichten die Eingangsthüre zum Thurme, die wir aber verschlossen fanden. Nach mehrmaligem Klopfen wurde sie uns von

einer alten Frau geöffnet, die uns freundlich eintreten hieß und auf einer schmalen, in den dicken Mauern ausgesparten Treppe wirklich in das kleine reizende Gemach führte. Da die armen Leute, welche es bewohnen, einen kleinen Erwerb daraus machen, es den Fremden zu zeigen, so ist es glücklicherweise, die vom Rauch geschwärzte Farbe abgerechnet, noch recht gut erhalten; von den Azulejos, welche die Lambris bilden und die hier von wunderbar verschlungener Zeichnung waren, fehlten sehr wenige, auch prangten die Wände noch da und dort in ihren alten Farben. Das große, weite Bogenfenster fehlte ebenfalls nicht und um das ganze Bild vollständig zu machen, saß ein junges Mädchen von prächtiger Gestalt und reizendem Kopfe in dem Erker, den die tiefe Mauer hier bildete. Sie gab uns freundlich einen frischen Trunk Wasser und einen großen Strauß herrlich duftender Veilchen, die sie am Fuß der Mauern gepfückt. Wer diesen Thurm mit seinem Gemache und seiner Aussicht zu uns verpflanzen könnte!

Aus der Schlucht am Fuß der Mauern führt ein steiler Pfad zur Xeneralife empor, dessen zierlicher Anblick uns schon gestern den ganzen Tag gereizt, dessen Schönheiten so oft besungen wurden, und über welche jeder Reisende in Entzücken gerathen muß. Die Xeneralife, zunächst der Spitze des Elenaberges gelegen, war ein kleines Sommerschloß der maurischen Könige, ein Zaubersitz, der Alles bot, was die üppigste Phantasie nur verlangen kann. Auf allen Seiten die wunderherrlichste Aussicht, eine üppige Vegetation, getränkt durch eine reiche Quelle des besten eiskalten Wassers, la fuente de las azucenas, die Lili-enquelle, welche oberhalb des Gartens der Xeneralife entspringt, und reich fluthend den kleinen Park derselben

durchströmt. Der kleine Palast bildet ein längliches Viereck von zwei geräumigen Zimmern an beiden Enden und einem Mittelsalon, vor dem eine Bogenhalle mit Marmorsäulen liegt; er ist zweistöckig und zu oberst gekrönt durch ein luftiges Belvedere, das von zierlichen Säulen umgeben zum Genuß der unvergleichlichen Aussicht einladet. Ein ähnlicher kleinerer Pavillon liegt dem ebenbeschriebenen auf der Seite des Eingangs gegenüber mit einer fast gleichen Bogenhalle. Zwischen beiden befindet sich langgestreckt der Garten, nahezu wie im Hofe der Alberca. Beide Pavillons sind auf der dem Thal zugekehrten Langseite des Gartens durch eine beiderseits offene Gallerie von Arcaden auf viereckigen Steinpfeilern ruhend und von einer hohen Terrassenmauer getragen, mit einander verbunden und bildet diese Gallerie am Rand des steilen Abhangs gelegen, den entzückendsten Spaziergang, welcher nur denkbar ist. Alles ist hier vollkommen fest und gut erhalten und ausgeführt im reichsten anmuthigsten Styl der maurischen Baukunst, der uns an die Wunder des Löwenhofes erinnert. Die Säulenhallen mit ihren arabischen Bogen, mit ihren Basreliefs und Filigrandessins, sowie die inneren Räume prangen aber leider nicht mehr in ihren glänzenden Farben, sind vielmehr mit einer weißen Tünche bedeckt worden, durch welche man kaum noch die zierlichen Formen der Wandverzierungen erkennt. Umschlossen von den Gallerien und Hallen liegt nun der kleine Garten, der das Poetischste und Schönste ist, was ich in meinem ganzen Leben gesehen. Der Länge nach wird er durchströmt von dem Abfluß der reichen Lilienquelle und obgleich die klare Fluth durch ein Becken von weißem Marmor fließt, so rauscht sie doch dahin wild und üppig wie ein freies Bergwasser, ringsumher

eine herrliche Kühlung verbreitend. – Und welche üppige Vegetation hat dieser kleine, wunderbare Garten! Hier sind dichte Laubengänge von Orangen und Granaten, an der einen Gallerie erheben sich gewaltige, schwarze Cypressen und über das ganze Wasserbecken wölbt sich eine schattige Lorbeerlaube, untermischt mit Cypressen, die nach der Mitte zusammen geneigt, sich zu spitzigen Bogen vereinigen. Wenn man sich in die offene Halle des Pavillons setzt, und auf das murmelnde Wasser blickt, wie es dahinströmt unter dem grünen Blätterdach, hie und da geküßt von einem kleinen, zitternden Sonnenstrahl, so muß man gestehen, daß es keinen Punkt der Erde gibt, wo man seliger träumend ruhen könnte in glücklicherer Selbstvergessenheit, als hier im Zauberhof der Xeneralife.

Dabei ist Schloß und Garten zierlich und nicht so ausgedehnt, an den Bergen erhebt sich der Park terrassenförmig, eine phantastische Schöpfung, wie man sie sich wohl träumend in heißen Nächten ausdenkt, wenn durch die offenen Fenster herein ein kühler Luftzug die glühende Wange fächelt. Das Ganze hier ist fast eine einzige, dichte, hochgewölbte Laube von Orangen, Granaten und Lorbeer, durchzogen mit den üppigsten Rosenhecken; dazwischen hie und da eine kleine Allee, gebildet durch majestätische Cypressenwände, unten mit dicht verschlungenen Reben und Epheu, welche so zierlich abstecken von den hellen Stämmen der riesenhaften Bäume, oben aber ihre fast schwarzen Häupter hoch in die Wolken erheben. Unter dieser riesenhaften Parklaube winden sich gut erhaltene Wege von weichem Sande schlangenförmig hin und her, die Terrassen sind durch Treppen, theils von Marmor, theils von kleinen Kieseln verbunden, welche bequem bis auf die Höhe des

Berges führen, und von dort herab stürzt das reiche Wasser der Lilienquelle, mit liebender Sehnsucht in das Blätterdickicht hinein, hier wie ein fröhliches Bächlein, dort in wilder jauchzender Lust als Fontaine hoch empor spritzend; und überall hin leitete der arabische Gärtner das Kühlung bringende Wasser, wo wir uns hinwenden, murmelt und rauscht es uns entgegen, ja die Geländer der Marmortreppe haben tiefe Rinnen von grün glasirten Ziegeln, durch welche ein Strahl des erfrischenden Quells hinabrauscht, so geschickt angebracht, um eine heiße Hand zu kühlen oder eine glühende Stirne, und dabei ist das Wasser so eiskalt und frisch, daß man es überall schöpfen und mit Begierde trinken kann.

Unser Führer, ben Saken, der auf das Liebesverhältniß der Sultanin Zaide mit dem Abencerragen Aben Hamad schwur, führte uns unter die viele hundert Jahre alten Cypressen, nach der dichten Lorbeerlaube, wo die schöne Maurin ihre Liebesnacht gefeiert. Unten auf der Vivar-rambla und am blutbefleckten Marmorbecken im Saal der Abencerragen glaubte ich fest an die Tugend der schönen Königin; hier oben aber in der Wunderpracht der Xeneralife, welche die Sinne bestrickt und das Herz erwartungsvoll und ängstlich schlagen läßt, wo die Blüthen so wollüstig duften, wo die Quellen so geschwätzig murmeln und das Plätschern der Springbrunnen alles andere Geräusch verdeckt, und auf diese Art ein glücklich liebendes Paar sicher macht, hier ist mein Glaube wankend geworden und ich denke fast, König Boabdil hatte nicht ganz Unrecht, als er sich so blutig am Stamm der Abencerragen rächte.

Vor nicht zu langen Jahren wurde die Xeneralife mit ihrem herrlichen Garten um einen sehr mäßigen Preis von einer italienischen Familie gekauft. Obgleich es nun lobenswerth ist, daß sie zur Unterhaltung des Ganzen jährlich eine ziemliche Summe anweist, so ist doch noch nie einer der jetzigen Besitzer oben gewesen, was uns der Hüter des kleinen Schlosses bedauernd erzählte. Für Jeden, der diesen lieblichen Sitz gesehen hat, ist das unbegreiflich, aber ich bin überzeugt, daß, wenn der jetzige Eigenthümer einmal da war, er sich für immer hier niederlassen wird. Ich wenigstens möchte da oben unter den dunkeln Cypressen mein Leben beschließen.

Nachdem wir die Xeneralife endlich verlassen, blickten wir noch oft zurück nach dem lieben weißen Schloßchen, das gleich schön und reizend bleibt, ob man es von Weitem sieht oder in der Nähe. Das schönste und bezeichnendste Bild desselben gibt Hailbronner in wenigen Worten, wenn er entzückt ausruft: »Diese weiße Saracenenpracht in dem grünen Frühlingsschmucke stand vor uns, rührend und einnehmend, wie ein schönes blasses Mädchen, das im seidenen Spitzengewand und Brautschleier, Rosen und Myrthen durch das dichte Haar geschlungen, sittsam und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet.«

Auf einem anderen bequemeren Fahrwege kehren wir zur Alhambra zurück auf den Platz der Algiven. Schon bei unserem ersten Besuche hier sprach ich von einem Eingang unfern des Weinthors, der an der torre quebrada vorbei zur alten Festung »Alcazaba« führt und in deren Mitte der Thurm der Vela auf dem äußersten Vorsprung gegen die Stadt zu liegt.

Die Pforte ist unscheinbar, ihre rohen Holzflügel mit großen Nägeln in der Form von Muscheln aus Bronze beschlagen; hinter dieser Thür aber befindet sich ein Garten, der mit großem Unrecht weniger bekannt ist, als die übrigen Theile des Maurenschlusses. Dieser Garten, *parador de la Sultana* genannt, ist eigentlich eine langgestreckte Terrasse, deren eine Seite von der im rechten Winkel fortlaufenden Mauer des zerbrochenen Thurmes gebildet wird und die andere von der mit ihr parallelen, aus dem tiefen Thalgrund aufsteigenden Ringmauer der Alhambra. Es ist ein kleiner, einfacher Platz mit Lorbeerlauben, fließendem Wasser, schmalen Blumenbeeten und dazwischen Wege aus farbigen Kieselsteinen bestehend, die mosaikartig zusammengesetzt sind. Die hohe Mauer, welche den *Parador* von der *Alcazaba* abschließt, hat bis oben hinauf reiche Citronenspaliiere. Die Brüstung auf der Ringmauer am Abhänge der Stadt zu ist vielleicht drei Fuß hoch und mit kunstlosen Blumengefäßen aus gebrannter Erde besetzt. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein einzelner, vielhundertjähriger Weinstock mit über fußdickem Stamme. Schon sein Ansehen gibt der Sage Recht, welche ihn weit in das arabische Zeitalter hinaufreichen läßt. Seine Zweige und Ranken, durch einfache Veranden gestützt, überspannen das ganze Gärtchen, so eine ungeheure Laube bildend.

Was diesen *Parador* wirklich interessant macht, ist die ursprüngliche Gestalt, in der er seit der Maurenzeit geblieben. Dort auf derselben Steinbank, die wir heute noch sehen, saß die Sultanin, von demselben Weinstock pflückte sie ihre Trauben, und lehnte so wie wir an der Brüstung, dieselbe unermessliche Aussicht betrachtend. Und welche Aussicht hat man hier auf die Vega, auf Granada, auf die

Sierra Nevada bis zu den Gebirgen hin, wo die lachende Ebene beginnt. Im Halbkreise vor uns aufgerollt liegt eine illustrierte Geschichte der letzten Zeiten Granada's. Dort in der Ebene sehen wir Alhama, nach dessen Falle sich die christlichen Heerschaaren in die Vega von Granada wälzten.

Durch die Straßen von Granada
Einst der Mohrenkönig ritte.
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Vivarrambla.
Wehe mir! – Alhama! –

Kamen Briefe an den König:
Daß Alhama sei gefallen;
Warf die Briefe in das Feuer,
Und den Boten hieb er nieder.
Wehe mir! – Alhama! –

So heißen die ersten Strophen der bekannten schönen Romanze, die ich hier oben so gerne las. Weiter rechts und näher zur Stadt sehen wir Santa Fe, das ehemalige Lager König Ferdinands, dessen Straßen heute noch gerade so sind, wie damals die Zeltgassen liefen. In einer Nacht, erzählt der arabische Chronikenschreiber, entstand das Lager aus vier Theilen, deren Straßen die Gestalt des Kreuzes bildeten. Ja, als am andern Morgen die Mauren staunend hinüberblickten, sahen sie es mit Zinnen und Thürmen umgeben, die wie aus Quadersteinen erbaut schienen; doch waren dieß nur kunstreich angemalte Holzverschläge.

Rund herum sind viele Zelte,
Seiden und mit Gold gesticket,
Herzoge sind da und Grafen,

Viele Herren großen Standes,
Und Feldherren viele andere,
Ferdinand, der König, führt sie.

Fern am Horizonte bemerken wir einen leichten Gebirgszug, von wo König Johann auf die Stadt niederblickte, wie die Romanze sagt, also zu ihr sprechend:

O Granada, wenn Du wolltest,
Würd' ich mich mit Dir vermählen.
Geben Dir zur Morgengabe
Cordova und ganz Sevilla.

worauf Granada antwortet:

Bin schon, Don Johann, vermählet,
Bin vermählet, keine Wittwe,
Und der Maur, der mich besitztet,
Jener Große sehr mich liebet.

Daß trotz dieser stolzen Entgegnung das schöne Granada doch seinem maurischen Liebhaber die Treue brach und sich von den Christen einnehmen ließ, ist nicht zu läugnen. Blicken wir nach jenem kleinen spitzen Hügel, die letzte Höhe eines Ausläufers der Alpujarras, der sich auf der Bergkette so sichtbar abhebt, so haben wir den Ort vor uns, wo der wegziehende König Boabdil noch einmal rastete, um einen letzten traurigen Blick auf sein verlorenes Paradies zu werfen.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.
Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,

Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

»Boabdil el Chico,« sprach sie,
»Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußtest
Zu vertheid'gen, wie ein Mann.«

Heute noch heißt dieser Berg el suspiro del Moro, der Seufzer des Mohren.

Mir war der Parador de la Sultana ein so lieber Ort, daß ich manche Stunde hier oben zubrachte. Der Gärtner, welcher den kleinen wunderbaren Platz in Ordnung hielt, gab mir mehrere Sämereien, hier gewachsen, die ich später zu Hause pflanzte und die auch recht gut aufgingen. Wenn dieß aber auch nur ganz gewöhnliche Blumen waren, so freut mich doch noch heute ihr Nachwuchs, da der Same auf der göttlichen Alhambra gediehen. Am Tag vor unserer Abreise schwelgte ich noch einige Stunden hier oben im Anblick der herrlichen Stadt und ihrer prachtvollen Umgebungen, von der ein neuerer Dichter so wahr und treffend sagt:

*Regocijate tu, Granada bella,
Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella;
Taza de nardos, de palomas nido,
Diamante pura que su luz destella,
Paraiso entre rocas escondido!*

Freue dich, du schönes Granada, Tochter der Sonne, die ein blühender Garten aus einer Schneewüste hervorprangt.

Du bist eine Schale voll köstlicher Wohlgerüche, ein Taubennest, ein Diamant, der funkelndes Licht ausströmt, ein Paradies, in Felsgebirgen verstecket!

Leider war die Jahreszeit noch nicht so weit vorgerückt, daß wir hätten das eigenthümliche, so schöne Leben genießen können, das sich hier an warmen Frühlings- und Sommerabenden auf dem Hauptspaziergange von Granada, dem Paseo, entwickelt; aber auch jetzt schon, beim ersten Knospen des Grüns, beim Anblick einzelner Rosen, die sich schüchtern hervorwagen, ist dieser Spaziergang das Reizendste, was man sehen kann. Bei dem Platze del Lobo, wo unser Gasthof lag, in der Verlängerung der Carrera del Darro, beginnt er und führt bis zur Brücke über den Xenil, einem Bauwerke, das über die Römerzeit hinausreicht. Wenn man sich dort aber links wendet, so ist man wirklich überrascht, hier eine noch viel längere Fortsetzung des Paseo zu finden. An der Brücke befindet sich der sogenannte Salon, ein fünfzig Fuß breiter, mit feinem Kies bestreuter Platz; er hat an jeder Seite zwei Reihen Ulmen und Akazien, unter denen sich zierlich eingehegte Gebüsche, Rosen, Oleander und Granaten befinden; überall stehen steinerne Bänke, und von hier aus setzt sich der Paseo über dreihundert Schritte weit am rechten Ufer des Xenils hin fort, beschattet von einer vierfachen Reihe hoher Schwarzpappeln, und begränzt von einem Rosengarten, wo die Rosensträucher auf Mannshöhe zu reichen Bouquets und Pyramiden zusammengebunden sind. Am Ende des Paseo erhebt sich ein hoher marmorner Springbrunnen, der einen dicken Wasserstrahl so hoch emporschleudert, daß die Tropfen rings umher stäuben und die ganze Umgebung in heißen

Sommernächten so köstlich erfrischen und abkühlen. Eigenthümlich ist an diesem Brunnen, daß das Wasser, nachdem es der obern gefüllten Schale entquollen, nicht von einem untern Becken aufgefangen wird, sondern auf ein treppenförmiges Piedestal niederstürzt, wo alle Tropfen abprallen und weit hinaus einen feuchten Kreis beschreiben. Hinten an den Spaziergang schließt sich ein dichtes Gehölz, das sich über den Xenil und die schmalen Fußwege wölbt, welche sich an seinem Ufer hinziehen, und der Fluß braust hier, ein wilder Gebirgsstrom über Felsstücke dahin; links von ihm erheben sich terrassenförmig Häuser, Gärten und Weinlauben neben einzelnen schwarzen Cypressen, bis zur Höhe des Berges, auf dem die Alhambra liegt, über welchen hinaus sich dann allmählig wieder die Sierra Nevada erhebt, bis hoch zu ihren schneebedeckten Gipfeln. In heißen Sommernächten, wo dieser Spaziergang von Tausenden von Männern und schönen Weibern und Mädchen bedeckt ist, die lachend, plaudernd und Fächer wedelnd bis nach Mitternacht hier umherwandeln, wo unter dicht belaubten Bäumen die herrlichste Kühle herrscht, wo Tausende von Rosen duften, wo die Brunnen plätschern, der Xenil schäumend vorbeirauscht, wo das volle Mondenlicht in den glänzenden, melancholisch schwärmenden Augen der Andalusierinnen zittert, muß der Paseo ein wahrhaft himmlischer Aufenthalt sein.

An der alten Brücke, von der ich vorhin sprach, befindet sich eine kleine Kapelle, die dadurch merkwürdig ist, weil hier nach der Übergabe von Granada König Ferdinand und Isabella den Abzug der Mauren erwarteten. Tausende der christlichen Soldaten und der Einwohner der Stadt blickten erwartend auf den Berg der Alhambra empor, und ein

Jubelruf zerriß die Lüfte, als mit Einem Male oben auf der Zinne des Torre de la Vela der Cardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza und neben ihm der Graf von Tendilla erschienen und dort die Fahnen mit dem Kreuze, sowie das königliche Banner von Castilien aufpflanzten. Unter dem Schmettern der Trompeten erschallte der Ruf der Herolde: »Granada! Granada! für die ruhmgekrönten Könige von Castilien, Ferdinando und Isabella!« Das ganze Heer sank auf die Kniee; das königliche Paar aber rief: »*Non nobis, domine, sed tibi sit gloria!*« und seit langer, langer Zeit wieder ertönte in der kleinen Kapelle ein feierliches Tedeum.

Auf unsern häufigen Spaziergängen durch die Stadt, bei denen wir theils den Spital San Juan de Dios mit seinem herrlichen Treppenhaus und der unnachahmlichen darüber gespannten vergoldeten Holzdecke, theils die arabischen Reste auf dem Albaycin, theils die maurischen Bäder an der Carrera del Darro zum Ziele nahmen, führte uns ben Saken eines Tages zu einem kleinen Hause am Fuß des Berges, im Garten des Dominikanerklosters gelegen, von dem er sehr viel Rühmens machte und das er Cuarto real oder Casa de Boabdil nannte. Wir kamen durch ein ärmliches Stadtviertel, dann durch einen öden Weg, der mit großen, halbverfallenen Mauern eingefast war und gelangten aufwärtssteigend in einen verwilderten Garten auf der Höhe von einer dieser Mauern gelegen. Es war eigentlich ein Ackerfeld, doch sah man an zertrümmerten steinernen Wegefassungen, sowie an Überresten eines marmornen Springbrunnens und an andern Schutthaufen, daß es hier einstens wohl anders ausgesehen habe. Jetzt war das Feld mit Maulbeerbäumen bedeckt, von Reben umrankt, die

weite Guirlanden durch den ganzen Garten zogen. Nachdem wir dieses Feld durchschritten, erreichten wir eine kleine Thür, die einen andern Garten voll undurchsichtiger Gebüsch verschloß. Eine alte Frau ließ uns ein, und zwischen dichten Laubgängen sahen wir hier schon deutlich Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren kleine Terrassen mit zerfallenen Treppenstufen und großen Wasserbassins, die aber leer waren und ebenfalls halb zertrümmert. Bei einer Biegung um das Gehölz aber hielten wir mit einem Ausruf der Überraschung an, denn vor uns zeigte sich ein breiter Weg, der von einer kolossalen Lorbeerlaube überwölbt war, an beiden Seiten mit fortlaufenden Steinbänken besetzt und gerade auf ein Gebäude führte, das an Zierlichkeit und Reichthum mit dem schönsten auf der Alhambra wetteifern kann. Es war ein maurischer Pavillon mit einer gewölbten Vorhalle, die auf vier schlanken Säulen ruhte und eine Loggia mit Bogen darüber. Hinter der Halle befand sich ein großer Salon mit einem Mittelfenster als Ajimez und zwei kleinen zu beiden Seiten von derselben reichen und zierlichen Konstruktion, wie die im Saale des Komares. Die hufeisenförmige Eingangsthüre war reich mit Inschriften versehen und prachtvolle Azulejos bedeckten den untern Theil der Wände, und die übrigen obern Felder waren wie die schönen Gemächer der Alhambra, mit reichen Basreliefarabesken verziert. Dieß kleine Haus, sowie der wahrhaft poetische Garten, sehr an die Gesamtanlage der Xeneralife erinnernd, wäre mit wenig Kosten zu restauriren und gäbe eine köstliche Wohnung. Ich habe die Casa de Boabdil nur in Griault de Prangey's Werke erwähnt gefunden; Baumeister Leins, der von der Form und Ausführung entzückt war, zeichnete das Ganze

und einige Details, wobei ich ihm so gut als möglich half, indem ich Pflanzenpapier auf die Wände heftete und dann mit dem Bleistifte den unbeschreiblich verschlungenen und in unglaublich kleinem Maßstab ausgeführten Zeichnungen der Fayenceplatten folgte. Auch sind das uns heute noch liebe Andenken, man kann aber auch nichts Zierlicheres und dabei in der Form Strengeres sehen.

Wir hatten in Granada nicht das Glück, öffentliche Feste, wie Stiergefechte oder stark besuchte Theatervorstellungen zu sehen, denn zu den ersteren war die Saison noch nicht angebrochen und letztere meistens leer, da die Oper schlecht und das Ballet ziemlich mittelmäßig war. Eine wohlbeleibte Tänzerin, Sennora Vargas, arbeitete mit wenig Grazie, aber außerordentlicher Körperkraft. Sie warf die Füße und Arme von sich, als hätte sie sich derselben entledigen wollen, und ließ uns Blicke in ihr spanisches Innere thun, welche alles bisher Gesehene in jeder Hinsicht weit übertrafen. Pepita de Oliva, die hie und da bei uns durch ihren Tanz einigen Anstoß erregte, hätte dagegen für eine wahre Vestalin gegolten. Obgleich Sennora Vargas, – dieser Name ist übersetzbar und bedeutet im Spanischen einen Zerschläger, eine Bezeichnung, welche für diese Dame recht passend war – bei den männlichen Zuschauern eine große Partei hatte, welche sie auch mit Kränzen und Blumen bediente, so waren doch die Damen nie stark vertreten, weshalb wir hier nicht das Glück hatten, einen gewählten Kreis der schönen Andalusierinnen zu sehen. Wir wurden aber dafür bei dem Feste entschädigt, welches zu Ehren der heiligen Cäcilie in einer Wallfahrt nach der Kirche des Sacro Monte bestand, und der wir

uns, wie viele Hunderte anderer Spaziergänger anschlossen. Der Weg führte uns aufwärts durch die Darroschlucht zum Albaycin, wo sich noch einige sehr schön und vollkommen erhaltene maurische Wohnhäuser mit reizenden Höfen versehen befinden; worunter das Haus Chapie besondere Erwähnung verdient; im Übrigen ist diese ehemalige Rittersvorstadt, namentlich der Theil, der der Alhambra zugekehrt liegt, ein trauriger Schutthaufen, und nur malerisch und interessant durch die vielen seltsamen Wohnungen der hier hausenden Zigeuner. Die meisten leben in Erd- und Felsenhöhlen am Abhange des Berges, wo sie vor dem Eingang eine kleine Mauer von Steinen aufgeführt haben mit einer Hausthür und einem Vordach aus alten Brettern, Steinen und Rasenstücken bestehend; andere haben sich auf die kunstloseste Art Lehmhütten gebaut, bei denen die Fenster als verschwenderisch vermieden sind und der Rauch zum Dach oder zur Thüre hinaus dringt, die freundliche Vegetation aber, welche ganz Granada schmückt, hat sich auch der Zigeunervorstadt freundlich angenommen und Armuth, Schmutz und Elend mit freundlichem Grün zugedeckt. Lorbeeren und Granaten nicken überall zwischen den Steinen und Erdhütten herab, riesenhafte Aloen mit hohem Blütenstengel bilden die Verzierungen und mannshohe Cactushecken, mit den hellgrünen stachelichten Blättern gewähren undurchdringliche Mauern.

Der Himmel blickt klar und heiter auf das Fest der Wallfahrt herab. Durch den Albaycin erreichten wir wieder das

steile Ufer des Darro, der tief unten in seiner Schlucht dahin brauste, und gegenüber erhob sich der grün bewachsene Bergabhang, auf dem Alhambra und Xeneralife liegen, ein Anblick, wie von überall, so auch von dieser Seite entzückend schön. Die rothen gewaltigen Thürme des Maurenschlusses, sich von der grünen Wand scharf abhebend, zogen sich mit ihrer Verbindungsmauer hier tief hinab und stiegen dort wieder am Abhange hinauf. Von der Höhe glänzten die zierlichen Hallen der Xeneralife blendend weiß. Und wie war die Straße, auf der wir gingen, so mannigfaltig und schön belebt; Wagen, Reiter und Fußgänger folgten einander, umschwärmt von zahllosen Zigeunerkindern, die mit ausdauernder Zudringlichkeit Blumen zum Verkauf anboten oder Purzelbäume schlugen, um eine kleine Gabe zu erlangen; andere dieses industriellen Volkes hatten sich auf den hohen Rändern des Weges gelagert und machten dort mit Guitarren und Panderos unter dem Schmettern der Castanuelos und den brummenden schnarrenden Tönen der Zambomba eine häufig sehr barbarische Musik. Was soll ich aber sagen von den Hunderten in der That überraschend schönen Weibern und Mädchen, die in einem nicht enden wollenden Zuge lachend und plaudernd die Höhen hinanstiegen, auf welchen das Kloster der Heiligen liegt. Dicht vor demselben verengt sich der Weg und windet sich ziemlich steil durch ein dichtes Gebüsch hinauf, und in einer solchen Biegung der Straße ließen wir uns auf einem alten umgestürzten Baumstamme nieder und da ausruhend die schöne Damenwelt Granada's an uns vorüberziehen zu lassen. So was hatten wir in der That bis jetzt in Spanien noch nicht erlebt. Ein wunderschönes Mädchen folgte dem andern, nicht blos mit schwarzen glänzenden

Augen in dem reizenden Gesichte, mit dichtem glänzendem Haar, blühenden Lippen und weißen Zähnen, sondern auch mit der elegantesten und graziösesten Taille und den zierlichsten kleinen Füßen stiegen sie plaudernd und schäkernd leicht und gewandt wie Gemen den Abhang hinan, um droben zwischen dem Grün zu verschwinden. Und nicht nur war hie und da Eine wirklich schön, nein, Alle, Alle; ja, und unter vielleicht tausenden, die hier vorbei kamen, befanden sich nicht ein halbes Dutzend, bei denen man nicht hätte ausrufen mögen: Wie reizend! wie schön! Wir sahen nur staunend einander an und lachten immer herzlicher, so oft eine neue Gruppe sichtbar ward. Unser Fröhlichkeit und die augenscheinliche Freude, mit der wir die Mädchen anstauten, schien aber die schönen Spanierinnen nicht im Geringsten zu verletzen. Ebenfalls uns entgegenlachend zeigten sie ihre blendenden Zähne und blitzten uns unter Mantille und Fächer hervor mit ihren gefährlichen Augen an. Schwer ist es dabei zu sagen, worin eigentlich die andalusische Schönheit besteht. Auch an andern Mädchenköpfen findet man dieselben dunkeln Haare, ebenso strahlende Augen, frische Lippen und schöne Zähne, und doch macht das Ensemble nicht die überwältigende Wirkung, wie bei diesen Südschanierinnen. Liegt dieser unnennbare Reiz in dem zauberhaften Teint, der, obgleich weiß und blendend, doch einen bräunlichen Anflug hat, durch welchen wieder ein wunderbares Roth hervorbricht; liegt er in den schwarzen prächtig gewölbten Brauen und den langen seidenen Wimpern, welche fast schläfrig über die Augen herabhängen? Aber diese Augen! Sie sind es wohl, sie, die wahrhaft sengend hervorblitzen, die so unaussprechlich beredt sind, worin das eigenthümlich

Reizende dieser Spanierinnen besteht. Freilich ist auch die andalusische Tracht so schön und kleidsam, als irgend eine in der Welt, die dunkelseidene Bascuina, die den Körper umspannt und die vollen, reichen Umrisse desselben, die sie verhüllen soll, erst recht zeigt, und vor allem die Mantille! Hier durch einen niederen Kamm auf den dichten Flechten des Hinterkopfes gehalten, fällt ihr Spitzenrand leicht auf die Stirn, der längere Theil aber über Nacken und Rücken, sowie an den beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es die Andalusierin so meisterhaft versteht, mit dem dünnen Gewebe bald die Gluth des Auges zu verdecken, bald die vollen Strahlen hervorbrechen zu lassen. Zu diesem gefährlichen Spiele kommt noch der stets bewegliche, goldglänzende Fächer, der hier dazu dient, einen allzukühnen Blick abzuwehren, dort ein Zeichen gibt, oder zusammenfallend die ganze Gluth der Augen auf einen geliebten Gegenstand ausströmen läßt. Für die ganze wunderbare Erscheinung einer schönen Andalusierin mit ihrem so unbeschreiblich liebenswürdigen und koketten Wesen, mit der Elasticität und Grazie ihres Körpers, worin eine spanische Maja die eleganteste Pariserin weit übertrifft, gibt es im Spanischen einen unübersetzbaren Ausdruck: sal andaluz, andalusisches Salz. Vor einem reizenden Mädchen ruft der Spanier entzückt aus: tiene mucha sal, sie hat viel Salz oder es muy salada: sie ist sehr gesalzen; das klingt freilich in der Übersetzung eigenthümlich und läßt sich nur dann verstehen, wenn man es am richtigen Ort angewendet gehört hat. Die zärtlichsten Ausdrücke des Andalusiers für seine Geliebte beziehen sich auf sal und salero. So ruft er ihr leidenschaftlich zu: salero del alma: Salzfaß meiner Seele!

Das scheint für uns übertrieben, hat man aber den Gruß gehört, womit der Majo die Maja anredet, seinen leidenschaftlichen Ausruf: Gott segne die Mutter, die dich geboren hat! Möge die heilige Jungfrau deine schwarzen Augen bewahren, Königin! Ha! Gottes Leben, Welch ein Gang! Dann wird man sich nicht wundern, wenn noch eine Steigerung erfolgt, viva la sal andaluz! – Übrigens ist la gracia andaluz in ganz Spanien sprichwörtlich, und von den Schönheiten anderer Länder sagt der Spanier: son bonitas, pero no tienen gracia, schön sind sie wohl, aber ihnen fehlt die Grazie. Engländerinnen und Französinnen mißfallen im Allgemeinen dem Spanier, erstere sind ihm zu weichlich und prüde, die letztern haben zu viel von den Schönheiten seines eigenen Landes, ohne diese jedoch erreichen zu können; die deutschen Frauen dagegen denkt sich mancher Spanier als Ideale von Sanftmuth, blonden Haaren, blauen Augen und einem frischen Teint von Rosen und Lilien, und sagt von ihnen: han de ser muy dulces las Alemanas, sie müssen wohl recht sanft sein, die Deutschen.

Nachdem wir lange genug geschaut und der Strom der Spaziergängerinnen immer noch nicht enden wollte, stiegen wir zwischen einer ausgesuchten Gruppe hinauf, nicht ohne uns häufig vergnügt lachend umzusehen; das nahmen aber diese schönen Kinder durchaus nicht übel, ja, wenn irgendwo ein paar zwischen den Bäumen standen und auf den so dicht bevölkerten Zickzackweg hinabschauten und Einer von uns vielleicht in die Worte ausbrach: Welche Schönheit, welche Augen! so war das für die schöne Andalusierin kein Grund, um wegzuschauen, wie es die Tochter einer andern Nation augenblicklich gethan hätte, sondern diese hier blickte uns mit gesenktem Fächer fest

ins Gesicht, als wenn sie sagen wollte: Schön bin ich, das weiß ich; betrachtet mich nur nach Herzenslust, das wird mir und euch keinen Schaden bringen.

Dabei erwiederten Weiber und Mädchen augenblicklich unsere Grüße aufs Freundlichste und grüßen mußte man nach allen Seiten, denn das Gedränge war oft so dicht, daß man sich häufig im wahren Sinne des Wortes zwischen den reizenden Andalusierinnen durchdrängen mußte. Ich weiß nicht, wie ich darauf verfiel, als wir bei einer Familie vorbeikamen, bestehend aus einem ernsten Herrn, einer etwas finster blickenden Mutter und zwei wunderschönen Mädchen von fünfzehn und sechzehn Jahren, daß ich mir beifallen ließ, in einem wahrscheinlich sehr schauerhaften Spanisch die prachtvollen Veilchenbouquets zu loben, welche Mutter und Töchter in den Händen trugen. Hatte ich nun einen falschen Ausdruck gebraucht oder klang die Sprache gar zu hart und komisch, genug, der alte Herr grinste freundlich, die Mutter lächelte, beide Töchter aber lachten fröhlich hinaus und Eine bot mir ihren Strauß mit den Worten: »Nehmen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Es sind Veilchen von Granada, die schönsten der Welt.« Wer aber nach solchen Zügen, die nur Herzengüte und Freundlichkeit athmen und nur Beweise sind einer übersprudelnden geistigen Kraft und eines warmen innigen Gefühls, sich einbilden wollte, er habe den Anfang zu einer intimen Bekanntschaft gefunden, und dürfe es nächstens schon wagen sich einige Freiheiten herauszunehmen, der würde sich gewaltig wundern. Freilich gibt es Reisende, die eitel genug sind, vielleicht an ihre Unwiderstehlichkeit

glaubend, in Erzählungen durchblicken zu lassen, wie wenig Mühe es ihnen gekostet, mit den anständigsten spanischen Damen ein Verhältniß anzuknüpfen. Was aber von dergleichen Geschichten zu glauben ist, weiß jeder Unbefangene, namentlich hier in Spanien, wo in dieser Richtung der Schein so gewaltig trügt. Man findet ein paar spanische Damen auf dem Paseo oder im Theater, man redet sie freundlich und ehrerbietig an und sie werden lebenswürdig und herzlich antworten. Sie werden sich nach beendetem Gespräche mit Blicken entfernen, worin eine ganze Welt liegt. Ja, sie werden am folgenden Tage den Bekannten von gestern vielleicht zuerst und aufs Freundlichste grüßen und das wochenlang so fortsetzen. Hiemit ist aber auch die Gränze aller Annäherung erreicht, es sei denn, daß eine Spanierin selbst ein Verhältniß anknüpfen will; dann freilich folgt sie ihrem festen Willen, aber auch dann läßt sie sich nicht lieben, sondern sie liebt.

Auf dem Platze vor dem Kloster war nun ein buntes und bewegliches Leben; es war hier zu gleicher Zeit ein kleiner Jahrmarkt und zu Ehren der Heiligen wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Weit auf der ganzen Anhöhe umher sah man zahlreiche Gruppen zerstreut, meistens lagerten befreundete Familien auf den Abhängen des Darroufers, der hier ein paar hundert Fuß tief unter uns floß. Auch wir legten uns in das frische Gras im warmen entzückenden Sonnenschein, über uns der tiefblaue andalusische Himmel, rings um uns her Geplauder, Gelächter, der Klang der Guitarren und das Klappern der Castagnetten. Und welch herrliche Aussicht hatten wir hier oben, abgesehen von den schönen Andalusierinnen, die in allen Lagen

und den vielgestaltigsten Gruppen überall den grünen Rassen einnahmen und deren Augen und Fächer um die Wette glänzten und blitzten; vor uns tief im Thale sahen wir über Granada weit in die Vega hinein bis zu den grauen Gebirgen der Sierra Elvira, neben uns auf hoher Bergwand die Alhambra und Xeneralife, welche beide auf so verschiedene und eigenthümliche Art den letzten Kuß der Sonne empfangen. Während die gewaltigen Thürme der ersteren rothglühend majestätisch und trotzig aus dem Grün hervorragten, sah der weiße luftige Bau der Xeneralife aus wie mit Silber übergossen und erschien in seinem Walde von Cypressen und Lorbeeren wie ein Bouquet weißer, duftiger Maiblumen zwischen ihren grünen glänzenden Blättern.

O, wie wahr ist das spanische Sprüchwort:

»*El que no ha viste Granada,
no ha visto nada.*«

Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehen. Ja, hier möchte ich mein Zelt aufschlagen und mein Leben beschließen!

NEUNZEHNTE KAPITEL. NACH CORDOVA

Abschied von Granada. Der Hombre valiente. Räuber und Räuberleben. Die Sierra Elvira. Alcalà la real. Der Lieblingsplatz des Räubers Jose Maria. Baena. Castro del rio. Anblick von Cordova. Wanderung durch die Straßen. Phantasieen. Die große Moschee. Der Alcazar. Eine Tertulla in Cordova.

Die letzte Nacht, die ich und wohl für immer in Granada zubringen sollte, ließ mich vielleicht gerade deßhalb zu keinem Ruhen und erquicklichen Schlummer kommen. Häufig zündete ich Licht an, um zu sehen, wie weit die Zeit vorgerückt sei, und als die Zeiger meiner Uhr endlich auf vier wiesen, stand ich auf und kleidete mich an; Horschelt folgte meinem Beispiele und bald war auch unser Baumeister munter. Um fünf Uhr sollten die Pferde kommen, und es war besser, daß wir auf sie warteten, als sie auf uns. Ich trat auf den Balkon vor dem Fenster, ganz Granada schien noch zu schlafen, in den benachbarten Straßen, sowie auf der Carrera herrschte tiefe Stille, die nur gleichförmig unterbrochen wurde durch das Plätschern der Springbrunnen und den Ruf eines Sereno, Nachtwächters, der schlaftrunken an einem Baume lehnte und die Witterung verkündigte. Glücklicherweise für uns konnte der Wächter sein Sereno, schönes Wetter, wovon er auch seinen Beinamen hat, mit vollem Recht erschallen lassen, denn der Himmel war klar und sternhell und versprach einen prächtigen Morgen. Von der Sierra Nevada her, deren schneebedeckte Spitzen blendend zu uns herüber blickten, vielleicht schon vom Lichte der für uns noch unsichtbaren Sonne beglänzt, wehte ein kalter Morgenwind; da wir aber im Februar waren, so konnten wir eine warme duftige Nacht nicht verlangen; doch war die Temperatur so angenehm, daß wir bei den

offenen Balkonthüren unsern Anzug beendigen konnten, und wir blieben gerne so lange wie thunlich an dem Fenster, um auf die schöne Stadt bis zum Augenblick der Abreise hinabzublicken. Ja Granada ist herrlich, das Paradies der Erde, und man gewinnt es lieb, wenn man, wie wir, auch nur ein paar Wochen und noch dazu in der ungünstigen Jahreszeit hier verweilt. Auf dem Berge vor unsern Augen, der die Alhambra trägt, wird es heller und immer heller, so daß wir die Bergformen, die Bäume und endlich die stolzen rothen Thürme erkennen, und die alten prächtigen Mauern, zwischen denen wir so gerne umhergewandelt und wo wir manche kostbare Stunde verbrachten.

Lebe wohl, Granada!

Unten auf der Straße klirrten jetzt Pferdehufe auf dem Pflaster und gleich darauf öffnete unser getreuer ben Saken die Thüre, um von uns Abschied zu nehmen. Er brachte Jedem noch eine Portion Papiercigarren, die wir zu seinem Andenken rauchen sollten. Dann übergaben wir ihm die zurückbleibenden Koffer, die er pünktlich zu besorgen versprach, und traten vor das Haus, um nach unsern Thieren zu sehen. Alles schien hier in Ordnung zu sein bis auf den Schimmel, den ich mir ausgesucht, und statt dessen man mir einen Falben gebracht, von dem der Pferdevermiether und unser Begleiter, der uns in der Dunkelheit vorgestellt wurde, versicherte, es sei das erste Pferd der Christenheit, und gegen den Schimmel ausgetauscht worden, weil dieser heute Morgen etwas gelahmt. Am Ende war das auch gleichgültig und der Falbe sah ganz respektabel aus, doch hatte man ihm noch einen andern Sattel aufgelegt, als den ich mir gestern ausgesucht, ein kleines Ding, ungefähr die Mitte haltend zwischen einem türkischen Sattel und einem

ungarischen Bocke und dabei so enge, daß ich mich auch mit dem besten Willen nicht hineinzwängen konnte. Glücklicher Weise lag der Stall des Vermiethers auf unserem Wege, weßhalb wir ohne Zeitverlust einen Umtausch bewerkstelligen konnten. Ben Saken gab uns bis hieher das Geleit und schaute noch einmal nach, ob unsere Provision, bestehend in hartgesottenen Eiern, Schinkenschnitten, Würsten, Brod und einem Krüge Wein, auch gehörig auf unseren Packthieren befestigt sei; dann reichte er uns schweigend die Hand und wir werden ihn wohl nie wieder sehen.

Es ist auf den Landreisen in Spanien äußerst nothwendig, sich mit einigem Proviant zu versehen, wenn man nicht von Morgens früh bis Abends spät, d. h. von einem Nachtquartier zum andern fasten will. Auf unserem Ritte durch die Mancha hatten wir schon die über alle Beschreibung ärmlichen Venta's kennen gelernt, und da wir hier ebenso große Tagereisen hatten, so sahen wir uns vor.

So ritten wir durch die noch immer stillen Straßen Granada's, nur hier und da bemerkten wir einen der Bewohner in Mantel und Hut an der Hausthüre stehend und aufmerksam den Himmel betrachtend. Nur wenige kleine Läden, Kaffeeschenken oder Barbierstuben waren geöffnet, und man sah durch die offenstehende Thüre das Herdfeuer brennen oder die Leute ihr Tagewerk beginnen. Von einer Mantille oder von blitzenden Augen u. dergl. war noch keine Spur zu entdecken und so war es uns unmöglich, eine der schönen Andalusierinnen mit einem Gruß an das ganze reizende Geschlecht zu beauftragen.

Durch die uralte maurische Puerta Elvira zogen wir ins Freie; durch dasselbe Thor, zu welchem auch meistens die Mauren hinauszogen, um entweder im Zweikampfe oder

in größern Gefechten den christlichen Rittern zu begegnen. Durch dieses Thor zog auch zuletzt der König von Granada, der schwache unglückliche Muley Boabdil, als das Volk bei seiner Unthätigkeit sich fast empörte und ihn so zwang, den Versuch zu machen, um Lucena wieder zu erobern, welches die Christen den Mauren abgenommen. Ja er zog hinaus, aber nicht um zu siegen, wurde vielmehr geschlagen, von Alonzo de Aguilar gefangen und vor den König Ferdinand gebracht, der ihn wohl wieder frei nach Granada entließ, aber unter Bedingungen, die später den Untergang des Königreichs herbeiführten.

Damals zogen die tapferen glänzenden Mauren durch dieselbe Puerta Elvira, unter der auch wir in diesem Augenblick ritten. Ich konnte mich nicht enthalten, aufwärts an das Gewölbe zu schauen, wo sich ein hervorragender Stein befand, gegen den die Lanze des Königs so heftig anstieß, daß sie abbrach, – eine schlimme Vorbedeutung, die sich auch durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes erfüllte.

Das war vor so viel hundert Jahren und jetzt klirrten die Hufeisen unserer Pferde auf demselben Pflaster und es hallte der Thorbogen, wie er damals gethan. So gibt jeder Schritt in Granada, jede Straße, fast jedes Haus der Phantasie den reichsten Stoff, um sich lebendig in die alte gewaltige Zeit zurück zu versetzen.

Als wir in die Ebene hinaus kamen, die sich auf dieser Seite Granada's vielleicht eine Stunde weit erstreckt, war es bereits Tag geworden, und wir konnten nun unsere Cavalcade bei Tageslicht betrachten, vor allem unseren Begleiter, mit dem wir die dreitägige Reise nach Cordova machen sollten. Es war das ein junger hübscher Bursche, fein

und schlank gebaut, wie fast alle Andalusier, auch trug er die malerische Majotracht, gestickte Ledergamaschen, verschnürte Jacke und auf dem Kopf den andalusischen Hut mit der breiten aufrecht stehenden Krempe. Alles das war freilich durch den Gebrauch ein bischen unscheinbar geworden, sah aber nichtsdestoweniger malerisch aus. Unser Begleiter hieß Alonzo und hatte die vortreffliche Eigenschaft, daß er den ganzen Tag lustig und guter Dinge war. Meistens saß er nach der Quere auf seinem Maulthier, rauchte den ganzen Tag Papiercigarren und hielt auf die komischste Art an alle Leute, die uns begegneten, namentlich an die Weiber und Mädchen manchmal sehr eindringliche Reden, von denen wir aber leider nicht viel verstanden; dabei nahm er meistens seinen Hut in die Hand und machte mit demselben die lächerlichsten Pantomimen. Zur Abwechslung schien er sich dann wieder zu erinnern, daß er sich wohl vor uns eines gesetzteren Betragens befleißigen müsse, und dann nahm er die Zügel in die Hand, setzte sich ernsthaft auf seinem Maulthier zurecht und versicherte uns, wenn schon jeder Andalusier natürlicher Weise ein ganz famoser Kerl sei, so wäre er selbst der Inbegriff aller menschlichen Tugenden, stolz, galant und tapfer wie ein Spanier, lebhaft wie ein Maure, kurz ein Hombre valiente, ein Hombre de Corazon, ja, wenn man ihn reizte, ein Hombre tigre, d. h. ein Kerl wie ein Tiger. So sah er nun gerade nicht aus, und was den Muth anbelangte, so zeigte es sich später, daß er von dieser Tugend seiner Vorfahren gerade nicht zu viel geerbt.

Der Weg, auf dem wir ritten, war, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen – spanisch – was könnte dieses herrliche Land bei guten Straßen sein. Die Vega von Granada ist eine

der fruchtbarsten Ebenen, die es gibt, sie hat einen dankbaren Boden, auf dem die Vegetation in selten gesehener Üppigkeit gedeiht, was hauptsächlich dem Überfluß an vortrefflichem Wasser zuzuschreiben ist, mit dem die schneebedeckte Sierra Nevada das Land aufs Freigebigste tränkt. Die nächste Umgebung der Stadt bilden herrliche Gärten, fast wie die aus der Huerta von Valencia, nur daß die wasserreichen Flüsse Darro und Xenil hier das künstliche Wässerungssystem unnöthig machen. Von Baum zu Baum ziehen sich die kräftigen Ranken von Reben und Melonen und die ersten in einer solchen Üppigkeit, daß es Stellen gibt, wo sie einen Seitenarm des Xenil förmlich mit ihren Gewinden und Schößlingen überwölbt haben, so daß das klare Wasser unter einem natürlichen Laubdache dahinfließt.

Nachdem wir eine kleine Stunde in der Ebene fortgeritten waren, sahen wir links die Wiesen und Wälder des Soto de Roma, jenes unermesslichen Landgutes, das Spanien als Nationalbelohnung dem Herzoge von Wellington gegeben. In der That, es sind wirkliche Wälder, die wir dort weit ausgestreckt liegen sehen, während wir langsam an den Abhängen der grauen Felsgebirge hinaufreiten, die Granada in einem weiten Halbkreise umgeben. Die ersten Wälder, die wir seit unserem Eintritt in Spanien gesehen, nicht lichte Anpflanzungen von Oliven, vielleicht mit Platanen und Johannisbrodbäumen vermischt, nein, Wälder nach unsern Begriffen mit gewaltigen Eichen, mit Ulmen, Kastanien und einzelnen Gruppen von Alparobenbäumen mit ihren dunkeln, lederartigen Blättern. Ja, Granada hat Alles,

was ein Menschenherz nur erfreuen kann, im Sommer Wärme genug, um Orangen und Limonen hervorzubringen, sogar einzelne Palmen, um namentlich in den engen Seitenthälern Granatbäume wachsen zu lassen mit dem saftigen Laube und der glühend rothen Blüthe, die sich so schön am Baume ausnimmt, aber auch nicht minder reizend im dichten schwarzen Haare der schönen Andalusiana, und dazu hat Granada wieder ein gemäßigtes Klima. Die sonst alles versengende Hitze wird abgekühlt durch die frischen Lüfte, welche von der Sierra Nevada herabwehen. Der durstige Boden wird angenehm getränkt durch die klaren Bergwasser, und läßt so neben Orangen und Palmen auch die königliche Eiche gedeihen – ja, Granada, du bist glücklich, und glücklich ist, wer in deinem Schoße verweilen darf.

Wir haben die ersten Anhöhen erstiegen, halten an und senden die fast traurigen Blicke noch einmal zurück über die Vega hin, nach der herrlichen Stadt, die mit ihren Thürmen und stolzen Schlössern sanft ruhend am Fuße des erhabenen zackigen Schneegebirges im rosigen Morgenlichte langsam aufzublühen scheint. Dort liegt die Alhambra, ihre trotzigen Thürme heben sich ab von der dahinter liegenden Wand des Gebirges, doch nicht so klar und deutlich, als die kleine reizende Xeneralife mit ihren weißen Säulen und Bogengängen auf dem fast schwarzen Hintergrunde der Cypressen. – Das ist ein verkörperter Traum, eine verwirklichte Phantasie. – Waren wir wirklich dort, haben wir wirklich gesehen den Löwenhof und den lieben Garten der Sultanin, haben wir wirklich gewandelt unter den Säulenhallen der Xeneralife und dort sinnend hinabgestaunt auf

das prachtvolle Granada zu unsern Füßen, haben wir wirklich die Hand gelegt an den Stamm der uralten Ceder, unter welcher die schöne Königin ihre Liebesnacht gefeiert in den Armen des kühnen Abencerragen, haben wir wirklich von dem klaren Quell getrunken, der, ein toller Felsbach, durch die Gärten und den Hof der Xeneralife dahinschießt, über Treppen herab und unter dichten Lorbeerlauben hinweg, jetzt als ächter Sohn des Gebirges, jetzt eingeeengt in grünen glänzenden Rinnen oder in einer Wasserleitung von weißem Marmor, was er sich aber gerne gefallen ließ, denn in ihm spiegelten sich zwischen blühenden Rosen schwarze, unaussprechlich sehnsuchtsvolle maurische Augen? –

Ja wir waren dort, wir haben all das Schöne gesehen und genossen und müssen nun diesem Paradiese den Rücken kehren und gewiß auf Nimmerwiedersehen; aber etwas Köstliches nehmen wir mit uns, die Erinnerung, sie soll uns nicht verlassen, vielmehr erfrischend in unsern Herzen walten, wenn der Frost des gewöhnlichen Lebens dasselbe kältend zu überziehen droht.

Alonzo drängt zum Fortreiten, aber wir können uns noch nicht trennen von diesem zauberischen Platze. Von Granada klingen die Glocken zu uns herüber; rechts zu unsern Füßen liegt Soto de Roma, dessen Wälder damals schon waren, als noch maurische Fahnen von den Zinnen der Alhambra wehten, und welche wichtige Rolle spielten jene Wälder in jener Zeit, wo sie den Christen zum Versteck und Sammelplatz dienten, ehe sie zum Kampf in die Ebene zogen. Vielleicht ist noch eine uralte Eiche vorhanden, die uns

erzählen könnte von Ponce de Leon und andern christlichen Rittern, die sich unter ihren Zweigen gewaffnet, nachdem sie Botschaft gesandt an den König von Granada, er möge heraussenden seine Tapfersten zum Zweikampf.

Und dort weiter in der Ebene bei jenem verfallenen Thurm, wo jetzt der Staub aufwirbelt, da auf jener Stelle vielleicht krachten die Lanzen und blitzten die Klingen, während von den Zinnen der Alhambra der König und sein Gefolge niedersah und während sich ein paar schwarze Augen ohnmächtig schloßen, wenn der Maure dem Christen unterlag, nachdem der Schild zersplittert, der Schild mit Halbmond und Devise.

Sie sind vorüber, jene Zeiten, wie auch die Tage, die wir in den prachtvollen Überbleibseln jener alten gewaltigen Zeit zubringen durften. Unser Führer mahnt zum Fortreiten, und wenn wir auch den widerstrebenden Pferden den Zügel lassen, so blicken wir doch im Sattel gewendet noch immer rückwärts auf die Ebene und die mit leichtem Morgennebel umkränzte Stadt. Dort, weit hinter derselben, auf dem letzten Ausläufer des Alpujarras, blickt wieder jener eigenthümlich geformte Hügel hervor, den wir schon von der Alhambra sahen, el sospiro del Moro, und hatten wir nicht fast das gleiche Schicksal wie der unglückliche König Boabdil? auch wir sehen ja diese göttlichen Gefilde zum letztenmal.

Ja, zum letztenmal. Sanft klingen die Glocken von Granada herüber und der leise Wind trägt den Schall an unser Ohr. Dieselben Klänge, welche der Pilger, der hier oben überrascht von der herrlichen Ebene betrachtend stehen blieb, schon vor so viel hundert Jahren hörte. Drunten liegen die Wälder der Soto de Roma, grade wie ehedem, und

der Xenil rauscht durch die Ebene mit demselben Flüstern, mit dem er manchen verwundeten Mauren und Christen einschläferte; und über alles das hinaus blicken die leuchtenden, schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und stehen da in alter Pracht und Herrlichkeit, während die Geschlechter zu ihren Füßen beständig wechseln. Ja, die ersten Berge sahen Römer, Gothen, Mauren und Christen durch diese Ebenen ziehen und werden noch manchen Wanderer erblicken, der, wie wir, hier oben stehend einen letzten traurigen Blick auf die liebe Stadt wirft – Lebewohl, Granada!

Alonzo hatte uns im Stiche gelassen und war auf seinem starken Maulthiere weiter geritten. Wir folgten ihm in scharfem Trabe und holten ihn erst in einer starken halben Stunde wieder ein. Die Aussicht auf die Vega von Granada hatten wir gleich hinter der Berghöhe verloren und um den Contrast recht fühlbar zu machen, umgab uns jetzt eine wilde Felsgegend mit der dürftigsten Vegetation. Einige magere Buxbaumsträucher standen hie und da und wir ritten abwechselnd auf Sand und rauhem Gestein. Zuweilen sahen wir etwas wie eine Straße, auch Fahrgeleise in derselben, doch lief sie meistens so steil auf und ab und war so holperig, daß man nicht begreifen konnte, wie sich ein Fuhrwerk hieher verirren möge. Unbegreiflich bleibt es freilich, daß von irgend einer Wagenverbindung zwischen Granada und Cordova, zwei Städten, die zusammen mindestens 100,000 Einwohner haben, nicht die Rede ist. Natürlich müßte, um eine Diligence befördern zu können, erst

eine Straße gebaut werden, und davon ist, wie schon bemerkt, keine Rede. Geleise, die wir zuweilen in Sand eingeschnitten sahen, führten vielleicht von irgend einem alleinstehenden Hause urbar gemachten Feldern oder nach dürrem Strauchwerk, hier Wald genannt, um das Holz zu holen.

Die Wagenverbindung zwischen Granada, Cordova, Sevilla u. s. w. geht über Jaen und erreicht bei Baylen die große Straße von Madrid nach Sevilla. Auf dem direkten Weg zwischen Granada und Cordova, den wir jetzt zogen, gibt es nicht einmal einen ordentlichen Pfad für die Reithiere und Jeder sucht sich den besten Weg nach seinem Belieben aus; der Begegnenden sind auch hier sehr wenige, vielleicht ein Mann zu Esel, der in der Nachbarschaft ein Geschäft hat, oder ein paar Leute, die mit Hacke und Art aufs Feld und in den Wald ziehen, höchst selten irgend ein Corsar aus Cordova, der mit seinen Maulthieren eine Ladung Waaren nach Granada gebracht oder von dort geholt. Ein Grund mit für die Einsamkeit dieses Weges mag wohl darin liegen, daß die Gebirge zwischen Granada und Cordova von jeher zu den verrufensten von ganz Spanien gehörten. Hier trieb der bekannte und berüchtigte Jose Maria, einer der renommirtesten Räuber sein Wesen; wenigstens hatte er in diesen unwegsamen Einöden sein Hauptquartier, von wo er die große Straße nach Andalusien und die Ebene von Granada unsicher machte und wohin er sich zurückzog, wenn er von den Truppen Ferdinands VII. angegriffen wurde. Auch behauptete er sich Jahrelang gegen dieselben, wurde auch niemals bezwungen, sondern machte später seine förmliche Kapitulation mit der Regierung, die ihm nicht nur völlige Straflosigkeit zusicherte, sondern

sogar eine einträgliche Anstellung gab. Seine Gesellen wurden ebenfalls amnestirt und zu ehrbaren Salinenwächtern, Förstern und Feldschützen gemacht, welche indessen das alte Handwerk nur mit dem Unterschied forttrieben, daß sie am Wege herumlungern die vorübergehenden Reisenden nicht nur überfielen, sondern sie mit vorgehaltenem weitschlündigem Trabuco um ein Almosen baten.

Da wir gerade bergan zogen auf einem Pfade, der so mit Rollsteinen bedeckt war, daß die Pferde keinen sichern Tritt hatten, so ritten wir langsam und befragten unsern Hombre valiente über die Thaten des großen Jose Maria. Nun hat aber ein ächter Andalusier von dem Schlage Alonzo's nur dreierlei im Kopfe, das sind: schöne Mädchen, Stiergefichte und Räubergeschichten. In letzteren war nun unser Führer außerordentlich zu Hause, und schien in seiner Jugend die Geschichte der berühmten Räuberchefs ungefähr so auswendig gelernt zu haben, wie wir in der Schule das Leben der berühmten Generale aus den Befreiungskriegen. Der Hombre tigre setzte sich quer in seinen Sattel, schielte nach der Bota, die auf dem Maulthier hing, und in welcher unser Wein befindlich war, nachdem wir ihm die Erlaubniß zu einem tüchtigen Schlucke gegeben, von der er gründlichen Gebrauch machte, drehte er sich eine Papiercigarre und gab uns eine Menge Räubergeschichten zum Besten. Übrigens war Jose Maria nicht sein Mann. Er war zu grausam, sagte er und brauchte seine Navaja ohne daß es immer gerade nothwendig war; auch mochte er die Weiber nicht leiden und das ist in den Augen eines Spaniers ein großes Verbrechen. Der Liebling Alonzo's war dagegen kein anderer Räuberchef der damaligen Zeit, der zwischen Valencia und Orihuela, namentlich in den Gebirgen

bei Elche sein Wesen trieb, Jayme Alfonso der Bärtige, mit dem langen, vollen Barte, der ihm bis zum Gürtel herabreichte. El Barbudo ist überhaupt ein Liebling des niederen spanischen Volkes, ein zweiter Rinaldo Rinaldini. Wie gesagt, unser Führer schwärmte für ihn und wußte die merkwürdigsten seiner Thaten. Der Barbudo ging in der Majotracht, das Haar nach Art der Stierfechter hinten in einem Netz von grüner Seide tragend; natürlicherweise war er ein Mann von ungeheurer Kraft und trieb das Räuberhandwerk auf eine sehr noble und anständige Art. Er legte den Kaufleuten, die ihre Waaren mittelst Galeeren und Corsaren über Land schafften, einen gewissen Zoll auf, und wenn sie den bezahlt hatten, erhielten sie von dem Barbudo ein Stück Papier, worauf mit Dinte ein einfaches Kreuz verzeichnet war, und wehe dem Mann der eigenen Bande oder einem Ratero, der solches nicht respektirte. Namentlich auf die Buscklepper, die das Geschäft auf eigene Faust trieben, die Räuber-Dilettanten, Rateros genannt, hatte Jayme Alfonso ein wachsames Auge. Wirklich lebendig und schön erzählte unser Führer, wie der Barbudo eines Tags drei dieser Rateros gefangen, die auf seinen Namen gesündigt und wie er ihnen, da sie flehentlich um ihr Leben baten, großmüthigerweise einen Kampf vorschlug, den er allein mit allen Dreien zu gleicher Zeit eingehen wolle. Dabei zog unser Hombre tigre die eigene Navaja hervor und während er wie toll auf dem Sattel seines Maulthiers herumfuhr, zeigte er, wie der Barbudo mit den Dreien gefochten und Einen nach dem Andern niedergestreckt. Don Jayme ist übrigens eine geschichtliche Person. In den Befreiungskriegen gegen die Franzosen nahm er seine Bande zusammen und überfiel von seinen Bergen aus die durchziehenden Feinde, denen

er große Verluste beifügte. Dafür wurde er später amnestirt, erhielt eine Pension, und lebte im Dorfe Sax. Doch war das Ende seiner Tage des berühmten Räuberchefs würdig. Er hatte einen Bruder, der in Valencia studirte, der wegen eines Vergehens ins Gefängniß geworfen wurde, und den er gewaltsam befreite. Später commandirte dieser Bruder unter ihm unter dem Beinamen Estudiantillo, das Studentlein. Dieser setzte das Räuberhandwerk fort und bereitete dem Barbudo manche Verlegenheiten. Er sollte behülflich sein, den Bruder den Gerichten zu überliefern, konnte und wollte es aber nicht, und als eines Tages ein Escribano, den er lange gehaßt und der ihm viel Übles zugefügt, sich mit Schmähworten gegen das Studentlein vergaß, überkam den Bärtigen der Zorn: er faßte den Schreiber und warf ihn so nachdrücklich die Treppe hinunter, daß er das Aufstehen für immer vergaß. Dafür wurde der Barbudo ins Gefängniß geworfen und nun beginnt wieder eine recht romantische Geschichte, als der Estudiantillo viele vergebliche Versuche gemacht, seinen Bruder zu befreien und als dieses nicht gelang, den Sohn des Gerichtspräsidenten entführte, der sich in einem Landhause bei Orihuela befand. Schon war Jayme Alfonso zum Tode verurtheilt, da drohte das Studentlein für jeden Tropfen Blut seines Bruders den Sohn irgend eines vornehmen Geschlechts erschießen zu wollen. Man unterhandelte hin und her, und schickte auch wohl Truppen von Alicante aus gegen die Räuber in den Gebirgen; und nach einem solchen Gefechte fand des andern Tages eine Streifpatrouille in den höchsten und rauhesten Bergen den Körper des Studentleins. Schwer verwundet hatte er sich noch die Höhen hinaufgeschleppt und war einsam und verlassen gestorben. In einem Schlupfwinkel fand man fast

zu gleicher Zeit den Sohn des Präsidenten wohlerhalten, aber nur mit einem Ohre. Das andere hatte der Estudiantillo nach Murcia geschickt, zum Beweis, daß er blutigen Ernst machen würde. Jayme Alfonso wurde bald nachher erschossen.

So erzählte unser Führer und beim tragischen Ende des Barbudo schien er schmerzlich berührt. Bei ihm zählte das Räuberhandwerk mit unter die nobeln Passionen und schien ihm ein sehr ehrenvolles Geschäft, was leider jetzt ziemlich eingegangen sei, doch aber wieder einmal schwunghaft betrieben werden würde. Mit pffiffigem Lächeln meinte er, die Schlupfwinkel des Jose Maria und des Barbudo ließen sich leicht wieder herstellen. Wie für die Person des Letzteren, so schwärmte er auch für den damaligen Aufenthaltsort des Bärtigen: »Ich hab' ihn gesehen,« sagte er, »als ich einmal von Granada nach Murcia und Alicante zog. Da ist bei Elche eine wunderbare Schlucht, Puerto de la Cochera und wenn man da ein Bischen rechts in die Gebirge hineinklettert, kommt man zu dem einsamen Thurm von Carus. Wer da hinauf will, muß Flügel haben und wie der Barbudo und seine Gesellen hineinkamen, wußte lange Niemand.«

»Aber Ihr wißt es, Alonzo?«

Ehe er uns antwortete, drehte er sich schmunzelnd eine neue Cigarre, dann sagte er: — »Ob wir es wissen? das will ich meinen. — Nun, er hatte eine Fallbrücke, die von einem benachbarten Felsen bis auf die Zinne des Domes reichte und die war so sorgfältig versteckt, daß sie lange, lange nicht von den Alguazils gefunden wurde. — O! sie sind zuweilen sehr dumm, die Alguazils,« meinte er, pffiffig lachend. Und da wir jetzt etwas besseren Boden vor uns

hatten, so hieb er auf sein Maulthier und trabte lustig singend vor uns hin.

So zogen wir durch die Berge, plaudernd und Cigarren rauchend in einer beständigen Abwechslung von öder Heide und felsigen Schluchten. Gegen Mittag trafen wir die unvermeidliche Halbwegsventa, die sich auf jedem spanischen Tagmarsche befindet. Mir war es interessant, weil auch Rochau in seinem Reiseleben ihrer erwähnt und dabei einiger jungen Damen gedenkt, mit denen er und sein Reisebegleiter damals geplaudert. Freilich waren zwischen seiner Reise und der unsrigen fast zehn Jahre vergangen und das ist Zeit genug, um namentlich eine Südländerin alt zu machen. Die Venta hatte ihre damalige Gestalt vollkommen erhalten. Vielleicht war die Lehmhütte nur etwas baufälliger geworden; aber von den jungen Mädchen fanden wir keine Spur mehr. Eine sehr alte Frau saß vor der Thür und ließ sich von der Sonne bescheinen, war auch sehr gleichgültig, als wir anritten und uns aus dem Sattel schwangen. Achselzuckend meinte sie auf unsere Fragen nach Brod und Wasser, wenn wir ersteres nicht mitgebracht hätten, so würden wir hungrig wieder ziehen müssen, und was das Wasser anbelange, so habe sie keines im Hause, ihr Mann, der auf dem Felde sei, werde später einen Krug voll mitbringen. Glücklicherweise waren wir außerordentlich verproviantirt. Unser Hombre packte die Vorräthe von einem Maulthiere ab und bald lagen wir königlich tafeln unter einer verkümmerten Platane an der Erde. Unser Tischtuch war eine alte Zeitung, von der übrigens Würste, Eier und Brod, die wir mitgebracht, so vortrefflich schmeckten, als sei es von feinstem Damast gewesen. Auch die Bota ging fleißig in die Runde und wir tranken auf das Wohlergehen

der schönen Stadt Granada, welche uns diesen vortrefflichen Trunk gespendet.

Nach unserem Diner zäumten wir die Thiere, die unterdessen an dem dürren Grase und kleinen Gesträuchen genagt, wieder auf und da der Weg hinter der Venta stark bergauf ging, uns auch nach dem langen Ritte eine Bewegung recht angenehm war, so gingen wir zu Fuße und zogen die Pferde am Zügel hinter uns drein. Das Terrain, durch welches wir zogen, blieb sich im Allgemeinen immer gleich; bald ging es bergauf, bald bergab durch eine öde, unfruchtbare Gegend. Die einzige Abwechslung machte hie und da ein kleines Wasser, das zwischen den Felsen rieselte und in dem wir unsere durstigen Thiere tränkten und ein Bergabbang, der so steil und knüppelhaft war, daß wir vom Sattel stiegen und zu Fuße hinabgingen. Gegen vier Uhr trafen wir auf ein größeres Gehöfte mit ganz stattlichem Hause an einem breiten Thorweg, der so gastlich aufstand und uns einen so angenehm kühlen Stall zeigte, daß mein Pferd die entschiedenste Neigung kund gab, dort einzukehren. Ich ließ ihm diese Grille und wir thaten wohl daran. Draußen brannte die Sonne wirklich unausstehlich und unter dem Thorweg war's nicht nur schattig und kühl, sondern die freundliche Wirthin brachte uns auch einen Krug ganz vortrefflichen Weins und sehr gutes, weißes Brod. Es ist erstaunlich, welchen Hunger man auf Reisen, namentlich beim Reiten entwickelt. Wir thaten diesem Gouter alle Ehre an und Horschelt verband hier noch das Nützliche mit dem Angenehmen und fröhnte dabei einer entschiedenen Leidenschaft, indem er einen stattlichen Maulesel abconterfeite, der mit gesenktem Haupte vor dem Thorwege stand.

Unser erstes Nachtquartier sollte Alcalà la Real sein, nicht jenes Alcalà, auf dem Marquis Posa seinen Freund gefunden, dagegen aber hatte unser Alcalà den Beinamen »das Königliche,« und wenn wir nicht in Spanien gewesen wären, hätte das schon etwas Günstiges versprochen. Hier aber ist man gewöhnt, selbst den unbedeutendsten Dingen die stolzesten Namen zu geben; und deßhalb erwarteten wir nicht anders, als in dem königlichen Alcalà ein elendes Nest zu finden, wie vielleicht Villarrobledo in der Mancha oder etwas Ähnliches. Dießmal aber hatten wir uns auf angenehme Weise getäuscht. Die Sonne stand schon sehr tief, als wir aus den Felswegen, auf denen wir den ganzen Tag herumgeklettert, in ein schönes fruchtbares Thal kamen und darin auf eine so schöne breite Straße stießen, daß wir kaum unsern Augen trauen mochten. Es war das wie eine heimathliche Chaussee mit Bäumen besetzt, mit Wassergräben versehen, kurz ein Weg wie er sein sollte. Ich möchte fast sagen, leider! hatten wir nur noch eine halbe Legua bis zu unserem Nachtquartier. Wir hätten uns wahrhaftig auf dieser Straße nichts daraus gemacht, noch mehrere Stunden weiter zu reisen. Auch die Pferde fühlten den Unterschied gegen die früheren Rollkiesel so außerordentlich, daß sie fast ohne Nachhülfe zu einem tüchtigen Trabe ansetzten, der uns auch in ganz kurzer Zeit in die Stadt brachte.

Alcalà la Real sah wirklich ganz stattlich aus. Statt eines kleinen Dorfes stellte sich uns eine ziemlich große Stadt dar, malerisch am Abhang des Berges gelegen, auf dessen breitem Gipfel sich die stattlichen Ruinen eines mächtigen alten Schlosses befanden. Wir erreichten Alcalà unter dem Alles verschönernden Lichte der sinkenden Sonne, die das Thal,

durch welches wir ritten, mit glühendem Lichte erfüllte und die Schloßruinen droben, sowie den aus den Häusern aufsteigenden Rauch golden beglänzte. Die Straße von Alcalà, zu welcher wir hereinpasirten, hat ein stattliches Gitterthor, das von den Bäumen beschattet war, und hinter demselben fing sogleich die Alameda an, an deren Ende unsere Herberge lag. Ich muß gestehen, es war die beste, die wir bisher auf unsern Reittouren durch das Land gefunden. Unten natürlich der unentbehrliche Raum für Küche, Wohnzimmer und Aufenthalt sämtlicher Gäste, doch erhielten wir oben ein besonderes Speisezimmer, recht gut eingerichtet, sowie zum Schlafen Betten, die über unsere Erwartung gut waren. Während drunten am Herdfeuer unser Nachtessen zubereitet wurde, welches durch unsern Baumeister, der vom langen Ritte bedeutend ermüdet war, überwacht wurde, machten Horschelt und ich einen Spaziergang durch die Stadt, kauften Cigarren und Feuerzeug und stiegen über eine sehr breite Straße den Schloßberg hinauf, zu der alten Ruine, die wir so gut als möglich beim Mondschein betrachteten, auch kletterten wir auf eine der Mauerzinnen, und blickten lange in die milde, mondbeglänzte Nacht hinaus. So lieb und freundlich flimmerten die Sterne über uns und einzelne bekannte Gruppen derselben betrachteten wir lange und träumend, denn es waren dieselben Sterne, die im gleichen Augenblicke auch über den Häuptern unserer Lieben funkelten, von denen wir so weit, weit entfernt waren.

Über solche fast traurige Gedanken siegte glücklicherweise baldigst unsere lustige Reiternatur, und als wir zum lodernden Herde zurückgekehrt waren, wo Leins inmiten einiger Bewohner aus dem Städtchen denselben die

orientalischen Wirren erklärte, hatte sich unser guter Humor wieder eingestellt, und wir gingen fröhlich zu Tische. Während desselben kam indessen noch einmal etwas Wehmüthiges über uns, besonders aber über mich. Der Wirth hatte nämlich zwei kleine Buben, genau von der Größe der meinigen und mit denselben glänzenden Augen und treuherzigen Gesichtern. Die Kinder hatten uns lieb gewonnen und schmeichelten zutraulich um uns herum, sie waren für mich eine liebe und doch fast traurige Anmahnung.

Am andern Morgen ritten wir bei Tagesanbruch weiter. Wir hatten gehofft, auf der schönen Straße, die uns nach Alcalà geführt, weiter reiten zu können, aber diese, sowie die hübsche Stadt mit ihren freundlichen Umgebungen, schien eine Oase in der Wüste zu sein. Kaum hatten wir das jenseitige Thor erreicht, so fielen wir in einen so wahnsinnigen Knüppeldamm, daß man Augen und Hand übermäßig anstrengen mußte, um die Thiere einigermaßen zu leiten und vor dem Stürzen zu bewahren. Es dämmerte kaum und da ein Nebel aufgestiegen war, so konnte man nicht drei Schritte deutlich vor sich sehen. Dabei ritten wir an einem jähem Felsabhang, an welchem unten ein Wasser rauschte. Es ist das ein kleiner Fluß, der sich reizend um Alcalà windet und zwischen üppigen Granatgärten dahinfließt. So, unten im Thale, wo die Orangen blühen, hier oben dagegen war es fürchterlich und die Straße glich vollkommen einem Bauplatze. Anfangs mühte ich mich ab, mein Pferd rechts und links durch die Felsblöcke zu führen, dann aber dachte ich an unsere Ritte in Syrien, namentlich auf dem Libanon, und machte es wie damals, d. h. ich ließ meinem Gaule den Zügel und so ging es augenscheinlich besser und rascher vorwärts. Wir waren aufwärts gestiegen und dann

wieder schnell abwärts bis zu jenem kleinen Fließchen, das wir vermittelt einer Furt durchritten. Hinter demselben ging es lange, lange auf einem steinigten Wege und ziemlich steil bergan. Angenehmerweise wurde es indessen heller und immer heller, die kahlen Berge vor uns, die bisher in einen kalten, grauen Ton gehüllt waren, färbten sich violett, dann röthlich, dann glänzend gelb, und hinter uns war mittlerweile die Sonne aufgestiegen. Wenn wir auch jetzt den Pfad, auf dem wir ritten, vollkommen deutlich sahen, so war doch die Gegend vor uns jetzt im Tageslichte entsetzlich öde und trübselig. Ein vollkommen kahler Berg reihte sich an den andern, zuweilen stiegen wir bis zur Spitze hinauf, um drüben wieder ebenso hinab zu reiten, zuweilen auch wandte sich der Weg am Abhange hin; nicht selten am Rande einer tiefen steilen Schlucht; oben mit einem schmalen Wege versehen, unten aber voll zackiger, wild zerrissener Felsen. Man hätte auf die Idee kommen können, hier befinde sich ein ausgebrannter Krater an dem andern, wie vulkanisch zerrissen war das ganze Terrain. Nach Beobachtungen, über welche man liest, muß es so ungefähr auf dem Monde aussehen. Ringsum nichts wie Sand und Felsen, die auf der Höhe bald gelb, bald röthlich waren und sich abwärts in die Schluchten hinab bis zu tiefdunklem Blau färbten. Dabei wurde der Blick höchst selten erfreut durch etwas Grünes, ein paar magere Buxbaumsträucher oder einige von den feingezackten Palmito's. Ein freundliches Wasser sahen wir nirgends in der Tiefe; nur einmal kamen wir an einem Brunnen vorbei, der in den Felsen gehauen war, und sich in der Nähe einiger elenden Lehmhütten befand.

Unser Hombre tigre war heute nicht so lustig und redselig als gestern; besonders war seine gute Laune gleich schon in der Frühe dadurch gestört worden, daß sein Maulthier einen Fehltritt that, und obgleich es nicht selbst hinstürzte, doch unsere Nachtsäcke sammt Alonzo, der oben darauf saß, herabwarf. Von da an ging der tapfere Andalusier häufig zu Fuß und spähte sorgsam auf den kahlen Berghöhen und in den tiefen Schluchten umher. Hier, zwischen Alcalà und Baena sei ein absonderlich verrufenes Stück Weges. In ein paar Stunden, erzählte er, kommen wir an die Stelle, wo sich Jose Maria häufig aufhielt, und wo noch vor ein paar Jahren Caparota sein Wesen trieb. Das war auch ein famoser Kerl, meinte er. Den habe ich gesehen; aber nur, als er todt war, setzte er hinzu, da er unsere verwunderten Blicke sah. Er wurde von einem seiner Buben in einem kleinen Landhause bei Cordova im Schlafe erschossen. Ich war mit meinem Vater dort, und da alles Volk hinlief, so haben wir ihn uns auch betrachtet. Auf meine Fragen gab er freilich zu, daß letztere Zeit hier in den Bergen kein berühmter Name mehr aufgetaucht sei; doch erwiderte er mir achselzuckend: »Ihr habt allerdings Flinten und Messer bei Euch. Aber was wollt Ihr machen, wenn plötzlich so ein paar elende Rateros dort hinter jenem großen Stein hervorschauten und uns zuriefen: *¡faz en tierra!*« – »Und was würdet Ihr thun, Alonzo?« – »Meiner Seel, erwiderte der Hombre tigre, »ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, ihrem Wunsche zu willfahren; denn ehe Ihr das Gewehr vom Sattelhaken losreißt, hätte ich, der das Gepäck führt, schon ein paar Loth Blei im Leibe. Nein, mit den Kerlen ist nicht zu spassen.«

Und er hatte nicht ganz Unrecht, der gute Alonzo. Bei einem Terrain, wie das, durch welches wir ritten, wo man öfters nicht einmal sein Pferd wenden konnte, wäre es für ein paar Kerle ein Leichtes gewesen, uns vollständig auszurauben. Doch erlebten wir dieses Abenteuer nicht, wogegen sich unsere Straße jetzt mit jedem Schritte verschlimmerte. Zuweilen kamen wir an Schluchten, wo es Wahnsinn gewesen wäre, auf den Pferden sitzen zu bleiben, wo sich ein fast staffelförmiger Weg hier an der steilen Felsenwand hinab und gegenüber ebenso wieder hinaufzog. Einmal mußten wir am Rande eines solchen Défilé's warten, bis eine Eselherde, die uns entgegenkam, zu uns hinaufgeklettert war. An ein Ausweichen war nicht zu denken.

Gegen Mittag erreichten wir auf der Höhe ein kleines Dörfchen, wo wir vom mitgenommenen Proviant unser Dinner halten wollten. Doch ersuchte uns Alonzo, noch eine kleine Stunde weiter zu reiten, bis zum Ufer des Pliego, der unten in der Tiefe in einer schattigen Schlucht fließe, wo es angenehm kühl sei und vortreffliches Wasser für die Thiere gebe. Wir ritten also weiter, und dort hinab führte der Weg im wahren Sinn des Wortes dachjäh. Ich ritt voraus und als ich an den wirklich sehr klaren und in einer schattigen Schlucht dahin ziehenden Fluß kam, trat mein Pferd so sicher hinein, daß ich ihm unbedingt den Zügel ließ. Obgleich ihm das Wasser bis an die Satteltaschen ging, so hatte es doch eine Furt gefunden, und ich wäre ohne allen Anstand hinüber gekommen, wenn nicht das Thier in der Mitte des Flusses, angelockt von dem frischen fließenden Wasser, von welchem ich es saufen ließ, plötzlich den tollen Versuch gemacht hätte, sich niederzulegen. Glücklicherweise riß ich es noch empor und kam mit durchnäßten

Stiefeln davon. Unser Baumeister hatte aber ein anderes, eigentlich komisches Unglück. Horschelt, Alonzo und ich waren schon auf der andern Seite des Flusses, als Leins am Ufer ankam, neben seinem Pferde gehend. Auch hatte er den Zügel desselben nicht erfaßt und so lief das durstige Thier eilig in den Strom hinein, seinen unglücklichen Reiter am Ufer stehen lassend. Horschelt, der noch im Sattel war, ritt wieder zurück, fing das Pferd auf, und brachte den Reiter nach einigen kleinen Schwierigkeiten mit herüber.

Alonzo hatte unterdessen am aufsteigenden Ufer unsere kleinen Vorräthe ausgepackt, und so tafelten wir in angenehmer Kühle bei dem murmelnden Wasser, in welchem der vortreffliche Andalusier die Bota abgekühlt hatte. Hier gab er uns auch wieder Räubergeschichten zum Besten, und meinte, vor so und so viel Jahren würde es Niemand gewagt haben, sich an dieser Stelle ruhig nieder zu lassen. Hier nämlich sei der Lieblingsplatz Jose Maria's gewesen und hier hätte er die Maulthiertreiber ausgeraubt, die ohne großes Geleite des Weges zogen. Vom Ufer des Guadajoz wurde die Gegend etwas freundlicher. Eine Zeit lang ritten wir auf einer Hochebene und sahen rechts und links grüne Wiesen, vor uns ebenso, dort auch nach einiger Zeit Olivenpflanzungen, umgepflügte Äcker, und endlich, nachdem wir uns auf einen sanften grünen Hügel stark östlich gewandt, die Stadt Baena vor uns liegen. Hier wurde König Boabdil nach seinem verunglückten Angriff auf Lucena 1483 gefangen genommen. Baena nahm sich nicht minder stattlich aus, wie Alcalà, war ebenfalls an den Berg hinan gebaut, und auf der Höhe, über den Häusern empor, ragte eine stattliche Kirche. Gern hätte unser Führer hier Nachtquartier gemacht, doch war es erst vier Uhr Nachmittags,

die Sonne stand noch ziemlich hoch, und so konnten wir hoffen, nicht gar zu spät nach dem noch drei Leguas weiter entfernten Castro del rio zu gelangen, von wo dann unsere morgige Tagreise nach Cordova nicht gar zu lange und ermüdend wäre. In Baena hielten wir nur einen Augenblick, und zwar so lange, bis die Bota wieder mit Wein gefüllt war, denn das hatte sich der Hombre valiente, weil er nicht hier bleiben sollte, ausbedungen.

Hinter Baena behielt die Gegend den freundlichen Charakter bei, den sie auch schon vor diesem Orte hatte. Fruchtfelder, Wiesen, Olivenpflanzungen und lange Streifen saftiger grüner Gesträuche, die Stelle anzeigend, wo irgend in der Tiefe ein kleines Wasser floß, wechselten mit einander ab. Da wir auf der Hochebene ritten, auf welcher Baena lag, so konnten wir Alles das auf dem sanft und lange, abfallenden Terrain weit hinaus übersehen. Ja, dort links vor uns in der Tiefe, wo sich die blauen Berge auseinander schoben, machte uns Alonzo auf die mit dem Hintergrunde fast verschwimmende Silhouette eines Schlosses oder einer Stadt, die auf einem vereinzelt Bergkegel lag, aufmerksam. Es war wirklich eine Stadt und zwar unser Nachtquartier, Castro del rio. Das sah von Weitem recht malerisch aus, hatte abar von hier aus gesehen eine Ähnlichkeit mit Toledo und wir konnten hoffen, dort gut aufgehoben zu sein. Aber weit war es noch dorthin, recht weit. Wir kannten die trügerischen Entfernungen hier in Spanien und die Berghalde, auf der wir abwärts ritten, dehnt sich gewiß viele Stunden lang aus, denn sie zeigte in unzähligen Abstufungen unendlich viel Gegenstände hinter einander. Die Wiesen, die Äcker, die Waldungen, die grünen Streifen, kleinen Thäler und kleinen Hügel, mit

dem sie bedeckt war, sowie die Olivenwäldungen und Buxbaumgehölze, Alles das wiederholte sich abwechselnd immer fort und fort. Wenigstens konnte man diese Gegenstände ziemlich weit hinaus erkennen. Dann aber verblaßten die Farben und die Gränzen wurden undeutlicher. Feld und Wald floßen in einander und gaben Anfangs eine unbestimmte grünliche Farbe; dann aber färbten sich dieselben violett, dann dunkelgrau, und nahmen weit, weit am Horizonte da erst eine tiefblaue Farbe an, wo sich der Bergkegel erhob, auf dem sich die ebenfalls dunkelblaue Silhouette von Castro del rio erhob, in prächtiger satter Farbe, hie aber nur darum so erschien, weil der den Horizont begränzende Gebirgszug fast hell schieferfarbig war.

Alonzo hatte bei dem wunderschönen Abend seine frühere Munterkeit wieder erlangt, rauchte Papiercigarren, plauderte und sang in Einem fort. Nachdem wir aber eine halbe Stunde hinter Baena waren, wurde er mit einem Male auffallend still und zeigte auf drei Reiter, die vor uns herzogen. »Den Kerlen traue ich nicht recht,« meinte er. »Wir müssen ihnen auf jeden Fall beweisen, daß wir gute Waffen führen und mit denselben umzugehen wissen.« – »Und wie das, Hombre valiente?« – »Wenn wir sie erreicht,« erwiderte er, »so muß Jeder sein Gewehr vom Sattelhaken nehmen und es langsam laden, das sollen sie nur sehen.« – »Aber die Gewehre sind ja geladen,« erwiderten wir. – »Thut nichts,« sagte er, »dann läßt man den sich den Ladstock hineinfallen, daß es tüchtig klappert, und sieht, ob der Hahn recht gut spielt.« – Lachend thaten wir nach seinem Wunsche, nachdem wir die Vorreitenden erreicht. Das waren allerdings wild aussehende Bursche, ihre Pferde, das Sattelzeug mit der langen Flinte schienen sich in

gutem Zustande zu befinden, die Kleidung der Reiter aber war ein Bischen abgerissen, die langen braunen Capa's verblichen und fadenscheinig, und unter den keck aufgestülpten Hüten schauten uns trotzige, sonnverbrannte Gesichter an. Wir wünschten ihnen guten Abend, was sie erwiderten. Dann zogen wir bei ihnen vorüber und da sie viel langsamer ritten, ließen wir sie bald weit hinter uns; dann erst athmete Alonzo sichtlich wieder auf und sein unerschöpfliches Mundwerk kam wieder frisch in Schwung. »Das waren schlimme Gesellen,« meinte er, scheu rückwärts blickend, »aber sie haben mich erkannt und wußten wohl, daß ich sie ebenfalls kenne.« – »Und haben sie sich vielleicht vor Euch, dem Hombre tigre, gefürchtet?« fragte ich lachend, worauf er den Hut fast ganz ins rechte Auge hinein drückte, eine martialische Haltung annahm, sich auf die Brust klopfte und ausrief: »*Per Dios! Soy hombre valiente, soy hombre tigre, hombre di corazon!*« und das wiederholte er unzählige Male, bald sprechend, bald singend, und hörte nicht eher auf, seinen eigenen Ruhm zu verkünden, bis es ihm einfiel, nach der Bota zu langen, sie hoch in die Höhe zu halten, worauf er dann einen Strahl des rothen Weins lange in den geöffneten Mund herabfließen ließ.

Unser Weg führte doch nicht anhaltend abwärts, obgleich es von der Höhe hinter uns so aussah. Nach einer Stunde erreichten wir ein kleines Thal, das von einem angenehmen Wasser durchflossen war, welches an beiden Seiten die frischesten Wiesen hervorgebracht hatte. Ein ziemlich breiter, weicher Weg schlängelt sich hindurch, und die Blumen, die aus dem tiefen Grün hervorsproßten, drängten sich fast unter die Hufe meines Pferdes; während bei uns daheim noch Schnee und Eis die Fluren bedeckte, war

hier in diesen glücklichen Ländern schon Frühlingsanfang und eine warme, würzige Luft floß mir entgegen. Das frische, grüne Thal war ausgefüllt mit lachenden Sonnenstrahlen, die schräg vom Horizont herüberschossen, die umliegenden Höhen vergoldeten, dem Gras einen eigenthümlichen Schimmer gaben und so unaussprechlich schön auf den Wellen des dahinrieselnden Baches glänzten. Ich fühlte mich so angenehm und heiter erregt, auch mein Pferd schien seine Müdigkeit vergessen zu haben und sich der kühlen Abendluft und des weichen Weges zu freuen. Es war überhaupt ein gutes und kräftiges Thier; jetzt brauchte ich nur eines leichten Zungenschlags, um es in gestreckten Trab zu bringen, der mich bald den Andern weit voraus führte. O, es war so angenehm, dahin zu fliegen durch das frische Grün unter herabhängenden Mandelbaumzweigen, die voll rosiger Blüthen prangten, und nach dem heißen Tage einzuathmen die frische, kühle Abendluft. Doch blieben auch Horschelt und Leins nicht lange zurück, als sie mich davon eilen sahen, und erreichten mich nach ewiger Zeit aber erst als der Weg vermittelt einer Furt durch jenes Flößchen ging, an dessen Ufer ich eine Zeitlang geritten war. Beim Übergang hielt mich eine Gesellschaft von Eseln auf, die dort mit ihren Reitern Einer nach dem Andern durch das Wasser wateten. Es waren ein Paar ausgediente und entlassene Soldaten darunter, mit denen wir nun unsern Weg gemeinschaftlich fortsetzten, da sie ebenfalls nach Castro del rio wollten.

Dieß, unser Nachtquartier, neckte uns aber ganz gewaltig; von jedem Hügel, den wir erstiegen, sahen wir es vor uns liegen, immer in den gleichen malerischen Umrissen,

aber wir konnten ihm scheinbar um keinen Schritt näher kommen. Dazu trug auch wohl die Dämmerung, die nun eintrat, das Ihrige bei, indem sie uns den Anblick der kleinen Stadt mit jeder Minute undeutlicher machte. Endlich wurde es ganz dunkel; doch war glücklicherweise nicht nur Mondschein im Kalender angemerkt, sondern der treue Freund der Reisenden, der Liebenden und Spitzbuben tauchte bald am Horizont hervor und zwar mit voller, glänzender Kugel, unsern Weg sanft und angenehm erleuchtend. Endlich erblickten wir abermals Castro del rio, und zwar zu unserer Rechten liegend, während wir geradeaus geritten. Ein weites, sumpfiges Terrain am Fuße der Stadt hindert die direkte Annäherung, weßhalb wir einen großen Bogen beschreiben, ehe wir eine breite Straße erreichten, die mit doppelten Baumreihen bepflanzt war und eine Art Paseo bildete, der uns nun in gerader Linie zu der alterthümlichen hochgewölbten Brücke führte, hinter welcher die Hufe unserer Pferde nun zum erstenmal auf diesem städtischen Pflaster klapperten. Es ist dieß nach langem Ritt ein angenehmer Ton und Freiligrath hat Recht, wenn er sagt:

— — — — dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Wir ritten aufwärts durch eine enge Gasse, die mit recht armseligen Häusern besetzt war und wodurch unsere Erwartung auf eine gute Nachtherberge ziemlich herabgestimmt wurde. Vor einer recht schlechten Fonda hielten wir einen Augenblick an und nachdem unser Hombre valiente etwas mit dem Wirth gekauderwelscht hatte, von dem wir

kein Wort verstanden, zogen wir weiter. Es schien in diesem Hôtel kein Platz für uns zu sein. Weiter oben im Orte, auf der Höhe der Stadt, kamen wir insofern besser an, als man uns die Thorflügel öffnete und einreiten ließ. Wir waren recht müde geworden, glitten sacht aus unsern Sätteln herab und da es auch bei eintretender Nacht etwas kühl geworden war, traten wir an das Herdfeuer, welches rechts im Thorwege loderte. Erst als wir eine Zeitlang gesessen, uns ein wenig erwärmt und die unentbehrliche Papiercigarre angezündet hatten, bemerkten wir, daß die Localität, in der wir uns befanden, über alle Beschreibung ärmlich war. Dieser Raum war nicht, wie der jener Ventas in der Mancha und der Sierra Morena – dort ein wenn gleich großer, doch behaglicher Raum, hier dagegen niedrig, schmal, so daß der Rauch nicht aufsteigen konnte und er einem in die Augen biß. Das Ganze sah aus, wie ein ehemaliger schlechter Stall für Kühe, wenn er nicht vielleicht einstens für eine noch viel unedlere Thiergattung gedient hatte. Es war Schade für das hübsche Gesicht und die glänzenden Augen der Wirthin, ihr gewiß sehr appetitlicher weißer körperlicher Kern steckte in einer gar zu schmierigen Schale. Sie erinnerte uns lebhaft an unsern redlichen Mistkäfer aus Almagro. Die Anwesenden rückten zusammen, um uns den besten Platz an dem lodernden Feuer zu überlassen und dann wurden die bekannten Anstalten getroffen, um für uns ein Abendessen zu bereiten. Ein eiserner Kessel, halb mit Wasser gefüllt, wurde in die Gluth geschoben, mit einem Huhne und Reis gefüllt, viel Zwiebel und spanischer Pfeffer kam hinein und dann ließ man die Brühe in dem Gefäß ohne Deckel schmoren. Daß grade heute der Kessel

unbedeckt war, hatte für uns dadurch etwas besonders Unangenehmes, daß dicht bei unserer Abendmahlzeit ein alter Kerl hockte, mit sehr unappetitlichen kranken Händen. Diese wärmte er an dem Kohlenfeuer, rieb auch sanft an ihnen herum, bei welcher Beschäftigung er so nahe an und über unsern offenen Suppenkessel kam, daß ich, obgleich ziemlich abgehärtet, mich doch eines Ekels nicht erwehren konnte. Glücklicherweise kam Alonzo aus dem Stalle zurück, den ich auf die unangenehmen Zuthaten aufmerksam machte, die unsere gemeinschaftliche Suppe möglicherweise erhalten könnte, worauf er ohne viel Umstände und mit sehr kräftigen Worten den ungebildeten Gast in die Ecke zurückscheuchte. Trotzdem sich die Frau Wirthin viel Mühe mit ihrem Kessel gab, war der Inhalt desselben dennoch schlecht, und nur der unbändige Hunger, den wir Alle hatten, brachte uns dazu, die schmutzige Brühe und das alte Huhn zu verschlingen. Um aber mit Allem im Einklange zu bleiben, war auch unser Abendtrunk, die Chocolate, kraft- und saftlos und unsere Schlafzimmer die elendesten Löcher, die wir in ganz Spanien angetroffen haben. Eben so schlecht waren die Betten, doch Dank unserer großen Müdigkeit, schliefen wir vortrefflich und zwar so fest und anhaltend, daß uns Alonzo bei Tagesanbruch wecken mußte.

Beim Hinausreiten aus Castro del rio konnten wir einen Blick auf die Stadt werfen. Hiezu war es gestern Abend zu dunkel gewesen. Wenn wir auch von Gebäuden nicht viel Besonderes sahen, so kamen wir doch hie und da an einem Bauwesen vorbei, das durch maurische Form der Fenster und Thüren oder durch irgend einen Bogengang, der auf schlanken Säulchen ruhte, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die entlassenen Soldaten, die gestern

Abend mit uns gezogen, begleiteten uns auch heute wieder. Hinter Castro del rio ritten wir eine öde Berghalde hinauf, von wo wir rückwärts blickend die Stadt malerisch um ihren Berg geschlungen ausgebreitet vor uns liegen sahen. Auch sahen wir, über sie hinwegblickend, unsern gestrigen Weg, ja Horschelt mit seinen scharfen Augen die Kirche von Baena. Es ist eigenthümlich, daß sich hier in Spanien so plötzlich und vollständig die Gegend ändert. Verschwunden waren jetzt wieder Wiesen und Wald und statt dessen ritten wir bergauf, bergab, anfänglich über trostlose, ungearbeitete Flächen, eigentlich auf gar keinem Wege, denn oft lange Strecken mußten die Pferde über den vom Pflug aufgelockerten Boden schreiten. Glücklicherweise, daß wir kein Regenwetter hatten, denn sonst muß es hier bodenlos sein. Von einer Gegend war gar keine Rede; wo wir die Fruchtfelder verließen, waren wir eigentlich noch schlimmer daran, denn dann ging es an Bergabhängen vorbei, auf so schmalen Pfaden, an steilen Abhängen hin, daß an vielen Stellen ein Fußgänger seine liebe Noth damit gehabt hätte. Obgleich unsere Pferde unermüdlich auf und ab kletterten, so fingen sie doch nach zweitägigem beschwerlichem Marsche an, müde zu werden, und der Hombre tigre brauchte seine ganze andalusische Beredtsamkeit, um sie durch recht freundliche Worte munter zu erhalten. Er hielt denn auch lange Reden an sie, worin er ihnen ihre Vergangenheit und Zukunft lebhaft vor Augen führte, sie auf den goldenen Hafer in Cordova verwies und andernteils meinte, es wäre doch schmerzlich, wenn er nach Granada zurückkehrte und müsse dort ihren Kameraden erzählen, daß sie sich mit fremden und sehr angenehmen Reisenden, damit

wollte er uns schmeicheln, so schlecht gehalten. Das Maulwerk stand heute diesem Kerl wieder nicht eine Secunde lang still. Wenn er es nicht zum Rauchen brauchte, dann plauderte er, wenn er nicht plauderte, so stimmte er alle möglichen Lieder an, die er aber dann wieder jeden Augenblick mit Ermahnungen an die Pferde unterbrach – »Malaguena!« rief er dem Braunen des kleinen Baumeisters zu, »du hast die leichteste Last und bleibst immer hinten! Freilich bist du nur aus Malaga, aber doch lange genug in Granada gewesen, um ein rechter Kerl zu werden. Schau dir dafür den Tordo an, der muß den dicken Herrn tragen, – damit meinte er mich, – und ist immer weit vornen. Tordo wäre ein Pferd für einen Räuber geworden,« sagte er dann, »für einen ganz famosen Kerl, für einen Hombre pantera, wie ich einer bin.« Dann schlug er sich herausfordernd an die Brust, und rief lustig sein: Anda, Anda! Horschelts Pferd, ein Fuchs, hieß Alezana und betrug sich auch recht ordentlich. Überhaupt konnten wir über sämtliche Thiere nicht klagen, und wenn je einer der freundlichen Leser dieser Zeilen nach Granada kommt, so soll er sich nur getrost zu einem ähnlichen Zwecke von dem vortrefflichen ben Saken beritten machen lassen.

Es kommt wirklich bei einer solch dreitägigen Tour sehr viel auf Pferd und Sattelzeug an, ob man sich mehr oder minder ermüdet, und ich muß gestehen, daß wir alle drei die Tour recht frisch und munter zurücklegten. Horschelt und ich waren's freilich schon gewohnt, doch selbst unser guter Baumeister – »Heinrich auf lichtbraunem Rößlein,« wie wir ihn nannten – benahm sich wie ein alter biderber Reitersmann.

Gegen Mittag sahen wir links in einem Thale zum ersten Male nach unserem Abmarsch aus Castro etwas wie menschliche Wohnungen, und, worüber wir sehr erstaunten, sogar Häuser mit hohen, dampfenden Schornsteinen und vernahmen das taktmäßige Klappern von Hämmern. Da unten befand sich ein Eisenwerk von einer Minencompagnie unter Oberleitung eines Engländers betrieben. Eine Stunde später erreichten wir ein einsames Bauernhaus, das aber tief unter unserem Wege lag, wo Alonzo zu rasten beschloß und wo wir unsere sehr mäßige Provision verzehrten. Castro del rio hatte uns nur Wein, altes Brod und ein Stück Schafkäse mitgeben können; doch fehlte uns die beste Würze, der Hunger, nicht, und nebenbei versicherte auch Alonzo, der ober uns mit kauenden Backen saß und die Botta zwischen seinen Füßen stehen hatte, nachher kämen wir in kurzer Zeit auf eine Höhe, wo wir dann bald Cordova sehen könnten. – Ja freilich sehen, aber zwischen sehen und erreichen ist besonders hier ein großer Unterschied.

Nach beendigtem Diner gingen wir, wie das unsere Gewohnheit war, erst eine gute Strecke zu Fuß, ehe wir wieder die Thiere bestiegen. Die Hochebene, die uns der Hombre valiente versprochen, wollte indessen lange nicht kommen, und ehe wir sie erreichten, hatten wir einen bodenlos schlechten und langweiligen Weg. Ein Berg erhob sich nach dem andern, den wir hinauf- und hinabklettern mußten, um dann auf einer Höhe angekommen, wieder eine andere vor uns zu sehen, mit derselben steinbedeckten Straße, die immer vor uns auf der Höhe in den Bergkamm eingerissen war und eine Art Hohlweg bildete. Endlich erreichten wir die lang erwartete Hochebene; ein ödes, wüstes Plateau von röthlich gelber Färbung wo wir nun freilich nicht so

leicht Cordova sahen, aber etwas Anderes, gewiß Schöneres und Malerischeres, lang ausgestreckt vor uns, nämlich die prachtvolle Bergkette der Sierra Morena in wunderbarer, tief dunkler, fast schwarzer Färbung, an deren Fuße in einem weiten Thale Cordova liegt. Wir schwelgten im Anblick des prächtigen Gebirges und da wir ziemlich ebenen Boden hatten, so trabten wir rasch über die Ebene dahin, brauchten aber doch noch eine gute Stunde, ehe wir die Thürme des verheißenen Cordova sahen und eine zweite Stunde, bis wir an den Abhang kamen, der sich zum Guadalquivir hinabsenkt.

Von hier oben betrachtet nahm sich Cordova weitläufig, großartig, ja fast prächtig aus. Wenn die Stadt bis zu den einzelnen Bauwerken reichte, die weit vom Mittelpunkte, den die berühmte Moschee bezeichnet, zwischen Orangenbüschen, Olivenpflanzungen und unter langen Bäumen mit röthlicher warmer Steinfarbe hervorblinkten, so mußte Cordova, die alte, prächtige Residenz der Spanien beherrschenden Maurenkönige, heute noch sehr bedeutend sein. Aber dem war ja nicht so. Das ehemalige gewaltige Cordova ist zusammengeschrumpft zu einer kleinen öden Stadt, und was wir von Mauerwerk im weiten Umkreise zwischen dem dunkeln Grün hervorblinken sehen, sind nur die einsam zerstreut liegenden Überreste ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Das jetzige Cordova nährt sich Ackerbau treibend fast größtentheils von der fruchtbaren Ebene, in der es liegt, Kunst und Industrie sind hier verschwunden und sogar das Geheimniß der Bereitung seines berühmten Leders, Corduan genannt, ist mit den Mauren

nach Marocco gezogen. – Die Hauptstadt des Königs Abderrhaman ben Moavia, die einstens mit Bagdad und Damaskus rivalisirte, die eine Million Einwohner besaß, in der sich, wie der Chronikenschreiber erzählt, dreihundert Moscheen erhoben, die neunhundert Bäder und sechshundert Gasthäuser enthielt, die aus eigenen Mitteln zwölfhundert prachtvoll bekleidete und bewaffnete Reiter zur Leibwache ihres Königs stellte, was ist aus ihr geworden? Eine kleine Landstadt mit stillen, öden Straßen, die vielleicht noch dreißigtausend Einwohner zählt, die still träumend da liegt, am Fuße der Berge, die einst ihren Glanz gesehen, und am Ufer des Flusses, der einst für die größten Schiffe fahrbar war, bis ins Meer hinaus, und der jetzt von hier bis Sevilla kaum einen elenden Fischerkahn zu tragen im Stande ist.

Ich war von meinem Pferd abgestiegen, und während ich den Abhang hinabschritt gegen den Guadalquivir, dachte ich so lebhaft an die gewaltige Geschichte, die sich hier in dieser Ebene abgerollt, an die wilden Kämpfe um Cordova zwischen Gothen und Mauren, und an die noch blutigeren, lange Jahre dauernden der Mauren gegen Mauren um die Oberherrschaft der Stadt und des Reiches. Jetzt lag Cordova so still und friedlich da; von leisem Winde getragen schwamm der Klang einer Glocke zu uns herüber und das rothe Licht der Abendsonne küßte mit gleicher Liebe die ewigen Berghäupter droben, die in gleicher Pracht und Majestät wie vor Jahrtausenden dastanden, so wie die arme, zurückgekommene Stadt und die Ruinen der ehemals so stolzen Königsburg.

Der Guadalquivir fließt hier in einem tiefen Bette, an dessen Ufern schattige Kastanien stehen, die ihre Zweige in

das klare dunkelgrüne Wasser erstrecken. Die alte, prächtige Brücke, die Cordova besitzt, ist weiter unterhalb bei der großen Straße nach Sevilla. Hier, wo wir ankamen, versieht eine alte gebrechliche Fähre den Dienst, und der Fährmann, der vor seiner Hütte lungerte, machte trotz unseres lauten Rufens zuerst lange keine Anstalt uns hinüberzubringen. Der Grund war, daß sein scharfes, spekulatives Auge auf der Höhe einige Reiter zu Esel bemerkt hatte, die ebenfalls nach Cordova wollten, und auf die wir warten mußten. Endlich war alles eingeschifft, und wir setzten uns langsam in Bewegung. Drüben angekommen, befanden wir uns sogleich im ehemaligen Weichbilde der Stadt, in einem Garten voll südlich strotzenden Pflanzenwuchses, welcher Cordova auf drei Seiten mit einem breiten Gürtel einfaßt. Vom Guadalquivir bewässert sind diese Garten und Felder mit allen Wundern der üppigen Vegetation geziert, von Wegen mit Hecken blühender Cactus und Aloe durchschnitten, so groß und dicht, daß sich Roß und Reiter dahinter verbergen können, und diese gelben Streifen des sandigen Weges von dunkelm Grün eingefafßt, verlieren sich nach dem Gebirge hin allmählig in schattige Wälder von kräftigen Eichen und Kastanien. Nie werde ich den kurzen aber wunderbaren Ritt vom Ufer des Guadalquivir nach der alten Stadt Cordova vergessen. Der tiefe Ton der Glocken schwamm in der lauen Abendluft und klang so friedlich und beruhigend. Hinter uns hatten wir die wilden Steinwege der Sierra Elvira, und während wir auf weichem Sandboden ritten zwischen riesenhaften Aloenhecken, von denen oft die Dritte noch mit ihrem prachtvollen dreißig Fuß hohen Blütenstengel geziert war, an eingestürzten

malerischen Mauerresten vorbei, Reste jener uralten Mauern, hinter denen einst die Araber vergeblich dem heiligen Ferdinand zu trotzen vermeinten; zertrümmerten, jetzt einsam stehenden Thorbogen entlang, an deren Wölbung man noch deutlich die zierliche Hufeisenform erkannte, die von freundlichen Palmen überragt waren, sogen wir begierig den würzigen Duft der Orangenblüthen ein, der aus den benachbarten Gärten zu uns herüberdrang.

Am Stadthor von Cordova verschwand freilich alle diese Poesie, wenigstens für den Augenblick, da wir uns einer genauen Visitation unserer Effecten unterwerfen mußten. Leider war unsere Reisekasse so zusammengeschmolzen, daß wir mit den paar Peseten sparten, durch welche wir die Zollbeamten hätten bestechen können. Schon früher bemerkte ich, daß in Spanien nicht räthlich ist, mit vielem baarem Geld zu reisen. Obgleich wir nun einen Kreditbrief auf Cordova hatten, so konnten wir, da es schon spät war, doch wahrscheinlich erst morgen Gelder erheben und hatten eben noch so viel übrig, um unsern getreuen Alonzo auszubezahlen.

Durch stille, öde menschenleere Gassen, wo wir deutlich an vielen Häusern sahen, daß sie dem Verfall nahe und nicht bewohnt seien, ritten wir längere Zeit aufwärts und gelangten endlich in die Fonda de las Diligencias, ein altes, äußerlich unscheinbares, Haus, in enger Gasse gelegen, aber mit einem reizenden Hofe, den ein Bogengang von korinthischen Säulen umgab, dessen Fußboden mit Marmor und bunten Fayenceplatten ausgelegt war, und wo uns ein freundlich murmelnder Springbrunnen willkommen hieß; da, wo die Einfahrt in den Hof mündete, war, wie fast durchgängig in guten Häusern des Südens, ein Gitterthor

von zierlich verschlungenen Schmiedeisenstäbchen angebracht, das den Blick in den Hof von der Straße aus erlaubt. Der Springbrunnen war sehr klein mit achteckigem Becken aus blau und weißen Fayenceplatten, und vier kleine bronzene Seepferde spieen die munteren Wasserstrahlen aus. Das Haus mußte sehr alt sein, denn bei genauer Durchsicht fanden wir später in den Zimmern sehr schöne, alle bunt bemalte Balkendecken mit Ornamenten, bei denen die arabische Überlieferung unverkennbar war; eine allerliebste Azotea oder Terrasse zu oberst auf dem Hause wurde von uns häufig erstiegen der herrlichen Aussicht wegen.

Obgleich uns der Wirth des Gasthofes aufs Freundlichste empfing, so bedauerte er doch, uns für heute nur eine kleine Stube in einem hintern Winkel seines Gasthofs geben zu können, da ausnahmsweise heute Morgen mehrere Fremden gekommen seien, und fast sein ganzes Haus durch den Prinzen von Joinville, der mit Gemahlin, Kindern und Dienerschaft schon fast vierzehn Tage da sei, in Anspruch genommen war. Doch versprach er uns morgen eine andere Wohnung, und zwar in dem reizenden Hofe selbst, wo wir abgestiegen. Unser vortrefflicher Hombre valiente wollte heute Abend Cordova noch verlassen, um in einem benachbarten Meierhofe, wo er bekannt war, die Nacht zuzubringen. Auf sein Verlangen stellten wir ihm ein vortreffliches Zeugniß, und zwar in spanischer, deutscher und französischer Sprache aus, worin er uns besonders bat, seine Zuverlässigkeit und seinen Muth nicht unerwähnt zu lassen. Bis ans Thor des Gasthofs gaben wir ihm auch das Geleite, und als er mit seinen vier Thieren die enge Straße hinabkletterte, überschlich mich, ich möchte fast sagen, ein wehmüthiges

Gefühl. Voraussichtlich war die Reise von Granada hierher die letzte Reittour, die wir in Spanien machen würden, hatten wir doch sowohl in der Mancha als auch in Andalusien hoch zu Roß sitzend mit unsere angenehmsten Reisetage erlebt.

Am andern Morgen verließen wir zeitig unsern Gasthof, um eine Wanderung durch die Straßen Cordovas zu machen. Dieselbe Ruhe und Stille, die über dem weiten Weichbilde der Stadt liegt, das Ruinenhafte und Verlassene, das uns dort überall entgegentrat, fanden wir auch hier in den engen Gassen wieder. Cordova erinnert mehr noch als Granada an seine arabischen Erbauer. Hier ist Alles maurisch, die Straßen sind eng und gewunden, um die heißen Sonnenstrahlen abzuhalten; an den Häusern erblickt man fast überall arabische, reich verzierte Portale und Friese und Bögen, die zu ihnen passen; uralte Marmorsäulen in Masse sind überall hinein verbaut, bald hoch oben luftige Bogengänge bildend, bald unten an dem Hause zu arabischen Vorhallen zusammengereiht, oder Arcaden unterstützend, die im Innern der Gebäude um die stillen schattigen Patios herumlaufen. Aber wenigstens drei Viertheile jener ehemaligen Pracht ist verfallen. In vielen Straßen wuchert das Gras auf dem Pflaster und nicken üppige Schlingpflanzen freundlich von den moosbedeckten Dächern herab. An Thorwegen fehlen die Thürflügel, an ehemals reichen Balkons die zierlichen Geländer; zerborstene Treppentufen erschweren hie und da den Eingang in das Innere von Gebäuden, deren Fundamente gewichen sind und die den Einsturz drohen. Freilich gibt es auch Straßen, deren Häuser besser erhalten sind; so die, in welcher unser

Gasthof lag, doch geben auch hier unzählige verschlossene Fensterladen und die tiefe Stille, die über Alles brütet, dem Anblick der Stadt etwas Gespensterhaftes. Am traurigsten und verlassensten ist die ehemals wirklich prachtvolle Plaza major, jetzt Plaza de la Constitucion. Es ist dieß der Hauptplatz der Stadt, den in einem regelmäßigen Viereck große stattliche Häuser umgeben, die unten mit Arcaden versehen sind. Einstens waren diese bestimmt, reiche Waarenlager aufzunehmen, jetzt aber sind sie verödet und nur hie und da hat sich in irgend einem Winkel ein armseliger Kramladen eingekistet. Wenn wir über den Platz schreiten, so rufen unsere Fußtritte ein bedenkliches Echo nach, und wenn wir darüber erstaunt an den hohen fast prächtigen Häusern emporblicken, so sehen wir an geschlossenen Balkonthüren und Jalousien, ja an öden Fensterhöhlen, durch welche Wind und Wetter ziehen, daß die meisten dieser Gebäude verlassen sind, und gewiß schon seit langer Zeit, denn manche zeigen verdächtige Spuren ihres gänzlichen Verfalls und drohen den Einsturz. Daß dadurch das Straßenleben auch nicht bewegt und mannigfaltig sein kann, versteht sich von selbst; die Leute, die man auf der Straße sieht, gehen still und ruhig ihrer Wege und scheinen ernsthafter zu sein, als ihre übrigen andalusischen Landsleute. Vielleicht fühlen sie schmerzlich den Verfall ihrer einstens so schönen Stadt, deren prachtvolle Lage in einem so fruchtbaren Thale an den Ufern des schönen Guadalquivir wohl ein besseres Schicksal verdient hätte. Ja, die Lage von Cordova ist schön, und auch die Stadt trotz ihrer öden Stille und trotz der überall sichtbaren Spuren ihres Verfalls.

Wölbt sich doch über sie fast beständig ein klarer tiefblauer Himmel, und gießt doch die Sonne fast ohne Unterbrechung ein wahres Meer von Licht über Cordova aus.

Hat man sich erst einmal an diese stillen Straßen, an diese stummen Häuser gewöhnt, so kann man sie ordentlich lieb gewinnen. Gerade das Ruinenhafte ihrer Häuser bringt eine so malerische Wirkung hervor, und wenn man durch die schattigen Straßen wandelt, so findet das Auge überall Etwas, worauf es mit Interesse verweilt: die tiefdunkeln untern Stockwerke dieser Häuser mit ihren Balkonen, Säulen und Eisengittern, die oben ein scharfer, freundlicher Strahl der Sonne vergoldet, der liebend hineinzudringen scheint in die offenen Fenster leerer Gemächer und hoch oben blendend erglänzen läßt die weißen Marmorsäulen einer luftigen Loggia, die sich so deutlich von dem tiefblauen Himmel abhebt. Dort senkt sich eine Straße hinab, gewunden, unregelmäßig, so daß sich die charakteristischen Häuser wie eine Theaterdecoration auseinanderschieben, uns so den vollen Anblick eines alten röthlichen Thurmes gewährend, der trotzig mitten im Wege zu stehen scheint mit seiner arabischen Mauerkrönung und der Wölbung seines Thores in eleganter Hufeisenform. Dabei liegt die Straße tief im Schatten, in dem einzelne Handwerker vor der Thüre arbeiten. Die Sonne kann noch nicht hier eindringen, glüht aber dafür auf der andern Seite des alten Thurmes und beleuchtet den Thorweg unter demselben mit strahlendem Lichte. Dort werden plötzlich ein paar Reiter sichtbar, Gensdarmerie zu Pferde, die aus dem glänzenden Thorbogen hervor im tollen Carrière die Straße heraufspringen und so dort einiges Leben verursachen. Die Handwerker sehen einen Augenblick von ihrer Arbeit in die Höhe, ja hie

und da öffnet sich ein Fensterladen, ein weiblicher Kopf wird sichtbar, um aber sogleich wieder zu verschwinden, und dann ist es wieder so ruhig wie vorher. Der Schneider näht ruhig weiter, der Schuster klopft sein Leder, und außer diesen taktförmigen Schlägen hört man weiter nicht den geringsten Lärm in der Straße.

Unten an dem alten maurischen Thurme führt eine schmale Seitengasse auf einen kleinen Platz, der wo möglich noch stiller und melancholischer ist. – Wohnt hier Jemand, oder sind hier alle Häuser verlassen? Wir wissen es im ersten Augenblicke nicht. Sämmtliche Thüren sind verschlossen, ebenso die Fenster und Balkone, die erstern haben zum Überflusse inwendig noch einen weißen Vorhang, über die letzern ist eine Strohmatte niedergelassen, die über die Brüstung des Balkons herabhängt. – Tiefe Stille rings umher, und wenn wir uns räuspern, so ist es gerade, als räuspern sich viele unsichtbare Bewohner der umliegenden Häuser ebenfalls.

Wir schreiten langsam weiter und sind schon in der Nebenstraße, als wir den Accord einer Guitarre vernehmen. Gleich darauf ertönt eine weibliche Stimme und singt die ersten Strophen eines Volksliedes. Auch Schritte erschallen nun von der andern Seite her, aber die Füße, welche sie verursachen, treten so fein und leicht auf, daß es uns nur die tiefe Stille rings umher möglich machte, sie zu vernehmen. Es ist ein junges und schönes Mädchen, die gerade auf die Thüre des Hauses zuschreitet, woher wir den Gesang vernommen. Während die eng anschließende Basquina von dunkel violetter Seide die weichen Umrisse des stolzen Leibes und der schlanken Glieder verräth, fällt die Mantille von schwarzen Spitzen leicht von der Stirne über

die Schulter bis in die feine Taille herab; die Hand mit dem Fächer hält sie unter dem Kinne zusammen, und ein kleiner Druck der Finger läßt uns einen Moment den Anblick des schönen Gesichts genießen, um im nächsten die Spitzen zusammenzuziehen und den Fächer auseinander zu werfen. So schreitet die Andalusierin leicht und graziös die Treppen an dem bezeichneten Hause hinauf, und da die Basquina ziemlich kurz ist, so sehen wir einen wunderbar zierlichen grünen Schuh' und noch ein ziemliches Stück des weißen seidenen Strumpfes. Gleich darauf aber ist sie hinter der Thür verschwunden, der Gesang hat aufgehört, und eine tiefe Stille herrscht wieder auf dem Platze. Aber nicht lange; denn bald hören wir es flüstern hinter der herabhängenden Strohmatten, und an jeder Seite lugte eine Mantille hervor und unter jeder ein paar glänzende schwarze Augen. Es scheint uns, die jungen Damen in Cordova haben auch zuweilen Langeweile und betrachten sich alsdann, vielleicht nicht ganz ohne Interesse, ein paar Fremdlinge, die vor ihrem Hause stehen, und es fast ungebührlich angaffen. – Es ist zuweilen sehr gut, wenn einem eine vollkommene Kenntniß der Landessprache mangelt, denn der Platz war sehr einsam, nicht einmal die Sonne warf einen neugierigen Blick herein, rings umher tiefe Stille und Einsamkeit.

Wie unser Wirth versprochen, bekamen wir schon am Mittag ein Zimmer neben dem Patio, und wenn wir die Thüren öffneten, so vernahmen wir das freundliche Murmeln des kleinen Springbrunnens. Nachdem wir uns dort gehörig eingerichtet, gingen wir mit einem kundigen Führer zur berühmten Moschee von Cordova, der größte, fast einzige maurische Tempel, von dem mehrere Theile ganz

unverändert auf unsere Zeit übergegangen sind; die Mesquita, wie sie bei den Arabern hieß, wurde von Abderrhman erbaut und war uns mit ihrem imposanten Säulenwalde schon längst aus Zeichnungen und Bildern bekannt. Von außen macht dieß wunderbare Gebäude nur an der Seite des Haupteingangs einen einigermaßen großartigen Eindruck. Die Moschee steht ohne erhabenen Thurm hoch gelegen über den Ufern des Guadalquivirs und ist rings von einer glatten hohen Mauer eingefast, die außer den stark vorspringenden Strebepfeilern keine andere Verzierung zeigt, als schlanke arabische Mauerzinnen. Nach dem Gebrauche der Orientalen verschließt sie die innere Pracht und Herrlichkeit vor dem Blicke der Außenwandelnden und läßt nicht ahnen, welch prachtvolles Bauwerk sie umgürtet. Unter einem niedrigen Minaret im Style der Giralda befindet sich der Haupteingang; doch öffnet sich nicht weit davon vor uns ein kleiner maurischer Thorbogen, der uns aber statt in die Kirche selbst auf den Vorhof führt, den man bei jeder Moschee findet, auf den Patio de las naranjas, den Orangerhof. Es ist dieß eine reizende liebliche Einrichtung der orientalischen Tempel. Hier lustwandelten die Gläubigen unter duftenden Orangen, oder sahen gedankenvoll dem hoch aufspringenden Strahl der Fontainen zu, ehe sie sich in die dunklen Hallen der Kirche begaben. Für mich wird dieser kleine reizende Platz immer eine liebe Erinnerung bleiben, und ich saß hier träumend manche Stunde, wenn meine beiden Reisegefährten in den benachbarten Straßen zeichneten. Und doch war der Orangerhof gar so einfach, aber gerade dieß Einfache, so wie die gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt, ist es, was seinen Reiz ausmacht, ein geräumiger, viereckiger Hof mit

Orangen bepflanzt, deren Duft ihn ganz erfüllt; in der Mitte erhebt sich eine große Marmorfontaine, die ihren Wasserstrahl hoch hinaufwirft, während sich zu ihren beiden Seiten ein paar klare plätschernde Brunnen mit glänzenden Goldfischen befinden. Das Abwasser dieser Brunnen kann vermittelst gemauerter Rinnen, die nach allen Richtungen auf der Erde hinlaufen, an den Fuß jedes der Orangenbäume geleitet werden. Man öffnet eine kleine Schleuße und im Augenblicke ist der Fuß der schönen Bäume von dem klaren frischen Wasser umspült. Zwischen den Orangen erheben sich einige düstere, fast schwarze Cypressen und neben ihnen ein paar schlanke Dattelpalmen, deren herabhängende feingezackte Blätter sich leise im Hauche des Windes wiegen. Auf zwei Seiten dieses Platzes befinden sich bedeckte Arcaden mit zierlichen maurischen Säulen und Bögen, über dem glatten, darauf ruhenden Mauerwerk ragen die sägenförmigen Zinnen der mit dicken Strebpfählern verstärkten Umfassungswand herein, auf der dritten ist, wie gesagt, der Thurm, ein moderner Aufbau über dem alten Untertheil, aus dem der herrliche Bogen der Puerta del Perdón ausgeschnitten ist, die den Hauptzugang zu diesem Hofe bildet. Die gewaltigen Thürflügel sind mit Bronzeplatten von zierlicher Arbeit in sechseckiger Ineinanderfühlung beschlagen und wunderschöne Thürklopfer zieren diese ruhigen prächtigen Flächen. Ein paar breite Stufen führen innerhalb von diesem Thor auf die Terrasse und vor uns haben wir die Moschee selbst mit ihrem hohen Portal, eine langgestreckte ruhige, einfache Masse, die nicht ahnen läßt, was im Innern verborgen ist. So oft ich hierher kam, fand ich den Vorplatz belebter, als die Kirche selbst. Eine Menge kleiner Buben spielten um die Bewässerungsrinnen

am Boden oder umlagerten die Brunnen, wo sie mittelst der herabgefallenen Blätter der Orangen Wasser schöpften und tranken. Alte Männer saßen, obwohl es dem Kalender nach Winter war, in den schon recht heißen Strahlen der Sonne, die zur Mittagszeit neben dem Haupteingange glänzend und die dunkeln Steinmauern angenehm erwärmend hereindrangen.

Endlich öffnet sich vor uns die große Thüre der Moschee und wir stehen aufs Höchste überrascht vor dem Säulenwalde, der sich vor unsern Blicken erhebt und sich endlos auszudehnen scheint. Eintausend und achtzehn Säulen stehen hier in neunzehn Reihen von Norden nach Süden zu dem Alquibla, d. h. dem Theile gegen Mittag. In entgegengesetzter Richtung gezählt, bilden sie achtunddreißig andere Säulenreihen, die von Osten nach Westen gehen und hier eine engere Eintheilung haben. Diese Säulen sind von verschiedenen Arten von Marmor und Granit gearbeitet, bald weiß, gelblich, grau, röthlich, ins Bläuliche schimmernd, bald gefleckt, bald schwarz. Theils sind sie glatt, theils canelirt, theils haben sie gewundene Verzierungen. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit stört nicht im Geringsten die erhabene Wirkung, vielmehr erzeugt der Wechsel dieser Farben einen überraschenden Totaleffect. Die Dicke derselben beträgt nicht über anderthalb Fuß, ihre Höhe nicht über sechszehn Fuß; sie tragen auf zum Theil etwas derben, an das Korinthische erinnernden Capitälern zwei Reihen von hoch gesprengten maurischen Hufeisenbögen übereinander, so daß trotz der Niedrigkeit der Säulen, die aus eingelegtem Holzwerk reich verzierte frühere Decke des Gebäudes an vierzig Fuß hoch war. Worin liegt nun die ungeheure Wirkung, welche diese Kirche auf uns macht?

Die Moschee des großen Chalifen in Damaskus ist erhabener, prächtiger, aber als ich sie betrat, umwehte mich nicht diese eigenthümliche, ich möchte fast sagen, berauschende Poesie, wie hier in dem endlos scheinenden Säulenwalde von Cordova, dort hat man Zeit und Laune, alles ruhig zu betrachten, zu vergleichen, abzumessen, hier möchte man nur träumend durchschreiten, und dabei trauernd an jenes wunderbare Volk denken, welches diese ungeheure Wirkung mit so wenig Mitteln hervorgebracht. Herrlich war die Ausschmückung in Gold und Farben, wie sie einstens bestand –; jetzt ist sie verblichen und übertüncht. Aber die Conception des Ganzen ist so einfach, wie möglich, Säulen, und Bogen die sie verbinden, und darüber das Dach, keine prachtvollen Fenster, keine großartige Kuppelwölbung! und doch so reizend, so unvergeßlich schön! Die Säulen sind fein im Vergleich zu dem Anblick der großen Last, die sie tragen, aber aus welchen herrlichen Materialien bestehen sie, aus den härtesten Graniten und Marmorn, sie haben schon an die tausend Jahre ihre Last getragen und werden, wenn man sie nicht niederreißt, noch aufrecht stehen, wenn manches gewaltige Bauwerk einer früheren oder späteren Periode zusammengestürzt ist.

Langsam schreiten wir durch die stillen Räume und wohin wir uns wenden, wo wir auch stehen mögen, überall treten zahllose Perspectives in geraden und besonders überraschend in den Diagonallinien vor unsere Augen, so daß namentlich bei dem feierlichen Halbdunkel, welches hier herrscht, dieselben endlos zu sein scheinen.

Ums Jahr 786 begann der König Abderrhaman I. den Bau der großen Moschee. Man behauptet, er habe selbst den

Plan dazu entworfen und sei dabei von der Absicht ausgegangen, diesen Tempel dem in Damaskus ähnlich, aber größer und erhabener in Pracht und Aufwand, als die neue Moschee zu Bagdad errichten zu lassen, damit er mit der Alaksa, dem heiligen Hause zu Jerusalem verglichen werden könne. Bekanntlich verehren die Muhamedaner zwei Tempel oder heilige Häuser, die Caaba in Mekka und die Alaksa zu Jerusalem. Alaksa heißt die Entferntere, auch wird die Moschee in Jerusalem der Tempel der Auferstehung genannt, sowie auch Assahara die vom Felsen. Zum Bau der Mesquita wurden Säulen herbeigeschafft von Nimes und Narbonne in Frankreich, von Sevilla und Aragonien, von Italien, von Konstantinopel und aus den Ruinen Carthago's. Der erste Chalif erlebte aber den Ausbau nicht mehr, und leider entstellte sein Nachfolger Hirem, der ein berühmter Poet war, durch symmetriewidrige Erweiterung den ursprünglichen Bauplan und zerriß so die Einheit und Harmonie desselben. Das hätte aber Alles noch nicht so viel zu sagen gehabt, als die langsame und systematische Zerstörung dieses wunderbaren Bauwesens durch das erobernde Christenthum, welches den Gewohnheiten und Bedürfnissen seines Cultus gemäß hier eine unpassende Kapelle zwischen die Säulen hineinzwängte, dort Altäre errichtete, deren spitze Aufsätze den runden schwunghaften Bogen so unaussprechlich wehe thun. Die gewaltsamste Zerstörung aber begann im fünfzehnten Jahrhundert; die als herrlich beschriebene, geschnitzte und bemalte Decke von Lärchenholz wurde herausgenommen und durch nackte, weiß getünchte Gewölbe ersetzt, diese vielfach durchbrochen, um mehr Licht hereinzuführen und so die frühere geheimnißvolle Dämmerung, so günstig für die

dem Islamismus entsprechende Beleuchtung dieses unabsehbaren Raumes durch zahllose Lampen, vertrieben.

Nicht genug, die eifrige Geistlichkeit wußte dem großen Karl die Erlaubniß abzunöthigen, in die Mitte der Moschee eine christliche Kirche setzen zu dürfen und zu diesem Behuf ließ der Bischof Alonzo Manrique, der sich für ein Bautalent hielt, trotz aller Einwürfe der vernünftigeren Stadtbehörden die Säulen und Bogen, die hinderlich waren, ausbrechen, um für ein Schiff und Chor, die zusammen die Größe einer ansehnlichen Kirche haben, Raum zu gewinnen. Karl V., der bei andern Gelegenheiten leider selbst keine große Vorliebe für die nachgebliebenen Bauwerke der Araber zeigte, war, wie uns Ponz berichtet, als er später während des Kirchenbaus, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, die Moschee zum erstenmale besuchte, doch so entrüstet, daß er zu dem Bischof und Kapitel sagte: Ihr wißt nicht, was ihr gethan habt. Um eine Kapelle zu erbauen, die ebenso gut draußen hätte stehen können, habt ihr leichtsinniger Weise Etwas vernichtet, was in seiner Vollendung einzig in der Welt bestand. Und darin hatte der große König sehr Recht. Hätte man die christliche Kirche neben die Mesquita gebaut und diese als den größten Portikus der Welt belassen, so wäre eines der erhabensten Bauwerke entstanden, ein achttes Weltwunder.

An und für sich ist die Kirche von edlen Proportionen und mit einem prachtvollen gerippten Gewölbe überspannt, alles Detail ist in den schönsten Renaissanceformen und die Vergoldung fast überreich; man könnte ein wahres Wohlgefallen daran haben, aber sobald man aus ihr heraus

wieder den wunderbaren Arcadenhain, der sie umgibt, betritt, überkommt einen ein unwiderstehlicher Unmuth über die Blindheit des Eifers jener Priester.

Wohl mochten die Mauren, als sie im Jahr 1336 Cordova für immer verlassen mußten, eine Ahnung davon haben, wie die eindringenden Christen mit ihrem heiligen Hause umgehen würden, und um das Allerheiligste in demselben, die Mirah zu schützen, vielleicht auch damals an eine Rückkehr denkend, vermauerten sie dieselbe so kunstvoll, daß sie erst fast sechshundert Jahre später und zwar im Jahr 1815 aufgefunden wurde, wo Steinhauer, die irgend eine Reparatur vorzunehmen hatten, auf die zugemauerte Wölbung stießen.

Die Mirah, wegen einer Reliquie von den Gebeinen Muhameds, die hier aufbewahrt wurde, auch Zancarron genannt, verschloß ein kostbares Exemplar des Alcoran; sie ist gegen Osten an der sehr dicken Umfassungswand der Moschee gelegen und in dieser Mauer war der Raum zu Aufbewahrung obiger Kostbarkeiten ausgespart, ein verhältnißmäßig kleines Gemach, nur durch eine einzige Thüre von der Moschee aus zugänglich. Dieses Gemach nun, wie die hufeisenförmige Thüre, die dazu führt, ist hinsichtlich der Pracht der Mosaiken wirklich das Kleinod dieses gewaltigen Ganzen, der Hufeisenbogen der Thüre ist in keilförmige Felder nach dem Fugenschnitt getheilt und der Führer, indem er das an einer Stange befindliche Wachslicht den feinen Mosaiken in der Höhe nähert und auch das kleine Gewölb in der Mauer uns beleuchtet, denn Lichtöffnung von Außen ist keine da, vermehrt durch die Möglichkeit einer genaueren Besichtigung noch unser anfängliches Erstaunen.

So hatte ein guter Genius dieß Heiligthum der Moschee bewahrt, und es stand lange, lange Jahre beschützt von dicken Marmorwänden mitten unter Crucifixen und Altären, und während draußen die Orgel klang, Glocken läuteten und christliche Hymnen ertönten, riefen im stillen Innern der Kapelle unzählige goldene und farbige Inschriften: Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet!

Ist die Anordnung der Bogenwände, die ein Schiff der Moschee gleichsam als besondere Gasse von dem andern trennen, mit geringen Abweichungen nach einem und demselben einfachen Systeme, so wird die Architektur des vor der Mirah liegenden drei Bogen langen und drei Bogen breiten freien Raums weit lebendiger und phantastischer. Die Säulen sind doppelt über einander und die Bogen, an und für sich schon nach unten und oben ausgezackt, durchdringen und verschlingen sich wechselseitig, jedoch überall den freien Durchblick durch die mannigfaltigen dadurch entstehenden offenen Felder gestattend. Überdeckt ist dieser Vorplatz mit einer Wölbung, in der die Rippen nach der Richtung mehrerer durch einander geschobener Polygone laufen und die Zwischenfelder mit kunstvoll gearbeiteten Muscheln ausgefüllt sind, so sinnreich an einander gereiht und in Größe und Farbe so angenehm mit einander abwechselnd, daß vor dieser auf den ersten Anblick ganz fabelhaft scheinenden Combination das Auge nur Bewunderung ist, einmal über das andere die unsagbare Pracht der Marmore u. s. w. und dann wieder den Scharfsinn der Erbauer anstaunend.

Als der Zancarron endlich entdeckt wurde, war die spanische Geistlichkeit glücklicher Weise so vernünftig, ihn in der ursprünglichen Gestalt bestehen zu lassen, und er läßt

nun in seiner wunderbaren Schönheit ahnen, wie ehemals die ganze Mesquita ausgeschmückt war.

Die Mascara, jetzt Capilla de la Villa viciosa getauft, liegt erhöht gegen die Mitte der Moschee, nahe bei der Kirche und war der Ort, wo sich die Könige befanden, wenn sie den öffentlichen Gebeten beiwohnten; sie ist auf vierundzwanzig Säulen von verschiedenfarbigem Marmor gebaut, die vier nach oben reich durchbrochene Mauern bilden und im Quadrat gestellt sind. Eine der Seiten ist zwischen den Säulen von unten auf geschlossen, die drei andern erlauben den Blick durch reiche, vergoldete Eisengitter in das Innere. Die Decke ist muschelförmig aus weißem Marmor dargestellt und die Wände sowie der Boden enthalten Alles, was in der großen Kunstperiode der Araber die reichste Phantasie an Gold und Lasur-Mosaik, an Arabesken und gemalter Steinsculptur erfinden konnte.

Bei allem dem macht das Innere der Mesquita einen fast wehmüthigen Eindruck. Die halbdunkeln Hallen sind ihres prachtvollen Schmuckes entkleidet, die herrlichen Malereien wurden mit weißer Tünche bedeckt und vom ehemaligen Fußboden ist keine Spur übrig geblieben. Wie mag das früher gewesen sein, als Tausende von Lampen von der Decke herabhingen, als der Boden mit Matten und prächtigen Teppichen bedeckt war und als das Volk der Gläubigen in ihren reichen, malerischen Gewändern anbetend diese Hallen füllte? Heute liegt es wie tiefe Trauer auf dem Tempel Abderrhaman's, die Kapellen und Altäre sehen so düster und fremdartig aus und scheinen sich unheimlich zu fühlen in ihrer so ganz andern Umgebung. Ganz eigenthümlich schallen die Töne der kleinen Glocken vom Altare herüber, wo eben Messe gelesen wird und der Glanz der

Kerzen, sowie der qualmende Weihrauch scheint dort im engen Umkreis des christlichen Altars zubleiben und sich nicht gerne ausbreiten zu wollen unter den arabischen Säulenhallen. – – Ja, wie Alles vergeht, was Menschenhände machten, so auch der Glanz und die Pracht dieses Hauses. Nur die Natur in ihrer ewigen Jugend und Liebe ist sich gleich geblieben und durch die weitgeöffneten Thore sehen wir auf den Orangerhof hinaus: dort leuchtet dieselbe Sonne wie damals und wie damals stehen auch dort noch die Reihen der Orangerbäume gleich grün, gleich duftend von hier aus gleichsam als eine lebendige Fortsetzung der jetzt toten Säulenreihen des Innern erscheinend.

Während wir langsam dem Ausgange zuschreiten, zeigt uns unser Führer in einem Winkel der Kirche auf einer Säule von dunkelgrünem Jaspis ein grobes unförmliches Kreuz, *La cruz del cautivo*. Es steht bei den Cordovesen in großer Verehrung; denn, wie die Legende sagt, ward ein gefangener Christ von den Mauren an diese Säule gefesselt und gezwungen, die Verhöhnung seines heiligen Glaubens mit anzusehen. Da kratzte er mit den Nägeln seiner Hände das Kreuz in den harten Stein, so gleichsam im Namen desselben Besitz nehmend von dem Tempel des falschen Propheten.

Nicht weit von der Moschee, ebenfalls am Ufer des Guadalquivir ist ein Platz, wo sich ehemals ein fast nicht minder prächtiges Gebäude erhob: der Alcazar der maurischen Könige, eine Burg, in der viel Gold und Blut gegläntzt, wo der Schrei der Lust und des Schmerzes erschallte. Der Hof der Könige von Cordova und Spanien war ein üppiger Hof und hier glänzten die tapfern morgenländischen Eroberer und unter den Almansors und den Almoraviden feierten hier

maurische Ritter und Damen wilde, nächtliche Feste, wie die späteren Zeiten wohl nichts Ähnliches aufzuweisen haben, und während die Dichter die feenhaften Weiber besangen, schön wie die Houris und von schwellenden Rosenlippen, schlankem Palmenleib und süßen Gazellenaugen schwärmten, seufzten die Philosophen schon damals über die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieser Welt, und während einer der Ersteren sang:

----- O Alcazar,
Des Paradieses Ebenbild,
Du scheinst aus Leopardenfellen
Voll Pracht und Herrlichkeit erbaut.
Wie herrscht in deinen Prunkgemächern
Der Schönheit wunderbare Lust!
Es glänzen deine Marmorsäulen,
Mit Gold aus Tibar reich verziert.

sprach nach einem glanzvollen Feste der Philosoph Suleiman ben Abdelgasir el Firexi zum Chalifen Alhakem:

Vier sehr gewandte Schützen schießen
Beständig auf mich Armen los,
Der Teufel, Welt, der Magen, Liebe,
Vor diesen, Herr! bewahre mich!

Je nach dem Temperamente der Könige waren die Hallen des Alcazars unter Klängen rauschender Musik mit Luft und Freude erfüllt, und strahlten ihre Gärten nächtlicher Weise im Glanz farbiger Feuer; das war die glückliche Zeit, wo sich ein Bittsteller dem Könige nahte, der sich aber in den Gärten bei seinen Sklavinnen befand, und es wagen durfte, ihm seine Bittschrift mit folgenden Versen, die er auf Rosenblätter schrieb, zuzusenden:

Die Schönen, wenn sie gleich nur Sklaven
Der Männer und ihr Plaggeist sind,
Befehlen doch nach eignem Willen,
Ja, und zum Sklaven wird der Herr.
Doch dafür, wenn wir Rosen wollen
Und sie nicht Feld, noch Garten beut,
Empfangen wir von Mädchenwangen
Sie zarter noch und dornenlos.
Drum darf ich wohl die Hoffnung nähren,
Dieß Schreiben finde gut Gehör,
Weil ich aus Rosen es gebildet,
Der Mädchenwangen schönem Bild.

Der arabische Chronikenschreiber, der dieß erzählt, fügt hinzu: Diese Verse wurden abgelesen, fanden Beifall und dienten den Sklavinnen des Königs zum Gesange. Des Bittstellers Gesuch wurde genehmigt und er empfing noch überdieß eine Anweisung auf hundert Dinaren. Zuweilen auch lagen diese glänzenden Hallen finster da, am Ufer des Guadalquivirs, in den Orangerhainen sah man das Glänzen der Harnische, das Leuchten eines Dolches oder vernahm wie unter König Alhakem I. die entsetzlichen Klagen zahlloser Unglücklichen, die der Chalif vor seinen Augen in einer langen Reihe am Ufer des Flusses spießen ließ, weil sie sich gegen seine grausame Regierung empört hatten. In vielen Romanzen lebt die Geschichte dieses Königs fort, und manche schildern ihn, wie er wahnsinnig geworden sei und in tiefe Trauer versenkt, auf dem Wall des Alcazars umherirrte. Da habe das Schauspiel jener Greuelszenen ihm stets vorgeschwebt, streitende Volksmassen sich vor seinen Augen bewegt, das Geschrei der Kämpfenden,

Verwundeten und das Geröchel der Sterbenden seine Ohren umsaust. Dann ließ er mitten in der Nacht seine Cadi's und Wazire rufen und wenn sie versammelt waren, um Dinge von großer Wichtigkeit zu hören, befahl er seinen Sklavinnen zu singen und Instrumente zu spielen. Eines Nachts, kurz nach dem Schlafengehen, ließ er einen Diener, Namens Hyazinth, rufen, dessen Geschäft darin bestand, den langen Bart des Königs mit wohlriechenden Salben einzureiben; da nun dieser Diener, im Zweifel, ob dieser Befehl ihm gelte, einige Zeit zögerte, so rief der König mit lauter Stimme: »Wo bist du, Sohn der Faulheit?« und zerschlug dem Herbeigesprungenen die Bisamflasche auf dem Kopfe in Stücke. Hierüber äußerst erschrocken, habe der Diener Hyazinth in größter Unterwürfigkeit gefragt: »Welche ungewöhnliche Stunde, Herr, zum Einsalben?« Alhakem aber darauf geantwortet: »Sei außer Sorgen, die Salben gehen uns allen Beiden nicht aus, so viel auch davon gebraucht oder verschwendet wird; denn damit wir nie Mangel daran haben möchten, habe ich so viele Köpfe abschlagen lassen.«

Wie den Fall dieser prachtvollen Schlösser ahnend, sprach der Poet Abulasi, ein sehr gelehrter und berühmter Mann, als er in Gedanken vertieft, an dem Ufer des Flusses von Cordova, dem Alcazar gegenüber, auf und ab ging, folgende Verse aus dem Stegreif:

Alcazar! welche Herrlichkeiten
Und Reize schließest du nicht ein,
Dein Schicksal wolle dich bewahren
Vor unheilshwerem Untergang!
Welch eine Menge mächt'ger Herrscher
Bewohnte dich schon, Königshaus!

Heut zwar schwingt noch um deine Gräfte
Der Himmel günstig seinen Stab.
Belehr' die Welt, die von dem Glücke
So leicht und oft betrogen wird,
Warum auch du sie willst betrügen,
Da jeder doch die Täuschung kennt?
O glaube nicht, so muß es bleiben,
Die Zeit geht ihren eignen Lauf;
Wornach sie heut mit Sehnsucht haschet,
Verächtlich wirft sie's morgen hin.
Wo sind sie denn, die mächt'gen Herren,
Die einst in Syrien geherrscht,
Die Säulen, Thürme und die Bogen,
Und ihrer Schlösser ganze Pracht?
Herabgestürzt von ihren Höhen,
Bemerkt man ihre Spuren kaum,
So wenig als am Fuß des Berges
Ein winziges Ameisennest.
Weit besser ists, im Thale wohnen
Bei Mäßigkeit und stiller Ruh,
Als Freuden in den Höhen suchen
Und an des Abgrunds steilem Rand.
Der wird hienieden besser leben,
Der taub ist für der Sinnen Reiz.
Laßt die Verborgenheit uns loben,
Wenn bei des Frühroths schönem Glanz
Die Wolken nach und nach verschwinden
Und man sich still des Tages freut.

Und der Verfall dieses prächtigen Hauses erfolgte schneller und gänzlicher, als es die finsterste Phantasie hätte zu

träumen gewagt. Nachdem die Christen Cordova einnahmen, fiel Stadt und Burg ums Jahr 1493 in die Hände Ferdinand's von Aragonien. Karl V. gab den Alcazar der Inquisition, welche sich in dem Palast einnistete und ihn nach ihren Bedürfnissen umänderte; d. h. die Springbrunnen versiegen ließ, die Gärten verwildern und die feinen graziösen maurischen Fenster theils zumauern, theils mit unförmlichen eisernen Gittern versehen ließ. Dann begann hier ein furchtbares blutiges Treiben, über das selbst Alhake I. erstaunt gewesen wäre. Die schönen Gartensäle mit den kühlen Gewölben wurden zu Gefängnissen und Folterkammern, im Prunkzimmer der maurischen Könige wohnte der Großinquisitor und im Saale Almansor's des Duldsamen, wo einstens mit goldenen Buchstaben in die Wand gegraben war: »Die Könige Cordova's gestatten den Christen die freie Ausübung ihrer Religion« hielten jetzt christliche Mönche ihr blutiges Gericht.

Nach und nach aber zerfiel Schloß und Gärten, überhaupt was lieblich und schön gewesen war vom Palast der maurischen Könige. Nur die festen viereckigen Thürme und der starke Wall, der das Ganze umgab, bestanden noch bis zur Zeit der Unabhängigkeitskriege, und dienten den Spaniern als Festung, in der sie sich aufs Tapferste schlugen. Was die langsam zerstörende Zeit übrig gelassen, warfen die französischen Kanonen schneller darnieder. Nach der Einnahme Cordova's war der Alcazar nichts mehr, als ein malerisch verworrener Steinhaufen, ein zerstörtes Paradies, wo eine einsame Palme traurig ihr Haupt wiegt über verwilderten Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen.

Vom Ufer des Guadalquivirs gingen wir oft auf den Platz, wo diese Burg stand. Von Terrasse zu Terrasse stieg man ehemals aufwärts, und da, wo jetzt Marmortrümmer liegen, führten einst marmorne Stufen hinauf. Oben auf der Höhe der Stadt stehen noch die Ruinen zweier riesenhafter Thürme und man erkennt auch wohl noch einen Theil der ehemaligen zierlichen Mauerkrönung, sowie ein paar zugemauerte arabische Fenster. Um den Fuß dieser Thürme hat irgend ein Einwohner der Stadt Schutt und Trümmer weggeräumt und dort einen kleinen reizenden Garten angelegt. Wie uns der Führer sagte, fand er nicht nur einen Theil der arabischen Wasserleitung, sondern sogar die Spuren großer Marmorbassins, die er reinigen und herstellen ließ; und wie sie heute da stehen in zu großen Verhältnissen für den kleinen Garten, in länglich viereckiger Form, aus mächtigen Marmorquadern erbaut, alle kunstreich unter einander verbunden, so erkennt man wohl, daß es in der That Überreste der ehemaligen Gärten des Alcazars sind.

Dieser Garten ist lieblich und mit vielem Geschmack angelegt, überall von den großen Bassins gespeist, plätschert das Wasser hervor und befeuchtet die Citronenspalie und Orangenbäume, die hier von allen rauhen Winden geschützt in seltener Üppigkeit gedeihen. Der freundliche Gärtner zeigte uns einen eigenthümlichen Kohl, der in Stauden oder Bäumchen in einigen Jahren vier und fünf Fuß hoch gewachsen war. Er stand vertheilt zwischen Geranienbüschen und dunkellaubigen Granaten und stach mit seinen krausen Blättern von den verschiedensten blendenden Farben, gelb, roth, grün, blau, violett, prächtig von ihnen ab. Der Gärtner schenkte mir Samen davon, den ich

später zu Hause pflanzte, aber nur kleine Kohlstauden, freilich mit gefärbten Blättern, erzielte, die der erste kalte deutsche Winter unerbittlich wieder hinwegraffte.

Vom ehemaligen Walle, der den Alcazar umgab, ist noch ein Brocken stehen geblieben, von dem man auf den Guadalquivir niedersehen kann und auf die Gegend jenseits des Flusses. Auch dort entdeckt man zwischen dem Grün der Bäume arabische Ruinen aller Art, Reste von Thürmen, von Mauern, ja von verfallenen Gebäuden, an denen man noch die Spitzbogenform der Fenster erkennt. Links von uns sahen wir die geneigte Ebene, auf der wir von Granada herüber geritten waren, gerade aus führt ein ziemlich schlechter Weg die Höhe hinauf mit Umgehung von Granada nach Malaga. Zu unserer Rechten aber haben wir die prachtvolle Brücke, welche der zweite Chalif, Hirem I., in sechszehn Bogen über den Guadalquivir bauen ließ mit ihrem stark befestigten Brückenkopf, la callahorra, unter dessen Thorbogen gerade die spanische Diligence dahin rollte auf der schönen, aber staubigen Straße nach Sevilla, auf dem Wege, den auch wir wahrscheinlich morgen Abend machen werden, wenn wir nämlich das Glück haben, drei Plätze zu finden.

Der freundliche Wirth unseres Gasthofs, der uns liebgewonnen hatte und sich viel mit uns beschäftigte, namentlich mit unserem Baumeister, der ihm einige höchst wichtige Rathschläge über ein neu zu errichtendes Pumpenwerk ertheilte, hatte uns auf den Nachmittag und Abend zu einer kleinen Tertulla eingeladen, wo wir auf seinem Landhause, la arizafa genannt, »Ort des Ergötzens«, am Fuße der Sierra Morena, einige seiner Bekannten und auch sehr schöne Bekannttinnen, wie er lächelnd versicherte, kennen lernen

sollten. Gegen drei Uhr gingen wir zu Fuß hinaus, lange Zeit durch die stillen Straßen der Stadt, bei dem schönen Stierplatze vorbei.

Hinter demselben fängt die Alameda an, die sich, mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, mit Bänken zum Ausruhen längs einem Theil der alten Stadtmauer hinzieht, aber ohne große Bedeutung ist. Von ihr betraten wir die Ebene, welche Cordova umgibt und gingen unter riesigen hundertjährigen Olivenbäumen auf einem breiten, geschlängelten, sanft ansteigenden Sandwege gegen die niederen Ausläufer des Gebirges zu. Es war uns interessant, seitwärts von unserm Wege den Prinzen von Joinville mit seiner Familie zu sehen, welche zu Esel hinausgeritten waren. Der Prinz saß vor einer Baumgruppe, welche einen alten maurischen Thurm beschattete und zeichnete denselben. Eine etwas traurige Beschäftigung für einen Fürsten, der ein so bewegtes Leben geführt und der seit langen Jahren gewohnt war, auf seiner schnellen Fregatte das Weltmeer zu durchfurchen! Der Prinz von Joinville war mit seiner Familie bei seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier, in Sevilla gewesen und hielt sich jetzt schon vierzehn Tage hier in Cordova auf, dessen Stille und Ruhe ihm behagte.

Wir erreichten das Landgut unseres Wirths in ungefähr einer Stunde. Unterwegs erzählte er uns, es sei auf dem Platze erbaut, wo sich ehemals die unermesslichen Gebäude und Gartenanlagen befanden, welche König Abderrhaman III. erbaute und nach einer geliebten Gemahlin Azara, »Blume der Schönheit«, benannte. Nach alten Beschreibungen mußte es ein wahrer Feenpalast gewesen sein, der selbst den Alcazar an Reichthum und Schönheit weit übertraf. Seine Gärten reichten bis an die Vorstädte von Cordova und

eine ungeheure Wasserleitung führte einen kleinen Fluß des kühlestn Quellwassers aus der Sierra Morena hierher, der Hallen, Terrassen und Gärten reichlich versah mit geschwätzigcn Fontainen, die der Morgenländer so sehr liebt. Die Erzählungen über diese Azara gleichen den Geschichten aus tausend und einer Nacht. Da gab es Tausende von Marmorsäulen, die man aus Afrika, Griechenland, Italien und Frankreich herbeigeführt, die Decken waren aus Cedernholz geschnitzt, die Wände und Fußböden aufs Kunstreichste mit Gold ausgelegt. Die mächtige Brunnenschale der Haupthalle bestand aus einem einzigen Stück Jaspis, und um das Glitzern und Spiegeln einer natürlichen Quelle, auf deren Grund sich bunte Kieseln und Krystalle befinden, nachzuahmen, hatte man ins Inwendige der Schale einen Edelstein an den andern gefaßt, welche unter dem plätschernden Wasser ein wunderbares Farbenlicht hervorbrachten. Rings um diese Fontaine, erzählt Cuendias, schienen zwölf Thiere von gediegenem Golde und in Lebensgröße zu stehen. Sie waren sehr künstlich gruppiert ... Neben einem kolossalen Löwen, dessen Statur an die Wüstenkönige der Sahara erinnerte, standen als gehorsame Höflinge eine Antilope und ein Crocodil, während ihm gegenüber ein Adler und ein Drache die schwächern Luftsegler und Hühnerhofbewohner, nämlich einen Falken, einen Pfau, eine Taube, einen Hahn, eine Henne und eine Gans zu befehligen schienen. Aus Rachen und Schnabel dieser Thiere sprudelte ewig frisches Wasser, Dank den Winden aus der Sierra Morena; bei Tage blitzte und funkelte es unter den Strahlen der andalusischen Sonne, bei Nacht sprühte es als mondbeglänzter Diamanten- und Smaragd-Regen durch das grüne Laub der Gärten. Auf den Wellen des

Quellbeckens schwamm ein goldener Schwan und unmittelbar über der Fontaine hing eine Perle vom reinsten Wasser und von merkwürdiger Größe. Sie war ein Geschenk, welches der griechische Kaiser Leo dem erhabenen Abderrhaman III. verehrt hatte. Eben so reich verziert waren die übrigen Säle und Gemächer des Palastes. Überall kostbare Tapeten aus Damaskus, überall reiche Teppiche aus Persien, und Gold, gediegenes Gold in fabelhaften Massen. Überall Blumen, Landschaften und Vögel, die der Natur so getreu nachgeahmt waren, daß man das Zwitschern der Waldsänger zu hören, den kühlenden Fächer der Abendluft zu fühlen und den berausenden Blumenduft zu schlürfen glaubte.

Im Mittelpunkt des großen Gartens und auf einer Anhöhe, von wo man die Aussicht auf ein entzückendes Panorama hatte, erhob sich der Pavillon des Chalifen; Abderrhaman pflegte hier auf der Rückkehr von der Jagd auszuruhen. Dieß graziöse Gebäude, getragen von Marmorsäulen mit ciselirten Goldcapitälen, hatte etwas Phantastisches und glich, bei seiner Lage mitten im Grünen, einer Zaubergrötte im Schooß eines gefeiten Waldes. Der Plafond und die Wände des kaiserlichen Pavillons waren mit Gold und Edelsteinen eingelegt, welche wie eben so viele Augen des Genius blitzten, der mit so viel Kunstsinn und Verschwendung sie gesammelt und gereiht hatte. Das größte Wunder aber war eine Riesenmuschel aus Porphyr, die sich in der Mitte des Hauptsaaes erhob. Sie war mit Quecksilber gefüllt, welches durch eine kunstvolle Vorrichtung immerfort strömte ... Diese Muschel war eine Lieblingsspielerei Abderrhamans. Wenn er einen seiner Gäste, der den Pavillon zum erstenmal sah, überraschen oder erschrecken

wollte, so mußten seine Diener auf ein verabredetes Zeichen alle Thüren des Salons auf einmal öffnen, und die Sonne, die plötzlich mit ihrem Strahlenmeer den ganzen Salon übergieß, spiegelte ihr Flammenbild an den Wänden und in den Diamanten, Smaragden und Rubinen tausendmal ab. Ferner wurde durch eine optische Täuschung, die heutzutage jedes Kind begreift, während sie in jenen Zeiten Zauberei schien, der Sonnenglanz vom Quecksilber so zurückgestrahlt, daß er dem Leuchten des Blitzes glich, während die fortwährende Bewegung des Metalls die Täuschung vollendete und der ganze Pavillon zu beben und zu wanken schien, wie ein von zornigen Meereswogen geschaukeltes Schiff.

Noch viel weniger aber als vom Alcazar ist von der Pracht der Azara etwas übrig geblieben. Hier haben Revolutionen und Kriege alles dem Erdboden gleich gemacht, und so wurde selbst der Platz vergessen und blieb lange Zeit unbeachtet liegen. Endlich durch die schöne Lage aufmerksam gemacht, – vom Fuß dieser Ausläufer des Gebirges übersieht man nämlich Cordova und weit hinaus das Flußbett des Guadalquivir – begannen Einzelne sich dort Landhäuser zu bauen, und als man, um die Fundamente zu legen, Erde und Schutt wegräumte, fand man wieder, was der Boden getreu aufbewahrt, unterirdische Gewölbe, riesenhafte Mauern, Bruchstücke von Wasserleitungen und Cisternen, Terrassen, Fundamente und dergleichen. Die neuen Anbauer benutzten was zu benutzen war, ließen stehen, was sie brauchen konnten und behandelten den Platz mit dem unermeßlichen Material wie einen weitausgedehnten Steinbruch. Nach und nach entstanden mehrere

Landhäuser, die Mauerstücke in den Feldern verschwanden, der Grund wurde wieder urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und eingesät, und jetzt grünt und blüht wieder Alles auf dem verwüsteten Platze, wo ehemals die Azara gestanden. Uralte Olivenbäume strecken ihre Zweige mit dem silberfarbigen Laube weit hinaus, Orangen und Citronen, vor den rauhen Winden geschützt, gedeihen hier vortrefflich; in den kleinen Thaleinschnitten wuchern die Granatbäume ordentlich, und hohe Wände von Lorbeer haben sich oben zusammengeneigt, Laubengänge bildend, die zu irgend einem interessanten Punkte des Gartens führen, meistens zu einem mit Kunst und Geschick benutzten Überbleibsel jener alten Zeit, seien es nun Ruhebänke oder Tische aus Marmor, auf denen man Arabesken und Inschriften entdeckt, oder sei es ein Bassin mit klarem Wasser, das uns auf den Grund sehen läßt, wo wir künstlich zusammengefügte Quadern entdecken, ein so mächtiger Unterbau, der sichtbar aus einer andern Zeit stammt, als die später aufgeführten leichten Seitenwände. Auch gewölbte Gänge findet man noch hie und da in den Gärten tief unter der Erde, die man durch Stufen, welche man dort angebracht, practicabel machte und die nun zu Kellern und sonstigen Gelassen dienen.

Das Landhaus unsers freundlichen Führers hatte eine wirklich prachtvolle Lage. Während die Nebengebäude mit einigen Feldern an der aufsteigenden Bergwand lehnten, befand sich das Wohnhaus mit einer ungeheuern Terrasse, die an den Abhang hinausgebaut war und vorne nach den Gärten zu vielleicht dreißig Fuß hohe Mauern hatte, längs denen bequeme Treppen hinabführten.

Unten war der Garten, wie wir vorhin beschrieben, malerisch mit alten Überresten geschmückt, nach unsern Begriffen sogar ein bischen verwildert, denn die Wege liefen ziemlich eigensinnig von einem Orte zum andern, das Wasser rieselte zwischen den obern Steinlagern eines großen Bassins nach allen Seiten durch und Lorbeer und Rebe machten sich ein bischen gar zu breit; namentlich rankten die letztern von Baum zu Baum, große Theile des Gartens mit einem dichten Netze überziehend. Zur heißen Sommerzeit ist dieß recht angenehm. Blendend weiß hob sich das Haus von der grauen Bergwand ab, und Orangenbäume, die es umgaben, zeichneten sich mit ihren dunkeln Blättern und gelben glänzenden Früchten so prächtig südlich und so scharf ab, daß man jedes der feingespitzten Blätter erkennen konnte. Um das Haus herumgehend, stiegen wir einige Schritte an den Bergen in die Höhe und traten unter ein großes Thor von hinten in einen kleinen Hof, der ins Haus führte und unser Führer hatte es so eingerichtet, daß wir nun durch die Hausthüre auf die Terrasse tretend mit einem Male die weite schöne Aussicht vor uns hatten. Cordova lag etwas tiefer vor uns, als unser Standpunkt war, so daß wir einen großen Theil der Stadt übersehen konnten, wie sich ihre Terrassen, die Logen auf ihren Häusern, sowie Thürme und Kuppeln in der klaren Luft so scharf abhoben. Zwischen dem Landhaus und der Stadt war die Fläche bedeckt mit Olivenwäldern, Orangen- und Citronenbüschen, und man erblickte deutlich die langen Reihen riesiger Aloen und Cactus, mit denen die Felder eingefast waren. Dabei war die Luft klar, wie ich sie lange nicht gesehen, und von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel strömte eine solche Masse Licht und Glanz, daß die Landschaft wie

in Sonnengluth gebadet erschien. Die weißen Häuser in der Nachbarschaft, die breiten gelben Sandwege zwischen den Olivenpflanzungen glänzten ordentlich und schienen einen Widerschein zu werfen auf die schattigen Partien in den Gräben und unter den Sträuchern, so daß selbst diese Schatten bläulich und violett erschienen.

Auf der Terrasse war schon eine ziemliche Gesellschaft versammelt; auch klangen uns schon von Weitem die Töne von ein paar Gitarren und das Knacken der Castagnetten entgegen. Wir wurden vorgestellt und mit den Anwesenden bekannt gemacht. Da war Don Manuel und Don Alonzo, Don Carlos und Don Hernan lauter Dons mit ihren Damen, die uns ebenfalls der Reihe nach genannt wurden, Donna Maria, Donna Sol, Donna Anna und Donna Elvira; auch Don Juanito fehlte nicht, war ein hübscher Andalusier und schlug wie rasend die Gitarre. Die Damen, denen wir vorgestellt wurden, waren meistens ziemlich ältlich, fast alle wohlbeleibt und mit einem niedlichen Schnurrbart versehen. Dabei waren sie liebenswürdig und freundlich, und als sie uns bewillkommneten, bildeten sie um uns eine redselige, ziemlich neugierige, festgeschlossene Phalanx, hinter der hervor wir das Lachen und Singen der jungen Senoritas hörten, denen wir nicht im Allgemeinen vorgestellt wurden, sondern welche uns die betreffenden Mütter oder älteren Schwestern erst später einzeln vorstellten, nachdem sie getanzt oder gesungen. Alle waren ein recht harmloses und freundliches Völkchen und schienen der wohlhabenden Mittelklasse der Stadt anzugehören. Die Männer trugen fast alle die kurze andalusische Jacke, theils gestickt und verschnürt, theils von Sammt, andere, namentlich von

den älteren, trugen auch diese Jacken aus feinem schwarzem Lammfell. Die Damen hatten meist bunte, ziemlich kurze Röcke, darüber Jäckchen von Seide oder Tuch, einige trugen Mantillen, andere aber hatten diese abgelegt und das Haar mit Blüthen oder Blumen geschmückt. Letzteres war auch bei allen jungen Mädchen der Fall.

Nachdem wir einigermaßen bekannt geworden waren, ließ sich Alles wieder auf die Bänke der Terrasse nieder und es wurden Erfrischungen herumgereicht; getrocknete Früchte, auch Orangen und Granatäpfel, weißes Brod und ein paar strohumwundene Flaschen mit sehr gutem rothen Wein. Einige der älteren Männer hatten lange Flinten bei sich, mit denen sie sich amüsirten, nach armen Vögeln im Garten zu schießen. Das junge Mädchenvolk hielt sich anfänglich schüchtern in einer Ecke der Terrasse, sie neckten sich, sie lachten scheinbar zu Anfang der Strophe eines lustigen Lieds, in Wahrheit aber machten sich Alle mit einander über uns Fremdlinge lustig, wozu ihnen übrigens unser Anzug auch das volle Recht gab. Horschelt war ganz Andalusier, ein vollkommener Majo, wenigstens hielt er sich dafür, doch bestand sein Anzug, für die Reise gewählt, aus etwas derben Stoffen, hatte auch schon durch Regen und Staub bedeutend gelitten, und so sah er eher dem Mayoral einer castilianischen Landkutsche ähnlich, und unter dem keck aufgestülpten Hute schaute sein harmloses, gutmüthiges Gesicht mit sehr kleinem Barte heraus. Unser Baumeister, der es verschmäht hatte, etwas von der Landestracht anzunehmen, trug ein unscheinbares Reiseröcklein, dazu eine graue Weste, wie sie sich für seinen Umfang paßte, und war, mit den meisten Sprachkenntnissen ausgerüstet,

eher als wir im Stande, den jüngern Andalusierinnen seinen Hof zu machen, was er auch nicht unterließ und wobei er sie durch seine Brillengläser scharf musterte. Von mir selbst zu reden, verbietet mir eigentlich die Bescheidenheit, nichtsdestoweniger aber darf ich versichern, daß ich in meinem Leben Momente gehabt, wo ich vortheilhafter gekleidet war, als hier bei der Tertulla in Cordova. Allerdings trug auch ich wie unser Maler andalusischen Hut und Jacke, nebst rother Faja und ungeheurem Klappmesser. Statt der kurzen Beinkleider und Ledergamaschen aber hatte ich ein Paar sehr schwere Unausprechliche, mit dickem Leder besetzt, die meinem ohnedieß sehr untersetzten Äußern, im Gegensatze zu den zierlichen Spaniern, etwas so Schwerfälliges gaben, daß Horschelt, als ich später mit einem der schönen Mädchen einen deutschen Galopp versuchte, mir nachher lachend sagte, der habe gerade so ausgesehen, als wenn ein junger Elephant getanzt. Dem sei nun wie ihm wolle, wir machten uns so liebenswürdig als möglich und wurden dafür belohnt. Die älteren Donna's nahmen sich unserer aufs Freundlichste an, verwiesen den jungen Mädchen ihr ewiges Lachen, und forderten sie auf, vernünftig zu sein und zu singen und zu tanzen, was ja doch ihre einzige Beschäftigung sei. Lange wollte keine vortreten, und es brauchte noch der Ermahnung unseres Wirthes, bis sich endlich eine der Kecksten entschloß, näher zu kommen, und dann neben Don Juanito hintrat, der ein paar Accorde von der Guitarre herunterriß und ihr lachend zurief: Anda, Adela.

Adela war eines der reizendsten Mädchen, die wir bis jetzt in Spanien gesehen, vielleicht erst sechszehn Jahre alt,

für eine Andalusierin eher klein als groß, doch war ihr aufblühender jungfräulicher Körper im lieblichsten Ebenmaße gebaut. In ihrem Gesichte lag eine liebenswürdige Mischung von frischer Lebensfreude, unbefangener Schalkhaftigkeit, zugleich mit dem wunderbaren Ernste, der den Spanierinnen so eigen ist, wenn sie die lachenden Lippen schließen und die träumerischen Augen weit öffnen. Und dieses Mädchen hatte ganz prachtvolle Augen! groß, dunkelbraun und glänzend mit herrlich gewölbten Augenbrauen, deren Feuer nur dann gedämpft wurde, wenn sie die Lidern mit den langen seidenen Wimpern auf Augenblicke herabfallen ließ. Für diese Art von Augen, die einen eigenthümlichen Anflug von Nachlässigkeit und Schalkhaftigkeit haben, die aber bei Ausbrüchen der lebhaftesten Affekte so wunderbar hinreißend sind, hat der Spanier den Ausdruck: *Ojos adormidillos* von *adormido*, schläfrig, hergeleitet, dessen Diminutiv aber unübersetzbar ist.

Was sie sang, war eines jener reizenden spanischen Volkslieder, die fast alle von den Freuden und Leiden der Liebe handeln:

*Mas vale trocar
Placer por dolores,
Que estar sin amores.*

*Donde es gradecido,
Es dulce el morir,
Vivir in olvido,
Aquel no es vivir.
Mejor es sufrir,
Passion y dolores,
Que estar sin amores.*

Viel besser ist tauschen
Freude um Leiden,
Als Liebe zu meiden.

In Liebe ersterben
Ist süßer Tod;
Vergessen zu leben,
Das ist kein Leben.
Viel besser ist nehmen
Statt Freude Leiden,
Als Liebe zu meiden.

Innig und freundlich sang sie dieß bekannte reizende Lied; und als sie einmal im Zuge war, folgten auch andere, mit und ohne Castagnettenbegleitung. Wenn sie die Castanuelos an ihre Fingerchen befestigt hatte und nun während des Gesanges mit den kleinen Füßen auf den Boden trat, den Kopf neckisch emporwarf und dazu zuweilen mit den Armen eine Bewegung machte, als wollte sie zur Cachucha ansetzen, so war das Mädchen über alle Maßen schön und lebenswürdig. Später führte sie eine förmliche Scene auf, einen Dialog in Versen mit einzelnen Klängen der Guitarre, wo sich ein Caballero um die Liebe einer Gitana bewirbt, von dieser aber zurückgewiesen wird, eine Scene so voll Leben und Wahrheit, daß wir Alle ungestüm applaudirten. Dann aber war sie nicht mehr zu halten, sie flüchtete erröthend hinter ihre Mutter, und in diesem Augenblicke sah das liebliche Gesichtchen aus, wie das dunkle Roth einer Pfirsich.

Auf vieles Ermuntern und Bitten traten endlich auch vier Paare der jungen Mädchen zu einem Tanze zusammen, der von Don Juanito und einem Paar Anderer mit

Gitarren und Castagnetten begleitet wurde. Dazu hatten, sie ihre Jäckchen abgelegt und hatten nun nichts mehr an, als leichte tief ausgeschnittene Mousselinekleidchen ohne Basquina oder Halstuch, deren Röckchen so kurz waren, daß man vollkommen die zierlichen Füße sehen konnte. Es war ein Fandango, den sie uns zum Besten gaben, jener herrliche, üppige Tanz, in dem sich die reizendste Körpergewandtheit zugleich mit der glühendsten Passion ausdrücken kann. Wir hatten das schon in der Mancha gesehen, sowie in den Theatern von Barcelona und Valencia. Was aber auf unserm Maulthiertreiberball zuweilen als etwas allzu derb erschien, oder auf der Bühne zu sehr gekünstelt und geziert, war hier die reine warme Natur und Wahrheit. Als die Musik begann, blickten die Mädchen zuerst auf den Boden oder schüchtern zu uns herüber, mit jedem Takte aber riß sie die Gewalt der Töne und die Leidenschaftlichkeit des Tanzes mehr und mehr fort. Dazu hatten sie die Ärmel ihrer Kleidchen bis an die Achseln hinaufgestreift, und man sah nicht nur die schönen vollen Formen der runden Arme, sondern war entzückt über die Haltung derselben, sowie der Hände, wie auch über die Leidenschaft, Elasticität und über die Grazie, mit der sie die üppigen Verschlingungen und Körperwindungen des liebeathmenden Tanzes ausführten.

Da die Mädchen ganz unter sich tanzten, und also nur eine Freundin der andern an die Brust sank, sie umschlang und heftig an sich preßte, wobei zuweilen ein neckischer und doch wilder Kuß vorkam, so genirten sich die Andalusierinnen auch nicht im Geringsten und ließen die ganze Wärme ihres Gefühles ausströmen. Zum erstenmal verstand ich hier so recht die Sprache dieses eigenthümlichen

Tanzes, vielleicht mehr noch, als die Tänzerinnen selbst, so junge Mädchen, daß man die meisten bei uns Kinder genannt hätte. Es war in der That ein wunderherrlicher Anblick. In einer schönen Nacht in Cairo hatte ich etwas Ähnliches geschaut, als ägyptische Tänzerinnen vor uns tanzten, und doch war es wieder so ganz anders, der Tanz selbst und das Wesen desselben. Dort mit Überlegung gegeben, hier mit der Lust am Tanzen und in reinster Unschuld, deshalb aber war es auch so schwer, diesem aufregenden Spiele ruhig und gleichgültig zuzuschauen. Wurde doch hier zuweilen in der Leidenschaft und Aufregung des Tanzes den Blicken Manches erlaubt, das eine kältere Natur in Entzücken versetzen konnte, besonders aber, weil Alles so unbewußt und ganz zufällig und unabsichtlich geschah: Ja, gewiß, selbst der alte Chalif Al Hakem würde wohlgefällig gelächelt haben, wenn er dieß reizende Ballet hätte sehen können, das hier auf einer der Terrassen seiner frühern Burg aufgeführt wurde.

Die umstehenden Spanier, die dieß gewiß schon sehr häufig erlebt, waren nicht weniger hingerissen als wir. Das Klatschen und die freudigen Ausrufungen wollten kein Ende nehmen, und als sich endlich der Tanz löste und die jungen Mädchen erhitzt und schwer athmend nach allen Seiten auseinander stoben, wurde jede von ihren Bekannten umringt und ihr alles erdenkliche Schöne gesagt; aber ebenso wie die Tänzerinnen selbst benahm sich auch das zuschauende Publikum so schön und anständig, wie man es bei diesem noblen und liebenswürdigen Volke, welches die höchste Leidenschaft mit ächtem Anstande zu vereinigen weiß, überhaupt gewohnt ist.

Unterdessen war die Sonne hinabgesunken und ihr letzter Kuß färbte die Landschaft mit unbeschreiblich warmen und glühenden Tönen, ebenso die lachenden Gesichtchen und glänzenden Augen unserer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen, die jetzt alle an der Terrassenbrüstung lehnten und dem verschwindenden lodernden Gestirne jubelnd nachblickten. Ehe wir von dem Landhaus aufbrachen, mußte uns die schöne Adela noch die Namen einiger der Lieder, die sie gesungen, in unsere Taschenbücher schreiben, was sie auch bereitwillig that; dann brachen wir auf und erreichten mit sinkender Nacht Cordova unter Scherz und Lachen. Auch Guitarren und Castagnetten ruhten unterwegs nicht; doch schien ein solcher nächtlicher Lärm selbst in den stillen Straßen der Stadt kein Aufsehen zu erregen. Es war das ja bei diesem heitern lustigen Volke nichts Ungewöhnliches und kein Mensch bekümmerte sich darum. Als höfliche Leute und reisende Müßiggänger, die jedoch mit dem Rest ihres Abends nichts anzufangen wußten, begleiteten wir die jungen Damen nach Hause, d. h. nur bis an die Thüre ihrer Behausungen, und zwar in Begleitung Don Juanito's, der ein höchst drolliger und aufgeweckter Bursche war. Auch zeigte er uns bereitwillig die Art und Weise einer spanischen Serenade, und lockte mit den Tönen seiner Guitarre und einer neckischen Seguidilla einige der jungen Damen noch auf den Balkon hinaus, so die schöne Adela, die so freundlich war, noch einen Strauß Orangenblüthen herabzuwerfen und nicht für den Sänger, wie sie lachend ausdrücklich rief, sondern für die fremden Begleiter. – Das alte Cordova ist trotz seiner Einsamkeit eine prächtige Stadt, und unter Lachen und Guitarrenklang

zogen wir durch die leeren Straßen dahin, die Worte des Dichters recitirend:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tamburingeklirr;
Heut Abend will ich Serenaden,
Daß fluchen sollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

Als wir in unsern Gasthof zurückgekehrt waren, gestanden wir uns, einen sehr schönen Nachmittag verlebt zu haben, und dankten unserm Wirthe für die reizende Tertulla, zu der er uns geführt.

ZWANZIGSTES KAPITEL. SEVILLA.

Ecija. Sandwege. Ansicht von Sevilla. Die lustige Stadt. Einrichtung der Häuser. Unser Gasthof. Spaziergänge. Die Kathedrale. Der Alcazar. Das Haus des Pilatus. Die große Tabakfabrik. Der Carneval in Sevilla. Eine Tertulla in Triana.

Am andern Tage dachten wir daran, die alte Chalifenstadt zu verlassen; die Diligence von Madrid nach Sevilla kam ungefähr um zehn Uhr Morgens an, um nach einer Rast von sechs Stunden weiter zu fahren. Wir ließen auf der Post drei Plätze für uns belegen und in guter Erwartung, daß der Wagen nicht besetzt sei, packten wir unsere Koffer zusammen und rüsteten uns zum Aufbruch. Glücklicher Weise waren mit der Diligence nur zwei Passagiere gekommen, so daß wir nicht nur unsere drei Plätze, sondern sogar die Berline erhalten konnten, ein Zufall, für den wir sehr dankbar waren. Nach freundlichem Abschied von unserm Wirthe bestiegen wir Nachmittags den Eilwagen, der wegen der anfänglich guten Chaussee nur mit sechs Maulthieren bespannt war. Die Straße von Cordova nach Sevilla führt mitten durch die große Ebene, welche die Sierra Nevada von der Sierra Morena scheidet, den Guadalquivir haben wir beständig zur Rechten auf eine Entfernung von drei bis vier Stunden. Es war schon dunkel, als wir durch die Ansiedlung La Carlota fuhren, welche wie La Carolina von ehemaligen deutschen Auswanderern bevölkert ist; Ackerbau, Feld- und Stierzucht ist hier sehr blühend und zeigt, was fleißige Hände zu leisten im Stande sind. Gegen Mitternacht fuhren wir ziemlich lange abwärts und erreichten endlich unsern Bekannten aus Granada, den Xenil

wieder, der hier nicht weit von der alten berühmten Mauerstadt Ecija in den Gualdalquivir mündet. Obgleich wir hier ein paar Stunden rasteten, auch der Mond so freundlich war, uns zu leuchten, so konnten wir doch leider nicht viel von der interessanten Stadt sehen, von der Hailbronner in seinem reizenden Buche »Morgenland und Abendland« sagt: »Schon der ganze äußere Anblick dieser Stadt hatte mich im höchsten Grade frappirt, und diese vielen Thürme, halb gothisch, halb arabisch, dort gleich der Giralda a jour durchbrochen, hier eine aufgesetzte Glockenspitze, dort maurische Lasur-Mosaik, hier gothische Schnörkelformen, alles gemalt und wunderbarlich, das Minaret überall mit den kleinen Säulenverzierungen, mit dem Ernst des christlichen Campanile verbunden. Und diese arabischen Moscheenbögen und Säulengänge, dann alle Häuser, selbst die allerkleinsten, mit dem niedrigsten Patiogitter, und das orientalische Leben, alles an den Gitterfenstern, in den Fontainenhöfen; und wieder diese Mantilla's, diese Augen, diese Schönheit, wodurch Ecija selbst in Andalusien berühmt ist, alles eigenthümlich, alles reizend, so daß ich oft sinnend stehen blieb, ob ich mich denn wirklich in Europa befände. So zog ich fort durch die lange Hauptstraße, als ich mich plötzlich auf dem Marktplatze der Stadt befand, der so ganz, aber auch in allen Theilen maurisch ist, daß ich mich nicht erinnere, selbst im Orient etwas Ähnliches gefunden zu haben. Hier kann man sich eine vollständige Vorstellung von dem Leben der ehemaligen Besitzer machen, nur sind die Schranken des Harems gefallen, und die meistens dreistöckigen Häuser zeigen ihre Arcaden offen, die durchaus von arabischen weißen Marmorsäulen getragen werden und als Vorhalle und Schutz für die hinten liegenden

Zimmer dienen. Man kann sich keine Idee von der Zierlichkeit machen, welche diese unzähligen Säulchen, diese Bögen, die vielen, noch sehr gut erhaltenen gemalten Wände und Bovedas und die hübschen Arabesken dem ganzen reich belebten Bilde verleihen.«

Wir suchten den Marktplatz auf und bewunderten ihn selbst bei der Dämmerung des flimmernden Mondenlichts. Bald rollten wir weiter und da uns auch hier wieder einer der Reisenden, der mit uns von Cordova gekommen, verließ, so konnten wir es uns in dem breiten Wagen bequem machen und Jeder sich zum Schlafen auf eine Bank legen. Da wir von Ecija aus langsam aufwärts fahren durch tiefen Sand, wobei der Wagen angenehm schaukelte, so wiegte selbst mich, der ich bei der Nachtfahrt selten schlafe, diese angenehme Bewegung in festen Schlummer und ich erwachte erst wieder, als die Sonne hell und glänzend aufstieg.

Noch immer schlich der Wagen langsam durch den tiefen Sand und als ich zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich meinen guten Horschelt, der, wie er mir lachend zurief, schon seit mehreren Stunden zu Fuß neben dem Wagen herging, und der mir viel Schönes erzählte von der Pracht der Sterne und wie der Morgen so wunderbar erschienen sei. Mayoral, Zagal und Delantero schritten ebenfalls neben dem Wagen her, den jetzt acht Maulthiere mühsam fortschleppten. Es war eine kahle, trostlose Haide, über die wir fahren, der Sandweg, von außerordentlicher Breite, lief, wie versuchsweise, bald hierhin, bald dorthin. Nach einigen Stunden fahren wir auf einem festeren Wege und

geschwinder abwärts, erreichten Carmona mit feiner malerischen maurischen Schloßruine auf steilem Berge gelegen; am Fuß seiner Wallmauern windet sich die Stadt male- risch herum. Gegen elf Uhr hielten wir Frühstücks halber in dem freundlichen Alcalà de Guadaira, das ebenfalls von einem trotzigen Schlosse überragt wird. Hinter diesem Städt- chen öffnete sich nun wieder vor unsern freudig erstaunten Augen das weite Thal des Guadalquivirs, der sich schlan- genartig dahinwindet durch eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die bis zum Meere durch keine bedeutende Höhe mehr unterbrochen wird. Die ganze Fläche ist mit unzäh- ligen Olivenbäumen besät, zwischen denen einzelne wei- ße Meierhöfe hervorblicken, die mit ihren grünen Orangen- gärten wie Oasen in den grauen Flächen der Getreidefelder daliegen. Während wir unter lustigem Peitschenklange auf einer ziemlich guten Straße hinabrollen, senken sich neben uns und dem Flusse zu unserer Rechten die letzten Hü- gelreihen ins Thal, die mit Waldungen und größeren Ort- schaften bedeckt sind. Endlich erhebt sich vor uns ein dichter Olivenwald und nachdem wir ihn hinter uns gelassen, sehen wir mit wahren Entzücken das Ende unserer Fahrt dicht vor uns liegen, das große, schöne, lustige Sevilla, zwi- schen grünen Baumreihen weiß hervorglänzend mit seinen unzähligen Kirchen und Thürmen. Über alles das hinaus aber ragt die prächtige Giralda, jener herrliche maurische Thurm der Kathedrale, den wir aus Beschreibungen und Bildern her kennen und den wir mit lautem Ausrufe be- grüßen.

Die Straße, die sich bisher recht brav gehalten, wird wie gewöhnlich dicht vor der Stadt schlecht und uneben. Zu- weilen fahren wir durch tiefe Risse hindurch, zuweilen

schaut der kleine Delantero wie fragend rückwärts, und wenn der Mayoral mit dem Kopfe nickte, galoppiren die Pferde unter einem scharfen Winkel geraden Wegs den Straßendamm hinab und dann rollen wir eine Zeitlang auf dem weichen Wiesengrunde, der sich neben der Chaussee hinzieht. Bald haben wir eine kleine Vorstadt Sevilla's erreicht und mit ihr den riesenhaften arabischen Aquädukt, der das Wasser von Alcalà hereinleitet, an dessen fast schwarzen Pfeilern und Bogen, wo das Wasser herabtropft und wehende Schlingpflanzen wuchern, wir eine halbe Stunde vorüberfahren, um die Alameda zu erreichen, wo wir uns links wenden, noch eine Zeitlang längs der alten Saracenenmauer vorüber fahren, dann rechts in die schöne Stadt abbiegen, welche uns, besonders da es Sonntag ist und herrlicher Sonnenschein, aufs Heiterste und Freundlichste empfängt. Die weißen Häuser glänzen; durch die offenstehenden Thore sehen wir beim Vorüberfahren in die reizenden Patios, wo Orangen blühen und Springbrunnen plätschern, wo schöne Mädchen sitzen, mit den großen glänzenden Augen die bestaubten Fremden anschauend, die durch das Wagengerassel und durch den lebhaften lärmenden Verkehr in den Straßen fast betäubt, durch das Sonnenlicht und den Glanz auf den weißen Häusern und den schwarzen Augen fast geblendet, endlich wie träumend auf dem Posthofe ankommen.

Woher es wohl kommen mag, daß Sevilla von allen spanischen Städten und ebenfalls von vielen nichtspanischen die fröhlichste und heiterste Physiognomie hat, ist mir nie recht klar geworden und wird für mich und Manchen, der gerade so denkt, räthselhaft bleiben: Barcelona, Valencia, Madrid und nicht zu vergessen Granada haben ebenfalls

belebte Straßen, Cadiz sieht sogar immer geputzt aus und macht den Eindruck, wie ein Sonntagnachmittag im Sommer; aber in keiner von all diesen Städten fühlt man sich so behaglich, flanirt man so angenehm und vergnügt, wie hier in Sevilla. Granada in seinem Ernste, mit seinen gewaltigen, trüben Erinnerungen, die sich uns auf Schritt und Tritt aufdrängen, mit den heute noch so leserlichen Schriftzügen, welche die alten vergangenen Zeiten auf Berg und Thal hinterlassen, Granada, welches den Fremden trotz seiner Trümmer zu fesseln versteht, ihm nach kurzer Zeit wie eine Heimath erscheint, könnte mit dem ewigen Rom verglichen werden, die liebe Stadt, so heimisch für ein stilles, denkendes, ruhiges Gemüth. Sevilla aber ist ein kleines, spanisches Paris, und für den, der das Leben in vollen Zügen genießen will, für ein lustiges, übersprudelndes Gemüth, und nirgends fühlt sich die malerische Majotracht besser zu Hause, als hier in den Gassen von Sevilla; nirgendwo paßt sie aber auch besser hin und wenn wir einen dieser jungen, frischen Andalusier über den Platz galoppiren sehen, stolz um sich blickend, als gehöre ganz Spanien sein, wenn sich dann bedächtig droben an einem Balkon ein vergittertes Fenster öffnet und ein schöner Mädchenkopf sichtbar wird, vielleicht dahinter das alte Gesicht einer mürrischen Duenna oder eines alten Gemahls, so haben wir die Staffage, welche allein auf die Straßen von Sevilla paßt. Ebenso, wenn wir Nachts umherwandeln, wenn der glänzende Mond am Himmel die schmalen, krummen Straßen nicht erleuchtet, sondern nur dazu dient, die Schatten der eigensinnig hervorspringenden Häuserecken noch dunkler und schwärzer zu machen, so finden wir es ganz begreiflich, irgendwo Stimmen flüstern zu hören, oder den Klang

einer Guitarre mit den bekannten eigenthümlichen Accorden den Gesang begleitend, dessen Thema immer ein und dasselbe ist:

*Amor que non pena,
Non pida placer,
Quo ya lo condena,
Su poco querer:
Mejor es perder,
Placer por dolores,
Que estar sin amores.*

Es ist wunderbar, wie große Geister es verstehen, den Charakter einer Zeit, eines Landes, einer Stadt wieder zu geben, die ihnen ferne lag, die sie vielleicht nie gesehen; so der große Meister Rossini in seinem herrlichen Barbier. Wandelt man durch die Gassen Sevilla's, eine dieser frischen, lebenslustigen Melodien summend, so ist es gerade, als könnten diese hier und nirgend anderswo erdacht sein. Gerade so freundlich, so neckisch und zuthunlich wie sie erscheinen Häuser, Plätze, Straßen und die ganze Bevölkerung Sevilla's.

Obgleich die Stadt durch und durch spanisch oder vielmehr ächt andalusisch ist, so hat sie doch keinen scharf ausgeprägten Charakter, erinnert weder an die vergangene Zeit, noch an die oftmals geschmacklose Architektur unserer Tage. Sie ist, wo man sie betrachten mag, gleich jung, gleich frisch, ohne einen oftmals faden Anstrich der Neuheit. Sevilla hat viele und prachtvolle alterthümliche Bauwerke, aber sie treten nicht hervor, sie dominiren nicht, und das einzige von ihnen, welches man beständig vor Augen hat, der wunderbare Thurm der Kathedrale, die Giralda,

blickt mit seinen reizenden arabischen Formen und Verzierungen so fröhlich und glücklich auf das Häusermeer, wie ein vergnügter Großvater, der sich beständig neu verjüngt im Anblick des Glücks seiner Kinder.

Die Straßen Sevilla's sind enge und gewunden, aber freundlich durch die Reinlichkeit, die in ihnen herrscht, und durch die Häuser, welche sie bilden, die weder groß noch klein sind, und von denen keines dem andern gleicht, obgleich sie alle einen unverkennbaren Familienzug haben. Bald sehen wir gerade Linien mit hellen, freundlichen Bogenfenstern, bald vorspringende Erker mit kunstreich verschlungenen Gittern; hier haben wir einen kleinen Balkon, dem ein Weinstock, der sich am Hause emporrankt, Schatten gibt, dort springt ein anderer weit in die Straße vor und von der Höhe seiner Thüre über die Brüstung herab hängt ein bunter Teppich oder eine Strohmatten, so ein kühles Plätzchen bildend. Viele Häuser, namentlich an kleinen Plätzen, haben im untern Stock auf Säulen ruhende Façaden, in deren Hintergrunde sich Läden aller Art befinden. öfters bemerkte ich an einer dieser Säulen etwas wie ein kleines, grün angestrichenes Jalousielädchen, das Zeichen einer Barbierstube, wie bei uns die kupfernen Becken, und sehr zahlreich sind in Sevilla die Nachkommen Figaro's. In allen spanischen Städten, die wir noch gesehen, namentlich aber hier ist man überrascht von der Reinlichkeit der Straßen und Häuser; hat man doch so viel gehört vom Schmutze des Südens und manches gesehen und gerochen, wenn man Italien besucht. Aber auch hierin unterscheiden sich diese beiden Länder zum Vortheil Spaniens. Gewiß ist die hiesige Sauberkeit in Allem eine Erbschaft der orientalischen Vorfahren. Man betrete das ärmlichste

Häuschen eines spanischen Handelsmanns oder Handwerkers, man wird den finstersten Winkel des Hauses, Flur und Treppe reinlich finden, wogegen es in Italien, namentlich in Rom häufig genug vorkommt, daß wir die prächtigen Marmortreppen eines dortigen Palastes kaum betreten können, ohne uns zu beschmutzen. Blendend weiß angestrichen sind hier in Sevilla die Fronten der Häuser und haben dadurch ebenso wie die von Cadiz ein beständig festtägliches Ansehen, sind aber noch freundlicher geputzt, mit zierlichen Balkons vor allen Fenstern, anf denen sich Sträucher und Blumen befinden. Namentlich aber haben fast sämmtliche Häuser in Sevilla ein großes, zierliches Gitterthor, durch welches man in die reizenden Patio's blickt. Dieß ist nun der Theil des Hauses, in welchem die Familie drei Viertheile des Jahres wohnt und auf dessen Bau und Ausschmückung der Hausherr die größte Sorgfalt verwendet. Schon in Barcelona und Cordova erwähnte ich dieser kleinen, reizenden Höfe, aber was dort Anfänge sind, findet man hier in schönster und prachtvollster Vollendung. Es ist das Cavädium der antiken Wohnungen, derselbe Patio, den man in Damaskus findet, und die Bauanlage, die allen Gebäuden des tiefen Südens gemein ist. Von den Mauern des Hauses gebildet, hat er unten ringsumher einen Bogen gang mit Säulen von Marmor, und oftmals sieht man eine ähnliche Colonnade sich im zweiten und dritten Stock wiederholen. Diese oberen Etagen werden von der Familie während der kälteren Jahreszeit bewohnt. Der Fußboden des Patio ist mit Steinplatten bedeckt und in der Mitte erhebt sich der unentbehrliche marmorne Springbrunnen,

der mit seinem klaren, frischen Wasser die heiße Luft abkühlt, und mit seinem Murmeln dem still vor sich hin Träumenden anmuthige Geschichten zu erzählen weiß. Neben Orangen, Citronen und Granaten, deren Stämme im Boden wurzeln und welche den Hof mit einem dichten Laubdach überziehen, sieht man Pflanzen und Gewächse, wie sie gerade die Jahreszeit mit sich bringt, in Kübeln und Töpfen die Ecken zieren, künstliche Lauben über bequeme Ruheplätze bildend.

Der Patio der Sevillaner dient aber den Hausbewohnern nicht nur für gewisse Stunden des Tages, er ist namentlich im hohen Sommer Schlaf- und Wohnzimmer und vor allen Dingen Empfangssalon. In den Gemächern, die auf den Bogengang münden und deren Thüren mit leichten Draperien verhängt sind, befinden sich die Betten der Hausbewohner und der Corridor selbst, dessen Fußboden oft mit Matten belegt ist, enthält häufig das kostbarste Ameublement; an den Wänden hängen werthvolle Bilder, und zwischen Tischen, Sophas, Fauteuils befindet sich häufig ein schöner Flügel, oder auch ein einfaches Fortepiano. Mit dem Patio durch eine weite Bogenthüre in Verbindung, findet man hinter demselben bei reichen Familien auch noch einen kleinen Garten, voll seltener, blühender Pflanzen, schmalen, verschlungenen Wegen, natürlicher Weise nicht ohne murmelndes Wasser, das Ganze angelegt wie die Wintergärten bei uns.

Wie die Spanier überhaupt die gastfreieste, freundlichste und zuvorkommendste Nation sind, so gewährt jeder Hauseigenthümer durch das breite Gitter an der Straße nicht nur jedem Vorübergehenden bereitwillig den Anblick aller seiner Herrlichkeiten, sondern, wo wir uns als Fremde

irgend einem dieser Höfe auffallend näherten, wurde uns das Gitter geöffnet und wir auf die freundlichste Art der Welt zum Eintritt eingeladen. Diese Zuvorkommenheit ist aber in Spanien so allgemein, weil von keiner Seite Mißbrauch damit getrieben wird. Der Spanier bewundert die kleinen Schätze seines Freundes und Nachbarn, er ergötzt sich an den duftigen Blüthen und Blumen, aber wie ich hier oft versichern hörte, würde es einem Spanier in öffentlichen oder Privatgärten selbst ohne alle Aufsicht nie einfallen, irgend eine Pflanze zu berühren oder gar eine Blume abzureißen. Leider ist dieß bei uns nicht immer der Fall, und wo ein Schloßbesitzer zutrauensvoll seine Zimmer und Gärten dem Publikum öffnet, da hört man auch häufige Klagen über Mißbrauch einer solchen Erlaubniß. Namentlich gibt es viele Damen, denen das Abreißen von Blumen zur wahren Leidenschaft geworden ist, dabei denkend, eine mehr oder weniger wird dem Besitzer nicht schaden. Das ist freilich wahr, aber Zwölf machen ein Dutzend und eine abgerissene Blüthe dient der neuen Besitzerin ja auch nur zur Befriedigung eines augenblicklichen Gelüstes; bald ist sie verwelkt und läßt ihr Köpfchen hängen.

In ihrem Patio lebt nun wie gesagt eine spanische Familie ein wahres Götterleben; wenn das Laubdach des Hofes nicht vollkommenen Schutz gegen die Sonne gewährt, so zieht man während der heißen Tageszeit noch ein Zeltdach von Leinwand über den Hof. Neben dem Brunnen wird der Tisch gedeckt, Wein- und Wasserflaschen werden in die kühle Fluth gestellt, und nach dem Diner zieht sich Alles in die anstoßenden Gemächer zurück, um die hier in Spanien

so nothwendige Siesta zu halten. Abends kommt dann Besuch, eine Tertulla wird improvisirt und nach dem Klavier oder zum Guitarren- und Castagnettenklang getanzt.

Auch die Kaffeehäuser und Gasthöfe haben alle einen solchen Patio. Wir wohnten in der Fonda de la Europa, und obgleich die Jahreszeit noch nicht so weit vorgeschritten war, um die Abende und Nächte im Freien zubringen zu können, so nahmen wir doch häufig unser Frühstück unter einem der Bogengänge des Hofes, und während wir das Plätschern des Springbrunnens hörten, sahen wir vor uns die dichtbelaubten Zweige eines prächtigen Orangenbaums. Auch hier waren die Rückwände der Arcaden mit Bildern behängt, und befanden sich in den Ecken ein paar, übrigens defekte Statuen.

»Und Marmorbilder stehn und sehn dich
an.«

An öffentlichen Plätzen und Spaziergängen ist auch Sevilla, wie die meisten spanischen Städte, reich; von den ersteren ist außer dem Markt, an dem das schöne und zierliche, aber leider unvollendete Rathhaus mit seinem massiven derben Sitzungssaale liegt, hauptsächlich bemerkenswerth die Plaza del Duque mit Baumreihen besetzt und der Sammelplatz der vornehmen Welt Sevilla's. Außerhalb der Stadt, an der Seite des Flusses befinden sich lange und breite Alleen, deren Mittelpunkt am Thor von Xerez die Alameda Cristina bildet. Hier ist eine steinerne Terrasse, zu welcher vier Stufen hinaufführen und die ringsumher mit Marmorbänken besetzt ist, und unter dem Schatten alter mächtiger Bäume einen kleinen Salon bildet. In Sommernächten gehört es zum guten Ton der eleganten Welt, sich hier

zu versammeln, Eiswasser zu trinken und den Spaziergängern zuzuschauen, welche die breiten Alleen der Hauptwege füllen. Doch muß man nicht glauben, daß die vornehme Welt Sevilla's ein ausschließliches Anrecht auf diese Terrasse hat oder nur zu haben glaubt; bei uns freilich würde der Anblick des Adels leider ein verehrungswürdiges Publikum ferne halten, hier aber, wo sich die Gräfin oder Herzogin durchaus nicht in ihrem Range gekränkt fühlt, wenn sich irgend ein Bürgermädchen, eine Maja oder selbst eine Gitana von dem jenseits des Guadalquivir liegenden Triana neben sie setzt, sind alle Stände wohlthuend durch einander gemischt, und Jeder freut sich gleichmäßig an der Gluth des Abendhimmels, an der Kühle der Luft und am Duft der Blumen, lauter schöne Sachen, die ja der Schöpfer zu Jedermanns Vergnügen werden ließ.

An der Alameda Cristina liegt die uralte Torre del oro, ein sonderbares Gebäude, über dessen Ursprung die Ansichten verschieden sind. Eine aufmerksame Untersuchung der Konstruktionen im Innern beweist den römischen Ursprung jedoch unzweifelhaft. Die Araber veränderten später vielfach die äußere Form und ließen aus der gewaltigen polygonischen untern Trommel in der Mitte einen zweiten Aufbau von kleinerem Durchmesser aufsteigen, dem die Christen endlich die oberste Laterne aufsetzten. Neben dem Zweck, den Fluß zu beherrschen, der in alten Zeiten von hier aus mit einer Kette gesperrt werden konnte, diente die Torre del oro zur Schatzkammer, denn der Name »Goldthurm« soll daher stammen, weil hier Peter der Grausame seine Schätze aufbewahrte. Das schöne breite Wasser, das rege Leben zu den Füßen dieses Kolosses, die schönen schattigen Spaziergänge, die das Flußufer begleiten, und

die lebendige Silhouette der Vorstadt Triana mit der hochgesprengten Brücke, die beide Ufer verbindet, macht zumal Morgens oder zur Neige des Tages, wenn die Sonne flach über den glänzenden Spiegel des Guadalquivir und die zahllosen darauf hin und her schwimmenden Schiffe hingeleitet, ein unvergeßliches Bild.

Wenn wir den langen Alleen folgen, die sich aufwärts vom Guadalquivir hinziehen, so erreichen wir den Stierplatz, der aber der Wintermonate wegen nicht nur für uns einsam und öde war, sondern zufällig jetzt kaum zugänglich, da an ihm gebaut wurde. Schon früher erwähnte ich, daß der hiesige Stierplatz der einzige in Spanien sei, wo ein Theil der Logenreihen aus Stein und zwar aus weißem Marmor bestehe; gewöhnlich ist nur der untere Stock gemauert und an diesen schließen sich leichte Bretterschläge. Auch hier war bis jetzt nur ein Theil der Arena zu beiden Seiten des königlichen Salons damit versehen; doch hatte man angefangen, die noch fehlenden Logenreihen aus Marmor und Backstein zu ergänzen, und wenn der Stierplatz von Sevilla einmal auf diese Art vollendet ist, so wird er ein prächtiges Bauwerk sein, ähnlich den alten römischen Amphitheatern. Sonderbar erschienen mir an der äußeren Mauer starke Pferdeknochen, die hier hervorragend eingemauert waren und am Tage des Stiergefechtes wohl zum Anbinden zahlreicher Reitthiere dienten.

Wie von ferne schon der hohe Thurm der Giralda als Wahrzeichen der Stadt über die in gewaltiger Breite sich ausdehnende Häusermasse hervorragt und die Aufmerksamkeit des Fremden fesselt, so ist es, nachdem man in der Stadt angelangt ist, in ähnlicher Weise der Fall, man hat das Bestreben, baldmöglichst Bekanntschaft mit denjenigen

Monumenten zu machen, die sich schon von Weitem als die bedeutendsten angekündigt, und bezeichnend ist es für flache und ebene Gegenden, daß dort das Streben in die Höhe bei den Thürmen oft bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit getrieben ist, während in gebirgigen die Thürme meist zum niedrigen Glockenhouse zusammensinken.

Die Giralda ist aber auch etwas einziges in ihrer Art und weit bezeichnender für Sevilla, das sonst keinen hohen Thurm mehr hat, als der Campanile für Florenz oder der Markusthurm für Venedig. Sehr alt, wurde die Giralda schon im Jahr 1196 von Al Geber, einem tüchtigen maurischen Baukünstler, von dem die Wissenschaft der Algebra herrühren soll, der Moschee angefügt, die bereits an der Stelle der heutigen Kathedrale bestand und von der noch zwei Seiten der Umfassung des daran stoßenden Pomeranzenhofs in gut erhaltenem Zustande auf uns gekommen sind. Auf einer Grundfläche von fünfzig Fuß Länge und Breite erhob sich damals der Thurm in einer Höhe von zweihundertfünfzig Fuß, ganz aus Backsteinen hergestellt und innerhalb mit einer in flacher Steigung den vier Seiten folgenden Rampe, die bequem auf die oberste Plattform führte; sonderbarer Weise verdickt sich die äußere Umfassungswand nach oben, während der innere massive Kern gleiches Maß behält, so daß der steigende Weg, der unten sehr geräumig ist, höher und höher hinauf sich merklich verengt. Auf seine halbe Höhe im Äußern fast glatt und von wenigen Öffnungen durchbrochen, ist die obere Hälfte dafür um so reicher verziert, jede seiner Seiten ist durch glatte Streifen in drei senkrechte Felder abgetheilt, die mit zierlichen Ornamenten ausgefüllt sind und deren mittleres je eine über einander gestellte Reihe von Doppelfenstern mit

davor liegenden Balkonen enthält, die diese großen röthlichen Flächen aufs Angenehmste beleben, da keines dieser Fenster, obwohl alle als Ajimez behandelt sind, dem andern gleicht.

Als im Jahr 1240 die Stadt in Folge der Belagerung des heiligen Ferdinand kapitulirte, knüpften die Belagerten, die den Christen ihren schönen Thurm nicht gönnten, an die Übergabe die Bedingung, daß derselbe zuvor abgebrochen werde; aber Alonzo, der Sohn Ferdinand's, drohte, wenn ein Stein daran verrückt werde, alle Bewohner Sevilla's über die Klinge springen zu lassen.

Ein Aufsatz von drei riesenhaften über einander gestellten Kugeln krönte damals die oberste Terrasse und ihre Vergoldung glänzte weit hinaus in die Landschaft, aber ein Erdbeben stürzte sie später herunter. Wie nun allmählig die Kathedrale, die südwestlich an den Thurm angebaut wurde, ihrer Vollendung entgegen ging, war der Thurm nicht mehr prächtig genug und sollte durch Ausführung des wegen seiner Kühnheit vielfach angefochtenen Planes im Jahr 1568 von Hernan Ruiz die Giralda um hundert Fuß erhöht werden. Ruiz, derselbe, der die christliche Kirche mitten in die Moschee von Cordova setzte, ordnete auf der alten Plateforme eine ringsum laufende Gallerie von fünf Öffnungen auf jeder Seite an, deren mittlere je eine hohe Arcade bildete, hängte in den Zwischenweiten die Glocken auf, erhöhte den innern viereckigen Kern des Thurms weit über die Gallerie hinaus und setzte darüber eine runde Laterne, zu oberst gekrönt von der Giraldilla, einer drehbaren vergoldeten Bronzefigur, die den Glauben darstellt und dem ganzen Thurm den Namen gab. Dieser neue Aufbau, trotzdem, daß keine dem alten Bau entsprechenden arabischen

Formen dabei angewendet wurden, hat eine solch glückliche Proportion, ist so elegant durchbrochen und mit dem alten arabischen Bau vermählt, daß hier Ruiz ein Meisterstück gemacht hat, durch das man gern sich über den Verdruß in der Moschee von Cordova etwas gelinder stimmen läßt.

Die Aussicht von der Giralda oben ist bezaubernd, zu den Füßen die immense Metropolitane, deren zahllose Pfeiler, Fialen, Steinpyramiden und frei durch die Luft sich schwingenden Strebebogen sich zu dem interessantesten Ganzen gruppieren, nördlich davon der lange Pomeranzenhof, welcher jenseits von der mit der Kathedrale verbundenen Kirche del Sagrario, diesseits durch die Columbinische Bibliothek und an der langen Seite durch die hohe mit Strebepfeilern und staffelförmigen Zinnen besetzte Mauer geschlossen ist, in deren Mitte das reiche Portal del Perdon sich gegen die Straßen der Stadt öffnet; eine Gebäudemasse, in der alle Stylarten des Mittelalters vertreten sind, arabisch, gothisch und die Zeit der Wiedergeburt.

Aber auch in etwas größerem Umfange finden wir eine analoge kunstgeschichtliche Scala; unweit der Kathedrale sehen wir in die Höfe des maurischen Alcazar hinunter und die Mitte zwischen ihm und uns nimmt die Lonja ein, eines der hervorragendsten Bauwerke der Renaissanceperiode, und ist dieß in der That eine Nachbarschaft, die in der Welt schwerlich zum zweitenmal zu finden sein wird. Weiter schweift das Auge über die Häusermassen der Stadt,

aus denen die prächtigen Baumgruppen der Paseo auftauchen, über die weitgeöffnete Rundung des Stierplatzes hinweg nach dem glänzenden Lauf des Guadalquivir und seiner stolzen Brücke, über das ferne Triana in die weite unendliche Landschaft hinaus.

Die Kathedrale Sevilla's, wohl die größte Spaniens, ist zugleich auch die prächtigste, nicht so reich wie die von Toledo, aber edel und würdevoll im Innern und Äußern; fünf- oder wenn man die beiderseitigen Kapellen dazu rechnet, siebenschiffig, hat sie nahezu eine Länge von vierhundert Fuß. Die alte Moschee, an deren Stelle sie steht, diente noch von 1240, der Zeit der Eroberung an, als christliche Hauptkirche bis 1401, wo der Beschluß gefaßt wurde, nach Abbruch der Moschee einen christlichen Tempel zu erbauen, der nicht seines Gleichen habe, ganz ähnlich wie bei Santa Maria dei Fiori zu Florenz. Der Eifer war so groß, daß sogar die Prälaten und Herren des Kapitels einen Theil ihrer Einkünfte dem Bau zuwiesen. Neun Architekten folgten sich in der Leitung des an hundert und sechs Jahre dauernden Baues, und schön ist es, daß der ursprüngliche Gedanke in der Hauptsache so unverrückt festgehalten wurde. Die Westseite des Äußern mit drei großen Portalen ist in den Einzelformen so rein und schön, wie die beste Kirche der guten Periode am Rhein, das Innere schlank und majestätisch und die gemalten Fenster von außerordentlichem Verdienst der Zeichnung, und einer Gluth der Farben, wie die schönsten in Cöln. Mit dem Dom waren die Sevillaner nicht so glücklich, als die Florentiner. Nachdem ihn Alfonso Rodriguez und Gonzalo Rojas in einer schwindelnden Höhe über der Kreuzung des Lang- und Querschiffs vollendet hatten, fingen die Pfeiler, die ihn trugen, an zu weichen

und er stürzte zusammen; erst später wurde er in der weit niedrigeren Form, in der er heutzutage zu sehen ist, vollendet. Eine Menge von Künstlern war in späteren Perioden beschäftigt, die Kapitelsäle, die Sakristeien und die Unzahl von Kapellen anzufügen, die aber nicht mehr das alte Gepräge tragen, sondern in weit modernerer Weise ausgeführt sind.

Sehr schön ist die hinter dem Chor angebaute Kapelle des heiligen Ferdinand, der ovale Kapitelsaal und die große Sakristei, die besonders ein meisterhaft angeordnetes und ornirtes Gewölbe hat. Frappirt hat uns die Naivetät, mit der in einem der Sakristeieingänge in den Cassaturen der Wölbung alle leckeren Mahlzeiten der Domherrn auf einzelnen Tellern servirt mit Messer und Gabeln aus dem Stein gehauen sind. Heller, freundlicher ist durchaus diese prächtige Kirche, als die in Toledo; selbst der Behandlung des Hochaltars gebe ich, nicht wegen seiner unerhörten Pracht, sondern wegen der ruhigeren Vertheilung der Massen den Vorzug vor jenem. Leider ist das Mittelschiff auch hier fast ganz mit der hohen Mauer umfaßt, die die Chorstühle umgibt, und noch dazu in einem sehr verschnörkelten Styl. Die an dem Westende dem Hauptbau angefügte Kirche del Sagrario, deren Kuppel auch abgetragen werden mußte, ist, obwohl aus der üppigsten Renaissancezeit, nicht im Stande, die Aufmerksamkeit von der mit den herrlichsten Gemälden angefüllten prächtigen Kirche abzulenken, die noch dadurch einzig in ihrer Art ist, daß die Bedachungen durchaus Terrassen sind und dennoch der gothische Organismus so fein verstanden überall durchgeführt wurde.

Die Lonja, dicht daneben, ein schönes Werk Herrera's, sehr korrekt, aber schwer, gewinnt nur wieder durch die

höchst gelungene Anordnung des innern Hofes und die Eleganz der Haupttreppe den Beifall des Besuchers. Diese Formen, kälter, weil geradliniger, lassen nun einmal den Schwung nicht zu, der in dem gothischen Bogen und der weichen Arcade der Araber liegt. Hauptsächlich interessant ist dieser Bau dadurch, weil sich hier das sogenannte indische Archiv befindet. Die Schätze, die hier aufgehäuft sind, kann man begreiflicher Weise bei einem flüchtigen Besuche nicht sehen; doch waren wir erfreut von der freundlichen Einrichtung der großen Säle, wo sich in schönen Mahagonikästen, die mit ausführlichen Inhaltsanzeigen versehen sind, namentlich zahlreiche Urkunden befinden, welche die Entdeckung und Geschichte Amerika's unter spanischer Herrschaft betreffen.

Der benachbarte Alcazar, der schon lange der Gegenstand unserer Begierde ist, zieht uns nun unwiderstehlich an, und wir säumen nicht, uns durch das Labyrinth der ihn von der Stadtseite umgebenden moderneren Vorbauten durchzuarbeiten, um an das berühmte Portal Peter's des Grausamen zu kommen. Obwohl in weitem Umkreis mit festen Mauern umgeben, ist er kein Kastell in der Art der Alhambra; viel friedlicher liegt er begränzt von einem ausgedehnten Garten den flachen Ufern des Guadalquivir zugekehrt. Wenn auch nicht von den ersten Erbauern des Alcazar herrührend, hat die gegen den großen äußern Hof gekehrte Seite dieses Palastes doch den ächtesten arabischen Charakter; im untern Stock eine ganz geschlossene Wand bildend, nur von der viereckigen, oben mit großen Keilsteinen geschlossenen Mittelthüre und einigen unbedeutenden

Fenstern durchbrochen, trägt diese glatte Masse eine wunderliebliche offene, über die ganze Façade sich ausdehnende Gallerie, deren Mittelstück von einem sehr weit ausladenden, kunstvoll geschnitzten und überreich theils bemalten, theils vergoldeten Dachvorsprung gekrönt ist. Das Spiel der in ganz symmetrischer Anordnung und in Gruppen von je drei und zwei Arcaden sich an einander reihenden weiten und engen Bogenöffnungen, die Schlankheit der Säulchen und die herrlichen Marmore, aus denen sie bestehen, die Abwechslung des Gezackten und des Glatten der einzelnen Bogenformen, vereint mit der Pracht der Farbe und der feinen Wahl des Ornaments machen diese Front zu einem gefährlichen Rival des Schönsten in der Alhambra. Der innere, länglicht viereckige Hof, leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Form, denn der untern wundervollen Bogenstellung ist später eine zweite aus der Renaissanceperiode aufgesetzt worden, macht nichtsdestoweniger eine reizende Wirkung, aber die Krone des Ganzen ist der an der schmalen Seite dieses Hofes gelegene Gesandtenaal. Er zerfällt in drei Theile, nämlich in einen durch zwei Stockwerke gehenden gewölbten Mittelsaal und zwei mit herrlichen Bogenthüren sich gegen ihn öffnende niedrigere Nebensäle. Alle Wunder der Alhambra wiederholen sich hier und wenn nicht die oben unter der Kuppel des Mittelsaals nachher zu Karl's V. Zeiten unförmlich vergrößerten, freischwebenden Balkone und die unpassend angebrachten Königsportraits die Einheit stören würden, könnte der majestätische Saal seines Gleichen suchen. Der kleine Patio, der in neuerer Zeit restaurirt wurde und mitten zwischen den der Stadt zu liegenden Zimmern als Lichthof dient, ist ein Meisterstück von Folgsamkeit und gewissenhaftem

Studium des noch vom alten Bau Vorhandenen. Wäre die Erneuerung der übrigen Räume von gleich verständigen und ebenso fein gebildeten Händen ausgeführt worden, so stünde der Alcazar von Sevilla noch heute auf der alten Höhe seiner Berühmtheit, aber der Eigenwillen der verschiedenen königlichen Bewohner und der Unverstand der ihre Wünsche erfüllenden Bauleute haben beinahe überall die alten reizenden Urformen vertilgt und anstatt der frühern Mannigfaltigkeit nur langweilige Enfiladen von würfelförmigen Zimmern hergestellt, von denen blos der herrliche Saal über dem Haupteingang verschont geblieben ist. Dieser, ein wahrer Juwel, ist mit Ausnahme der verschwundenen Färbung ein Raum, in den man verliebt werden könnte, und wie einzig ist von seiner Fensterwand die Aussicht auf die Kathedrale und die Giralda, dieses reiche Architektur- bild, in den wunderbarsten magischen Rahmen gefaßt!

Eine Merkwürdigkeit, welche man den Fremden, die nach Sevilla kommen, gerne anrühmt, ist das »Haus des Pilatus«. Es hat seinen Namen daher, weil der Erbauer, ein Herzog von Alcalà, den Palast des Landpflegers von Judäa darin nachgeahmt haben soll. Da ich vor Jahren diesen sogenannten Palast des Pilatus in Jerusalem gesehen und besucht, so war ich sehr gespannt darauf, hier eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Das fragliche Haus liegt an einem einsamen und stillen Platze, hat aber schon von außen gar keine Ähnlichkeit mit dem alten, ehrwürdigen Mauerwerk, welches man mir in Jerusalem gezeigt. Freilich ist die Copie in Sevilla vor vielen hundert Jahren durch einen arabischen Baumeister gebaut, den der Herzog von Alcalà aus den Kreuzzügen, sammt dem Plane des ursprünglichen Hauses in Jerusalem mitgebracht und es wäre möglich, daß das

Haus im heiligen Lande damals etwas anders ausgesehen, wie jetzt. Nachdem ich aber sein Inneres betreten, fand ich auch die Eintheilung und Disposition des Ganzen vollkommen vom Original abweichend. Freilich ist auch hier die Säule vorhanden, an welcher Christus gebunden und geißelt wurde, doch ist dieselbe hier in einer im Hof befindlichen Kapelle, anstatt daß sie, wie in Jerusalem, in einer Vorhalle steht, durch deren weite offene Fenster das herbeigeströmt Volk sein Schlachtopfer sehen konnte, welches ihm Pilatus wies.

Der Hof, ein länglichtes Viereck hat schon in den Einzelformen das arabische Gepräge etwas abgestreift, wozu noch die Aufstellung vieler, zum Theil über lebensgroßer antiker Statuen kommt; interessant war uns das Haus des Pilatus deßhalb, weil man daran die Gränze des Reichthums sehen kann, der mit Azulejos erreicht werden kann. Das große Treppenhaus insbesondere, dessen Wände ganz damit getäfelt sind, und wo eine unübersehbare Zahl verschiedener Eintheilungen und Dessins sowohl in Linien als Farben mit einander abwechseln, ist von kaum zu beschreibender Pracht, aber nirgends Ruhe, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge verweilen kann, so daß man diese Fayencebekleidungen, die die Araber weislich nur zur Täfelung des unteren Theils der Wände wählten, hier gründlich satt bekommt. Die große an den Hof stoßende Halle ist noch das am meisten harmonische; vortrefflich erhalten, mit edler, schöner Decke bleibt sie ein Raum, in den man mit immer neuem Vergnügen zurückkehrt.

Was die Bilderschätze Sevilla's anbelangt, so ginge auch die flüchtigste Besprechung der Meisterwerke des einzigen Murillo über den Raum dieser Blätter. Neben seinen

bekanntesten Bildern in der Kathedrale enthalten einige Säle des hiesigen Museums zwanzig große prachtvolle Gemälde von ihm, das schönste aber, was er erschaffen hat, ist in der kleinen Kirche der Caridad, die berühmte Brodvertheilung und Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt. Madrid hat nichts Ähnliches von ihm aufzuweisen. Das Wohnhaus des großen Malers, jetzt einem Herrn Lopez de Ceparo gehörig, ist den Fremden gastlich geöffnet und enthält außer einem selbstgemalten Portrait Murillo's Fresken von seiner Hand, welche auf die vier Seiten eines im Garten befindlichen Felsens gemalt sind.

Wenn man nach Spanien kommt, einem Lande, welches die Havannah besitzt, so hofft man, nun einmal recht gute und wohlfeile Cigarren rauchen zu können, findet sich aber sehr getäuscht, denn nirgendwo in der ganzen Welt bekommt man schlechteren Tabak und Cigarren, als gerade in Spanien. Die größte Schuld hieran trägt wohl das Monopol- und Prohibitiv-System, welches viel einnehmen will, ohne etwas dafür auszugeben. Es hätte ja Niemand etwas dagegen einzuwenden, wenn sich die Regierung aus diesem Tabaksmonopol tüchtige Einkünfte verschaffte, dem Käufer dagegen, wenn auch für theures Geld, eine gute Waare zukommen ließe. Wer aber in Spanien eine ächte Havannah oder eine gute Puros rauchen will, ist gezwungen, sich an die Contrebandisten zu wenden, die wenn sie auch den Verkauf ihrer eingeschmuggelten Waaren nicht selbst

und öffentlich betreiben, doch entweder ihre wohlbekanntesten Niederlagen haben, oder ihre zahlreichen Agenten unter den Gasthofs- und Kaffeehaus-Kellnern, kleineren Wirthen, Bootführern oder Individuen, die uns auf dem Spaziergang mit den Worten anhalten: »Caballero, ich kann Ihnen die besten eingeschmuggelten Cigarren verschaffen.«

Aus diesem Grunde ist nun wohl das Rauchen der Papiercigarren so allgemein geworden; die Kosten dabei sind sehr unbedeutend, denn das bischen feingeschnittenen Tabak, welchen man ins Papier wickelt, kommt eigentlich nicht in Betracht und dabei scheint die Anfertigung selbst dem müßigen Spanier eine sehr angenehme Beschäftigung zu sein. Doch ist es nicht so ganz leicht, eine gute Papiercigarre zu drehen, und namentlich der Fremde, ehe er Fertigkeit erlangt hat, sieht sich genöthigt, zu den Tabakläden seine Zuflucht zu nehmen, welche denn auch in diesem Artikel etwas Gutes, Rauchbares liefern. Hier in Sevilla befindet sich die größte Cigarrenfabrik Spaniens, und ist dieselbe wohl im Stande, das ganze Land, besonders mit Papiercigarren zu versorgen.

In einiger Entfernung vom Hafen des Guadalquivir erhebt sich ein ungeheures viereckiges Gebäude, das von außen eher einem königlichen Palast, als einem industriellen Etablissement ähnlich sieht, nur der scharfe Geruch, der, je nachdem der Wind weht, den Vorübergehenden frappirt, gemahnt an seinen Zweck. Weite Thorbogen führen uns in einen großen Hof, der mit Fontainen und Säulen geschmückt ist und wo wir vom Thürsteher in ein Comptoir gewiesen werden, um die Erlaubniß zum Eintritt zu erhalten. Diese erlangten wir ohne alle Schwierigkeiten und

erhielten zugleich einen untern Beamten, der uns im unermesslichen Gebäude umherführte. In den untern Räumen befinden sich die rohen Tabakvorräthe, unter denen aber viel verdorbene Waare sein soll, welche Spanien als schlechter Schuldner von seinen Colonien erhält, deren beste Waare bekanntlich ins Ausland geht. Neben diesem Magazin sind die Räume zum Herrichten und Anfeuchten der Blätter, zu dem Gährungsprocesse, welcher der Anfertigung des Schnupftabaks vorausgehen muß; sowie der Maschinen zum Schneiden und Stampfen desselben. Der Schnupftabak ist das beste, was hier fabricirt wird, und führt man ihn nach Portugal und Frankreich aus.

In einem kleineren Theil des ersten Stockes befinden sich die männlichen Arbeiter, welche hauptsächlich sogenannte Puros anfertigen, wogegen drei lange Flügel dieses riesenhaften Gebäudes, einen einzigen Raum bildend, die weiblichen Arbeiterinnen enthalten, und dem Besuchenden einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Schon vor der Thür hört man es da innen summen, wie in einem Bienenschlage, und wenn man die Schwelle betritt, bleibt man einen Augenblick überrascht stehen. Wir haben vor uns eine dreischiffige, hochgewölbte Halle, dicht besetzt mit kleinen Tischen zu acht bis zehn Personen, um welchen die arbeitenden Mädchen sitzen. Es sind hier deren nicht weniger als dreitausend bei einander, und da der Eintritt eines Fremden immer ein Ereigniß ist, welches flüsternd der Nachbarin verkündigt wird, und schuldig ist, daß hier ein Sessel gerückt, dort ein Messer niedergelegt wird, so kann man sich einen Begriff machen, von welchem Lärmen wir empfangen werden. Obgleich ich nicht behaupten kann,

daß ich unter diesen Cigarren-Arbeiterinnen sehr viel vollkommen Schönes gefunden hätte, so waren doch ganz artige Gesichter und Gestalten da, und wenn man auch in Spanien schon an Manches gewöhnt ist, so macht es doch einen seltsamen Eindruck, so ein paar tausend schwarze, andalusische Augen auf sich gerichtet zu sehen. Reiche, dunkle Haare und kleine Schnurrbärtchen waren stark vertreten. Da es ziemlich warm in dem Saale war, so ließ die Toilette dieser Damen in verschiedenen Beziehungen manches zu wünschen übrig, und wenn hier eine lachend auf ihre nackten Schultern blickte, so machte es eine andere nicht besser, wenn sie äußerst coquet ein kleines Tuch über das sehr tief ausgeschnittene Leibchen warf. Die sämtlichen Arbeiterinnen schienen mir, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Korporalschaften eingetheilt zusein, unter dem Befehl alter, stämmiger Spanierinnen, von denen jede einen tüchtigen Dragoner abgegeben hätte. Vielleicht vier bis sechs Tische hatten immer eine solche Aufseherin, die uns freundlich bis an die Grenzen ihres Reichs begleiteten und dann mit einem gnädigen Knix entließen. Auch eine Oberaufseherin über sämtliche Säle war da, und wenn ich mich unterstanden, die Chefs der einzelnen Korporalschaften als eines Dragoner-Regiments würdig zu bezeichnen, so muß ich auch gerechtermaßen versichern, daß die alte und würdige Dame, welche den Oberbefehl führte, jedem Cuirassierregimente zur Zierde gereichen mußte, nicht nur wegen des außerordentlich kräftigen Körperbaues, sondern auch in Anbetracht ihres sehr ansehnlichen Schnurrbartes. Es muß aber auch keine Kleinigkeit sein, dieses lustige Völkchen zu lenken; denn obgleich die meisten ruhig bei der Arbeit saßen und sich nur hie und da eine erhoben hatte,

um einen Besuch in der Nachbarschaft zumachen, so waren es doch gewiß ein paar hundert, die auf solche Art in sämtlichen Sälen umher flanirten, die schwarze Mantille leicht übergeworfen, den Kopf kokett erhoben und den meist aus einem zusammengefalteten Bogen Papier bestehenden Fächer meisterhaft gebrauchend. Manche von ihnen folgten uns unter Lachen und Possen aller Art, aber nur bis an das Ende ihres Territoriums, wo sie, von der andern ernstern Aufseherin zur Ruhe ermahnt und zurückgewiesen, mit lautem Gelächter auseinander stoben. Der General en chef dieser zahlreichen Mädchenbrigade gab uns das Geleite bis zur Treppe, worauf wir sehr befriedigt das Gebäude verließen.

Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla, und ich war begierig zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muß aber gestehen, daß mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Straßen Sevilla's an den Fasching erinnerte. Malerischen Costümen begegnete man freilich wie immer und es würde das gewöhnliche Leben der Stadt mit seinem lustigen Getreibe, mit den schwarzen Mantillen, goldglänzenden Fächern und herrlichen Trachten, die uns allenthalben begegnen, plötzlich zu uns nach Deutschland versetzt, freilich schon für einen ganz prächtigen Carneval gelten können; aber etwas Außergewöhnliches geschah hier durchaus nicht. Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiß ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden blühende und in beständigem Erstaunen begriffene Maskengesichter, oder auch nur falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja

nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist, denn in den Straßen von Sevilla sieht man zu dieser Zeit selbst nicht einmal die Spur von ausgelassenen Buben, wie sie bei uns ihr Wesen treiben, in weißen Hemden, mit geschwärzten Gesichtern oder vergoldeten Nasen. Im Haupttheater in der Straße de la Muela war es allerdings während der Carnevalsabende außerordentlich voll, und das Volk erfreute sich an den ausgelassenen Possen, die hier gegeben wurden, für uns aber wenig Interesse boten. Besonders beliebt bei den Sevillanern schienen Schilderungen aus dem Negerleben zu sein, eine Art Vaudevilles mit Ballet, wo eigenthümlich unharmonische, oder wie es hieß, Originallieder der Schwarzen vorgetragen wurden, und mit Tänzen abwechselten, die man allenfalls nur von Spanierinnen sehen konnte, denn wenn sie sich auch die allergrößte Mühe gaben, schwerfällig und steif umherzuhüpfen, wie wahnsinnig gewordene Frösche, so schimmerte doch immer noch etwas durch von den ihnen angeborenen eleganten Körperformen und Bewegungen. Im Theater de la Campana, wo mitunter recht gute Lustspiele gegeben werden, ging es auch nicht ohne sehr starke Possen ab; nur war hier das Ballet vortrefflich und gab zum Schluß so große und schöne Portionen, daß man sich schon für die Anfangs ausgestandene Langeweile entschädigen konnte.

Ein deutscher Landsmann, dessen Bekanntschaft wir in einem der hiesigen Theater machten, veranlaßte uns eines Abends nach beendigter Vorstellung, mit ihm eine kleine Tanzunterhaltung zu besuchen, deren verschiedene um diese Zeit hier veranstaltet werden, und die auch im Innern der Häuser das Einzige sind, was an den Carneval erinnert. Wir besuchten nach einander ein Paar dieser Lokale, ohne

aber hier gerade viel Interessantes zu sehen. Man könnte diese Bälle mit den Parisern in der Salle Valentino vergleichen. Wie dort, sind es auch hier große Räumlichkeiten, nur nicht so elegant, wie die Pariser Etablissements, spärlicher beleuchtet, und vor Allem fehlt hier in Sevilla die prächtige Musik Musard's. Der Spanier ist schon zufrieden mit einem kleinen Orchester aus ein Paar Violinen, einer Klarinette und einem Contrebasse bestehend, und dies fehlte sogar in einem dieser Lokale, wo denn jeder Saal seine besondere und sehr bescheidene Musik hatte, zwei Guitarren nämlich, die von den Tänzern abwechselnd gespielt wurden, wozu aber ein Dutzend toller Andalusierinnen im Majacostüm einen tüchtigen Lärm mit ihren Castagnetten machten. Am Eingang dieser Säle wird eine Kleinigkeit bezahlt, und wie in Paris an den gleichen Orten finden sich auch hier junge Leute aller Stände, namentlich aber Studenten mit ihren Mädchen ein, um die Nacht zu durchtanzen.

Um aber eine solche allgemeine Carnevals-Tertulla in ihrer Blüthe zu sehen, ließen wir uns nach der Vorstadt Triana führen, welche gegenüber der alten Torre del oro liegt, und deren Bewohner hier ungefähr in demselben Rufe stehen, wie die von Trastevere bei Rom. Obgleich sich dort bei diesen Tanzvergnügungen eine sehr ausgewählte Gesellschaft vereinigt, Maulthiertreiber, Contrebandisten, und Leute, die oft ein noch viel schlimmeres Handwerk treiben, so ist man ja in Spanien und der Fremde, den die Neugier treibt, einer solchen Versammlung beizuwohnen, wird anständig und freundlich behandelt, natürlicherweise, so lange er es unterläßt, sich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen. Das Haus, zu welchem wir uns begaben, lag zwischen

Gärten, etwas entfernt von den andern Gebäuden, und erwies sich beim Näherkommen als eine Posada, wie ich sie schon häufig beschrieben, mit einer großen Halle, welche zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war. Schon von Weitem hatten wir durch die vergitterten Fenster Lichtschimmer bemerkt, zuweilen wurde das Thor geöffnet, und dann drang die Helle auf Augenblicke in den Garten hinaus. Dieser war aber umzäunt und verschlossen, und wurde erst auf mehrmaliges Anklopfen geöffnet, und nachdem unser Begleiter ein paar Worte zu dem Manne gesagt, der durch den Garten gegen uns her kam. Als wir näher gingen hörten wir auf einmal Guitarrenklänge und das taktmäßige Knattern der Castanuelos, und als sich endlich die Hausthüre vor uns öffnete und wir eingetreten waren, sahen wir eine zahlreiche und lustige Gesellschaft bei einander.

Hier befanden sich vielleicht zwanzig Männer, meistens junge Leute, und ein Dutzend schöner Mädchen, die theils in dem Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken an dem lodernden Herdfeuer saßen, wo die Weinflaschen fleißig herumgingen, und wo gesotten und gebraten wurde. Nachdem uns der Hauseigenthümer freundlich begrüßt und uns einen guten Platz am Kamine neben ein paar lustigen Majas verschafft, welche jedem von uns augenblicklich eine Cigarre drehten, hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuschauen. Ein bischen ärmlich und zerfallen sah dieses aus; in den Winkeln rechts vom Zimmer fanden sich ein paar alte Matten am Boden, und diese, sowie ein paar kleine Rohrschemel machten die ganze Ausschmückung der schwarzen rauchigen Halle aus. Doch hing noch an einem Pfeiler ein rostiger Trabuco, sowie eine alte Gitarre, von welcher die zerrissenen Seiten herabgingen. Offenbar

war dieser Ort von keiner Familie bewohnt, und diente nun dem lustigen Volke, das sich hier versammelt, zum Ballsaal. Aber der Kontrast zwischen den meisten dieser Gäste und der Halle selbst hätte unmöglich größer sein können. Ja, wenn man ein paar alte Männer, die in der Capa und spitzem Hut dicht am Feuer saßen, sowie ein paar Zigeunerinnen in hellen, fast modischen Kleidern, mit weißen Busentüchern, ausgenommen hätte, so würde die ganze übrige Gesellschaft nach ihren eleganten Bewegungen, nach ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Kleidung auf jedem hellbeleuchteten Hofball das größte Aufsehen erregt haben. Die Tanzenden waren lauter Majos und Majas, die Männer hübsche wohlgewachsene Bursche in den bekannten andalusischen Costümen, die aber bei diesen Abendgesellschaften aus den feinsten Stoffen bestanden, Sammt, Atlas und Tuch, mit Stickereien und silbernen Knöpfen überladen. Dabei waren die Anzüge so vortrefflich und passend gemacht, deutlich alle Körperformen zeigend, und wurden so leicht und elegant getragen, daß man wohl sah, es sei die gewöhnliche Kleidung der meisten dieser jungen Leute. Wahrhaft reizend aber waren die Mädchen. Ihre Füße mit seidenen Strümpfen staken in wahren Kinderschuhen, und über denselben waren die Knöchel so fein und zierlich, daß man nur erstaunt war, das Bein weiter oben so ansehnlich gerundet und doch so ganz im Verhältniß zu sehen. Die ziemlich kurzen Röckchen bestanden aus rothem oder gelbem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einer Atlastaille in weiß, hellblau oder Perlfarbe, die sich so dicht und genau an den schlanken und doch vollen Oberkörper anlegte, daß man die Formen desselben bis in ihre kleinsten Nuancen sehen konnte. Über diese Taille kam

nun ein zierliches Jäckchen von einer genau passenden etwas dunkleren Farbe, von matter Seide oder Sammt, aber reich mit Schnüren besetzt, und einer Unzahl kleiner silberner Knöpfchen. Die meisten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle schwarze Haar über die feinen Ohren zurückgestrichen, so daß von hinten der lange schlanke Hals bis zu den Schultern sichtbar war. Oft genug habe ich die graziösen Gestalten der Andalusierinnen erwähnt, so wie ihre wunderbaren Augen, Lippen, Zähne, ja den ganzen prachtvollen Ausdruck ihres Kopfes, um hier noch ein Wort darüber zu verlieren, und will nur noch hinzufügen, daß unter allen vielleicht keine einzige war, die nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können, wie ja die Tänzerinnen aus dem südlichen Spanien bekanntlich schon auf den Theatern der heidnischen Weltstadt Rom die berühmtesten waren. Ja, dabei erschien das ganze Bild hier in der hohen finstern Halle so eigenthümlich beleuchtet von den zitternden Streiflichtern des Herdfeuers und der rothen Gluth einer Fackel, die neben dem Eingänge brannte, daß es eine unbeschreiblich malerische Wirkung hervorbrachte. Der Glanz des Atlases, der matte Schimmer der Sammtstoffe, dazu die vielen Stickereien und silbernen Knöpfchen, alles nahm auf so verschiedene Art die Lichtstrahlen auf, und reflektirte sie wieder eben so eigenthümlich. In einem hellerleuchteten Saale hätten die Tanzenden nicht diese Wirkung hervorgebracht, wie hier. Bei unserer Ankunft war ein Bolero zu Ende und die wilden Mädchen ließen sich schwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken

auf die Bänke und Rohrstühlchen nieder, so daß die seidenen Röcke rauschten und die atlassenen Mieder bedenklich krachten. Hie und dort nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentischchen standen, oder ließ sie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwischen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten sie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; besonders die Bursche, die, wenn auch der wilde Tanz beendet war, doch noch mit ihren extravaganen Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den französischen Cancan streifend, bald allein, wie mit dem eigenen Schatten tanzend, den das lodernde Herdfeuer beweglich an die graue Wand warf. Dann fingen die Gitarren wieder leise an zu klingen, und nach einigen Accorden fiel einer der Majos ein:

*Ay! sal, bella joven,
sal, angel de amores
y al par que las flores
del lindo pensil.*

Ein anderer sprang vor die Mädchen hin, klatschte in die Hände, ein Dritter rief: *Viva la gente Morena!* und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arangirt. Hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, standen die Andalusierinnen da, die eine Hand in die Seite gestemmt, mit den Fingern der andern leicht an die eine der Castanetten schlagend, und die Bewegung der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeschritten kamen; wenn diese wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Castanuetos mit den vorgestreckten Händen leicht anschlagend. Um

die sichere Beute nun rasch zu umschlingen, öffnet der Tänzer weit seine Arme, aber in dem sanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin. Auf ihren höhnisch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba zu lesen, als sie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Castagnetten wild und zornig knacken. Dabei hat sie den Kopf stolz erhoben, wie eine Schlange biegt sie den Oberkörper, senkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während sie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeschreiblich malerisch um die Hüften. Etwas Ähnliches wiederholt sich nun in den meisten spanischen Ensembletänzen; mit einem alles verachtenden Stolze beginnt die Andalusierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen; und diese Folge ist so natürlich und wahr im Tanze, wie im Leben.

So reizend diese Gruppierungen auch waren, so wunderbar die schlangenartigen Bewegungen der prächtigen Mädchen, so wahrhaft betäubend das Spiel ihrer Augen, das Rauschen der Seide und das Krachen des Atlases, und alles das übergossen und bestrahlt von den lodernden Flammen des Herdfeuers, das über die glänzende schimmernde Gruppe ein so unaussprechlich warmes Licht warf, so köstlich auch, bei diesen Ensembles tänden die Ausrufungen der Freude klangen, die der glühende Hauch des Mundes zwischen den frischen Lippen hervorstieß, so war doch die Krone des Abends ein Fandango von zwei der schönsten und üppigsten Mädchen allein ausgeführt. Es waren das zwei prachtvolle Gestalten, die eine im weißen, die andere im perlfarbenen Atlasmieder. Lange, lange umschritten sie sich, kalt und förmlich und kaum merklich schien sich ihr

Blut zu erwärmen, schien die Gluth in ihnen aufzuflammen und sie sich zu nähern. Dabei berührten sie sich anfänglich nur sanft mit den Fingerspitzen, dann legte eine ihre Hand leicht um die schlanke Taille der andern, aber als das Eis endlich gebrochen war, brach auch die Fluth der Leidenschaft um so gewaltiger hervor.

Malerisch gruppirt umstanden die Übrigen die schöne Paar, ein dichter Kreis, der sich nach hinten erhöhte, und nicht nur die Majos, sondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke gestiegen, um besser in den Kreis zu sehen; und dazu brachen bei jeder schönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor. – Ay, salero! ole, ole! – ole salero! – Herz, du übertriffst dich selbst! – Bravo, bravo, Kinder! Bravo, Kinder, bravo! So was sieht die Welt nicht wieder! – Ole, salero!

Und dabei waren es die andern Mädchen, welche ohne Neid und Mißgunst den größten Spektakel machten. Aber die Beiden im Kreise verdienten es auch, daß man sich für sie enthusiastirte. Man hätte wohl im Bunde der dritte sein mögen. Secundenlang hielten sie sich umschlungen und drückten die hochklopfenden Herzen aneinander, und wenn sie sich auf Augenblicke trennten, so stürzten sie sich gleich darauf wieder mit neuer Inbrunst in die Arme. Das Ganze steigerte sich zu einer wahrhaft beunruhigenden Höhe, und wir Zuschauer waren ordentlich froh, als der Tanz endlich aufhörte mit einem langen innigen Kusse, wobei die elastischen weichen Körper der beiden Mädchen wie schmerzlich zuckten und sich schlangenartig um einander wanden. – Ole, salero!

Wie so Vieles in Spanien erinnerten mich diese Abendunterhaltungen an Ähnliches, was ich im Oriente gesehen.

Haben doch selbst manche Tänze der arabischen Tänzerinnen außerordentliche Ähnlichkeit mit dem Fandango und manchem andern spanischen Bolero; ja, ist doch die Madrilenen mit ihrem Aufheben und Schütteln der Tanzröcke nichts Anderes, als eine gemilderte Copie des Bientanzes, den ich in einer schönen Nacht an den Ufern des Nils gesehen. Auch die Castagnetten sind gewiß maurischen Ursprungs, denn noch heute haben die arabischen Tänzerinnen an dem Zeigefinger jeder Hand eine kleine silberne Glocke befestigt, die sie taktmäßig anschlagen, und sah ich doch einst in Adrianopel griechische Knaben tanzen, welche ihre wirklichen Castagnetten so geschickt zu handhaben wußten, wie die Spanier. Einen einigermaßen berühmten Tanz hier, den Menéo, welcher in einem langsamen Vorschreiten der Tänzerin besteht, wobei sie wirbelnd die Castanuelos anschlägt, sah ich fast mit den gleichen Bewegungen ebenfalls in Adrianopel bei einer Soirée des dortigen Pascha. Diese Bewegungen sind eigentlich unbeschreiblich, und bei ihnen spielen die Füße gar keine Rolle. Während sich der Oberkörper hin und her windet, sind die Hüften in einer beständig zitternden Bewegung, wobei die Tänzerin vor- und rückwärts geht und nur zuweilen mit hoch erhobenen Beinen eine hastige Pirouette macht.

Wenn wir auch beim Besuch dieser Tertulla kein Eintrittsgeld zu bezahlen hatten, ja, man uns sogar freundlich Papiercigarren, getrocknete Früchte und Wein anbot, ohne irgend etwas dafür zu verlangen, so wußten doch die schlauen Andalusierinnen auf eine eigenthümliche Art ein kleines Geschenk zu erhalten, und diese Art war wieder

so ächt orientalisches. Während des Tanzens nämlich zog eine oder die andere aus ihrem Gürtel das Taschentuch hervor und warf es uns zu. Wie unser Bekannter uns belehrte, mußten wir ihnen eine Geldmünze hineinknüpfen, die sie sich alsdann später dankend abholten, wobei ich aber nicht unterlassen will, feierlich zu versichern, daß dieses Taschentuchzuwerfen durchaus mit keinen andern Absichten verbunden war.

Es war schon spät in der Nacht, als wir endlich die verfallene Posada mit ihrem phantastisch wilden Treiben verließen; aufgeregt und erhitzt von dem Herdfeuer, dem Dunste und Allem, was wir gesehen, that uns draußen die klare, kühle Mondnacht außerordentlich wohl. Noch eine Strecke weit begleitete uns das Knattern der Castagnetten, immer leiser und leiser werdend, bis es sich endlich verlor in dem Rauschen des Guadalquivir.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. NACH GIBRALTAR.

Fahrt auf dem Guadalquivir. Anblick von Cadiz. Das Innere der Stadt. Puerto de Santa Maria. Das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera. Ende des Königs Roderich. Xerez und seine Weinlager. Verpflanzung von Palmbäumen. Eine Morgenstunde in Santa Maria. Cette petite bateau. Der Schraubendampfer Don Manuel. Das Schlachtfeld von Trafalgar. Sturm und Regen. Tarifa. Durch die Säulen des Herkules. Anblick von Gibraltar. Englische Physiognomie der Stadt. Die Alameda. Der Garten des Schusters. Ritt durch die Felsgalerien und Batterien. Liebhabertheater.

Wenn ich Tage lang und ganze Nächte auf spanischen Landstraßen auf die erbärmlichste Art zusammengestoßen wurde, mich freuend auf die elendeste Station, wo man doch eine halbe Stunde lang, während umgespannt wird, als freier Mensch auf seinen eigenen Füßen herumlaufen darf, dabei wehmüthig den Lichtschimmer irgend eines Hauses betrachtete und die wahrscheinlich ruhig und behaglich Schlafenden dort oben beneidete, so dachte ich mit wahrer Lust an das Ende dieser Mühen und Leiden im spanischen Eilwagen, an Sevilla nämlich, wo nicht nur »die letzten Häuser stehen,« sondern bis wohin auch für uns die letzten Eilwagen gehen, da von hier aus der Guadalquivir so freundlich ist, die Reisenden, die nach Cadiz wollen, auf seinem breiten Rücken zu befördern. Obgleich ich in Spanien bei so vielem, das ich verließ, traurig dachte: das ist auf Nimmerwiedersehen, so hatte mich doch, endlich in Sevilla angekommen, ein ganz anderes Gefühl beherrscht, und als ich die Thüre des für mich letzten spanischen Eilwagens zuwarf, dachte ich: Gott sei Dank, denen sind wir entronnen! Jetzt freilich, nachdem schon eine Zeit zwischen jenem Tage und heute liegt, kann ich selbst die Zeichnung

eines spanischen Eilwagens, wie er, im tollen Galopp von acht Maulthieren gezogen, eine Anhöhe hinabrast, mit einer Art wehmüthiger Freude betrachten. So ist nun einmal der Mensch, während die Erinnerung an Mühen und Leiden verblaßt, tritt das Andenken an heitere und glückliche Stunden immer leuchtender hervor.

Um sechs Uhr fuhr das Dampfboot ab, das uns nach Cadix bringen sollte. Das Boot war eben so groß und auch fast so elegant wie die Rheindampfer. Ja, wenn man den Guadalquivir abwärts schaute, so konnte man sich lebhaft an die Heimath erinnert fühlen. War es doch gerade, als blicke man unterhalb Wesel gegen Holland hinab; wie auch dort der deutsche Strom seine klare grüne Farbe verloren hat, mit der er oben zwischen den Felsen des Rheingaus so freundlich prangt, so war auch sein spanischer Kollege nicht mehr derselbe klare Guadalquivir, über den wir bei Cordova in elender Fähre gesetzt, und wo wir nicht versäumt, unsere Hand durch die kühle, klare Fluth rauschen zu lassen.

Die Abfahrt des Dampfbootes ging mit denselben Geschichten vor sich, wie wir das bei uns tausendmal gesehen haben, und das hatte wieder soviel an die Heimath Erinnerndes: das mit Koffern und Hutschachteln, Herren und Damen, Soldaten und Guardias civiles besetzte Verdeck, der stämmige Kapitän in blauer Jacke mit dem gewichsten Hute auf dem Hinterkopf, der Schiffsjunge, der vorne die Glocke anschlug, sich vorher aber schnäuzte, wie ich dies in Köln am Rhein so oft gesehen. Nachdem mehrere rührende Abschiede genommen waren, wobei einige Damen sehr laut schallende Küsse austheilten, wurde der Dampfer vom Ufer gelöst, die Maschine fing an zu arbeiten, und

nachdem wir in die Mitte des Stroms gelenkt, schwammen wir rüstig abwärts.

Lebewohl Sevilla!

Die spanischen Eilwagen blieben freilich hinter uns, aber damit schien auch das ganze, liebe, herrliche Land hier in Sevilla sein Ende erreicht zu haben. Schlammgelb und trübe fließt der Guadalquivir dem Meere entgegen. Die Hügel, welche Sevilla umgeben, lassen wir bald hinter uns, zu gleicher Zeit verschwinden die hellen, freundlichen Dörfer, und als wir an einer Biegung bei den Orangenwäldern vorbeigefahren sind, die uns noch vor einigen Tagen mit saftiger Frucht und süßem Duft gelabt, wird die Gegend vor uns immer flacher und langweiliger. Rechts und links sieht man fast nichts, wie Sand, Stoppelfelder und Haiden, nur zuweilen angenehm unterbrochen von grünen Wiesen mit zahlreichen Pferde- und Rinderheerden. Eigenthümlich war es, daß wir auf dem Schiffe nur Spanier trafen, weder einen Franzosen noch einen Deutschen, selbst nicht einmal einen Engländer; unsere Reisegesellschaft dagegen hatte sich um ein viertes Glied vermehrt, den Baron W., einen liebenswürdigen angenehmen Liefländer, der vollkommen deutsch sprach, die halbe Welt kannte und viel zur Unterhaltung beitrug. Die spanischen Dampfer haben die bequeme Einrichtung, daß man zu jeder Stunde nach der Karte speisen kann, und braucht man sich nicht wie auf dem Rheine zur Mittagszeit, oft wenn wir bei den schönsten Gegenden vorüberfahren, zur Abfütterung in die Kajüte zusammentreiben zu lassen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erhoben sich am fernen Horizont wieder einige Hügel, so wie am rechten Ufer Buschwerk, namentlich Fichtenwäldungen; gleich darauf sahen wir auch Bonanza und

San Lucar, die beiden Gränzstädtchen zwischen der Meerfluth und dem Guadalquivir. Letzterer breitete sich hier mit jeder Radumdrehung immer mehr und mehr aus: aus einem nicht zu breiten, bescheidenen Flusse war er in kurzer Zeit zu einem gewaltigen Strome angewachsen, dessen Ufer mit wahrer Hast aus einander zu fliehen schienen. San Lucar ist ein hübsches Städtchen mit gutem Hafen und schönen Mauthgebäuden. Die Salzfluth hat hier schon die Oberhand, obgleich man das Flußwasser noch längere Zeit in einem dunkleren gelberen Streifen erkennt. Unterdessen haben sich die Ufer ganz zurückgezogen, und daß wir im Meere angekommen sind, bemerken wir an der plötzlich veränderten Bewegung des Schiffes, so wie an einem frischen Seewinde, der uns wohlthuend entgegenweht und die dunkelblauen Wellen auf und ab tanzen macht. Da sich aber zu gleicher Zeit unser Dampfer ebenfalls zu freuen scheint an der unermesslichen Wasserfläche, die sich vor uns ausdehnt, und dabei etwas heftiger tanzt und stößt, so wird manche rothe Wange blaß, manche Nase spitzig und viele Augenpaare, die noch vor einer halben Stunde glänzten und schelmisch blitzten, nehmen jene unruhigen starren Blicke an, die in diesem Falle immer die Vorboten der leidigen Seekrankheit sind. Daß ich bei meinen vielen Meerfahrten nie darunter gelitten, kam mir heute wieder einmal trefflich zu Statten, denn während die meisten Passagiere in ängstlicher Hast Sophas und Stühle suchten, stellte ich mich an das Bugspriet des Schiffes, entzückt auf die große Bai von Cadiz blickend, die sich mit Einem Male von Rota aus majestätisch vor uns aufrollt, sowie auf die Stadt selbst, eine Königin der Meere im Wittwenschleier, die nun plötzlich glanzvoll vor uns erschien.

Schon öfters las ich und ließ mir erzählen, Cadiz gleiche, vom Meere aus gesehen, Venedig. Etwas ist schon daran, denn sie, sowie die sogenannte Insel Leon, welche durch den Fluß Arillo von Cadiz getrennt ist, hängt mit dem Festlande nur durch eine lange Erdzunge zusammen und stellt sich so als eine große Insel, oder wie Venedig mitten ins Wasser hinein gebaut dar; aber die Ansicht der Stadt mit ihrer Färbung ist hier ganz anders, wie dort die der Lagenstadt. Venedig liegt im trüben Wasser, aus welchem sich graue Häusermassen und ernste Thürme und Kuppeln erheben, ein gewaltiger aber etwas düsterer Anblick. Cadiz dagegen taucht glänzend und strahlend wie ein Brillant aus der blauen Fluth hervor. Es ist das ein Anblick von so eigenthümlichem Charakter, der sich unauslöschlich der Erinnerung einprägt; wir haben ein Bild vor uns ohne allen Schatten, ohne alle mildernden Zwischentöne, mit einer Fülle von Licht übergossen, welche das Auge blendet. Auf einem wunderbaren Hintergrunde, von dem dunkel strahlenden Himmel und dem tiefblauen Meere gebildet, welches die Sonnenstrahlen in tausendfachem Glanze zurückwirft, erheben sich schneeweiße blendende Mauern, eben solche Wälle und Häuser mit flachen Dächern, alles in graden scharfen Linien, die sich aufs Bestimmteste von dem Himmel abheben; dazu entdeckt man bei der Stadt noch auf den kahlen schneeweißen Dünen rings um die Bai weder Baum noch Strauch und bemerkt nur, wie leuchtende Punkte die Gebäude von Puerto de Santa Maria, Puerto real, la Carraca und San Fernando, die am Ufer hin zerstreut liegen.

Der Hafen von Cadiz war einst der größte und bedeutendste Seehafen Spaniens, und hier drängten sich die goldbeladenen, amerikanischen Galionen. Hier wurden im Jahr 1790, als schon die spanische Seemacht anfang zu verfallen, noch dreißig Linienschiffe ausgerüstet. Ja, Cadiz ist eine Königin der Meere im Wittwenschleier! Aber obgleich von den kostbaren, ihr zinsbaren Gütern fast nichts mehr vorhanden ist, blieb sie dennoch eine sehr reiche Wittwe. Freilich hört man viel reden von dem Verfall von Cadiz, von der Abnahme ihres Handels, und daran ist viel Wahres; doch kann eine Stadt, die mehrere hundert Jahre lang den reichsten Verkehr der Welt für sich ausbeuten konnte, wo Generationen auf Generationen Schätze häuften, wohl durch Abnahme des Handels einigermaßen leiden, aber gewiß nicht verarmen. Und so sieht auch Cadiz durchaus nicht aus. Der ganze Anblick der Stadt, der Straßen und Gebäude zeugt von Wohlstand und Reichthum, und wenn man die schneeweißen, frisch angestrichenen Häuser sieht mit ihren zierlichen Balkons, und auf ihnen schöne lachende Damen und Mädchen, so könnte man glauben, Cadiz feiere täglich irgend einen Festtag. Was aber hier verfallen ist, geschah durch Schuld der Regierung. Die Festungswerke rings empor aus dem Meere aufgemauert, die reichen Artillerieetablissemments, Kasernen und Kasematten sind heute freilich ganz vernachlässigt und in schlechtem Zustande.

Als wir am Hafen anlegten, stellte sich uns der Wirth einer sogenannten englischen Pension vor, und da wir in Sevilla von diesem Hause Gutes gehört, so folgten wir seiner Einladung. Sehr ergötzlich war am Landungsplatze ein Kerl in vollkommener, glänzender Majotracht, der eine Art

Hafenkommissär zu sein schien; er bestimmte, was jeder Lastträger von den Effekten des Dampfers aufladen sollte, gab sich ein ungeheures Ansehen und stocherte dabei beständig die Zähne mit einem silbernen Zahnstocher.

Unser Gasthof lag an der Alameda, die sich vor unsern Fenstern dicht am Meere hinzieht. Auf die liebe blaue Fluth hatten wir eine unvergleichliche Aussicht.

Cadiz hat keine besonderen Merkwürdigkeiten aufzuweisen, selbst nicht einmal mehr einen ächt spanischen Charakter; von Überbleibseln aus der Maurenzeit sieht man so gut wie gar nichts; doch ist es eine behagliche freundliche Stadt, wozu wohl die hohen, reinlichen Häuser, alle schneeweiß angestrichen, und die mit zierlichen Blumen besetzten Balkons das meiste beitragen. Fast sämtliche Wohnhäuser haben Terrassen, auf denen sich häufig noch ein, mit einem Kuppeldach gewölbtes Thürmchen erhebt. Die Flaggenstange fehlt selten auf diesen Terrassen und oft ist sie zu einem vollkommenen Schiffsmast mit Raaen, Korb und allem Takelwerk ausgebildet, was der Silhouette des Ganzen etwas Eigenthümliches und Malerisches gibt. An öffentlichen Plätzen ist Cadiz reich; fast alle sind mit doppelten Alleen von Akazien und Ulmen besetzt, und man könnte sagen, sie bilden große Gesellschaftssäle, denn hier spazieren in den Nachmittags- und Abendstunden eine Menge Menschen umher, man findet hier seine Freunde und Freundinnen, raucht mit den Männern eine Papiercigarre und plaudert mit den Damen oft von scheinbar gleichgültigen, häufig aber sehr ernstern und interessanten Dingen. In der Nähe dieser Plätze befinden sich auch Kaffeehäuser mit Tischen und Bänken auf der Straße, wo man seine Chocolate trinkt oder ein Gefrorenes

nimmt, doch ist dieß schon nicht mehr recht spanisch, und man findet dergleichen weder in Madrid noch in Granada oder Sevilla; beim Flaniren durch die geraden und engen Straßen bemerkt man bald, daß man sich in einer Handelsstadt befindet. Die leichten Gitter vor den Höfen haben sich hier in schwere mit Eisen beschlagene Thore verwandelt, und wo man in Sevilla zierliche Marmorfontainen, Orangen und Granaten bemerkt, sieht man hier die Embleme des Kaufmannsstandes, Wagen und Waarenballen.

Die Kathedrale von Cadiz ist eine großartige Steinmasse, für uns aber, die wir auch in dieser Richtung so viel Schönes gesehen, nur durch den Haupteingang, der eine die ganze Giebelseite einnehmende gewaltige Halbkreisnische bildet, und die man könnte sagen elegante und raffinirte Disposition des Innern von einiger Bedeutung. Interessant war dagegen der Besuch des großen Theaters, weniger der aufgeführten Stücke halber, als des strahlenden Kranzes schöner Damen, welche zahlreich alle Logen füllten. Obgleich man den hiesigen Damen die vollendete Gracia andaluz abspricht, so sind doch ihre Körperformen, namentlich aber ihre wunderbaren Köpfe, vorzüglich wegen des reichen Haares und der großen glänzenden Augen in ganz Spanien berühmt, und wie wissen sie diese Augen zu benutzen! Für uns gab es in den Zwischenacten die interessantesten Schauspiele; nie sah ich eine solch unnachahmliche Haltung des Kopfes, ein solches Kokettiren mit den wunderschönen Augen; dabei sind die »Gaditanas« unübertrefflich in Handhabung des Fächers, und sie machen von dieser gefährlichen Waffe einen umfassenden Gebrauch. Das Zusammenklappen und Aufwerfen desselben mit Einer Hand betrieben die jungen Damen mit einer

Meisterschaft, die ans Komische gränzte, und oftmals entstand im ganzen Hause dadurch ein solches Knattern und Rauschen, daß es zwischen der lärmenden Musik deutlich hörbar wurde, und man hätte glauben können, man befände sich in einem Walde unter Tausenden von riesenhaften Nachtschmetterlingen; in der That gab es auch hier Nachtfalter genug, und den Schönen von Cadiz wird nachgerühmt, daß es manche unter ihnen gebe, denen das warme Herz empfänglich im schönen Busen schlägt.

Den zweiten Tag unseres Aufenthaltes bestiegen wir eines der kleinen Dampfboote, welche die Verbindung zwischen Cadiz und Puerto de Santa Maria vermitteln. Wir hatten einen Ausflug dorthin beschlossen, um das berühmte Schlachtfeld von Xerez de la Frontera zu sehen, sowie Xerez selbst mit seinen großen Weinlagern. Die Bai glänzte wie ein Spiegel unter dem klaren Morgenhimmel, als der kleine Dampfer über die dunkeln Fluthen förmlich dahinglitt. Ehe eine Stunde verging, waren wir auf der andern Seite und legten vor einem großen stattlichen Gasthofe an, wo wir ein vortreffliches Frühstück fanden, sowie zwei kleine einspännige Fuhrwerke, um damit nach Xerez zu fahren. Diese hatten fast ganz die Gestalt des neapolitanischen Corricolo, und wurden von einem Kerl gelenkt, der wie bei der Tartane auf dem rechten Gabelbaume saß. Puerto de Santa Maria ist ein kleiner aber freundlicher Ort, der sich am Ufer der weiten Bai hinzieht, die Straßen fern vom Hafen sind still und öde, und vielen jetzt verfallenden massiven Häusern, wo Balkon und Hofgitter aus reicher Eisenarbeit bestehen, sieht man es wohl an, daß sie

einst bessere Zeiten erlebt. Am nördlichen Theile des Städtchens befinden sich schöne Anlagen, der Paseo de la Victoria, durch welchen wir gegen 10 Uhr in die kahle Gegend hinausrollten, die sich gegen Xerez hin erstreckt. Anfänglich fuhren wir durch eine Niederung, dann erreichten wir aufwärts steigend ein ziemlich dichtes Fichtengehölz, von wo man zur Rechten eine Aussicht auf die weite Ebene hat, die sich über Chiclana und Puerto real bis ans Meer hinabsenkt. Obgleich die Gegend ringsumher einförmig und öde ist, so zeigt sie sich doch durch das hellglänzende Sonnenlicht mannigfaltig gefärbt, der Boden schien meistens felsig zu sein und nur zuweilen wechseln die langen grauen Flächen mit gelben Sandstreifen oder röthlichem Heidefeld ab; nur hie und da sieht man mageres Ackerland, sowie einige Olivenpflanzungen, die aber in dem unfruchtbaren Boden schlecht gedeihen; dabei ist das ganze Terrain sanft wellenförmig und der Weg läuft, ein röthlich-gelber Streifen, auf und ab durch das langweilige Land. Nachdem wir ungefähr eine Stunde gefahren, erreichten wir zu unserer Linken abermals dünne Fichtenwaldungen, dann ging es etwas steil hinab, und unten angekommen, hielt unser Kutscher sein Maulthier an, auf einen felsigen Hügel zu unserer Rechten zeigend, der mit einer so dünnen Erdschichte bedeckt, daß die Steine überall zu Tage traten, nur streifenweise mit Gestrüpp und magerem Grase überzogen war. Auf der Höhe dieses Hügels lagen die malerischen Trümmer einer zerfallenen Kapelle. Hier sprangen wir von unseren Sitzen herab, der Eine unserer Führer stieg uns voraus den Hügel hinan. Da aber kein Weg dort hinauf führte,

so mußten wir über Steingeröll zwischen Buxbaumsträuchern, Disteln und Dornen klettern, um die Spitze des Hügels zu erreichen. Dort traten wir jenseits der verfallenen Kapelle an den äußersten Rand der Anhöhe und sahen vor uns eine weite, weite, öde und stille Fläche, wo der leichte Morgenwind kaum einige dürre Grashalme spielend aufhob, die aber gleich darauf wieder schläfrig einnickten, – das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Rechts von uns breitet sich die Ebene von Puerto de Santa Maria aus, die weite Bai von Cadiz einrahmend, die im Sonnenschein glänzt wie ein Schild von dunkelm Stahle; nördlich blicken wir in ein viele Stunden langes und breites hügeliges Land, in dessen Mitte Xerez liegt, hinter welcher Stadt, die wir jedoch nicht sehen können, sich in großer Entfernung eine graue Bergkette erhebt, vielleicht die malerische Sierra de Ronda. Vor uns haben wir den Guadalete, nach dem die blutige Schlacht ebenfalls benannt ist, und der nicht weit von Puerto real ins Meer fließt. Seinen Lauf erkennen wir an einem grünen Streifen, der sich in Schlangelinien durch die röthlich-gelbe Ebene zieht, welche sich nach Südwesten in leichten Schwingungen ausdehnt und mit dem Horizont zusammenzufließen scheint.

Es war im Jahr 711, als der christliche Feldherr Tadmirdem Könige Roderich schrieb: »Herr, es sind feindliche Völker auf der Seite gegen Afrika angekommen, von denen ich nicht weiß, sind sie vom Himmel gefallen oder aus der Erde geschossen. Sie haben schon ein Lager auf unserem Grund und Boden bezogen. Ich bitte Euch, Herr, eilt schnell herbei und mit so vielem Volk, als Euch möglich ist.« Darauf zog der König seine Truppen zusammen, schickte seine gothische Reiterei in aller Eile voraus und folgte selbst

mit dem Hauptheer und dem ganzen Adel seines Reiches. Am fünften Tage des Mondes Xawal, erzählt der arabische Geschichtschreiber, lagerte das Heer der Christen in einer Stärke von neunzigtausend Mann, und ihm gegenüber stand der Maure Taric mit nur zwölftausend Saracenen, wovon aber die Hälfte aus wilden afrikanischen Reitern bestand. Die Bewegungen des christlichen Heeres »glichen denen des Oceans, wenn seine Wogen von der Fluth gereizt sind.« Ihre ersten und hintersten Reihen waren mit undurchdringlichen Panzern bedeckt, die andern führten Lanzen, Schilder und Schwerter, und das leichte Volk war mit Bogen, Pfeilen, Schleudern oder auch nach der Sitte ihres Landes mit Beilen, Keulen und Streitäxten versehen. Aber Taric ließ sich von der zahllosen Menge nicht schrecken und vertraute auf die Überlegenheit der Seinen an Muth und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen. Die Schlacht begann an einem Sonntage mit dem ersten Sonnenstrahl und hörte beim Einbruch der Nacht ohne Entscheidung auf, wobei die Heere auf dem Schlachtfelde übernachteten. Das ging mehrere Tage so fort, und als endlich Taric sah, daß die Araber anfangen mochten zu weichen, sagte er ihnen: »Wozu kann es euch nützen, daß ihr fliehet? Das Meer liegt unbesiegbar hinter eurem Rücken, vor euch der Feind, dort der Tod, hier Aussicht auf glänzenden Sieg. Auf, mir nach, Ritter!« Damit stürzte er sich auf die Christen, hieb rechts und links nieder, was ihm entgegenstand und erreichte die christlichen Fahnen. Hierbei erzählt nun die arabische Geschichte, Taric habe den König Roderich nach kurzem Gefechte mit einem Lanzenstiche getödtet, im Gegensatz zu den altspanischen Romanzen, die das Ende des unglücklichen Königs anders, poetischer,

aber schrecklicher berichten. Genug, das Unbegreifliche geschah, das christliche Heer floh nach allen Richtungen, und hier am Guadalajete wurde Spanien in einer einzigen Nacht für den Islam erobert. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gehörte außer den Gebirgen von Asturien nichts mehr den Gothen, und hundert Jahre später hatte das spanische Volk, außer der Religion, alles was ihm sonst heilig war, Tracht, Sitte, selbst seine Sprache an die Eroberer verloren.

Die altspanischen Romanzen lassen den König Roderich nicht in der Schlacht umkommen, sondern nachdem sein Heer geschlagen war und ihn alle seine Freunde verlassen hatten, floh er auf verwundetem, wankendem Pferde, selbst todmüde und von Blut triefend, mit abgehauener Helmzierde und zerbrochenem Schwert und Schild, dem Guadalajete zu. Wahrscheinlich ritt er quer über das Feld, welches wir vor uns sehen, den Hügel hinauf, auf dem wir uns gerade befinden; denn auf einer Anhöhe am Rande des Schlachtfeldes hielt der König auf seiner Flucht an, um sich noch einmal nach der blutgetränkten Ebene umzuschauen, wohl dieselbe, wo jetzt die kleine Kapelle steht, und blickte dort hinab in Jammer und Verzweiflung. Als er hierauf seine Flucht gegen Norden fortsetzte, traf der unglückliche König einen Einsiedler, dem er beichtete und der ihn, zur Buße für seine Sünden, in eine tiefe Grube steigen ließ, und ihm zur Gesellschaft eine giftige Natter gab. Aber drei Tage mußte der Büsser vergeblich auf den tödtenden Biß der Schlange warten, der ihm ein Zeichen der himmlischen Gnade, der Vergebung seiner Sünden sein sollte. Am meisten drückte ihn wohl seine schwere Schuld gegen die Tochter des Grafen Julian, die ihn ja auch in ihren Folgen

um Thron, Reich und Leben brachte, und um das Wort der Schrift zu erfüllen: »Womit du sündigst, sollst du bestraft werden,« entgegnete endlich am vierten Tage der König auf die Frage des Einsiedlers:

*Dios es en la ayuda mia,
La culebra me comia;
Comeme ya por la parte
Que todo lo merecia.*

Und damit endete Roderich.

Für uns war es höchst interessant, diese Gegend zu sehen. Hatten wir doch noch vor wenig Wochen in Toledo die Trümmer des stolzen Palastes gesehen, den sich der Gothenkönig erbaut, wo er in Pracht und Herrlichkeit lebte, und wo sich in den Bädern tief am Ufer des Tajo der schwarze Faden anknüpfte, der ihn hier bei der Ebene von Xerez de la Frontera so elend zu Grunde gehen ließ. Nachdem wir längere Zeit das Schlachtfeld betrachtet, auch kleine Andenken mitgenommen, als Bergkräuter und Blumen, sowie ich auch nicht vergaß, vom Fuße des Hügels ein paar Steinchen aufzulesen, die ich mir später in den Griff einer Toledaner Dolchklinge fassen ließ, bestiegen wir unsere Fuhrwerke wieder, worauf unsere Maulthiere, des langen Stehens überdrüssig, im lustigen Trabe gegen Xerez eilten.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, blieb sich auch von hier aus ziemlich gleich: leichte, wellenförmige Hügel, hie und da mit Nadelholz bewachsen; nur in der Gegend der Stadt wurde des Heidelandes und Sandbodens weniger und die Fruchtfelder und Olivenpflanzungen mehrten sich; wonach wir aber vergebens ausschauten, das waren die Weinberge, welche den berühmten Wein von Xerez, den

von den Engländern so sehr geliebten Sherry liefern sollten. Wenn wir auch auf den südlichen Abhängen einiger Hügel hie und da Rebenanpflanzungen sahen, so waren diese doch ganz unbedeutend und nicht der Rede werth; gegenüber dem ungeheuren Weinquantum, welches die halbe Welt mit Sherry versorgt, und hier – erzeugt wird. Ich glaube, daß es eigentlich heißen sollte: fabricirt wird; so meinte wenigstens unser Begleiter, Baron W., welcher die Behauptung aufstellte, der meiste Wein von Xerez sei ein Absud von Rosinen mit vortrefflichem Alcohol und Honig versetzt und so mundgerecht gemacht, auf welche Art ja auch schon seit längerer Zeit ein vervollkommneter Sherry in Marseille fabricirt wird.

Xerez liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die weißen und hübschen Häuser sind überragt von der hochaufsteigenden Kathedrale. Bevor wir langsam zur Stadt hinaufgehen, sahen wir unten im Thale ein Stück Eisenbahn in der Arbeit begriffen, welche dazu bestimmt ist, Xerez mit Santa Maria, also mit dem Meere zu verbinden.

Da wir von Cadiz Empfehlungsbriefe an eines der größten Weinhäuser in Xerez erhalten hatten, so wurden wir hiervon den Herren Domeque und Sohn aufs Zuvorkommenste empfangen. Nachdem wir in dem prachtvollen Hause ein paar schöne Bilder gesehen, worunter ein Murillo und ein Zurbaran, begleitete uns einer der Herren nach den berühmten Weinlagern. Sehr überrascht waren wir, anstatt ausgedehnter Keller vielmehr große Hallen über der Erde, kirchenartige Schuppen zu finden, in welchen die vollen Fässer in wahrhaft unabsehbaren Reihen auf einander geschichtet lagerten. Es gibt zwei Hauptsorten Xerezwein, der Moscatello, der sehr süß ist, sowie der etwas

herbere Pedro Ximenes, die bessere Sorte. Daß der Sherry eigentlich fabricirt wird, gestehen die Weinhändler natürlicher Weise nicht ein; wenn man aber sieht, wie er gepflegt wird, mit Alcohol und Zucker vermischt, und dann wieder aus den Mutterfässern, welche einen Stoff enthalten, der oft hundertzwanzig Jahre alt ist, verbessert, so kann man, wenn auch der Grundstoff wirklich gekelterte Trauben sind, das Ganze eine Fabrikation nennen. Man ließ uns von einer Menge von Fässern versuchen, und ich muß gestehen, daß allerdings köstlich schmeckende Tröpfchen darunter waren, für meinen Geschmack aber zu ölig und erhitzend. Das älteste Lagerfaß hieß Napoleon, und der Wein in demselben sollte zweihundert und fünfzig Jahre alt sein. Es war ein dunkelbraunes feuriges Getränk, das in dem kleinen Gläschen hinabrann, wie flüssig gewordenes Harz.

Die Straßen von Xerez de la Frontera sind reinlich und hübsch, die meisten mit stattlichen Häusern besetzt. Üppig ist die aus weißem Marmor erbaute Front der Kathedrale. Auf dem Marktplatze hatten wir noch ein eigenthümliches Schauspiel. Hier war eine zahllose Menschenmenge versammelt, welche zusah, wie alte kolossale Palmbäume, die man mit Wurzel und Krone aus der Umgegend herbeigebracht, und welche reihenweise in den Straßen lagen, hier im Kreise eingepflanzt wurden. Ich hätte nie gedacht, daß man so alte Bäume noch versetzen könne. Für die Wurzeln hatte man sehr tiefe Löcher gemacht, und die majestätischen Bäume wurden mit großen Hebewerken und zahlreichen Tauen unter dem Zujachzen der versammelten Menge langsam emporgewunden. Gegen fünf Uhr verließen wir die Stadt wieder, und erreichten um sieben Santa

Maria, wo wir aber fanden, daß der letzte Dampfer nach Cadiz bereits abgegangen war. Betrübt waren wir darüber gar nicht, denn der Gasthof, wo wir heute Morgen gefrühstückt, hatte in allen Theilen eine solch einladende Miene, auch so freundliche Zimmer, daß wir uns gern entschlossen, die Nacht dazubleiben. Man bereitete uns ein vortreffliches Diner, zu Ehren des Landes tranken wir einige Flaschen Sherry und später einen vortrefflichen Punsch, der aus dem eben so feurigen Wein von Puerto de Santa Maria zubereitet war, also eine doppelte Fabrikation. Auf den sehr warmen Februartag hatten wir bei dem klarsten Himmel einen ziemlich kühlen Abend, so daß uns die Wärme eines hell lodernden Kaminfeuers recht wohl that, als wir behaglich im Kreise davor saßen, unsern Punsch tranken, eine vortreffliche Cigarre rauchten, und jeder von seiner Heimath erzählte. Die Fenster unseres Speisesaales gingen auf das Ufer der weiten Bai von Cadiz. Einen wunderbaren Glanz warf der Mond auf den glatten Wasserspiegel, doch war sein Licht nicht hell genug, um uns Cadiz zu zeigen, dessen weiße Mauern mit leichtem Nebel, Dunst und dem zitternden Schimmer des Mondes zusammenschmolzen; aber trotzdem war die große glänzende Wasserfläche in stiller Nacht unbeschreiblich schön.

Am andern Morgen fuhren zwei unserer Reisebegleiter mit dem ersten Dampfer nach Cadiz zurück, Horschelt und ich blieben bis zur zweiten Fahrt zurück, unser Maler, um einige interessante Gegenstände zu zeichnen, ich aber, um dem preußischen Generalconsul für Spanien und Portugal, Freiherrn v. Minutoli, der die Zeit des Frühjahrs mit seiner Familie in Puerto de Santa Maria zubringt, meinen Besuch zu machen. Leider fand ich diesen hochverehrten

Herrn, den Verfasser der vortrefflichen statistischen Werke über Spanien und Portugal, sowie eines sehr interessanten Buches, welches er erst später erscheinen ließ: »Altes und Neues aus Spanien,« nicht zu Hause, da er in Geschäften nach Cadiz gegangen war. Doch hatte ich am folgenden Tage das große Vergnügen, Herrn v. Minutoli bei uns zu sehen, und mich mit diesem geistreichen und hochgebildeten Manne eine kleine Stunde zu unterhalten.

Da demnach mein verlängerter Aufenthalt in Puerto verfehlt war, und ich nicht wußte, wo Horschelt sein Atelier aufgeschlagen hatte, so setzte ich mich nicht weit vom Ufer der Bai in ein reizendes Lorbeerrondell, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen stand, und genoß des so angenehmen, frischen und klaren Morgens. Das Wasser der Bai vor mir war leicht gekräuselt und glänzte wie goldgeschuppt. Wenn es auch am Gestade heller erschien, so hatte es doch weiter hinaus wieder dieselbe tiefblaue Farbe, die uns bei der Ankunft vor Cadiz schon so entzückte. Dabei war das Wasser heute so belebt von zahllosen Fahrzeugen, welche die Bai nach allen Richtungen durchschnitten, und deren weiße Segel der frische Morgenwind blähte. Auf diesem prachtvollen Hintergrunde bot nun das Lorbeergebüsch mit seinem Brunnen, an dem ich saß, ein ganz eigenthümliches und interessantes Bild. Die Sonne glitzerte und strahlte durch die dunkelgrünen Blätter und glänzte so prächtig auf die herabfallenden Wassertropfen. Anfänglich war ich mit meinen Gedanken allein, dann aber setzte sich auf dem andern Ende der Bank, auf der ich mich befand, ein sehr ärmlich gekleideter Neger, der nach einer höflichen Frage, ob er mir nicht lästig sei, anfang ein halbes Dutzend Stiefel zu putzen. Von da an wurde der Brunnen auf

eine höchst eigenthümliche Art belebt, er schien nämlich eine Tränke für sämtliche lebende Wesen von Santa Maria zu sein, den Anfang machte der Neger, der mit der hohlen Hand aus der Schale schöpfte und trank; ihm folgten ein paar kleine Buben, die des Weges daher schlenderten, und die einander, nachdem sie satt getrunken waren, mit Wasser bespritzten, wie das nun nicht anders sein konnte. Ein paar Hunde, die nun von verschiedenen Seiten erschienen, drückten zuerst durch Schwanzwedeln die Freude des Wiedersehens aus, beschnüffelten sich auf herkömmliche Weise und labten sich dann ebenfalls an einem frischen Trunk. Darnach erschienen Arbeiter aus einer benachbarten Werkstätte, von denen sich einige ihrer Faust bedienten, wie der Neger und die Buben, einer aber einen hölzernen Becher hervorzog, was dem Schwarzen so gefiel, daß er auch daraus zu trinken wünschte. Zwischen hinein flogen auch Vögel zutraulich durch die Lorbeerwand, setzten sich auf die Brunnenschale und steckten ihre Schnäbel in das kühle Naß; alles aber entfernte sich sogleich, nachdem der Durst gelöscht war, die Hunde scharrend und wedelnd, die Männer, nachdem sie einige Worte mit dem Neger gesprochen, die Buben, nachdem sie sich gehörig gepufft, und die Vögel strichen erst ihre Federn mit dem Schnabel glatt, ehe sie davon flogen. Endlich hatte der Schwarze seine Stiefel blank geputzt, hing sie an einen Stock und entfernte sich, nicht, ohne mich vorher freundlich zu grüßen. Dann war ich wieder allein mit meinen Phantasieen, mit dem Lorbeergebüsch, dem murmelnden Springbrunnen und den glitzernden Sonnenstrahlen, bis mein großer Maler erschien, seine Mappe unter dem Arm und mir sagte, daß das

Dampfboot sogleich abfahren werde. Eine kleine Stunde darauf waren wir wieder zurück in Cadiz.

Obgleich wir die ersten beiden Tage schönes Wetter hatten, so erlebten wir den dritten Tag einen Sturm, der in der Nacht so arg um unser am Meer gelegenes Haus raste, daß die Lichter fast auslöschen wollten, trotz Glasfenstern und Läden, und diese klapperten und seufzten so, wie Mastenspiere und Tauwerk eines vom Sturm gepeitschten Schiffes. Dafür war aber auch der Anblick der See, dicht vor unsern Fenstern, wahrhaft prachtvoll; in langen festgeschlossenen Gliedern mit flatternden Schaummähnen rasten die Wogen unter wildem Geheul und Tosen heran und spritzten Wasser und Schaum häufig über die Brüstung auf den Spaziergang. Die größten Schiffe im Hafen und auf der Rhede tanzten an ihren Ankerketten wie Nußschalen, und wo sich irgend ein Boot hinauswagte, da sah man es jetzt eine Secunde lang auf der weißen schaumigen Spitze eines der blauen Wogenberge, und gleich darauf verschwand es so vollkommen hinter demselben, als habe es urplötzlich der Abgrund verschlungen. Dabei hatte aber der heftige Wind während der Nacht den Himmel vollkommen rein gefegt, und es war ein eigenthümlicher Anblick, ihn so glänzend klar und blau, so bestrahlt von lachendem Sonnenschein über der wild empörten See zu sehen. Es dauerte auch bis am Abende, ehe sich die Wogen etwas beruhigten, und als wir später am Abend vom Theater zurückkehrten, hörten wir die See noch dumpf murmelnd und grollend an die Hafenuauern klatschen.

Unser Gasthof war nicht übel, die Zimmer geräumig und reinlich, das Frühstück und Mittagessen gut, und kann ich denselben jedem Reisenden empfehlen. Eigenthümlich,

aber zweckmäßig und wohl der Mühe werth es nachzuahmen, fanden wir die marmornen Badwannen des Hauses; statt aus einem Block gehauen zu sein, was sie sehr schwer und theuer macht, waren sie aus Marmorplatten zusammengesetzt, die an den Ecken gut gefügt, vollkommen die gleichen Dienste leisteten. Baumeister Leins, der sie entdeckt hatte, beschloß zu Hause den Versuch zu machen, eine ähnliche herzustellen.

Unsere Absicht war, von Cadiz nach Gibraltar zu fahren. Freilich war der Entschluß, die berühmte Inselfestung zu sehen, etwas wankend geworden, als wir schon in Madrid erfuhren, Engländer und Spanier machten sich gegenseitig das kindliche Vergnügen, die Reisenden, welche von Gibraltar nach Algesiras wollten, oder welche von irgend einem Punkt der spanischen Küste nach Gibraltar gingen, wegen der in England herrschenden Cholera eine vierzehntägige Quarantaine halten zu lassen. Die Spanier, welche doch über die Pyrenäen oder durch die Mittelmeerhäfen jedermann, er mochte kommen woher er wollte, ungehindert einließen, hatten diese Lächerlichkeit angefangen, und man konnte es Sir Gardiner, dem englischen Gouverneur von Gibraltar, nicht übel nehmen, daß er sich durch eine ähnliche Maßregel revanchirte. Wer aber hierdurch zwischen die Schneide der Scheeren kam, das war das arme reisende Publikum, zu dem ja auch wir zu gehören die Ehre hatten. Glücklicherweise hörten wir aber schon den dritten

Tag unseres Aufenthaltes in Cadiz, daß diese Quarantaine-spielerei aufgehört habe. Ein alter Engländer, der mit seinem hochaufgeschossenen Sohne im Hause wohnte, brachte diese angenehme Nachricht mit zu Tische und setzte hinzu, morgen gehe ein kleiner Dampfer von Cadiz nach Algesiras und Gibraltar, den sie hätten benutzen wollen und zu dem Zwecke heute Morgen zum Schiffe hinausgefahren seien. »*Oue,*« sagte er in seinem komischen Französisch, »*nos avoar viu cette petite bateau, mais elle être trop petite, et le mer être trop grande, et nos avoar dit moa et moon fils: Cette petite bateau être trop dangeraeuss por aller avec loe à Algesiras et Gibraltar.*«

Wir dagegen, die erfreut waren, eine so gute Gelegenheit zu finden, denn der Dampfer von hier nach Gibraltar sind wenige, fuhren sogleich hinaus, um das *trop petit bateau* in der Nähe anzusehen. Nun war es in der That sehr klein und schmal, nicht ganz so groß als die Boote auf dem Bodensee, ein Schraubendampfer, aber im vorigen Jahre erbaut, und wie ein Matrose, der sich an Bord befand, versicherte, mit einer sehr kräftigen Maschine versehen. Auf das hin nahmen wir denn auch zur morgenden Fahrt unsere Plätze und erzählten dieß bei der Zurückkunft dem alten Engländer, welcher erstaunt ausrief: »*Vos voloar donc aller avec cette trop petite bateau? Oh! Oh!*« dabei schüttelte er seinen Kopf und sein Sohn machte es gerade so. Abends packten wir unsere Koffer, erhoben die nothwendigen Gelder und nahmen nach dem Theater Abschied von unserem freundlichen Reise-gesellschafter, dem Baron W., der von Cadiz nach Lissabon wollte.

Da unser Schraubendampfer, er hieß Don Manuel, Punkt sechs Uhr abfahren wollte, so verließen wir schon um fünf

Uhr unsern Gasthof bei einem so wunderschönen und klaren Himmel, daß Horschelt entzückt ausrief: »Heute werden wir eine prachtvolle Fahrt haben!« Ich ersuchte ihn freundlich, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; denn ich bin in solchen Dingen ein bischen abergläubisch, wurde aber von meinem lieben Freunde tüchtig ausgelacht, da allerdings am Himmel kein Wölkchen zu sehen war und die See sich sichtbar beruhigt hatte, obgleich das Hafengewasser die kleinen Boote noch ziemlich tanzen machte, und obgleich sich draußen vor der Bai in offener See zuweilen verdächtige Schaumspritzer sehen ließen.

Wir waren sechs Tage in Cadiz gewesen, und es betrübte uns nicht, diese Stadt wieder verlassen zu können, obgleich es wohl keine andere in Spanien gibt, die fortwährend einen so eigenthümlich festlichen, lustigen Eindruck macht. Dieser kommt wohl von der unendlichen Fülle von Licht, welches die Sonne vom klaren blauen Himmel auf Cadiz herabsendet, das von dem glänzenden Meer widerprallt und sich auf den blendend weißen Mauern wie in einem Brennpunkte sammelt. Aber dieser Eindruck, zuerst freundlich, betäubt nach kurzer Zeit die Sinne und wird zuletzt für den unbeschäftigt Umherwandelnden peinlich. Ergeht es uns doch wie einem Verzauberten im prachtvollsten Märchenpalast aus Edelsteinen und Brillanten gebaut: man ist wie trunken vom Licht und Glanz und sehnt sich nach einer sanftern Umgebung, nach einer frischen Landschaft, nach dem Grün der Bäume.

Zur bestimmten Zeit waren wir an Bord des Don Manuel, und als ich, wie ich das auf Schiffen gleich zu thun pflege, nach der Kajüte hinabstieg, um für den Fall der Noth ein Plätzchen zu reserviren, fand ich diese so klein, daß sie

mit vier Betten und einem schmalen Tisch in der Mitte vollkommen ausgefüllt war. Da zwei dieser Betten noch leer waren, ergriff ich feierlich Besitz davon, indem ich Nachtsäcke und Mäntel darauf ausbreitete. Obgleich es bei unserer Ankunft auf dem Verdeck noch ziemlich leer gewesen war, so brachten jetzt zahlreiche Boote eine Menge von Passagieren, und als um sechs Uhr der Kapitän den Anker heben ließ, war oben alles so voll, daß wir nur mühsam unsere Stühle behaupten konnten, die wir an das Treppenhäuschen gelehnt hatten. Don Manuel hatte vorne an der Spitze ebenfalls einen Platz für Passagiere, doch waren dort eine große Menge von Gütern aufgestapelt, weßhalb sich alles auf dem Hinterdeck zusammendrängte, und darunter manche Reisende, welche für den andern Platz bezahlt hatten. Doch war der Kapitän augenscheinlich zu galant, um die schönen Mantillas wegzuweisen, und zu sehr Spanier, um einem halben Dutzend beurlaubter Soldaten, welche Brodsäcke und Gitarren umhängen hatten, einen andern Platz anzuweisen. Übrigens war er ein hübscher und interessanter Mann, noch sehr jung, trug auch andalusisches Costüm, hatte eine gewaltige Navaja im Gürtel, ein so ausdrucksvolles, fast wildes Gesicht, dabei so energische Bewegungen und eine kräftige Stimme, daß er eine Zierde jedes Schmuggler- oder Piratenschiffes gewesen wäre. Ein großer weißer Pudel folgte ihm auf jedem Schritte, bellte, wenn er kommandirte, und machte sich auf alle Arten nützlich, indem er bald des Kapitäns Hut zwischen den Zähnen hielt, bald an einem Taue zerrte, an welchem die Matrosen gerade zogen.

Jetzt hatten wir den Anker an Bord und nachdem der weiße Dampf einigemal zischend ausgefahren war, begann

sich die Schraube unter dem Steuerruder rauschend herumdrehen und der Don Manuel schnitt durch die Wellen dahin. Von der Mitte der Bai aus rückwärts betrachtet liegt Cadiz unbeschreiblich schön. Aus der tiefblauen Fluth auftauchend erhebt es sich scharf abgeschnitten am äußersten Rande des weiten Bogens, den die Gestade beschreiben. Bis nach Puerto de Santa Maria hin liegen die vielen Dörfer und einzelnen Höfe wie weiße Punkte oder glänzende Scherben am Ufer zerstreut, und hoch über sie hinaus erheben sich am Horizont die malerischen Berge hinter Xerez und Ronda.

Da uns der Wind ziemlich günstig war, so ließ der emsige Kapitän die Segel aufziehen und bald hüllte sich der Mast des kleinen Schiffes in weiße Leinwand und rauschte mit ausgespannten Seitensegeln frisch ins offene Meer hinaus. Die Schaumkronen aber, die ich heute Morgen entdeckt, hatten mich nicht getäuscht, und kaum hatten wir die Bai verlassen, so begannen die Wellen ein so artiges Spiel mit dem Don Manuel, daß er sich nach allen Seiten hob und senkte, und dabei von der Segelmasse gedrückt, stark leewärts überhing. Aber es war ein prächtiges Schiffchen und ich begriff wohl den Stolz des Kapitäns, der, seinen großen Pudel hinter sich, hoch auf Fässern und Kisten am Mastbaum stand und mit wahrer Befriedigung dem Tanzen seines Dampfers zuschaute. Nicht so angenehm war dieß indessen für den größten Theil unserer Mitreisenden; unter den Mantillen seufzte es schwer und mühsam, und mancher Spanier trocknete sich den Schweiß von der Stirn, obgleich die Luft ziemlich kühl über uns dahinstrich. Das unruhige Meer, sowie rings am Horizont aufsteigende Wolken zeigte ich meinem großen Freunde Horschelt mit einiger

Schadenfreude, doch war auch er fest gegen die Seekrankheit, und unser Baumeister allein mußte bald nach eingenommenem Frühstück dem Meer seinen Tribut bezahlen. Die Ausbrüche der fatalen Krankheit zeigten sich indeß auf dem Verdeck so häufig und heftig, und manchmal so nahe bei unsern Schüsseln und Gläsern, daß ein minder guter Appetit als der unserige, sich wahrscheinlich in mehr noch als das Gegentheil verkehrt hätte, daß der Kapitän es endlich für nöthig hielt, die Passagiere des zweiten Platzes fort, und zwar unter Deck bringen zu lassen. Da aber der Don Manuel mit Gütern so vollgeladen war, daß an beiden Seiten so gut wie gar kein Gang frei blieb, so waren die Matrosen gezwungen, die Weiber und manche der Männer dorthin zu tragen und zu schleppen. Unten mußte aber der Aufenthalt fürchterlich sein, denn der Kapitän sah sich genöthigt, sämmtliche Luken schließen zu lassen, da der Don Manuel so tief durch die Wellen schnitt, daß die anprallenden Wogen über seinen Vordertheil stürzten und nicht selten bis zu uns herüberspritzten. Dabei hatte sich der Wind vermehrt und zu gleicher Zeit auch zu unserem Nachtheile gewendet, so daß die Segel eingezogen werden mußten, auch war von dem klaren Himmel, der uns heute Morgen gelächelt, nichts mehr zu schauen, die Küste zu unserer Linken war in graue Wolkenmassen und Nebel gehüllt, und als ich noch einmal zurück nach Cadiz blickte, erschien mir die Stadt am fernsten Horizonte wie eine weiße Möve, die mit ausgebreiteten Flügeln auf der fast schwarzen Fluth vor dem Sturme flieht. Leider war aber durch das Unwetter unsere Seefahrt sehr unangenehm geworden. Auf dem

Verdecke konnte man sich kaum vor den Seekranken retten, und in der Kajüte war es entsetzlich dunstig. Der Kellner hatte freilich den größten Theil der Leidenden untergebracht, aber die armen Spanierinnen stöhnten, daß es zum Erbarmen war, und die Dünste, die sich durchs Treppenhaus entwickelten, konnten einem alle Lust verleiden, dort hinabzusteigen.

Wir hätten Gibraltar gegen acht Uhr Abends erreichen sollen, doch blies uns der Wind schon um Mittag fast gerade entgegen, und obgleich Don Manuel wacker durch die hohen Wogen dampfte, so kamen wir doch so langsam vorwärts, daß es vier Uhr Nachmittags wurde, ehe wir das jetzt wild bewegte Schlachtfeld von Trafalgar erreichten. Ein Schlachtfeld auf dem Lande hat immer irgend etwas, sei es eine Anhöhe, ein Wald, ein Dorf, ein einzelnes Haus, woran die Phantasie anknüpfen und sich leicht die vergangene Zeit zurückzaubern kann. Hier aber schlugen die schmutzig grauen Wogen gerade so ans Ufer, wie an jedem andern Punkte, und ob unter ihnen nun Muscheln und Steine ruhen, oder, wie hier, die Trümmer der spanischen und französischen Seemacht, wer kann das den so gleich bewegten und theilnahmlösen Wellen ansehen? Freilich schimmert dort durch Nebel und Regen ein altersgrauer Maurenthurm auf der Höhe des Gestades, und am Ufer blinkt heller und deutlicher ein neuer, weißer Fanal. Der erstere war gewiß Zeuge der gewaltigen Seeschlacht, welche acht Stunden westlich von hier mit unsäglicher Wuth entstammte, er hörte gewiß das wilde: Rule Britannia der englischen Matrosen; er vernahm vielleicht Kampfgeschrei, gewiß aber das Donnern der Geschütze und das krachende Aufstiegen des spanischen Admiralschiffes. — »*England*

expects every man to do his duty!« Mit diesen einfachen Worten ging der große Nelson auf die feindlichen Flotten los, und es murmeln gewiß heute noch die Wogen in nächtlicher Stunde, wenn sie sich erzählen von dem berühmten Manne mit dem einen Arm.

Lange blickte ich zu dem grauen Maurethurme empor, der sich, wie wir langsam dahinschwammen, immer dichter in seinen grauen Nebelschleier hüllte, der alles das und noch so viel Anderes gesehen; aber was konnte ihn die Seeschlacht mit ihrem Kanonendonner kümmern: er dachte gewiß an Schwerterklirren und Lanzensausen und blickte sehnsüchtig nach der Küste von Afrika hinüber, die sich vor ihm aufzuthürmen beginnt, seufzend nach einem neuen Taric und seinen tapferen Arabern.

Der Regen und die dichten Wolkenmassen zugleich mit dem sinkenden Tage umgaben uns aber so bald schon mit Dämmerung und Nacht, daß an eine Ankunft in Gibraltar heute nicht mehr zu denken war. Auch schien der Kapitän um sein Schiffchen besorgt zu werden, denn trotzdem ihn jede Welle aufs Neue durchnäßte, verließ er seinen erhöhten Standpunkt am Maste keinen Augenblick, bald seine Befehle dem Steuermanne zurufend, bald in den Maschinenraum hinabsprechend, wo immerfort die Ofenthüren klirrten, und wenn diese geöffnet wurden, um neue Kohlen nachzuschieben, eine rothe Gluth hinauf leuchtete, den Kapitän und seinen weißen Pudel scharf bestrahlend. Wir wurden aber auch auf höchst merkwürdige Art herumgeworfen, und es konnte einem Seekundigen wohl die Befürchtung kommen, ob die kleine Nußschale dem gewaltigen Anprallen der Wogen auf längere Zeit widerstehen würde. Vor uns hatten wir Cap Spartel, doch sahen wir

nichts von den gewaltigen Bergen dieser äußersten Spitze Afrika's, und Alles, was der Kapitän durch die dichte Finsterniß zu entdecken glaubte, war das unmerkliche Zittern eines Lichtstrahls dort hinaus, vielleicht der Leuchthurm von Tanger. Obgleich sich das Unwetter mit jeder Viertelstunde steigerte und der Don Manuel sich bald hoch aufbäumend jetzt die Spitzen der Wälle erstieg, um gleich darauf wieder tief hinabzusinken, so schien der Kapitän doch Lust zu haben, seine Fahrt nach Gibraltar nicht zu unterbrechen. Doch kaum hatten wir Cap Plata umschifft, als wir von einem so furchtbaren Wind gefaßt wurden, der uns durch die Meerenge von Gibraltar entgegen kam, daß der kleine brave Dampfer nur mühsam dagegen ankommen konnte. Der Kapitän, der dem Steuermann einige leise Befehle gab, sagte uns im Vorübergehen: »Wenn ich's auch erzwingen will, in dieser schauerhaften Nacht durchzufahren, so riskire ich mein Schiff, und wenn uns wirklich kein Unfall begegnete, so hätten wir doch gar nichts an der Zeit gewonnen, da ich bei dieser Finsterniß doch nicht wage, mit der ganzen Kraft der Maschine vorwärts zu gehen. Ich werde suchen, den Hafen von Tarifa zu erreichen, um dort bis zu Tagesanbruch liegen zu bleiben.«

Er gab hiezu die nöthigen Befehle und that wohl daran, nicht die Fahrt durch die Meerenge zu versuchen. Wie ein Nachen tanzte das Schiffchen zwischen den daher stürmenden Wogen, sich bald rechts, bald links neigend; dabei war es so finster, daß man buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, und wenn wir vom Hinterdeck aus etwas von Mast und Tauwerk bemerkten, so war das nur in solchen Augenblicken, wo unten die Ofenthüren aufflogen und die rothe Gluth hinausdrang. Dabei traf es sich ein paar

Mal, daß zu gleicher Zeit der Röhre neben dem Schornsteine weißer, überflüssiger Dampf entfuhr, der dann röthlich angestrahlt wie ein Blitz auf Augenblicke in der dunkeln Nacht sichtbar ward.

Endlich sahen wir die Leuchthürme von Tarifa vor uns und Don Manuel machte mühsam eine Wendung, um richtig in die Einfahrt zu kommen. Ziemlich unheimlich war es hier, durch das dumpfe Rollen der Wogen das Donnern der Brandung zu hören, als wir uns dem felsigen Ufer näherten. Wie leicht konnte ein heftigerer Windstoß uns aus dem richtigen Kurse drängen und dann – hatte der alte Engländer vollkommen Recht mit seinem: *cette bateau est trop petite*.

Glücklicherweise thaten Kapitän und Schiff ihre Schuldigkeit, und eine halbe Stunde später fühlten wir, wie die Bewegung des Schiffes angenehmer und langsamer wurde, es war gegen das frühere Auf- und Abtanzen nur noch ein gelindes Schaukeln. Gleich darauf rasselte der Anker in die Tiefe. Mehrere der Passagiere waren allerdings der Meinung, wir seien bereits vor Gibraltar angelangt, und vernahmen nun seufzend, daß wir ein Unterkommen im Hafen von Tarifa gefunden. Den Meisten der unglücklichen Seeleidenden war die eingetretene Ruhe indessen erwünscht und viele stiegen aufs Verdeck herauf, um sich umzuschauen und ein bischen frische Luft zu schöpfen. Von einer Aussicht war freilich so gut wie gar keine Rede, nur einige Lichtpunkte zeigten an, wo Tarifa mit seinen alten Mauern und Thürmen lag. Gerne hätte ich die berühmte Veste deutlicher gesehen; denn es ist einer von den Punkten, welche so beredt von altspanischer Tapferkeit erzählen. Hier war es, wo Don Alonzo Perez Guzman

Stadt und Burg gegen die Mauren hielt, welche eines Tages den Sohn des Helden bei einem Ausfalle gefangen nahmen, ihn vor die Wälle führten und dem Vater die Wahl ließen, entweder Tarifa zu übergeben oder den Sohn vor seinen Augen enthaupten zu sehen. Der alte spanische Held warf ihnen statt aller Antwort sein eigenes Schwert herab und sagte, man solle damit seines Sohnes Haupt abschlagen, worauf die Mauren die Belagerung aufhoben und Don Alonzo Guzman von seinem König Ferdinand III. den Beinamen: »el bueno« erhielt. Für die Araber ist diese Stelle Spaniens überhaupt eine unheilvolle gewesen, denn zwischen Tarifa und Algesiras am Rio Salado war es, wo Alonzo XI. die Mauren in einer ungeheuren Schlacht schlug. Unter den christlichen Schwertern fielen hier Hunderttausende, die es vorzogen, auf dem Boden zu sterben, der, von ihren Vätern erobert, ihnen nun für immer entrissen wurde.

Leider war die finstere und regnerische Nacht nicht zur Beobachtung geschaffen, und so ungerne wir es thaten, mußten wir uns doch endlich entschließen, in die Kajüte hinabzukriechen, obendrein da unser Appetit sich stark meldete. Die beiden Betten, welche wir am vorigen Tage belegt, waren freilich leer geblieben, doch hatte sich gegenüber eine spanische Familie einquartiert, der Vater mit zwei kleinen Söhnen und eine sehr dicke Mutter, die sich bei unserem Eintritt entrüstet erhob und für einen Augenblick einen Anblick gewährte, wie die Sphinx der alten Griechen. Anfänglich wollte sie uns nicht in ihrer Nachbarschaft dulden und hielt uns eine lange Rede mit solch spanischer Zungenfertigkeit und Geschwindigkeit, daß wir wenig mehr verstanden, als am Schluß jeden Satzes, bevor

sie heftig Athem holte, das wohlbekannte: Caramba! Endlich schlug sich der Kellner ins Mittel, und da auch seine Vorstellungen nichts fruchten wollten, so zog er entrüstet den Vorhang vor ihrem Bette zusammen, worauf wir sie noch längere Zeit hinter der Gardine dumpf grollen und murmeln hörten wie ein verziehendes Gewitter.

Da sich der Restaurateur nicht darauf vorgesehen hatte, im Hafen von Tarifa ein Nachtessen besorgen zu müssen, so fiel dieses sehr frugal aus und erinnerte mich an die Klage des Einsiedlers: »Immer Früchte und gar kein Fleisch!« Nicht einmal eine Chocolate war zu bekommen, und nachdem wir noch auf dem Verdeck im sanft herabrieselnden Regen eine Cigarre geraucht, krochen wir in unsere Bettkasten. Vorher aber hatte mich der Steuermann versichert, wir würden in der Frühe zur Fahrt durch die Meerenge einen klaren Morgen haben; eine Aussicht, die mich alles nächtliche Ungemach in der heißen dunstigen Kajüte gern ertragen ließ. Schon vor Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck und bemerkte mit großer Freude nicht nur, daß der Regen aufgehört hatte, sondern daß auch das dicke Gewölk am Himmel zerrissen war und hie und da ein bleicher Stern hervorblinkte. Freilich waren rings umher Meer und Felsen noch in Nebel und Dunkelheit eingehüllt, doch konnte man jetzt schon die Wasserfläche des Hafens von Tarifa, sowie die malerischen Umriss der Mauern und Thürme erkennen. Der Kapitän befand sich ebenfalls auf dem Verdeck und blickte ungeduldig an dem Schornstein hinauf, aus welchem der Rauch anfang emporzusqualmen. Ich muß gestehen, daß ich in unsäglicher Erwartung um mich her schaute; sollte ich doch ein Schauspiel erleben,

wie nie zuvor: die Fahrt durch zwei Welttheile, die, obgleich einander in Wirklichkeit so nahe gerückt, doch wieder so gar keine Vergleichungs- und Berührungspunkte haben, die beiden Extreme der Civilisation, Europa und Afrika. Welche gewaltige Fluth von Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen bestürmte uns hier beim Anblick dieses kolossalen Felsenthores, das mit seinen geschichtlichen Erinnerungen und schon mit seinem Namen: »Säulen des Hercules,« bis zur Fabelzeit hinaufreicht!

Jetzt hob sich der Anker des Don Manuel, und während der wirklich klar aufsteigende Tag siegreich die Dämmerung verdrängte, glitten wir langsam aus dem Hafen von Tarifa, und befanden uns in kurzer Zeit in der Straße, welche beide Welttheile und zwei gewaltige Meere trennt. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Erde eine Stelle gibt von so großartiger landschaftlicher Schönheit wie hier; während wir links die Berge von Tarifa hatten, rückwärts die zerklüfteten, sonderbar geformten Felsenspitzen des Cap Spartel, sah jetzt Tanger aus nebelhafter Ferne zu uns herüber; vor uns im Osten erhob sich die Sonne in einem Dunstkreise glühend roth, und ihren Strahlen entgegen, welche nun mit Einem Male das tiefblaue Mittelmeer vor uns mit einem purpurnen Lichtstrom übergossen, schwammen wir durch das gewaltige Riesenthor von Gibraltar. Mit einem goldenen Glanze überströmten die herausdringenden Strahlen den bis jetzt im trüben Morgendunste hinter uns liegenden atlantischen Ocean, und wunderbar herrlich war es dabei anzusehen, wie die Spitzen der hohen Gebirge von Ronda auf der einen und die Felsenkronen von Tetuan auf der andern Seite, die soeben noch in dunkles Violett

gehüllt, da lagen, jetzt plötzlich von der Sonne glühend angestrahlt wurden, und wie zu gleicher Zeit die prachtvollen Felsen von Ceuta lange Schlagschatten auf die bewegte spiegelnde Fluth warfen. Man hätte laut aufjauchzen können bei all der Pracht, und obgleich sich, sowie wir weiter fuhren, die Gestade von Europa und Afrika langsam verschoben, so zeigten sie doch immer neue reizende Einzelheiten. Was war aber in dieser gewaltigen Natur unser elendes Schifflein? Noch immer war der enge Kanal zwischen beiden Welttheilen im Aufruhr, und die Fluthen, welche vom heftigen Winde bewegt das Mittelmeer hinaustreibt, kämpften erbittert mit der Strömung, die, ein eigenthümliches Spiel der Natur, der atlantische Ocean in unerforschlicher Tiefe immer und immerfort ins Mittelmeer hineinsendet.

Trotzdem aber arbeitete Don Manuel wacker vorwärts, und in kurzer Zeit trat der eigenthümlich geformte Felsen von Gibraltar vor unsere Augen. Ringsumher erhoben sich im weiten Kreise schöne hohe Berge, den Meerstrom so einschließend, daß man in einem weiten See zu fahren glaubt. Noch eine halbe Stunde und unser kleiner Dampfer ließ seinen Anker in dem weiten Hafen von Gibraltar, nahe bei Algesiras, fallen.

Da es noch ziemlich früh am Tage war, so mußten wir längere Zeit auf Boote warten, die uns ans Land bringen sollten; doch hatten wir hier so viel Prachtvolles zu sehen, daß uns dieser Aufenthalt nicht lang däuchte. Auf der großen Bai schaukelte eine Menge Schiffe, kleine Küstenfahrer und Kauffahrteischiffe mit den Wimpeln aller Nationen, dazwischen aber lagen schwarz und finster große englische Kriegsdampfer, gewaltige Fahrzeuge, meistens

mit zwei Schornsteinen, welche mit Soldaten, Pferden und Kriegsbedürfnissen aller Art nach dem Orient gingen, wo das blutige Kriegsspiel schon begonnen hatte. Zahlreiche Boote vermittelten die Verbindung der Schiffe mit dem Lande. Hinter dem Mastenwalde erhob sich die Stadt Gibraltar, amphitheatralisch an den Felsen hinangebaut, die Häuser sind meistens mit dunklen Farben angestrichen, scheinen auch schlecht gebaut, und bieten so, wenn man an das glänzende Cadiz denkt, einen düstern und traurigen Anblick. Hinter der Stadt erhebt sich nun in den bekannten, riesenhaften, so malerischen Verhältnissen, in einer einzigen Masse aufsteigend, der Felsen von Gibraltar, das alte Calpe; nach Osten zu stürzt er fast senkrecht ins Meer, ein zwölfhundert Fuß hohes Vorgebirge bildend; seine Abdachungen nach Süden und Westen sind sanfter, aber immer noch nach militärischen Begriffen unersteiglich; gegen Norden, wo die Felswände gleich riesenhaften Mauern aufsteigen, hängt er mit Spanien durch eine schmale Landzunge zusammen, ein neutraler Grund, der ganz flach und eben nur wenige Fuß über dem Meere erhaben liegt. Sehr leicht wäre es, diesen Isthmus vermittelst eines Kanals zu durchschneiden und so Gibraltar zu einer Insel zu machen, wodurch der wirklich unverschämte Schmuggelhandel hier erschwert würde und hauptsächlich die von Malaga kommenden Schiffe das Vorgebirge nicht zu umschiffen brauchten, was bei stürmischem Wetter häufig nicht ohne Gefahr geschehen kann.

Ein eigenthümliches Spiel der Natur ist es, daß der Felsen von Gibraltar von der Bai, mehr aber noch von

der Landzunge aus gesehen, die Gestalt eines riesenhaften, ruhenden Löwen hat. Auf der äußersten Spitze seines Rückens steht der alte von Taric erbaute Saracenthurm, daneben das weiße englische Wachthaus mit seinem Signalmaste, an dem große schwarze Kugeln verkünden, daß am fernen Horizonte im Osten oder Westen Schiffe erscheinen. Hoch oben aber flattert die Fahne Englands, weithin sichtbar, und so anzeigend, daß sie es ist, welche hier am Eingänge des Mittelmeers drohend Wache hält. Gegen Norden nach dem Lande zu erhoben sich schon zur Zeit der Mauren vier befestigte Linien über einander; von den heutigen Festungswerken, den berühmten in Felsen gehauenen Batterien, entdeckt man von unten keine Spur; nur sieht man auf dem Kopfe des Löwen feste, trotzig Mauern; in seiner Brust, die er kühn dem Festland entgegenwendet, befinden sich jene furchtbaren Kanonenhöhlen, und wenn wir auch vielleicht dort oben zwischen wehenden Gebüsch und undeutlich eine kleine schmale Felspalte entdecken, so können wir unmöglich glauben, daß es eine jener Schießscharten sei, aus denen dem Angreifer Kugeln des schwersten Kalibers entgegenfliegen. Von den Festungswerken auf der westlichen, uns und dem spanischen Algesiras zugewendeten Seite, unten am Hafen, sehen wir zwei aus Granit schief in das Meer hineingebaute Hafendämme, die beiden Molo's, welche mit Geschützen des schwersten Kalibers besetzt sind.

Über den Namen Gibraltar, das alte Heraklia, gibt es verschiedene Lesarten; nach Einigen soll es Giebel-Thor heißen, Bergthurm, nach Andern Dschebel el Taric, Berg des Taric, weil der tapfere arabische Feldherr hier 714 mit seinen Mauren landete.

Es schien mir, als habe der Kapitän des Don Manuel in die Aufhebung der Quarantaine hier noch keinen rechten Glauben gesetzt; denn statt dicht bei Gibraltar hatte er sich so nahe an Algesiras gelegt, daß uns die dortigen Bootführer als ihre Beute beanspruchten, mit einer ziemlich großen Fährre vor unsern Dampfer kamen und uns abholten. An der spanischen Küste befand sich ein altes Pfahlwerk in die Bucht hineingebaut, wo Boot und Nachen bei ganz ruhiger See anzulegen schienen; heute aber, wo die Fahrzeuge immer etwas auf dem Wasser tanzten, steuerte unser Nachen nördlicher dem Ufer zu, um vielleicht fünfzig Schritte von demselben zu halten. Zugleich erschien denn auch eine Menge Lastträger, die bis an den Gürtel ins Wasser gingen, um unser Boot auszuladen. Sie nahmen Koffer und uns selbst auf ihre Schultern, und es war komisch anzusehen, wie wir rittlings den Strand erreichten. Nach einigen Paßschwierigkeiten, die wir mittelst ein paar Peseten ins Reine brachten, durften wir über das eben bezeichnete alte Pfahlwerk einen kleinen Dampfer besteigen, welcher die Verbindung zwischen Algesiras und Gibraltar vermittelt. Damit hatten wir eigentlich das schöne Spanien verlassen und wandten ihm lange schmerzliche Blicke zu, sandten noch viele Abschiedsgrüße hinüber, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. —

Ein gebrechlicheres und elenderes Fahrzeug, wie der Dampfer war, der uns hinüberführte, hatte ich lange nicht gesehen;

— — — ein kleines Ding,
Das leck schon war und Wasser fing.
Als wie ein alter Stiefel,

heißt es irgendwo von Charons Nachen, und gerade so war unser Fahrzeug, dabei von erschreckend englischem Ansehen; auf dem Verdeck die bekannten schweren Reiserequisiten, blonde Herren mit schottischem Plaid, und blonde Damen mit grünen Schleiern und wasserblauen Augen. Statt unseres prächtigen Piratenkapitäns vom Don Manuel stand hier ein fatter Kerl auf dem Radkasten in langer Ärmelweste, den Hut auf dem Hinterkopfe, mit dickem aufgedunsenem Gesichte und röthlichem Backenbarte. Ja, es war wirklich Charons Nachen, der uns hinweg vom glühenden wunderbaren Lichte der Sonne in die kalte nüchterne Unterwelt führte. – Lebe wohl, du schönes Spanien!

Bald legten wir am neuen Molo von Gibraltar an und hätten glauben können, während der kurzen Überfahrt von Algesiras viele, viele hundert Meilen nördlich gekommen zu sein. Hier waren englische Matrosen und englische Lastträger, englische Soldaten und englische Kaufleute; ein englischer Lohnbedienter pries uns das englische Clubbhaus an; englisch geschnittene Backenbärte befanden sich hier an englischen sonst glatt rasirten Köpfen, und über dem Thor, durch das wir gebückt fast kriechen mußten, da des Sonntags halber nur der untere Theil geöffnet wurde, wehte die englische Flagge.

Daß eine Stadt wie Gibraltar, im Mittelpunkt des spanisch-andalusischen Lebens gelegen, zwischen Cadiz, Sevilla, Cordova, Granada und Malaga, gegenüber dem poetischen Maurenlande durch ein Paar Tausend Engländer ein so trostlos nüchternes Ansehen gewinnen kann, ist völlig unerklärlich. Wenn man durch die lange Hauptstraße Gibaltars geht, nicht rechts blickend wo durch irgend eine Seitengasse ein Stück des Mastenwalds hervorsieht, aber nach

links, wo der gewaltige Fels hereinragt, so hätte man glauben können, in der stillsten Krämerstadt mitten im Lande zu sein, die fern, abgeschlossen von der Welt daliegt, und wohin sich höchstens zweimal in der Woche ein alter, gebrechlicher Post-Omnibus verirrt. Und diese drückende Leere auf den Straßen! Nur hin und wieder wandelt ein einsamer Paletot oder ein paar rothrückige Soldaten. Gott sei Dank, daß wir an einem Kaffeehaus vorbeikamen, vor dem ein paar Mauren saßen, den langen weißen Burnus über den seidenen malerischen Gewändern, mit schönen gelben, arabisch ernsten Gesichtern. Dazu die Stille der Häuser, kein Gelächter, kein Geplauder an den halboffenen Fenstern, kein Gitarrenklang, kein lustiges Lied. Wo waren die lieben spanischen Augen geblieben, die frischen lachenden Lippen mit den schönen Zähnen! Hie und da sah man wohl eine Jungfrau am Fenster sitzen, aber aufrecht und steif, strenge und wohlerzogen die Blicke abwendend, wenn die vorüberwandelnden Fremdlinge allzukühn aufschauten, oder das Fenster schließend, wie es ja auch wohl im ähnlichen Falle bei uns daheim geschieht von der wohlgekämmten Tochter einer achtbaren Familie.

Im Hôtel Gibraltar, einem guten englisch eingerichteten Gasthofe, bekamen wir ordentliche Zimmer, und kleideten uns sogleich um, um einen Empfehlungsbrief abzugeben, den wir in Madrid erhalten, und zwar an den preußischen Consul, Herrn Schott, dessen liebenswürdige Persönlichkeit uns schon manche Reisende gerühmt hatten. Wir fanden auch alles Gute und Liebe, was man von diesem gastfreundlichen Hause gesagt, aufs Vollkommenste bestätigt, und wenn auch keine Vergeltung, so übe ich doch eine Gerechtigkeit, wenn ich sage, daß Herr Consul Schott in der

That der Hort seiner deutschen Landsleute ist. Seit längeren Jahren in Gibraltar, verheirathet mit der liebenswürdigen Tochter eines reichen spanischen Hauses, findet man bei ihm und ebenso im Hause seiner Schwiegereltern, der Familie L., die vollste spanische Gastfreundschaft, wie sie, fern von Zwang und beengender Etikette, nur eben diese noble prächtige Nation zu bieten vermag. Mitten in dem nüchternen Gibraltar ist das Haus des Herrn L. wie eine Oase in der Wüste, ein Stück andalusisches Leben. Hier findet man auch wieder den kleinen reizenden Patio mit frischem Wasser und blühenden Blumen, und in den gastlich geöffneten Sälen einen Kreis blühender Töchter, die so freundlich waren, uns, die wir so schmerzlich an das für uns verlorene spanische Paradies dachten, durch vortrefflich vorgetragene andalusische Lieder das schöne Land wieder herbeizuzaubern.

Herr Schott war so freundlich, uns zur Alameda von Gibraltar zu geleiten, indem er uns lächelnd versicherte, die Schönheit derselben würde uns gewiß mit dem kalten Anblick der Stadt versöhnen, und darin hatte er vollkommen Recht. An den Festungsthoren, durch welche wir die Stadt auf der südlichen Seite erstiegen, sieht man noch deutlich den kaiserlichen Adler Karls des Fünften. In kurzer Zeit befanden wir uns außerhalb der eigentlichen Gräben und Wälle, an welche sich die Hafendämme mit ihren furchtbaren Batterien zu unserer Rechten anschließen, so eine drohende Kette Geschütze des schwersten Kalibers bis zur Ostspitze bildend. Zwischen diesem Hafendamme und der rechts aufsteigenden Felsenwand befindet

sich nun die Fläche, welche der Paseo von Gibraltar einnimmt. Der eigentliche Garten ist klein, aber von wunderbarer Schönheit; ein sehr geschickter Gärtner hat das unten sanft gegen den Felsen ansteigende Terrain meisterhaft zu benutzen verstanden, überall verschlungene Wege angebracht, die jetzt durch Lorbeergebüsch, dann durch ungeheure Rosenlauben, deren eine sich seltsamerweise über die weißen Rippen eines Wallfisches wölbt, über zierliche Brücken hinweg von Terrasse zu Terrasse steigen, überall eine neue herrliche Aussicht gewährend. Der untere Theil ist muldenförmig und eine wahre Schale voll prachtvoller Pflanzen; Geranien, die wir bei uns ja nur in kleinen Exemplaren haben, bildeten hier mannshohe Gruppen und lange Hecken, bedeckt mit blendenden purpurrothen Blumen; wie wild aus dem Grase wachsend, treiben Gladiolus ihre großen schönen Blüthenkolben in die Höhe, einen glühenden Kranz um riesenhafte Aloen bildend, die mit dem Blaugrün ihrer Stachelblätter so angenehm zwischen der saftigen Farbe der Geranien und Lorbeeren hervorbrechen. Gegen die Ostspitze zu setzt sich die Alameda in einem breiten Fahrwege fort, und das Eigenthümliche der ganzen Anlage hier am Ufer des Meeres wird noch erhöht durch die unzähligen Batterien, welche man an allen Orten zwischen dem blendenden Grün hervorblicken sieht. Der Gärtner hat die Kriegswerkzeuge auf die lieblichste und zierlichste Art mit in den Bereich der Anlagen gezogen. Wir betreten einen sanft geschlängelten Pfad, der uns vielleicht zu einer Rosenlaube führen kann, und treten plötzlich auf eine Plateforme, mit blankgeputzten Achtundvierzigfündern bedeckt. Dort durch's Gebüsch schimmert auf weißem Kiesgrunde etwas, das wir für Ruhesitze halten;

wir kommen näher und finden eine Mörserbatterie, deren weite Mündungen uns drohend anschauen, vielleicht erschrecken könnten, wenn nicht Schlingpflanzen und Geranien, die am Fuße der Lafetten wachsen, zierliche Ranken hinaufsendeten und mit ihren rothen und blauen Blüthen das kalte Eisen zu lieblosen schienen, ja es durch ihren Anblick freundlich stimmten.

Die Alameda von Gibraltar ist ein völliger Geschützgarten, und mir kam häufig die Idee, als habe sie irgend ein alter General, ein eifriger Blumenliebhaber, so angelegt und die Batterien damit verwoben, weil er nun einmal ohne den Anblick derselben nicht leben kann. Auf einer kleinen Anhöhe im Garten steht das von Matrosen grotesk aus Holz geschnitzte lebensgroße Bildniß des Lord Wiot, des tapfern Vertheidigers von Gibraltar. Der Fahrweg durch den Pasto, dem starren Felsen abgerungen, zieht sich zwischen reizenden Landhäusern, meistens Wohnungen der englischen Offiziere, bald hie und da von grünen Gärten begränzt, bis zur östlichen äußersten Spitze des Felsens, wo man eine prachtvolle Aussicht genießt, links und rechts die gewaltige Meeresfluth, vor sich die malerischen Berge der afrikanischen Küste in dunkel violetter Färbung.

Auf dem Rückwege stieg Herr Consul Schott mit uns ein paar hundert Schritte den Felsen hinan und brachte uns zu einem kleinen höchst eigenthümlichen Garten, ganz verdeckt in einer Felsspalte liegend, dessen Entstehung er uns erzählte. So wenig man hier in Gibraltar verhindert wird, zwischen den unteren Batterien spazieren zu gehen, so streng ist es verboten, irgendwo zu zeichnen oder etwas am Erdreich zu verändern. Nun meldete eines Tages eine Patrouille, die den Felsen umkreiste, sie habe dort oben auf

der Höhe einen höchst sonderbaren Garten entdeckt. Ein Schuhmacher von Gibraltar nämlich hatte den verbotenen Platz da oben geebnet und nach seinem Geschmacke angelegt. Der Gouverneur mit einigen Offizieren sah sich bewogen, hinaufzuklettern und fand nun da eine Anlage der komischsten Art, wie wir sie heute noch sahen. Am Eingang stand das alte verstümmelte Holzbild eines Schiffsschnabels, irgend ein englischer Admiral, dem eine Thonpfeife im Munde steckte; daneben aus dem Gestein traten ein paar Pferdköpfe hervor, weiter oben einzelne hölzerne Arme und Beine, die der Schuster Gott weiß wie aufgefunden; dann kam man auf eine kleine Terrasse, wo die Felswand auf der einen Seite mit allen möglichen Porzellan- und Glasscherben geschmückt war; unten in einer Höhlung lag ein ausgestopftes Reh und in verschiedenen natürlichen Nischen wahrhaft schreckliche Ungethüme, menschliche Statuen vorstellend, die der Eigenthümer selbst aus Kalk und Gyps gemacht; auch Eva war da, am Feigenbaume stehend, und neben ihr stellte ein alter Cactusstengel die Schlange vor. Die Terrasse führt in eine Höhle des Felsens, welche der Schuster »das Museum« nannte, und hier stand bei einander, was er seit langen Jahren in Trödelbuden gefunden, zerstückelte Gypsfiguren, z. B. der Oberkörper der Venus mit einem Matrosenhut auf dem Kopfe, Fetzen von Fahnen und Wimpeln aller möglichen Schiffe, und ausgestopfte Hunde und Katzen neben Flaschen, Gläsern, neben Gewehrkolben ohne Läufe oder rostigen Säbeln mit zerbrochenen Klingen. Ich glaube nicht, daß damals der Gouverneur von Gibraltar, Sir Gardiner, bei diesem Anblicke mehr gelacht als wir. Der Schuster erhielt denn auch die Erlaubniß, seinen Garten behalten zu dürfen, und zeigte ihn nun

mit großem Selbstgefühl den besuchenden Fremden, nicht ohne von vielen Stücken höchst anmuthige Historien zu erzählen.

Als wir herabsteigend die Alameda wieder erreichten, dämmerte es bereits zwischen den Felsen. Von der Höhe des Felsens herab donnerte ein Kanonenschuß, zum Zeichen, daß das Thor auf der Nordseite gesperrt werde. Auch auf den Kriegsschiffen krachte es, die Flaggen begrüßend, die bei einbrechender Nacht vom Mast niedergelassen wurden. Dieser Augenblick war wunderbar schön auf der Alameda. Hinter der Meerenge im Westen war die Sonne strahlend niedergegangen, und während unten schon ein feiner Duft die Bäume und Sträucher umzog, glänzte oben auf der Spitze des Felsens noch die stolze Flagge Englands über dem Wachthaus und dem alten Saracenthurm.

Während wir langsam dem Thore zuschritten, entzündeten sich hie und da an den Bergen Lichter in den Landhäusern, welche freundlich durch die dunkeln Gebüsche glitzerten. Auf einem der Kriegsschiffe brausten die Klänge eines Musikcorps durch den stillen Abend, und als wir die Straßen Gibraltars wieder betraten, begegneten wir einer Patrouille Bergschotten, die mit den schnarrenden Tönen des heimathlichen Dudelsackes ihren Zapfenstreich aufspielten.

Am andern Morgen erhielten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Consuls Schott die Erlaubniß, die Felsengallerien mit ihren Batterien sehen zu dürfen, und zwar wurde es uns gestattet, hinaufzureiten, was in sofern seine Annehmlichkeiten hat, da der Weg, den man machen muß, sehr weit ist. Wir nahmen im Gasthof einen Lohnbedienten, der uns für Pferde sorgte, und ritten um neun Uhr

von Hause weg. Der Weg führte an der rechten Abdachung des Felsens hinauf, anfänglich durch die Stadt, die terrassenförmig aufgebaut ist, zuweilen nur durch steile Steintreppen verbunden, und wo die oben hinführenden Straßen öfter auf gleicher Linie mit den Dächern der unten liegenden Häuser laufen. Außerhalb der Stadt zieht sich der schmale Reitpfad im Zickzack durch zerrissene Felspartien und führt noch längere Zeit an einzeln stehenden Häuschen vorbei, dann haben wir offene Batterien wie auf der Alameda, mit allerlei zierlichen Gesträuchen untermischt, Orangen, Citronen und Lorbeer, neben alten maurischen Thürmen und neueren Festungswerken. Und wie grandios entwickelt sich die Aussicht, während man immer höher und höher aufwärts steigt! Die Stadt zu unsern Füßen mit ihrem Mastenwalde scheint sich ängstlich zusammenzuducken, wobei die majestätischen Berge von Europa und Afrika immer riesenhafter aufsteigen, und die Bai von Gibraltar, drunten für uns so weit und groß, schrumpft zu einem kleinen See zusammen, während sich die sonnbeglänzten Weltmeere nach Osten und Westen in ihrer Unendlichkeit ausdehnen. Vierhundert Fuß über der Stadt erreichten wir die erste Gallerie, wo uns ein Sergeant der Artillerie erwartete, um durch sämmtliche Werke unser Führer zu sein. Ein schweres festes Thor öffnet sich vor uns und aus dem blendenden Sonnenlichte treten unsere Pferde in einen schattigen, vielleicht zwanzig Fuß hohen Felsengang, der sich endlos vor uns auszudehnen scheint und wo das Echo die Hufschläge dröhnend wiedergibt. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, durch diese Batterien zu reiten, und man erstaunt über die Willenskraft der Menschen, welche durch den harten Fels diese Gänge gehöhlt. Vermittelst

der Schießscharten fällt das Licht herein, und wenn diese auch weit und hoch sind, so braucht man doch nur in die schwindelnde Tiefe hinabzuschauen, um zu begreifen, daß man von drunten diese Öffnung nicht entdeckt, selbst nicht die Mündung der Vierundzwanzigpfünder, die hinausragen. Obgleich die Gänge weit und der Fels über den Batterien hoch ausgewölbt ist, so soll doch der Pulverdampf, namentlich bei Nord- und Ostwinden, hier leicht unerträglich werden und ein anhaltendes schnelles Schießen sehr erschweren.

Die zweite Gallerie, die man an der Bergwand auf schmalen Zickzackwegen hinaufreitend erreicht, liegt siebenhundert Fuß über dem Meere und ist die längste. In der Mitte derselben befindet sich die Batterie Sanct Georg, ein großer, in den Felsen ausgehauener, runder Salon, wenn ich nicht irre, mit Vierundsechzigpfündern besetzt, welche nach beiden Meeren hinausfeuern können; etwas tiefer liegt die Batterie Lord Granville's mit sechzigpfündigen Carronaden. Von dieser Gallerie zur dritten und höchsten, die sich tausend Fuß erhebt, geht es außerhalb des Felsens lange und ziemlich steil aufwärts, weshalb sich der begleitende Sergeant auf die Croupe des Pferdes unseres Lohnbedienten schwang, um mit dem schnell gehenden Thiere gleichen Schritt halten zu können. Dieser Lohnbediente, der mich protegirte, hatte mir das beste Pferd gegeben, einen festen maurischen Schimmelhengst mit langem Schweif, prachtvoller Mähne und etwas heftigem Temperament. Dabei hatte er die Gewohnheit, jeden Augenblick den Kopf in die Höhe zu werfen, und zeigte schon in der untersten Gallerie, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, durch die halbdunklen hallenden Gänge zu gehen,

strebte auch, da er an der Spitze ritt, so hastig vorwärts, daß ich ihn nur mit Mühe halten konnte. Die oberste Gallerie hatten wir kaum zur Hälfte durchritten und waren an einen Punkt gekommen, wo der Gang ziemlich stark aufwärts stieg, als mein Hengst mit Einem Male seinen Kopf nachdrücklicher wie bisher in die Höhe warf und gleich darauf in den tollsten Sätzen mit mir durchging; umsonst nahm ich die Zügel fest an, ich fühlte wohl, daß die Stange in seinem Maul nicht mehr wirkte. Alles, was ich thun konnte, war, ihn in der Mitte des Ganges zu halten, um nicht an den vorspringenden Felsen der Wände gestreift zu werden. Bald hatte er übrigens das Ende des Ganges erreicht, wo eine Schildwache, die uns kommen hörte, den Thorflügel halb öffnete; dort raste das Pferd hinaus, nicht ohne mich an dem vorstehenden Riegel tüchtig zu streifen. Ein verschlossenes Lattenthor vor dem Eingänge ließ ihn nicht weiter; und als ich draußen am hellen Tageslicht nachsah, hatte sich bei dem Aufwerfen des Kopfes die Kinnkette aus dem Haken gelöst und da war freilich an ein Halten des feurigen Pferdes nicht mehr zu denken.

Sämmtliche Gallerien haben hundertundzwanzig Geschütze und diese ganze Seite des Felsens mit den zahlreichen Außenbatterien über sechshundert, die meisten von schwerem Kaliber. Man sagt: Gibraltar ist unbezwinglich, und es mag wohl der Fall sein, so lange eine unbesiegte britische Flotte den Felsen schützend umgibt; würde aber Frankreich und Spanien die Oberhand zur See bekommen, – was letzteres anbelangt, so ist freilich wenig Aussicht vorhanden, – so gibt es auch wieder keine Festung, die leichter und nachdrücklicher zu blokiren wäre, als Gibraltar. Was die Kanonen gegen die Landenge Spaniens zu anbetrifft, so

haben sie wohl mehr den Zweck, Angriffsbatterien auf den Isthmus zu zerstören, als einen schnell andringenden Feind zurückzutreiben.

Beim Austritt aus der obersten Gallerie ritten wir noch einen mühsamen Pfad bis auf die höchste Spitze des Felsens, zum englischen Signal- und Wachthause, wo sich das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt findet; denn hier oben ist eine kleine Restauration, welche die Frau eines englischen Sergeanten hält, wo man guten Porter, herrliches weißes Brod und besten Chesterkäse erhält. Eine solche Labung ist nirgendwo zu verachten; hier aber ein derartiges Frühstück Angesichts zweier Welttheile und zweier großer Meere wahrhaft köstlich und ewig unvergeßlich.

In der Restauration des Wachthauses kauft man zum Andenken an den Felsen von Gibraltar allerlei hübsche Sachen, welche gemacht sind aus den achatähnlichen Steinen der Michaelshöhle, die im südlichen Theile des Felsens liegt und zu welcher wir jetzt hinabritten. Vor einem hohen Felsenthor stiegen wir von den Pferden, unser Führer zündete Fackeln an und dann ging es ziemlich steil abwärts. Unten angekommen, sieht man die natürlichen Felsenmassen sich wie die Kuppeln eines ungeheuren Domes wölben; von schlanken Säulen unterstützt, die durch Tropfsteingebilde verziert, bald gothischen Pfeilern ähnlich sehen, bald seltsamen phantastischen Gestalten, bald riesenhaften Baumstämmen mit weitverzweigten Ästen. Prachtvoll ist von hier aus gesehen die bläuliche Färbung des Tageslichtes vor dem hier unten nicht sichtbaren Eingange; an den wild zerrissenen Felswänden beleuchtet es oben grell die vorspringenden Zacken und zeigt Schlagschatten von wahrhaft abenteuerlichen Formen. Im Hintergrund der

Höhle bildet die Fortsetzung derselben ein steil abfallender Felsengang, dessen Ende und Tiefe noch nie ergründet worden ist. Schon häufig sind englische Offiziere hier auf Entdeckungsreisen ausgegangen, indem sie an Stricken hinabglitten, ohne ein Ende der Höhle zu finden; am weitesten soll der englische General O'Hara gekommen sein, der an der Stelle, wo er endlich ohne Erfolg umkehren mußte, einen kostbaren Degen hinterlegte für einen spätern Entdecker, der sich aber bis jetzt noch nicht gefunden. Der Sage nach soll dieser Gang unter dem Meere nach Afrika führen und dort mit einer Höhle auf dem Affenberge bei Ceuta in Verbindung sein. Hiedurch will man es auch erklären, daß zahlreiche Affenheerden, die man heute an der Ostseite des Felsens von Gibraltar häufig sieht, morgen spurlos verschwunden sind, um nach einigen Tagen ebenso plötzlich wieder zu erscheinen. Als wir später zur Stadt zurückkehrten, hielt unser Führer plötzlich sein Pferd an und zeigte nach einer buschigen Stelle des Felsens. Dort bewegte sich freilich an verschiedenen Stellen etwas und huschte unter dem Laube hin und her, ob es aber afrikanische Affen oder europäische Hasen waren, darf ich als wahrheitsliebender Reisender mich nicht unterstehen, zu entscheiden.

Gibraltar hat ein kleines Theater, welches aber meistens unbenutzt ist. Zufällig aber traf es sich in den Tagen unseres Dortseins, daß die englischen Offiziere der Garnison zu irgend einem wohlthätigen Zweck eine Vorstellung veranstalteten. Sie gaben ein Schauspiel: Richelieu, ich glaube eine englische Übersetzung aus dem Französischen. Wir erhielten Eintrittskarten, von denen wir begreiflicherweise Gebrauch machten. Das Schauspielhaus ist klein, aber

freundlich, und war mit einer gewählten Gesellschaft besetzt. Zwischen blonden englischen Damen in großer Toilette sahen wir wieder einmal auch schöne schwarzäugige Spanierinnen, und neben den unmalerischen europäischen Fräcken malerische Trachten aus der Berberei, Mauren im weißen Burnus, die das seltene Schauspiel und die unverständliche, für sie so harte Sprache ernsthaft anstauten. Sehr reich waren die Costüme der Acteurs; an ächten Frauen agirten nur zwei wirkliche Schauspielerinnen, ein paar blutjunge hübsche Offiziere stellten die übrigen Damenrollen dar. Gespielt wurde im Allgemeinen ziemlich gut; auch waren Künstler und Publikum außerordentlich heiter; für mich ist aber die Erinnerung an jenen Abend eine schmerzliche, denn wie wenige jener frischen lebenslustigen jungen Leute mag auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Krimm der unerbittliche Tod verschont haben!

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. EIN STÜCKCHEN
AFRIKA.

Trennungs-Gedanken. Die Province d'Oran. Sturm im Hafen. Ein Stern in dunkler Nacht. Schraubendampfer und Schaufelboot. Schlechte Fahrt. Mers el Kebir. Unverschämte Mauthvisitation. Oran. Die Stadt und ihr Straßenleben. Beduinen und französisches Militär. Erinnerungen. General Pelissier. Abschied von den Freunden. Ankunft in Florenz.

Unsere kleine Reisegesellschaft, die vereint in dem schönen Spanien manch Herrliches gesehen, und bald mit gutem, bald mit schlechtem Humor so viele große Freuden und kleine Leiden zusammen ertragen, hätte sich hier auf der äußersten Spitze Europa's beinahe getrennt. Nicht als ob wir des wahrhaft freundschaftlichen Zusammenlebens überdrüssig geworden wären, sondern weil uns nach vollbrachter Reise das Endziel derselben nach drei verschiedenen Himmelsrichtungen wies. Baumeister Leins wollte zurück nach Spanien, um die nördlichen Provinzen noch einmal zu sehen, Maler Horschelt aber südlich nach Afrika, mich zog es dagegen in östlicher Richtung gen Italien, wo ich ja meine Familie abholen mußte, um wieder vereint mit derselben in die deutsche Heimath zurückzukehren. Dießmal aber war es die mangelhafte Communication, welche unser Kleeblatt noch für kurze Zeit zusammenhielt. Leins hatte keine Aussicht, vor vierzehn Tagen mit einem der spanischen Küstenfahrer nach Barcelona gelangen zu können; Schiffe, die direkt nach Italien gingen, waren ohnedieß sehr selten, dafür aber dampfte am vierten Tage unseres Aufenthalts in Gibraltar ein französisches Schiff in den

Hafen, welches den nächsten Tag direkt nach Oran abfahren wollte. So entschlossen wir uns denn kurz und gut, unsern lieben Maler nach Afrika hinüber zu begleiten, um in Oran oder Algier eine weitere Reisegelegenheit zu finden.

Leider hatte sich das seit mehreren Tagen so klare und freundliche Wetter geändert, und als wir bei Sonnenuntergang mit unsern Koffern dem Molo zuschritten, wallten dichte Nebel um den Felsen von Gibraltar und die Berge auf der afrikanischen Küste, auch grollte die See unmuthig an dem Hafendamme, und die ankernden Fahrzeuge, bedenklich kopfschüttelnd, neigten sich hin und her. Consul Schott war so freundlich, uns bis zum Hafen zu begleiten, und ehe wir ins Boot stiegen, drückte er uns noch herzlich die Hand, wünschte uns eine gute Fahrt und wir unterließen nicht, ihm für seine große Freundschaft und wahre Liebenswürdigkeit unsern besten Dank zu wiederholen.

Unser Dampfer: la Province d'Oran, lag ziemlich weit draußen in der Bai, und als wir ihn in unserem kleinen Nachen erreichten, waren die Wellen hier schon so bewegt, daß sie unser Boot wie eine Nußschale auf- und abwarfen und wir kaum an der Treppe anlegen konnten. Spanien entließ uns recht unfreundlich, in dichte Wolken und Regenschleier gehüllt. Kaum sahen wir um sechs Uhr den Blitz des Kanonenschusses droben vom englischen Wacht-hause, und die Lichter in der Stadt flackerten röthlich trübe. Lange brauchte unser Dampfer, um seine nothwendigen Kohlen einzunehmen, und als alles bereit war, ja, als aus dem Schornstein schon längst überflüssiger Dampf zischend aufstieg, zauderte der Kapitän noch mit der Abfahrt und berathschlagte sich mit seinem ersten Offizier, ob es

überhaupt möglich sei, den Hafen bei drohendem Sturm-
wetter zu verlassen. Das Meer hatte sich aber auch beden-
klich verändert, und wenn wir gleich bei der dunklen Nacht
seine aufspritzenden Schaumwogen draußen nicht sehen
konnten, so hörten wir doch, wie sie donnernd anprall-
ten an Hafendamm und Felsen. Endlich aber gegen zehn
Uhr wurde der Anker gehoben, die Maschine fing langsam
an zu arbeiten, und schon im Hafen hin und her schwan-
kend, fuhren wir in die wildbewegte See hinaus. Leider
wehte uns draußen im Meere ein steifer Ostwind entgegen,
und seufzend und stöhnend arbeitete der Dampfer lang-
sam gegen die anprallenden Wogen. Ich war schon da über-
zeugt, daß wir kaum eine Seemeile in der Stunde zurück-
legen würden. Bis nach Mitternacht blieb ich trotz Sturm
und Regen auf dem Verdeck, und da befanden wir uns im-
mer noch von Wind und Wellen hin und her geworfen ge-
genüber der in unsichern Umrissen schwarz aufsteigenden
Felswand von Gibraltar. Allein tröstlich bei diesem Unwet-
ter und dem trüben Abschiede von Spanien war das Licht
des Leuchtturms am Fuß der Steinwand, das ich lange,
lange durch Nebel und Dunst strahlen sah, uns freundlich
nachblickend, wie ein schöner glänzender Stern.

Ogleich ich schon mehrere kleine Überfahrten auf
Schraubendampfern gemacht, so war doch meine jetzige
die erste größere Reise in einem solchen Fahrzeuge. Von
außen hatte die Province d'Oran nicht viel versprochen. Es
war ein düsteres, schwarzes, ja ich könnte mit Recht sagen,
schmieriges Fahrzeug, schlank und schmal wie ein Klip-
per gebaut, mit sehr enger und nichts weniger als comfor-
tabler Kajüte; auch die Einrichtung der Schlafkabinete ließ
Manches zu wünschen übrig, sehr viel aber in Betreff von

frischer Wäsche. Im Allgemeinen haben die Schraubendampfer eine weit unangenehmere Bewegung als die Ruderdampfer. Die Schaufelräder, zu beiden Seiten des Schiffes angebracht, stellen hierdurch gewissermaßen in der Bewegung eine Art Gleichgewicht her und wenn auch bei scharfem Wind und Wellen sich ein Schaufelboot bäumt und schraubenförmige Bewegungen macht, so schaukelt es doch nicht so über alle Maßen auf seinem eigenen Kiel wie ein Schraubendampfer. War es doch hier zuweilen in der ersten Nacht, als sei die Schraube unter dem Schiff ein Mittelpunkt, um den wir zuweilen ganz herumfliegen sollten; dazu machte dieselbe mit ihren Drehungen unter dem Fußboden der Hauptkajüte ein ächzendes, polterndes, unausstehliches Geräusch, wogegen bei anderen Schiffen das Klatschen der Schaufelräder eine wahre Musik genannt werden könnte. Im Hauptsalon befand sich außer uns nur ein einziger Passagier, ein französischer Schiffskapitän, der sein Schiff vor nicht langer Zeit bei dem Sturme im Hafen von Gibraltar verloren hatte, und nun über Oran nach Marseille zurückging. Unser eigener Commandeur war ein langer, melancholischer Franzose, der während der heutigen Sturmnacht beständig in der Kajüte auf und ab eilte und dann wieder mit Zirkel und Quadrant über seine Seekarten gebeugt saß. Er mochte auch seine Ursachen dazu haben, vorsichtig, ja ängstlich zu sein; denn in der Nähe der himmelhohen Felswände wurden wir von den vom Sturme gepeitschten Wogen so hin- und hergeworfen, daß Maschine und Steuerruder zuweilen völlig machtlos erschienen; ja, ich bin überzeugt, wenn wir auch zuweilen ein paar Seemeilen vorwärts machten, so drückte uns gleich darauf wieder der wüthende Ostwind ebensoviel rückwärts; und

zweifle nicht, daß unser Kapitän gern nach Gibraltar zurückgekehrt wäre, doch fürchtete er sich bei der finstern Nacht, das Schiff zu wenden und den Eingang zur Bai wieder aufzusuchen. Die Province d'Oran hatte einen großen Fehler, sie war als Bateau mixte gebaut, also ein Schiff, welches ebensogut mit der Maschine laufen, als unter dem Winde segeln kann, und sollte mit Vereinigung dieser beiden Kräfte ein ausgezeichnete Läufer sein; heute aber, wo wir Wind und Wellen gegen uns hatten, erwies sich die Maschine als viel zu schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen, und als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch auf das Verdeck hinauf stieg, sah ich zu meiner sehr unangenehmen Überraschung den Felsen von Gibraltar wohl rückwärts von uns liegen, aber trotz Regen und Nebeldunst so deutlich, daß ich wohl abschätzen konnte, wir seien noch nicht viele Seemeilen von ihm entfernt.

Es war ein trostloser, garstiger, grauer Morgen; Wind und Regen pfiff und sauste durch's Takelwerk, die See war schmutzig gelb und kam uns rollend und schaumstrotzend in gewaltigen Wogenketten entgegen. Obgleich wir jetzt mit voller Kraft fahren, so kamen wir doch nur langsam vorwärts; ja zuweilen schien das Schiff ganz still zu stehen unter dem wüthenden Anprallen der Wellen und in solchen Augenblicken erzitterte das ganze Gebäude, wie vor Angst und plötzlichem Schreck. Sowohl unser eigener, als auch der fremde Kapitän und nicht minder wir Passagiere waren froh, wenigstens die Nacht hinter uns zu haben. Man kann Schiffbruch leiden und doch mit heiler Haut davon kommen, wie es mir vor Jahren im Meer von Marmora geschehen; aber an diese Felsenküsten geworfen zu werden,

ist für Mannschaft und Schiff der sichere, unvermeidliche Untergang.

Unser Dampfer war schwer mit Kaufmannsgütern beladen, hatte aber auch in der Vorkajüte wenig Passagiere. Hier befand sich u. A. eine maurische Familie aus Oran, Vater, Mutter mit vier Kindern, armen, geduldigen Wesen, die bei verschlossener Lucke die Nacht ohne Betten zugebracht hatten und sich nun freuten, als das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Namentlich die armen Kinder mit dem gelben, wachsbleichen Teint und großen, wunderschönen Augen blickten verwundert um sich und krochen zuweilen die Treppe hinauf, um sich das Meer anzuschauen. Anfänglich waren sie scheu, wie Rehe, und wenn sich Einer von uns blicken ließ, so flohen sie behende in ihren Verschlag zurück; nach und nach aber wurden sie zutraulicher und nahmen Zwieback, Orangen und Zucker aus unsern Händen. So schmierig das Bettzeug auf diesem unangenehmen Schiffe war, ebenso unsauber waren auch Tischgeräth und Servietten; und um dieß mit der Küche in Einklang zu bringen, war diese so ärmlich und schlecht, wie ich sie weder bei einer Fluß- noch Seefahrt nie erlebt. Unser finsterer Kapitän, der überhaupt ein merkwürdiger Herr war, schien gar keine frischen Vorräthe an Bord zu haben, und so lebten wir von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Rauchfleisch, allerdings auf gut seemännisch, aber nicht gemäß dem vielen Gelde, welches uns der Agent in Gibraltar für eine gute Verköstigung abgenommen. Das einzige vergnügte Gesicht an Bord war aber unser schmutziger Kellner und dieser arme Teufel hatte gewiß die wenigste Ursache dazu, denn er mußte beim heftigsten Schaukeln des Schiffes den Tisch unten decken und durch Wind und Regen das Essen aus der

Küche über's Verdeck tragen. Doch behielt er immer dabei sein grinsend lächelndes Gesicht und dieß verließ ihn sogar nicht, als er einmal mit der ganzen Suppenschüssel droben ausrutschte und auf das nasse Verdeck hinfiel.

Ein guter Dampfer braucht von Gibraltar nach Oran sechsenddreißig Stunden, wir aber drei Nächte und zwei und einen halben Tag und das unter beständigem Sturmwind und Regen bei immer magerer werdender Ration. Endlich am dritten Tag in der Frühe sahen wir die feingezackte, hier grün bewachsene Küste Afrika's vor uns und erreichten um Mittag Mers el Kebir, den Hafen von Oran. In jeder Beziehung waren wir sehr erfreut, unser ungastliches Schiff verlassen zu dürfen, mußten aber, ehe wir zur Stadt Oran hinauffahren durften, noch eine sehr unangenehme, ja höchst unverschämte Mauthvisitation durchmachen. So empörend roh, wie hier in einer französischen Kolonie bin ich in meinem ganzen Leben nicht behandelt worden. Nicht genug, daß man unsere Koffer und Nachtsäcke bis auf den Grund durchwühlte, wollte sich auch ein Kerl in blauer Blouse das Vergnügen machen, die Taschen unserer Kleider zu untersuchen. Da ich aber ohnedieß ziemlich schlecht gelaunt war, so stieß ich ihn unter einem kräftigen Worte von mir, wobei ich ausrief: wenn einmal hier die Bestimmung gelte, Reisende auf so unverschämte Art zu durchsuchen, so müsse ich mir das gefallen lassen, aber nur von einem Angestellten in seiner Dienstuniform; von jedem hergelaufenen Kerl aber in schmieriger Blouse lasse ich mich nicht anrühren. Das wirkte und man ließ uns unseres Weges ziehen.

Von Mers el Kebir nach Oran braucht man vielleicht drei Viertelstunden und fährt auf einer breiten, vortrefflich unterhaltenen Chaussee in guten Droschken, die sich bei Ankunft eines Schiffes zahlreich am Meere einfinden. Die Straße windet sich malerisch längere Zeit in großen Bogen um die weite Seebucht herum und ist beim Eintritt in die Stadt durch ein von den Franzosen erbautes starkes Werk geschlossen. Die umliegenden Höhen zeigen ein Paar alte verfallene, maurische Forts, die jetzigen Vertheidigungslinien sind alle neu, trefflich gebaut und mit starken Erdwerken umgeben. Als die Franzosen im Jahr 1830 Oran besetzten, lag die ganze untere Stadt in Trümmern und wurde von den Eroberern neu aufgebaut, woher es kommt, daß der größte Theil von Oran vollständig das Ansehen einer kleinen französischen Hafenstadt hat. Man hat beim Eintritt in dieselbe keine Idee, daß man sich an der afrikanischen Küste befindet; die Straßen sind gut gepflastert oder makadamisirt und auf ihnen sieht man neben zahlreichem französischem Militär nur den europäischen Paletot und runden Hut. Selten läßt sich in diesem Stadtviertel ein Maure sehen, oder schleicht ein Beduine durch eine Seitengasse. Die hübschen Häuser sind neu und gleichförmig gebaut und enthalten französische Moden- und andere Magazine, Buchläden, Kaffeehäuser, Restaurationen und elegante kleine Boutiquen aller Art – *Girault et Compagnie, Magasin de Nouveautés*. – *Henri Favard, Salon pour la coupe des cheveux*.

Auf der Höhe des Berges, an dem Oran liegt, ist das Mauren- und Judenviertel, wo alte orientalische Erinnerungen in mir rege wurden. Oft war es mir, als wandelte ich in einer Straße von Beirut; hier wie dort die ärmlichen hellgelben Lehmhäuser mit flachem Dach, zuweilen mit einer Backsteinkuppel; niedrige, schlecht verwahrte Thüren und die Gebäude vielleicht verziert mit den Überresten eines reizenden arabischen Fensterbogens von schlanken, oftmals gesprungenen Säulchen getragen, oder auch beschattet von einer schlanken Palme, welche hoch in die blaue Luft hinaus ragte. Dazu das gleiche Straßenleben, die kunstlosen Läden und offenen Werkstätten, wo sichtbar vor Aller Augen Schuhe gestickt und Kleider genäht wurden, ja in den gewölbten Gängen eines weitgeöffneten Hofes eine zahlreich besuchte Judenschule, der Lehrer in Turban, langem Talar und gelben Pantoffeln, die kleinen Kinder in verblichenen rothen und gelben Röckchen, öfters ein gesticktes Käppchen auf dem schwarzen Haare, lustig durcheinander schreiend und sich dabei auf ihren Sitzen hin und her bewegend. Die neue Hauptstraße Orans ist mit diesem Mauren- und Judenviertel durch den großen Hauptplatz verbunden, der die Höhe des Berges einnimmt, und wo sich Morgenland und Abendland in malerischen Gruppen vereinigt. Hier traben ein paar Chasseurs d’Afrique, die Flinte auf dem Rücken und halten plötzlich an, um mit einem malerisch costümirten Spahi zu plaudern, oder die Bekanntschaft einiger Beduinen zu machen, die soeben von der Wüste herein geritten kamen. Das sind fast die gleichen Gestalten, mit denen ich vor langen Jahren durch den Libanon und nach Damaskus gezogen, im weißen Gewand, den Yatagan im Gürtel, die lange

Lanze quer über den Sattel gelegt; nur der Burnus ist hier von dem syrischen verschieden, er hat eine Kapuze, welche der Araber der Berberei über das bunte Kopftuch zieht, und so weiß eingerahmt, sieht der bronzefarbene Kopf mit den blitzenden Augen noch ernster und düsterer aus. – Die Hauptstraße herauf, die auf den Platz mündet, kommen Soldaten und Offiziere verschiedener Waffengattungen, zu Pferde und zu Fuß, diese behaglich flankend, jene eilig im raschen Trabe des schlanken, maurischen Rosses. Dort erscheint auch mit einemmale eine dichte Menschenmasse, laut schreiend und lachend, ein Knäuel von französischen Soldaten, Mauren und Bürgern der Stadt. Sie umgeben eine Tragbahre, welche zwei Araber tragen und auf welcher ein großer, buntgefleckter Panther liegt, der am frühen Morgen draußen auf der Ebene geschossen wurde.

Sei mir begrüßt, orientalisches Kaffeehaus, mit deinen niedrigen Rohrstühlchen und kleinen Tässchen! Liegen denn wirklich fünfzehn Jahre zwischen jener Zeit und heute, wo ich ebenfalls den duftenden Mocca aus dem zierlichen ZARFE trank, und wo mir ebenso wie heute ein kleiner Negerbube die lange, dampfende Pfeife in den Mund steckte? – Es sind ja die gleichen Bilder, die ich damals gesehen, die mir so sehr die jugendliche Phantasie erregt. – Und doch, so ähnlich die Umgebung ist, so ist sie doch wieder ganz verschieden. Über den Platz herüber dringen die rauschenden Klänge einer französischen Militärmusik, Offiziere in reichgestickter französischer Uniform sprengen zwischen den erstaunten Beduinen dahin, voran ein Oberoffizier in mittleren Jahren, eine stark untersetzte Figur mit breitem, ernstem nachdenklichem Gesichte – Pelissier. Jetzt herrscht freilich an den Ufern des Bosphorus dasselbe Leben,

wie hier an der afrikanischen Küste und wo damals eine fremde Uniform zur Seltenheit gehörte, bewegen sich heute zwischen den Türken und Beduinen zahlreiche französische Soldaten, Chasseurs d’Afrique und Zuaven. Die letzteren hier in Oran zu sehen interessirte mich besonders; fast alle sind kräftige, untersetzte Leute, auffallend viele unter ihnen haben hellblonde Bärte. Ihre orientalische Phantasie-tracht, der grüne Turban, die anschließende Jacke und weiße kurze Hosen mit zierlich geschnittenen Gamaschen ist schöner und zweckmäßiger, wie die Uniformirung der Armee des Großherrn. Jetzt könnte es mich traurig machen, wenn ich bedenke, wie lustig und wohlgemuth die armen Zuaven damals durch die Gassen von Oran schwärmten, ihre kleinen Einkäufe besorgten und sich zur Abreise rüsteten; drunten bei Mers el Kebir lagen ein paar große französische Kriegsdampfer, um von den hiesigen Regimentern nach Konstantinopel zu führen. Wer mag von diesen kräftigen Gesellen jetzt noch übrig sein? Las ich doch neulich von einem einarmigen Zuaven, der nach Marseille zurückgekommen und dort erzählte, daß von den zwei Kriegsba-taillons seines Regiments, die vor einem Jahre achtzehnhundert Mann stark von Oran nach der Türkei gegangen seien, jetzt nur noch ungefähr zweihundertundfünfzig übrig wären, von den zwölf Kapitän aber elf todt und der zwölfte in der Gefangenschaft. —

Oran hat unter der hochgelegenen befestigten Citadelle einen schönen, neuangelegten Spaziergang, mit doppelten Baumreihen, wo man eine prachtvolle Aussicht auf die umliegenden Höhen, von denen einige mit verfallenem Mauerwerk gekrönt sind, auf die am Abhang liegende Stadt,

sowie auf das weite, tiefblaue Meer genießt. Neben dieser Promenade liegt das kleine Theater. Eine französische Operngesellschaft gab den Brauer von Preston und zu gleicher Zeit sahen wir abermals den General Pelissier, der mit ein paar Damen in der Prosceniumsloge des ersten Ranges saß, jetzt nicht so finster wie heute Morgen, vielmehr heiter und lachend.

Obgleich der Dampfer, der uns hieher gebracht, von hier nach Marseille ging, hatten wir doch keine Lust, uns ihm wieder anzuvertrauen, sondern nahmen uns Plätze auf einem andern französischen Schiffe, welches, sowie auch sein Kapitän, uns mit vollem Rechte sehr gerühmt wurde. Ehe wir uns aber an Bord begaben, nahmen Baumeister Leins und ich einen recht schmerzlichen Abschied von unserem bisherigen lieben und getreuen Reisegefährten, dem Maler Horschelt, der in Oran zurückblieb, da seine Absicht war, längere Zeit hier, sowie in Algier und Constantine zu verweilen; als unser Dampfer sich langsam aus dem Hafen fortbewegte, sahen wir die gute, lange Gestalt unseres Freundes noch, auf dem Wege nach Oran zurück, häufig stehen bleibend, es schmerzte uns, die wir nach der Heimath zurückkehrten, ihn hier allein zurücklassen zu müssen. Sind doch die Reisen an der afrikanischen Küste nicht ohne Gefahr und das Ungemach und die kleinen Leiden, welche man in Gesellschaft leichter trägt, wohl im Stande, den Einzelnen niederzudrücken. Glücklicherweise aber ging von unseren Befürchtungen nichts in Erfüllung und während ich diese Zeilen niederschreibe, befindet sich unser ehemaliger Reisegefährte wohlbehalten in seiner Vaterstadt an der Isar und sendet unsterbliche Werke in die

Welt hinaus: Kriegs- und Lagerscenen, Kameel-, Pferd- und Maulthier-Bilder – lauter vortreffliche Horschelts.

Am dritten Morgen nach einer sehr angenehmen Fahrt auf dem vorzüglichen Schiffe Leonidas sah ich mit wahrem Entzücken den weißen Felsen mit dem Château d'If wieder vor uns auftauchen; dann die nebelbedeckte französische Küste, wo Marseille liegt und eine Stunde darauf die Häuser der Stadt mit dem Mastenwalde zu ihren Füßen. Als der Anker in die Tiefe rasselte und ich wie vor mehreren Monaten abermals auf kleinem Boot dem Ufer zuschwamm, schlug mein Herz heftiger unter einem unbeschreiblich glücklichen Gefühl.

Hier in Marseille verließ mich unser wackrer Leins, um direkt über Paris nach Stuttgart zurückzukehren. Ich aber vertraute mich am andern Tage abermals dem Meere an und fuhr mit dem Dampfer Castor nach Livorno. Es war, als wollte mich der Himmel für manche schlimme Seefahrt und vieles Ungemach des Wetters noch zu guter Letzt entschädigen; denn eine schönere, ruhigere und sonnigere Überfahrt wie diese habe ich nie erlebt. Da ich so glücklich in dem Gedanken war, die Meinen nun bald wieder zu sehen, so konnte es mich in Livorno nicht verstimmen, daß wir des Sonntags halber fast bis Mittag auf die gestrengen Herrn von der Douane warten mußten, worüber die andern Reisenden, und das mit vollem Rechte, empört waren. Angenehm träumend flog ich auf dem Dampfwagen abermals durch Toscana bis nach Florenz, welches ich bei sinkender Nacht erreichte. Dießmal empfing mich auch kein Regenguß, vielmehr geleitete mich ein klarer sternbesäeter Abendhimmel an das Haus, wo meine Lieben wohnten, und als ich unerwartet in die hellerleuchtete Stube trat,

hatte ich das unbeschreibliche Vergnügen, Alle, Alle wohl,
heiter und gesund wiederzusehen, sich freud auf die baldige
Rückkehr nach der Heimath.